Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
D4
v.39:1

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(Januar bis März 1914)

Seite

Das Rüstungsfieber 1

Germain Bapst (Paris): Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz. I. II. III. 3. 223. 337

Dr. Freiherr v. Jettel: Quousque tandem! 15

Prof. Dr. E. A. Ewald, Geh. Medizinalrat in Berlin: Das Blut und seine Hygiene 19

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 31. 170. 314

Der politische Dilettantismus in Europa 51

Dr. Max B. Weinstein: Wissenschaftliche Verwegenheiten 55

General der Infanterie v. Goßler: Krieg und Frieden 62

Prof. Dr. v. d. Borne (Breslau): Unser Wissen vom Innern der Erde . 69

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden 75. 193. 368

Konteradmiral z. D. Glatzel (Berlin): Die Flotten der Tripelentente . . 85

Professor E. Goldstein (Berlin): Ueber einige neuere Ergebnisse der Spektralanalyse 93. 235

Prof. Dr. Rudolf v. Scala: Persönlichkeiten, Volkskräfte und Staatsmächte im vorigen Jahrhundert 102

Victor Junk, Dozent an der Universität in Wien: Der Gral als Symbol 113

Generallandschaftsrat v. Auerswald: Freiherr v. Stein und Landhofmeister v. Auerswald 119

de Beaufort, früherer Minister des Aeußern im Haag: Chauvinismus 129

Der wahre Rampolla 134

Prof. Dr. Max Eckert (Aachen): Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient 140

278457

Digitized by Google

Seite

Julie v. Goßler: Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen. Biographische Skizze aus den Jahren 1806 bis 1836 . 146. 347
Friedr. Noack (Rom): Fürst Bülows „Deutsche Politik" 155
Graf **Vay de Vaya** E. A. S. M. — A. P.: Montenegro 159
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Hermann Küttner**: Die Blinddarmentzündung 202
Universitätsprofessor Dr. **Albert Eichler** (Graz): Englische Märchen . . 245
Sir **Charles Bruce**: Die englisch-deutschen Beziehungen und der Weltfriede 257
Raffaele de Cesare, Senator des Königreichs Italien (Rom): Kardinal Rampolla 262
Prof. Dr. **Karl Dove**: Deutsch-englische Interessengemeinschaft in Afrika 275
August Fournier: Lola Montez und die Studenten. Unedierte Berichte 280
Prof. Dr. **S. Günther**, Prorektor der Technischen Hochschule in München: Die Frage nach der Erfindung und Vervollkommnung des Kompasses 299
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Chauvinismus — Politik — Heer . . 327
Prof. Dr. **Karl v. Lilienthal**: Justizirrtümer 331
Schutztruppen 358
Die Weltpolitik und die innerpolitischen Machtfaktoren 362
Curt v. Zelau: Erinnerungen an Papst Leo XIII. und Kardinal Rampolla 374

Berichte aus allen Wissenschaften

Tierpsychologie. Prof. Dr. **H. E. Ziegler** (Stuttgart): Ein Besuch bei dem denkenden Hunde 250

Kleine Revuen

Literarische Berichte 122. 252. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Das Rüstungsfieber.

I

General der Infanterie Friedrich Graf von Beck-Rzikowsky:

Das von so vielen Seiten in neuerer Zeit oft besprochene „Rüstungsfieber" aller Staaten besteht eigentlich nur in der, den modernen Verhältnissen angepaßten Weiterentwicklung der Armeen. Wenn eine solche geeignet sein soll, einen Krieg mit Erfolg zu führen, und das muß man als ihre Aufgabe voraussetzen, so müssen schon im Frieden alle Mittel angewendet werden, um sie bezüglich Organisation, Stärke, Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung auf eine größtmögliche Höhe zu bringen, auf daß sie den voraussichtlichen Gegnern zumindest vollkommen gewachsen sei.

Von dem Erfolge eines Krieges hängt die Existenz eines Staates ab; die außerordentlich hohen Kosten eines solchen würden bei einem schlechten Ausgang noch durch Gebietsverluste, Kriegsentschädigung und Einbuße der politischen und kommerziellen Stellung erhöht werden, sie können nur bei einem siegreichen Ende durch die beim Friedensschluß zu erreichenden Vorteile einigermaßen wettgemacht werden.

Eine Abrüstung könnte nur dann erfolgen, wenn der Krieg aus der Welt geschafft wäre und die Armee nur mehr die Aufgabe hätte, die innere Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten. Daß aber gegenwärtig die Möglichkeit eines Kriegsausbruches noch besteht, hat erst das verflossene Jahr deutlich gezeigt, ebenso aber auch, daß eine Kriegsbereitschaft, die dem Gegner imponiert, zur Erhaltung des Friedens beiträgt und damit vor größerer Schädigung bewahrt. Wenn aber selbst in allen Staaten der Wunsch nach fortdauernder Erhaltung des Friedens und das Entsagen auf alle diesen bedrohenden Aspirationen bestehen würde, könnte eine Abrüstung nur im gegenseitigen Einvernehmen von allen gleichzeitig vorgenommen werden, da man in dieser Sache wohl nur den Tatsachen trauen darf und sich auf Versprechungen nicht verlassen kann. Im gegenwärtigen Zeitpunkte ist aber bei mehreren Großmächten keine Aussicht auf eine solche Stimmung vorhanden, um so mehr, als die Ausbreitung der slavischen Propaganda auf dem Balkan noch zu keinem Abschlusse gelangt sein dürfte.

Am wenigsten haben die mitteleuropäischen Staaten, die in die Lage kommen können, nach verschiedenen Fronten mit starken Gegnern Krieg zu

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

führen, die Berechtigung, in ihren Rüstungen innezuhalten, ohne ihre Existenz zu gefährden; denn auch in den Kriegsvorbereitungen ist jeder Stillstand ein Rückschritt.

II

Aeußerungen eines früheren österreichischen Landesverteidigungsministers:

Ihrer geschätzten Einladung, zur Bekämpfung des uns schüttelnden allgemeinen Rüstungsfiebers beizutragen, besorge ich, wenig entsprechen zu können.

Am wenigsten vermöchte ich die verantwortlichen militärischen Leiter anzuklagen, welche mit der Fürsorge der bewaffneten Macht betraut sind. War ich doch ein Vierteljahrhundert lang selbst dabei, die Wehrmacht auszugestalten — zu tun, was wir alle tun müssen, wenn unsre gepriesene Zivilisation sich so gestaltet hat, daß nur die Kriegsmacht im „völkerrechtlichen Konzerte" gilt — kein Staat sich sicher fühlt, nicht am folgenden Morgen vom lieben Nächsten angefallen zu werden, sobald dieser dafür die Ueberlegenheit erlangt hat. Dagegen muß man sich eben wappnen, worüber wieder der liebe Nächste sich beunruhigt fühlt und ein übriges tut. Man verbündet sich auch mit lieben Nächsten gegen andre Nächste und wetteifert in Ententen und Allianzen keuschend weiter.

Es dürfte wenig hohe Generale geben, die es nicht vorziehen würden — gleiches beim Gegner vorausgesetzt —, die alten kleineren, beweglichen Armeen festbewährter Berufssoldaten kunstgerecht zu handhaben, wie Erzherzog Karl bei Aspern, die Fahne schwingend, seine ihm zujubelnden Grenadiere persönlich zum Siege zu führen, statt nach Tag und Nacht sich drängenden Sorgen und komplizierten Berechnungen für die Bewegung und Versorgung einer Art Völkerwanderung, an den Kartentisch gebannt, im telegraphischen und telephonischen Verkehre zu lesen, zu hören, zu verzeichnen, was man nicht mehr zu überblicken, persönlich zu erreichen vermag, die Massen dirigieren zu trachten, für deren Verharren im Rahmen ihrer, Ungemach und Gefahren aller Art mit sich bringenden Aufgaben die Berechnung aufhört, deren kurze militärische Schulung ihnen die notwendigsten Fertigkeiten beizubringen, sie aber nimmer zu jenen Soldatennaturen zu erziehen vermöchte, mit denen man unter allen Umständen rechnen konnte.

Die Unsicherheit, wie es mit all den kolossalen Aufgeboten gehen wird, und welche Folgen die das Mark der Völker ergreifende Inanspruchnahme aller Kräfte und Lebensbedingungen schließlich nach sich ziehen würde, trägt wohl dazu bei, daß die Regierenden der großen Mächtegruppen, trotz aller Rüstungen, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges hintanzuhalten trachten; allein für ein Uebereinkommen zur Beschränkung der Rüstungen besteht noch wenig Aussicht.

Die Ambitionen, welche die Kabinettskriege verflossener Jahrhunderte hervorriefen, haben der Spekulation auf Macht und Vorteile populärer Agitatoren Platz gemacht, welche, um die Führung zu gewinnen, die zeitwidrigsten, barbarischsten Instinkte der Völker ausnützen und diese gegeneinander hetzen. Die Nationalitätenbewegung hat eine solche Macht erlangt, daß nicht nur die

Digitized by Google

Regierungen, sondern auch die internationalsten Institutionen, die sozialistischen, die religiösen und selbst die „goldenen" sich ihr unterzuordnen bemüßigt meinen.

So müssen die Völker die Lasten des Getriebes tragen, für welches sie eben zu haben sind. Es wird die Zeit kommen, in welcher sie finden werden, daß sie ... schlecht geführt worden sind. Ob und was alles sie dann zusammenschlagen werden, läßt sich ebensowenig berechnen, als wenn sie zur Einsicht kommen werden. Nach einem allgemeinen Kriege ganz gewiß; vielleicht schon früher, wenn es noch lange so fortgeht. Einstweilen wird über die Rüstungen in Wort und Schrift genug geklagt, was den für Erfolge genügsameren Naturen überlassen bleiben möge.

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

I

Der Mißerfolg vom 31. August und 1. September war ein vernichtender Schlag für die französische Armee.

Manche kranke oder an körperlichen Gebrechen leidende Führer waren allerdings froh, in ihr am vorgestrigen Tage verlassenes Quartier zurückzukehren; vor einem offensiven Vormarsch, seinen Strapazen und Entbehrungen und vor den moralischen und physischen Anstrengungen, die er erfordert hätte, fürchteten sie sich.

Aber in der großen Masse der Armee sowohl als in den Stäben, bei den Truppenoffizieren und unter den Soldaten zeigte jeder, je nach seiner Natur, Enttäuschung, Entmutigung, Aerger, Erbitterung. Selbst die Gleichgültigsten fingen an sich Sorge zu machen.

Am 1. September, als noch der Kanonendonner zu hören war, kam der nach Metz zurückkehrende Marschall Bazaine nahe an einer Gruppe von Offizieren des Generalstabs vorüber.

Auf seinem großen Fuchs ritt er, sich schwerfällig im Sattel wiegend, im Schritt dahin. Zwei oder drei Jäger ritten ihm voraus, ihm zur Linken der Hauptmann de Mornay-Soult im Dolman der Guiden, eine kurze dicke Pfeife im Mundwinkel. Hinterdrein ritten seine Neffen und seine Eskorte.

Da er auf den Gesichtern der Generalstabsoffiziere einen Vorwurf zu lesen glaubte, rief er ihnen zu: „Nun gut, wie die Dinge stehen, werden wir uns jetzt jeden Tag schlagen."

Dann ritt er weiter und begab sich in die Villa Herbin in Ban St. Martin.

Digitized by Google

Der Major Wilette, den man weder auf dem Schlachtfelde noch in dessen Nähe gesehen hatte, erwartete ihn dort und hatte das Dejeuner für ihn herrichten lassen.

Als einige Stunden später auch der Stab zurückkehrte, wiederholte der Oberst Lewal, der neben dem General Jarras an der Spitze ritt, mit besonderer Betonung ungefähr die Worte des Marschalls: „Das ist mißglückt; aber wir müssen morgen, übermorgen wieder anfangen, bis es uns gelingt."

„Sie wissen so gut wie ich, daß ‚Man' es nicht will," antwortete der General Jarras.

Ein Schweigen folgte, und alle Offiziere des Stabes fühlten, daß Oberst Lewal gegen seinen Willen ebenso denken mußte wie der Generalstabschef.

Vor Tagesanbruch, gegen 5 Uhr morgens, hatte Marschall Bazaine folgende Depesche an den Kaiser aufgegeben, in der er seine Wünsche durchblicken ließ:

„Nach einem kräftigen Vorstoß befinden wir uns wieder im verschanzten Lager ... mit geringen Munitionsvorräten für die Artillerie, ohne Fleisch und Zwieback, aber mit Getreide für fünf Wochen, außerdem in einem Gesundheitszustand, der zu wünschen übrig läßt ... Ich mache fortgesetzte Anstrengungen, um aus der Lage, in der wir uns befinden, herauszukommen; aber der Feind um uns ist zahlreich ..."

Im Generalstab hatte man keinerlei Illusion mehr. Der Marschall war entschlossen, wie es General Jarras aussprach, nicht mehr von der Stelle zu gehen.

Am 2. September ordnete er die Wiederherrichtung der Feldlager, ihre Sanierung und alle für einen längeren Aufenthalt nötigen Vorkehrungen an. Nie herrschte größere Ruhe in den Lagern als während der ersten vierzehn Tage des September. Die einzigen Beschäftigungen der Soldaten waren Kleiderappelle und theoretischer Unterricht, aber in den Stäben hatten die Offiziere ein gesteigertes Maß von schriftlichen Arbeiten zu erledigen.

„Die Beunruhigung ist allgemein, sie wächst von Tag zu Tag. Warum wird nicht ein neuer Ausfall unternommen?" — so wurde alle Tage unaufhörlich gefragt.

Die häufigen Regengüsse, der klebrige, gelbliche Schmutz des lehmigen Erdreichs im Weichbild von Metz, der Mangel an jeder Zerstreuung und die schlechte Ernährung wirkten ungünstig auf die Moral ein und drängten die Armee dazu, die Verhältnisse in einem trüben Licht zu sehen. Die Lager, von den andauernden Regenschauern durchweicht, die die Soldaten zwangen, den größten Teil des Tages unter ihren kleinen Leinwandzelten liegen zu bleiben, waren wie ausgestorben und boten unter dem grauen Himmel ein trübseliges, abstoßendes Bild.

Trotz aller aufgewandten Sorgfalt waren Offiziere und Soldaten mit Kot bespritzt und schmutzig. Sie konnten sich nicht ordentlich reinigen und trocknen. Durch die kleinen Zelte ging oft der Regen durch; die unten eindringenden Wasserbäche überschwemmten den Boden, auf dem die Schläfer lagen, und durchnäßten sie. Das Schlachtfleisch begann auszugehen. Es wurde Pferdefleisch verteilt, aber bald fehlte es gänzlich an Salz, und alle Speisen waren jetzt unschmackhaft.

Digitized by Google

Die mißglückten Ausfälle vom 26. August und vom 31. August und 1. September, die „Tage von Vas-y-voir“ und die „Schlacht von Rentre-en-ville,“ wie die Witzbolde sagten, hatten die Offiziere und die Soldaten niedergeschlagen gemacht. Sie beklagten sich über diese zwei nutzlosen Unternehmungen und über die Opfer, die man ihnen ohne vernünftigen Grund zugemutet hatte. Anfangs machte sich das nicht bemerklich, aber jedenfalls hatte die Armee von ihrem ursprünglichen Wert eingebüßt. Die Disziplinlosigkeit hatte zugenommen. Viele Offiziere hatten nicht mehr die geistige Kraft, ihre Autorität aufrecht zu erhalten, und konnten sich nicht entschließen, Strafen zu verhängen. Das Marodieren riß überall ein und man ließ es hingehen. In den Kämpfen vom 31. August und 1. September gab es zahlreiche Marodeure und Nachzügler hinter den Linien.

Der General Lapasset riet dem Marschall, in jedem Armeekorps ein furchtbares Exempel zu statuieren, um den Soldaten künftighin jede Lust zu benehmen, die Reihen während des Kampfes zu verlassen; doch der Marschall begnügte sich in seiner gewohnten Sorglosigkeit damit, ein Zirkular zu diktieren, in dem er die Gendarmen wegen ihrer Nachsicht tadelte.

Die Armee war im Grunde ohne Oberbefehl; ihr Führer sagte nie: „ich will“; er konnte es nicht, denn er wollte nichts und gab selbst zu, daß er nicht wußte, was er tun sollte.

„Ich gäbe viel darum, wenn mir jemand sagte, was ich tun soll,“ äußerte er am 23. August zu dem Obersten Berge. Er war immer in derselben Stimmung und bereit, sich von irgendeiner „grauen Eminenz“ leiten zu lassen, wenn sich eine fände, die die Gabe besäße, seinen kraft- und haltlosen Geist zu beherrschen und festzuhalten.

Lassen wir die Männer reden, die Tag für Tag ihre Beobachtungen am Abend oder am Morgen nach der Rückkehr ins Lager niedergeschrieben haben.

Den 2. September: „Traurigkeit und Entmutigung befallen uns, als wir uns wieder auf dieser schrecklichen Insel Chambière befinden,“ berichtet Rittmeister Delphin von der Gardekavallerie. „Man ist voll Sorge, weil man anfängt, zu erkennen, daß es nicht leicht sein wird, aus der Sackgasse, in der man sich befindet, herauszukommen. Die letzten Operationen waren so schlecht wie nur möglich geleitet. Man zweifelt die Fähigkeiten des Marschalls Bazaine an und fragt sich, ob er wirklich die Absicht gehabt hat, die preußischen Linien zu durchbrechen.“

„Was soll aus uns werden? Man hofft noch immer, daß der Marschall Mac Mahon uns zu Hilfe kommt, und daß wir, wenn wir unsere Kräfte mit den seinigen vereinen, befreit werden können.“

„Den 3. September. — Man kann der großen Masse der Kavallerieoffiziere den Gedanken nicht ausreden, daß der Marschall Mac Mahon in geringer Entfernung steht. In den Gesprächen ist nur davon die Rede.“

Was würde der Marschall tun? Das war die Frage, die alle sich stellen.

Am Abend des 2. September hatte bei dem General de Saint-Sauveur,

Digitized by Google

dem Generalprofoß der Armee, eine Zusammenkunft stattgefunden. Die Obersten Lewal, d'Andlau, H. Ducrot, der General Le Tellier-Blanchard und ungefähr zehn andere Offiziere waren gekommen, um Whist zu spielen und zu plaudern. Es wurde diskutiert, Fragen wurden gestellt und Eindrücke ausgetauscht.

Einer der Anwesenden, der Stabshauptmann Léonce Arnous-Rivière, Adjutant des Generals Le Tellier-Blanchard, schrieb, als er fortging, in sein Notizbuch: „Man sucht sich über die Absichten des Marschalls Bazaine klar zu werden. Ich glaube, daß er lieber mit einer unversehrten Armee bleiben als sich bei einem Ausfall schlagen lassen und mit Trümmern entkommen will. Man bedauert seinen Mangel an Energie. Wenn ein neuer Ausfall gemacht werden muß, so wird er schwerer werden und noch mehr Opfer kosten ... Alle beklagen sich über das Schweigen des Marschalls Bazaine."

Oberst Fay vom Generalstab verbrachte den Nachmittag mit Arbeiten. In seinen Aufzeichnungen vom Abend dieses Tages sind folgende merkwürdige Betrachtungen zu lesen: „Die Armee beginnt gegen diejenigen, die sie befehligen, zu murren; was mich betrifft, so bewundere ich den Marschall Bazaine, der in den schwierigsten Augenblicken immer ruhig, heiter, frei von Aufregung und Launen ist. Diese bewundernswerte Selbstbeherrschung ist für einen Armeeführer eine große Eigenschaft. Leider zeigt er sich den Truppen nicht, unterläßt es, zu ihnen zu kommen und sie anzusprechen, wodurch er ihnen Vertrauen einflößen würde."

In der Villa des Herrn de Bouteiller, in der Marschall Bazaine am Tage der Schlacht von St. Privat gewohnt hatte, war jetzt General de Ladmirault untergebracht. Er hatte seine Divisionsgenerale zusammengerufen, und nach dem Zeugnis des einen von ihnen, des Generals Grenier, beklagte man sich auch hier über den Oberbefehlshaber. „Ich war," bemerkt General Grenier, „über unseren Eigensinn, in unserem Gefängnis zu bleiben, so befremdet gewesen, daß ich mein Erstaunen darüber aussprach und zwar lebhaft genug, um erkennen zu lassen, daß ich mich über die Absichten des Marschalls Bazaine nicht im unklaren und mit seinen so wenig energischen Entschlüssen nicht in Uebereinstimmung befand."

General Grenier mußte allerdings um so lauter schreien, je ängstlicher er im Handeln gewesen war. Hätte die Armee nicht eine so große Anzahl solcher apathischer Generale, wie er war, aufzuweisen gehabt, so wäre vielleicht der Marschall Bazaine angesichts des einmütigen Eintretens für ein energisches Vorgehen gezwungen gewesen, anders zu handeln, aber er wußte, daß diejenigen, die am lautesten redeten, diejenigen waren, die am lebhaftesten wünschten, sich nicht vom Fleck zu rühren. Er wußte auch, daß sich bei der Rheinarmee eine nicht geringe Anzahl solcher Generale ohne physische und moralische Spannkraft befand.

Im Laufe des 2. September kam dem Marschall Bazaine ein fatales Gerücht zu Ohren.

Der Doktor Lefort war auf dem Schlachtfeld vom vorigen Tage gewesen, um Verwundete zu bergen, und hatte deutsche Soldaten sagen hören, daß ihnen

Digitized by Google

morgens bei der Parade Mitteilung von einer Niederlage des Marschalls Mac Mahon gemacht worden sei; es seien ihm Geschütze abgenommen und einige tausend Gefangene gemacht worden. Es waren nur Erzählungen von Soldaten, und der Doktor hatte nichts von Offizieren erfahren; trotzdem kam er am Abend zum Marschall, um ihm darüber zu berichten, und sie machten miteinander aus, daß sie nicht davon sprechen wollten.

Der Marschall wollte so schnell wie möglich Gewißheit haben.

Der Major Samuel vom Generalstab war am 24. August nach Sainte-Barbe als Parlamentär zur Auswechselung von Gefangenen geschickt worden; dort hatte er den Oberstleutnant von der Burg, den Generalstabschef des Generals von Manteuffel, getroffen und sich mit ihm unterhalten. Der Marschall beauftragte ihn jetzt, sich wieder auf den Weg zu machen, um über eine neue Abmachung dieser Art zu verhandeln. Er sollte versuchen, wieder mit dem Oberstleutnant von der Burg oder anderen Offizieren ein Gespräch anzuknüpfen und zu erfahren, was man von der Nachricht zu halten habe, die der Doktor Lefort gebracht hatte.

Der Major Samuel war eine merkwürdige Persönlichkeit des Generalstabs. Er war aus Saarlouis gebürtig und von israelitischer Herkunft, sprach und schrieb deutsch und kannte außerdem alle elsässischen und rheinischen Dialekte; er konnte sich in der besonderen Sprache der Schmuggler, der Bauern oder der Arbeiter in den Städten ausdrücken, deren Argot für ihn kein Geheimnis hatte.

Er war mittelgroß und stark beleibt; sein Kopf war oben kahl, während an den Seiten zwei Büschel schwarzer, krauser Haare standen; er hatte eine rote Gesichtsfarbe, große Augen und eine gekrümmte Nase. Er besaß, wie manche Schauspieler, ein großartiges Talent, sich zu verkleiden und sich unkenntlich zu machen. Er hatte Deutschland nach allen Richtungen hin durchreist und zwar als Kaufmann, Arbeiter, Bürger oder Handwerker.

Diese Kenntnis der Verhältnisse in Deutschland und der Sprache brachte es mit sich, daß er oft vom Generalstab um Rat gefragt wurde. Man sandte ihn als Parlamentär aus; man verlangte Uebersetzungen von ihm und wandte sich an ihn, um über die Ordre de bataille der feindlichen Armeen, die er von Grund aus kannte, Auskunft zu erhalten.

Der Oberstleutnant von der Burg, mit dem der Major Samuel versuchen sollte zu sprechen, war mit vielen französischen Offizieren bekannt, besonders aber mit denen, die den mexikanischen Feldzug mitgemacht hatten. Oberstleutnant von der Burg hatte nämlich im Stabe des Marschalls Forey, dem er zugeteilt war, die Belagerung von Puebla mitgemacht; dann hatte er an den Hauptexpeditionen, die quer durch das Land gemacht wurden, teilgenommen, und ein Aufenthalt in Mexiko, der bis zum Abzug der französischen Truppen dauerte, hatte ihn mit den Offizieren des Artilleriestabes, den nachmaligen Generalen de Miribel, de la Jaille, Berge und de Noue, mit denen er unter einem Dach und in vollkommener Vertrautheit lebte, in enge Beziehungen gebracht.

Groß, blond, kräftig, vortrefflich gebaut, hätte von der Burg als Modell

Digitized by Google

zu einer Statue des Arminius dienen können. So schildert ihn einer dieser Generale: „Er war für 1813 begeistert und besaß alle Anschauungen des pommerschen Edelmannes, aber in unserm Stabe in Mexiko machte er niemals die geringste unpassende Anspielung und blieb uns ein guter Kamerad. Ebenso tapfer im Feuer wie liebenswürdig als Gesellschafter, schonte er weder seine Kraft noch sein Leben."

„Als er nach Beendigung des Feldzuges im Jahre 1867 zum Militärattaché in Paris ernannt wurde (Anfang 1867), blieben wir eng befreundet. Er hatte vor kurzem eine blonde, rosige junge Schweizerin geheiratet, die auf das Leben in Paris wenig vorbereitet war. Meine Mutter empfing Frau von der Burg mit dem größten Wohlwollen und bemühte sich, ihr das Einleben zu erleichtern, indem sie sie bei ihren Verwandten und Freunden einführte."

Oberstleutnant von der Burg stand in Paris in regem Verkehr mit dem Major Samuel, der damals dem Bureau für die ausländischen Armeen zugeteilt war. Dennoch schufen ihre täglichen Beziehungen keine lebhafte Freundschaft unter ihnen. Als bei der Kapitulation der Oberstleutnant von der Burg mit dem Artillerieobersten de la Jaille zusammentraf und sich mit ihm unterhielt, fragte er ihn im Laufe des Gespräches, warum Marschall Bazaine mit Vorliebe den Major Samuel als Parlamentär geschickt habe, während es doch so viele deutschsprechende elsässische und andre Offiziere gäbe, die die französische Armee mit mehr Prestige vertreten hätten.

Wie Marschall Bazaine gewünscht hatte, wurde der Major Samuel, sobald er sich in den deutschen Linien befand, mit verbundenen Augen nach Ste. Barbe und vor den Oberstleutnant von der Burg geführt. Zum Frühstück eingeladen, lehnte der Major ab mit dem Bemerken, daß man in Metz im Ueberfluß schwimme; er habe, ehe er weggeritten sei, eine reichliche Mahlzeit zu sich genommen, und es sei ihm unmöglich, der Küche seines Wirtes die gebührende Ehre anzutun.

Als das Gespräch in Gang gekommen war, wurde die Auswechselung der Gefangenen rasch erledigt, und als dann Major Samuel von den letzten Ereignissen sprach, zeigte ihm Oberstleutnant von der Burg die „Kreuzzeitung", die am selben Morgen im Lager eingetroffen war. Der Major las darin die Bestätigung der Schlappe des Marschalls Mac Mahon; seine Armee hatte mehrere tausend Mann und 11 Kanonen verloren. In Paris war ein Verteidigungsausschuß eingesetzt worden, bestehend aus den Herren Thiers, Gambetta, Jules Favre, Girardin und dem General Trochu, der den Vorsitz übernommen und eine Proklamation erlassen hatte, in der der Name des Kaisers nicht ausgesprochen war. In der Kammer war ein Deputierter ausgepfiffen worden, weil er die Eröffnung von Friedensunterhandlungen beantragt hatte, und die Versammlung hatte erklärt, daß man vor dem Abzug des letzten Preußen nicht unterhandeln dürfe. Auch von der Schlacht des vorvorigen Tages wurde gesprochen. Am Abend des 31. August, nach der Einnahme von Servigny durch die Franzosen, war General v. Manteuffel im Begriff gewesen, den Befehl zum Rückzug zu

Digitized by Google

erteilen, aber Oberstleutnant von der Burg hatte ihn gebeten, noch zu warten, dann war er, nachdem er seine Pickelhaube abgenommen, in einen Mantel gehüllt auf Servigny zugegangen, war glücklich in den Ort gelangt und hatte ihn nach allen Richtungen durchstreift, ohne von irgendeiner Wache angehalten oder von jemand erkannt zu werden. Die Straßen waren voll redender, aufgeregter Soldaten, die damit beschäftigt waren, Kartoffeln zu schälen und zu kochen, oder bemüht waren, sich ein Nachtlager herzurichten, als wenn der Feind nicht in der Nähe wäre. Der preußische Offizier bewegte sich inmitten der verschiedenen Gruppen, ohne einen einzigen Augenblick das Gefühl zu haben, daß er irgendwelche Gefahr laufe, so wenig gab man auf ihn acht. Nachdem er sich so Gewißheit verschafft hatte, kehrte er zu seinem kommandierenden General zurück, und alsbald verjagte eine nach Servigny geworfene deutsche Kolonne die Franzosen daraus und besetzte das Dorf und seine Umgebung wieder.

Der Major Samuel wußte jetzt mehr als er wünschte, er verabschiedete sich und kehrte nach Metz zurück.

Gegen 1 Uhr war er in Ban St. Martin. Bald kannten die Offiziere des Generalstabes die Neuigkeiten, die er mitgebracht hatte, und sprachen den ganzen Abend unaufhörlich darüber.

„Es gibt Leute darunter, die die fatalsten Urteile über den Oberkommandierenden auszusprechen beginnen," schreibt einer von ihnen, der Major Tiersonnier. „Ich will nicht glauben, was man sagt," fügt er hinzu, „ich will trotz allem Vertrauen haben."

Am Nachmittage dieses Tages fand die Beerdigung des Generals Decaen statt, der bei Borny verwundet worden und tags zuvor, am 2. September, im Divisionshospital in der Rue Pincerie gestorben war. Von 2 Uhr an war die kleine Rue Pincerie von Generalen und Offizieren überfüllt. Um 3 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, wandte sich nach rechts und trat auf den Platz vor der Kathedrale heraus, der ebenfalls voll von Offizieren aller Waffen und von Spalier bildenden Truppen eingesäumt war. Marschall Bazaine, die Armeekorpskommandanten und alle Generale folgten dem Leichenwagen in einer geschlossenen Gruppe, die von Gold und Ordensauszeichnungen glitzerte. Der Regen hatte aufgehört und auf Augenblicke zeigte sich die Sonne zwischen den vorüberziehenden Wolken. Generale und Offiziere traten in die Kathedrale und füllten das mächtige, hochgewölbte Schiff, dessen steinerne Wände Stoffbehängen glichen.

Nach dem Gottesdienst begab sich der Zug auf den Friedhof, der einen Kilometer weit nach Osten liegt.

Unterwegs wurde von den Ereignissen gesprochen und die vom Major Samuel überbrachten Nachrichten hatten rasch die Runde von den ersten bis zu den letzten Reihen gemacht.

Marschall Bazaine wollte die energischsten seiner Unterführer von seinem Wunsche überzeugen, die Operationen fortzusetzen. „Wir werden wieder anfangen, den Feind zu belästigen, wie vorgestern", sagte er zu dem General

Digitized by Google

Bourbaki. Erstaunt blickte der Kommandant der Garde den Marschall an und antwortete: „Aber mir scheint, daß sie uns mit gleicher Münze bezahlt haben."

Die Offiziere des besonderen Stabes des Marschalls schoben die Verantwortung für den Mißerfolg der Armee von Metz dem Kaiser zu. „Wenn er die Armee 24 Stunden früher verlassen hätte, wären wir nach Verdun gekommen", sagte einer von ihnen zu dem General Le Tellier-Blanchard.

Nach dem Begräbnis kehrten die Anwesenden in Gruppen zurück und die Gespräche nahmen ihren Fortgang. Man war besorgt, offenbar hatten sich große Ereignisse zugetragen. Was wird die Zukunft bringen? — so fragte sich jeder.

In den Lagern schrien die Soldaten in allen Truppenabteilungen, als wenn ein Befehl gegeben wäre, unaufhörlich, sogar in Gegenwart der Offiziere: „Es ist keine Gefahr, daß Prinz Friedrich Karl heute angreift; er weiß, daß er geschlagen würde. Die Generale sind nicht da."

Es waren die Aeußerungen eines erbitterten Seelenzustandes, einer an Disziplinlosigkeit streifenden Kritik und eines Mangels an Vertrauen, wie er einer Niederlage vorhergeht. Diese Soldaten fühlten, daß die Opfer, die sie gebracht hatten, vergeblich gewesen waren. Wie konnte man also von ihnen noch größere verlangen für einen Durchbruchsversuch, der der allerschrecklichste werden mußte, wenn er ernst gemeint war?

Viele Führer standen nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Der Oberkommandierende hätte sie ihres Kommandos entheben müssen und nicht zugeben dürfen, daß sie seine eigne Autorität in Zweifel zogen oder gar schmälerten. Er hätte diese unbeugsam aufrecht erhalten und jeden, vom Höchstgestellten bis zum Tambour, zwingen müssen, gewissenhaft seine Pflicht zu tun; er hätte auch die Moral heben, die edleren Regungen dieser zu den höchsten Leistungen befähigten Armee in Schwingung versetzen müssen. Leider hatte er weder den Willen noch die Kraft dazu.

In einem Heer sind aller Augen auf den Oberkommandierenden gerichtet. Man unterzieht seine Handlungen der genauesten Prüfung, man wiederholt und kommentiert seine Worte, man sucht seine Absichten zu ergründen. Wenn er einen Augenblick nachläßt, Offiziere und Soldaten auf dem Wege der Pflicht zu erhalten, wenn er seine Prestige verliert, wenn er es zu Erörterungen über seine Handlungen kommen läßt, so geht alles in die Brüche.

Der 4. September, ein Sonntag, war ein strahlender Tag. Die seit 48 Stunden mit Arbeiten und dienstlichen Verrichtungen beschäftigten Offiziere und Soldaten benützten diesen Ruhetag zum Spazierengehen. Auch die Metzer Bürger verließen ihre Wohnungen, gingen vor die Wälle hinaus und besuchten mit ihren Familien die Lager. Man suchte etwas über die Ereignisse und über das Schicksal von Bekannten zu erfahren und diese wiederzusehen. Auf den Straßen und an manchen Punkten, die eine weite Fernsicht boten, war beständig ein lebhaftes Treiben, Bürger und Militärs mischten sich und fragten einander aus.

Der strahlende Sonnenschein dieses ersten Septembersonntags, der einem langweiligen Regen und einem trübseligen Wetter folgte, hätte die Herzen er-

Digitized by Google

wärmen und den Frohsinn zurückbringen sollen, aber die Sorge dauerte an, wie die Gespräche bewiesen, und das Erscheinen des Marschalls Mac Mahon war die einzige Hoffnung, die bei vielen zu finden war; sie erschien jedoch den denkenden Köpfen recht fragwürdig. Wie konnte, so fragten sie sich, eine teils aus geschlagenen Truppen, teils aus Neuformationen bestehende Armee die feindlichen Massen durchbrechen, wenn die unbesiegte, zahlreichere und bessere Armee von Metz es nicht vermocht hatte?

In Ban St. Martin wurde endlos geschwatzt, man sprach über die Zukunftsaussichten und vor allem wurde kritisiert. Um 3 Uhr erschien der Marschall Canrobert in Begleitung des Obersten Lonclas; er begab sich zum Marschall Bazaine und ging nach einer Stunde wieder fort. Er sagte nichts und seine Gesichtszüge verrieten nichts von seinen Gefühlen.

Am Abend faßte der General Le Tellier-Blanchard, der viele Leute gesprochen hatte, die Gedanken, die er im Laufe des Tages hatte aussprechen hören, folgendermaßen zusammen: „Man sucht die Absichten des Marschalls Bazaine zu erforschen. Man ist allzusehr geneigt, sie im schlechten Sinne zu deuten und ihm persönliche Pläne zuzuschreiben."

Im Schloß des Barons Dufour, in dem sich das Hauptquartier der Garde befand, empfing der Generalstab Besuche. Man ging im Park spazieren und debattierte. „Der General Durand de Vilers vom Geniekorps glaubt, daß wir in kurzem wieder eine ähnliche Operation wie die vom 31. August und 1. September unternehmen werden. ‚Sparen wir unsre Kräfte,' antwortet der Major Le Perche, ‚und unsre Munition für den Tag, wo wir wirklich durchbrechen wollen, und werfen wir uns an dem Tag mit aller Gewalt auf den Feind!' — ‚Wir werden ebensowenig Erfolg haben wie vor zwei Tagen,' unterbricht ihn der General Dauvergne, ‚und dann ist es aus.'"

Der Major Masselin von den Genietruppen der Division Metman ging nach Metz und sprach nacheinander die Obersten Cosseron de Villenoise und de Francheſſin, vom Genie und von der Artillerie, den Unterintendanten Birouste und den verwundeten Oberst de Féruſſac, der in der Familie Limbourg gepflegt wurde. „Jeder leidet unter der gegenwärtigen Lage," schreibt er am Abend, „ganz besonders unter der Unkenntnis der Verhältnisse, in der man sich befindet."

Auch der Oberst Sempé von der Artillerie des III. Korps, der zurückhaltendste aller Menschen, durchstreifte die Lager und die Stadt. Er fragte seine Freunde aus, und seine Eindrücke waren lebhaft genug, daß er am Abend gegen seine Gewohnheit das Bedürfnis fühlte, sein Herz auszuschütten.

Er hatte gehört von Aeußerungen, die dem General Coffinières zugeschrieben werden, der mehrere Unterredungen mit dem Marschall Bazaine gehabt hatte, und nach diesen Aeußerungen hatte man sich schon auf eine Kapitulation wegen Hungersnot gefaßt gemacht.

Es war ihm auch versichert worden, „daß es, wenn man energisch und an mehreren Punkten zugleich ausfiele, gelingen würde, einen Teil der Armee dem

Digitized by Google

ihr drohenden Schicksal zu entreißen. Diese Operation hätte schon ausgeführt werden sollen, aber viele meinen, daß sie noch immer möglich wäre".

In den Stäben und sogar bei den Truppen machten sich bereits zwei Strömungen bemerklich. Die einen erhoben Vorwürfe gegen den Marschall Bazaine und erblickten in jeder seiner Handlungen ein Motiv persönlichen Interesses, die andern wiesen diese Anklagen zurück und wollten ihren Glauben an den Oberkommandierenden noch immer festhalten. Bis jetzt waren die ersteren noch nicht sehr zahlreich, aber im Augenblick der Kapitulation wurden sie Legion und zeigten sich leidenschaftlich erregt. Zu ihnen waren beinahe alle, wenn nicht wirklich alle Generalstabsoffiziere zu zählen.

Seit Anfang September war der hitzigste unter ihnen der Major Le Perche, der Adjutant des Generals Bourbaki. In seinen Aufzeichnungen schreibt er unter dem 4. September: „Man fragt sich, zu welchem Zweck der Marschall Bazaine uns ewig in Metz festhält. Vielleicht hofft er, daß der Marschall Mac Mahon geschlagen wird und daß ein Abkommen getroffen werden könnte, in das die Rheinarmee mit eingeschlossen wäre ... Man sagt, daß der Marschall Mac Mahon an der Aisne und der General Ducrot bei Stenay steht. Nun, wir können nur hier bleiben oder durchbrechen. Bleiben bedeutet Untergang und Schmach für uns. Wir müssen also um jeden Preis durchbrechen, so gering auch unsre Hoffnung auf Erfolg sein mag."

Damals erschien allen beherzten Männern ein Durchbruch als eine absolute Notwendigkeit.

Montag den 5. September wuchs die Unruhe und Bitterkeit noch. „Wir fangen an, uns über die Untätigkeit der Armee Besorgnisse zu machen," schrieb damals der Verwaltungsbeamte Roche. „Im Magazin ist nur noch für sechs Tage Hafer. Die Lage wird bedenklich, und wenn wir auch Pferdefleisch essen wollen, so werden doch die Pferde, die selbst vor Hunger krepieren, schwer zu essen sein."

Am Morgen kam der General de Rochebouët nach Ban St. Martin zu einer Besprechung mit dem Marschall Bazaine. Er ging in dessen Kabinett hinein, während der ihn begleitende Offizier im Adjutantenzimmer blieb. Es war das einer der schönsten Männer, die man sehen konnte; er imponierte sowohl durch seine stattliche Erscheinung, seine Vornehmheit und seinen Scharfblick wie durch seine hervorragenden militärischen Leistungen, die ihm mit achtundzwanzig Jahren die Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion eingetragen hatten. Er war der einzige Offizier der Rheinarmee, der alle Feldzüge des zweiten Kaiserreichs mitgemacht hatte, in der Krim, in Italien, in China und Mexiko. In Mexiko hatte er oft unter Bazaine an Expeditionen teilgenommen; er kannte dessen Neffen gut und hatte sie gern.

Im Gespräch mit ihnen hielt er mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge. „Ihr Onkel tut unrecht," sagte er zu ihnen, „er will hier nicht heraus. Seine zwei Ausfälle vom 28. August und vom 1. September, die abgebrochen wurden, ehe sie nur recht begonnen hatten, beweisen es. Ihr Onkel geht seinem und

Digitized by Google

unserm Verderben entgegen. Er hat eine Armee, und zwar um von ihr Gebrauch zu machen. Eines Tages wird man ihn des Verrats beschuldigen, und die Tatsachen werden dieser Anklage den Anschein der Berechtigung geben ..." Der große Hauptmann Gudin und der dicke Hauptmann de Mornay-Soult, die nicht in Mexiko gewesen waren und den Sprecher nicht kannten, erhoben Einspruch: „Oho, was soll das heißen?" — „Oh, ereifern Sie sich nicht," antworteten die Neffen des Marschalls, „das ist ein Offizier, den wir in Mexiko kennen gelernt haben und der sich oft mit dem Marschall unterhält."

Vielleicht wurden diese Worte dem Marschall durch seine Neffen hinterbracht, jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß diese sie vor ihrem inneren Forum billigten.

Das Wetter war wieder trübe geworden, und am Nachmittag des 5. September brach ein Gewitter los, das bis zum Abend dauerte, die Lager überschwemmte und in Seen von Schlamm verwandelte.

Am Nachmittag hörten die französischen Feldwachen von Lorey und Lessy her Hurrageschrei im feindlichen Lager, dann spielten die deutschen Musikkorps die „Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz".

Die französischen Vorposten horchten und suchten herauszukriegen, was dort auf der andern Seite der Schlucht auf den gegenüberliegenden Hügeln vorging.

Streifpatrouillen, die in den Wald vorgedrungen waren, hatten Papierschnitzel gefunden, die in französischer Sprache beschrieben und bedruckt waren und die schlimmsten Ereignisse ankündigten.

Im Lauf des Tages kam eines dieser Papiere dem General Brincourt unter die Augen, der darauf unverzüglich folgenden Brief an den General Bourbaki schrieb:

Kaiserliche Garde — Devant les Ponts
6. September 1870.

I. Division
I. Brigade — An den Herrn kommandierenden General der Kaiserlichen Garde.

Herr General!

Die Preußen haben den Vorposten französisch bedruckte Zettel zukommen lassen, in denen sie angeben, daß der Kaiser bei Châlons umzingelt sei, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen, daß bis zum Eintreffen der Prinzen von Orléans eine provisorische Regierung eingesetzt worden sei und daß sich ein aus den Herren Thiers, Gambetta und Jules Favre zusammengesetztes Verteidigungskomitee gebildet habe.

„Sie greifen wieder zu der List, die sie bei der Belagerung von Mainz im Jahr 1793 angewandt haben."

(Hier zitierte der General Brincourt die Stelle aus der „Geschichte der Revolution" von Thiers, wo erzählt wird, daß die Belagerer falsche „Moniteurs" drucken ließen mit gleichfalls falschen Nachrichten, die die vollständige Vernichtung der französischen Armeen und die Wiederherstellung des Königtums verkündeten. Dann schloß General Brincourt folgendermaßen):

Digitized by Google

„Damit es nicht wieder so geht, halte ich es für angezeigt, der Armee diese Kriegslist bekanntzumachen ... Ich habe die Ehre ...

Brincourt."

Die Angst und die Besorgnis hatten ihre Wirkung auf manche Köpfe nicht verfehlt, und die Einbildungskraft arbeitete. Tausend verschiedene Gerüchte tauchten auf. Nie wird man erfahren, wer sie erfunden und in Umlauf gebracht hatte. Sie waren miteinander unvereinbar und man konnte aus dem Haufen wählen.

„Der Marschall Mac Mahon hat Siege davongetragen."

„Er ist geschlagen worden."

„Napoleon III. hat abgedankt und soll in Belgien sein." „Er ist mit 40000 Mann gefangengenommen worden."

„Die Preußen verlassen Frankreich infolge eines Aufstandes in Polen, oder weil die neutralen Mächte, vor allem Oesterreich, ihm den Krieg erklärt haben sollen. Die preußischen Truppen sollen Frankreich verlassen, um in Eilmärschen Böhmen zu erreichen."

„Marschall Mac Mahon soll eine erste preußische Armee geschlagen haben und auf eine zweite losmarschieren, um auch diese zu vernichten."

Die diensthabenden Offiziere auf dem Glockenturm der Kathedrale von Metz und auf dem höchsten Punkt des Kavaliers vom St. Quentin meldeten den ununterbrochenen Vorbeimarsch von Truppen, die im Süden von Metz von Westen nach Osten zogen. Die Meldung wurde sofort an den Generalstab weitergegeben, und mehrere Offiziere, die die Nachricht von einer großen Truppenverschiebung beim Feinde besorgt machte, stiegen auf die beiden Beobachtungsposten. Sie schauten lange durch Fernrohre und sahen auf 12 bis 20 Kilometer Entfernung Kolonnen auf Pont-à-Mousson zu marschieren. Diese sahen aus wie sehr lange schwarze Raupen, die Staub auf ihrem Weg aufwirbelten. Manche meinten, daß sie von rötlicher Farbe seien. Unaufhörlich zogen sie von Tagesanbruch an dahin.

Tausend Vermutungen wurden ausgesprochen, um eine so bedeutende Bewegung zu erklären, aber niemand äußerte den Gedanken, daß es gefangene Soldaten von der Armee des Marschalls Mac Mahon sein könnten.

Der Major Samuel war überzeugt, daß es deutsche Truppen seien, die wegen der Intervention der neutralen Mächte plötzlich in ihr Land zurückberufen worden seien. Er sprach mit dem Marschall und machte auf diesen mit seiner Idee Eindruck genug, um zu veranlassen, daß Herr Debains, der Diplomat, aufgefordert wurde, eine Note über die neutralen Mächte und ihre mutmaßlichen Dispositionen zu liefern.

Während des ganzen Tages und des Abends waren im Lager fortwährend die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf und verwirrten die Köpfe.

Leider sollte bald alle Ungewißheit schwinden und die Wirklichkeit, als sie offenbar wurde, die schlimmsten Vermutungen übertreffen. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Quousque tandem!

Von

Dr. Freiherr v. Jettel

Bei der Beratung des Anleihegesetzes im französischen Parlamente kam aus dem Munde des damaligen Finanzministers Dumont eine bemerkenswerte Aeußerung. In der Zeit vom April 1912 bis Oktober 1913, also binnen anderthalb Jahren, ist die schwebende Schuld der europäischen Staaten von 4 Milliarden auf $7^1/_2$ Milliarden, also fast auf das Doppelte gestiegen. Zu welchen Zwecken diese Beträge verwendet wurden, ist leicht zu erraten. Die Daten sprechen eine beredte Sprache. Im Februar 1912 wurde der serbisch-bulgarische Allianzvertrag und im Juni desselben Jahres das militärische Abkommen zwischen den beiderseitigen Generalstäben unterzeichnet. Es beruhte auf der Voraussetzung eines Angriffes von seiten Oesterreich-Ungarns oder Rumäniens auf einen der Vertragsteile und auf der Annahme einer Kriegserklärung an die Türkei. Die Verbündeten rechneten also mit einem Kriege gegen drei Fronten. Kein Wunder, daß sie die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges ihres Unternehmens ins Auge faßten. Als Rückendeckung sollte für diesen Fall Rußland dienen. In der Tat entfaltete das Zarenreich seit dem Frühjahr 1912 eine auffallende militärische Rührigkeit. Partielle Mobilisierungen, Probemobilisierungen, Aufstellung von Formationen zweiter Linie, Kontrollversammlungen, Ueberprüfung der Mobilisierungsvorsorgen usw. begannen schon im März 1912. Das letzte Viertel des Jahres brachte viel weiter gehende Mobilisierungsmaßregeln, die einen großen Teil von Russisch-Polen, sowie die Militärkreise Moskau und Wilna umfaßten. Kriegsvorbereitungen aller Art wurden bis gegen Ende des Winters aufrechterhalten, so die Verstärkung des Grenzschutzes, die Herrichtung von Aufmarschbahnen, die Bereitstellung von Wagenparks für Mobilisierungstransporte, die Ergänzung der Vorräte an Munition, die Herstellung feldmäßiger Anlagen, zunächst an der deutschen und galizischen Grenze. Der Friedensstand der russischen Armee erfuhr während der Balkankrise eine Erhöhung um 360 000 Mann und stieg von 1,2 auf 1,6 Millionen. Die Kosten dieser Rüstungen beliefen sich angeblich auf etwa eine Milliarde.

Der Zusammenhang dieser Maßregeln mit den Vorgängen auf dem Balkan ergibt sich nicht nur aus einer Vergleichung der Daten, er wurde auch russischerseits offen eingestanden. Als infolge der Mission des Fürsten Hohenlohe nach Petersburg, der ein Schreiben Kaiser Franz Josefs an Kaiser Nikolaus zu überbringen hatte, es zu einer teilweisen Verabschiedung der an der beiderseitigen Grenze angesammelten Truppen kam, hieß es in dem darüber veröffentlichten Communiqué vom 12. März 1913, die Balkanereignisse hätten den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Souveränen keinen Eintrag getan. Die Regierungen seien deshalb zu dem Schlusse gelangt, daß gewisse Maßregeln

Digitized by Google

rein defensiver Natur, welche in den Grenzprovinzen der beiden Reiche getroffen worden waren, durch die Umstände nicht mehr geboten erscheinen. Soweit war der in Wien und in Petersburg veröffentlichte Text identisch. Die russische Telegraphenagentur fügte aber noch einen Satz hinzu, in dem es hieß, aus den mit dem Wiener Kabinette gepflogenen Erörterungen habe sich ergeben, daß die österreichisch-ungarische Monarchie keine aggressiven Absichten gegenüber ihren südlichen Nachbarn hege. Zum Schutze Serbiens hatte also Rußland seine formidablen Kriegsvorbereitungen getroffen. Fürwahr, le jeu ne valait pas la chandelle. Damit war das Maß noch nicht voll. Der russische Generalstabschef stellte in der Dumasitzung vom 24. Juni d. J. eine weitere Verstärkung der russischen Wehrkraft in Aussicht und bezeichnete für die Zukunft die Anforderung weit größerer Mittel als erforderlich. Man erfuhr seitdem, daß Rußland sich in Frankreich um eine sehr bedeutende Eisenbahnanleihe bewirbt, die lediglich zum Ausbau strategischer Bahnen an der österreichischen und deutschen Grenze bestimmt ist.

Das Vorgehen Rußlands konnte nicht ohne Rückwirkung auf die benachbarten Großmächte bleiben. Oesterreich-Ungarn mußte sich entschließen, obwohl es erst ein Jahr vorher etwa 200 Millionen für militärische Zwecke gewidmet hatte, an einen weiteren Ausbau seiner Wehrmacht zu schreiten und seinen Finanzen eine Last aufzuerlegen, die für das verhältnismäßig arme Land kaum mehr erschwinglich ist. In viel höherem Maße äußerte sich die Wirkung der russischen Rüstungen in Deutschland, dessen Heeresbudget für die Jahre 1913 bis 1915 eine Erhöhung um rund 1300 Millionen erfuhr. Begründet wurde diese Mehrforderung ausdrücklich mit der Notwendigkeit eines erhöhten Grenzschutzes im Osten. Was veranlaßt nun Rußland zu einer solchen Anspannung seiner Wehrkraft? Vor einem deutschen Angriffe ist es sicher; es kann sich keinen zuverlässigeren Nachbar wünschen. Sucht es also eine Rückendeckung für den Fall anderweitiger Engagements, etwa in Kleinasien? Oder will es nur seinem Verbündeten jenseits des Rheines einen Dienst erweisen?

Fast wäre man versucht, daran zu glauben. 18 Milliarden französischen Geldes stecken bereits in Rußland, und eine weitere soll bald nachfolgen. Das verpflichtet. Frankreich hat keinen möglichen Gegner als Deutschland. An einen Angriff von dieser Seite zu denken wäre Wahnwitz. Die französischen Rüstungen können also nur offensiven Zwecken dienen. Trotz der Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens hat man in Frankreich die Hoffnung auf eine Wiedereroberung Elsaß-Lothringens nicht aufgegeben, ja die chauvinistische Strömung hat sich in den letzten Jahren zweifellos vertieft.

Auf eine Hilfe von jenseits des Kanals hat Frankreich nicht zu rechnen. Die Einkreisungspolitik König Eduards hat abgewirtschaftet. Die englischen Minister benützen jede Gelegenheit, um zu erklären, Großbritannien habe keinerlei Verpflichtung, sein Landheer für militärische Operationen auf dem europäischen Kontinente zur Verfügung zu stellen. Was aber die maritimen Rüstungen anbelangt, werden die fortdauernden Bemühungen Englands, darüber zu einem

Digitized by Google

Einvernehmen mit Deutschland zu gelangen, wohl früher oder später erfolgreich sein. Großbritannien ist das Land des gesunden Menschenverstandes; man ist dort nicht blind für die Vorteile eines guten Verhältnisses zu Deutschland. Es wäre unverantwortlich, wenn die merklichen Ansätze zu einer Detente durch die gewissenlosen Treibereien der alldeutschen Kreise im Keime erstickt würden.

Mit einer deutsch-englischen Verständigung wären aber noch lange nicht alle Gefahren für den europäischen Frieden beschworen. Wird er auf der einen Seite von den französischen Rachegelüsten bedroht, so lassen auf der andern Seite die russischen Panslawisten Europa nicht zur Ruhe kommen. Die Träumereien ihrer noch nicht in den Schoß des slawischen Mütterchens aufgenommenen Stammesgenossen finden bei ihnen stets die wärmste Förderung, wenn auch die geweckten Hoffnungen sich dann nicht immer erfüllen lassen.

Zu diesen Gefahren erster Ordnung kommen andre minderen Grades, die aber auch nicht zu unterschätzen sind. In selbständigen Publikationen, wie in Zeitschriften, hauptsächlich militärischen Charakters, begegnet man immer wieder Artikeln, deren Verfasser Offiziere höherer militärischer Grade sind und in denen an der Hand eines reichen Datenmaterials vernehmbar mit dem Säbel gerasselt wird. Sie sind durchaus geeignet, im Lager des eventuellen Gegners Empfindlichkeiten zu erwecken. Wenn man ihnen auch keine zu große Bedeutung beimessen darf, da sie nur über einen kleinen Leserkreis verfügen und sich außerdem derartige Kriegsinsicht-Artikel gewissermaßen gegenseitig kompensieren, so wäre es doch für die Sache des Friedens von Nutzen, wenn die Autoren ihre Gedanken für sich behielten und die Sorge für die Sicherheit des Vaterlandes den dazu berufenen Stellen überließen. Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer. Weitaus gefährlicher ist die Haltung der Tagespresse, die vermöge der weiteren Verbreitung und ihrer suggestiven Kraft viel Unheil anrichten kann und schon angerichtet hat. Wie bedauerlich ist beispielsweise die verhetzende Sprache eines Teiles der französischen Blätter, die den Einflüsterungen gewisser auswärtiger Vertreter Gehör schenken. Es wäre überhaupt ein dankenswertes Unternehmen, der friedensfeindlichen Tätigkeit mancher Diplomaten nachzuspüren.

So erfolgreich auch die Bemühungen all der Faktoren sein mögen, Europa in einer steten Spannung zu erhalten, stellen sich doch auf der andern Seite diesem Wettrüsten Hindernisse in den Weg, die dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nach einem Worte, das dem österreichischen General Grafen Montecuccoli in den Mund gelegt wird, das aber tatsächlich von dem florentinischen Marschall Trivulzio stammt, braucht man zum Kriegführen drei Dinge, nämlich: Geld, Geld und wieder Geld. Wer über keinen ausreichenden Kriegsschatz verfügt, der ist darauf angewiesen, das Geld anderwärts zu suchen. Der Hauptgeldgeber Europas ist heute Frankreich, dem seine kleinen Sparer die Mittel dazu an die Hand geben. Aber nicht jedermann findet vor dem französischen Kapital Gnade. Für Rüstungszwecke dürfen die französischen Banken kein Geld herleihen, gewiß ein sehr anerkennenswerter Grundsatz, wenn er gegen jedermann angewendet wird. Immerhin ist auch diese

Digitized by Google

Quelle nicht unerschöpflich. Wir haben erst vor einigen Tagen das überraschende Schauspiel erlebt, daß die französische Regierung eine für militärische Zwecke bestimmte Anleihe mit dem Reizmittel der Steuerfreiheit ausstatten mußte, um sie auf den Markt bringen zu können, und daß sie selbst dann keine Mehrheit dafür sich zu verschaffen vermochte.

Es sind aber tieferliegende Gründe, die zum Sturze des Ministeriums Barthou führten. Die französische Kammer hat seinerzeit nur unwillig die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit zugestanden. Trotz der Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften durch das Phantom eines Revanchekrieges gegen Deutschland nähert sich Frankreich der Grenze seiner physischen und materiellen Leistungsfähigkeit. Rußland stellt jährlich 0,40 Prozent, Italien 0,41 Prozent, Deutschland 0,46 Prozent, Frankreich aber 0,63 Prozent seiner Bevölkerung an Rekruten. Im Zusammenhalte mit der Abnahme der Geburten bedeutet diese Ziffer eine auf die Dauer kaum haltbare Anspannung der Wehrkraft. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist also der Anstoß zu einem Einhalten in den Rüstungen von Frankreich her zu erwarten. Eine radikal-sozialistische Kammermehrheit wird für weitere Ansprüche der Heeresverwaltung kaum zu haben sein, wie denn auch anderwärts ein Ueberspannen der Heeresanforderungen wohl nur der sozialistischen Bewegung in die Hände arbeiten würde.

Nun fehlt es ja nicht an Friedensbeteuerungen von den maßgebendsten Stellen, die auch gewiß ehrlich gemeint sind; denn unter den gegenwärtigen Umständen einen Krieg zu beginnen, der ganz Europa in Brand stecken würde, wäre ein Verbrechen. Allein Rüstungen in dem Umfange, wie sie heute Europa aufweist, wenn sie auch nur zum Schutze gegen drohende Angriffe, zur Abschreckung des Gegners bestimmt sein mögen, sind kaum minder ruinös als der Krieg selbst. Le remède pire que le mal. Der bayrische Ministerpräsident v. Hertling hat erst unlängst in der Abgeordnetenkammer erklärt, in den Rüstungen müsse jetzt Ruhe eintreten, auf Jahre hinaus sei das deutsche Volk nicht imstande, weitere Lasten zu tragen.

Ein wahres Wort, das nicht bloß für Deutschland gilt! Wie viele der besten Kräfte werden durch monatelange Mobilisierungen der schaffenden Arbeit, wie viel Geld kulturellen und wirtschaftlichen Zwecken entzogen, welche verheerenden Wirkungen übt eine solche Maßregel während einer wirtschaftlichen Depression, welche Einbuße erfährt die Steuerkraft der Bevölkerung!

Wie soll aber diesem gegenseitigen Ueberbieten und Aushungern ein Ziel gesetzt werden? Weder die Versuche Napoleons III., auf dem Wege einer Staatenkonferenz zu einer Verständigung über die gegenseitige Abrüstung zu gelangen, noch der Vorschlag Rußlands auf der Haager Friedenskonferenz, der wenigstens einen Stillstand in den Rüstungen herbeiführen sollte, hatten Erfolg; man begnügte sich im Haag mit einer harmlosen Resolution und dem Wunsche, die Regierungen möchten diese Frage zum Gegenstande ihres ernstlichen Studiums machen.

Ein Ende werden die Rüstungen wohl erst nehmen, wenn die Zwecke, denen sie dienen sollen, wegfallen. Die Mächte müssen gegenseitig ihre höheren Interessen

Digitized by Google

anerkennen und respektieren; sie müssen möglichen Konflikten durch vorherige Abmachungen vorbeugen. Treu und Glauben müssen wieder in der europäischen Völkerfamilie einkehren und an die Stelle des alle Beziehungen vergiftenden Mißtrauens treten. Sonst ergeht es den Völkern Europas wie einst den Kindern Noahs. Sie wollten einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Aber ihr Uebermut ward ihnen zur Strafe; der Herr fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprache, so daß sie einander nicht mehr verstehen konnten.

Das Blut und seine Hygiene[1]

Von

Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat in Berlin

„Des Menschen Leben lebt im Blut," läßt Goethe seinen Baccalaureus im „Faust" sagen, und schon das Mosaische Gesetz lehrte, daß des Leibes Leben im Blute sei, und verbot den Genuß des Blutes, das Gott gehöre. Aber die Erkenntnis, daß ohne Blut kein Leben, wenigstens bei den höheren Tieren, bestehen kann, ist natürlich so alt, wie es überhaupt vernunftbegabte Wesen gibt, denn jeder Tag lehrt uns aufs neue diese Tatsache. Deshalb hat man dem Blut von jeher besondere Eigenschaften zugemessen und selbst den Sitz aller Lebenskräfte und der Seele in dasselbe verlegt. Etwas Geheimnisvolles war diesem roten Saft, der aus jeder Wunde hervorsprudelte, je weniger man davon wußte, desto mehr zu eigen. Kein Wunder, daß sich abergläubische Vorstellungen einer besonderen Heil- und Zauberkraft damit verbanden, und das Blut noch heute in vielen Redensarten — es sei nur an Blutschuld, Blutrache, Blutzeuge, Blutsverwandtschaft u. a. m. erinnert — eine Rolle spielt! Aber erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, nämlich seit dem Jahre 1619, in dem der englische Arzt Harvey den Kreislauf entdeckte, Swammerdam 1656 die Blutkörperchen im Froschblut mit Hilfe des Mikroskopes nachweisen konnte, und 1774 Priestley den Sauerstoff und die wichtige Rolle desselben bei der Verbrennung und Wärmebildung erkannt hatte, hat man eine tiefere Einsicht in das Wesen des Blutes gewonnen.

Jedermann weiß heutzutage, daß das Blut einen Kreislauf im tierischen Körper ausführt, indem es vom Herzen aus mit Hilfe der rhythmischen Zusammenziehungen dieses Muskelschlauches durch ein tausendfältig verzweigtes Röhrensystem nach allen Teilen des Körpers getrieben wird und durch ebensolche Kanäle wieder dem Herzen zufließt. Das sind die Blutgefäße, und wir nennen die vom Herzen ausgehenden die Schlagadern oder Arterien, weil ihnen durch die Kraft des sich regelmäßig zusammenziehenden und erweiternden Herzens eine

[1]) Nach einem auf der öffentlichen Versammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene in Danzig gehaltenem Vortrag.

Digitized by Google

rhythmische Pulsation erteilt wird. Die Gefäße, welche das Blut dem Herzen wieder zuführen, heißen die Blutadern oder Venen. Die Arterien und Venen sind durch äußerst feine und zarte, nur mikroskopisch sichtbare Aederchen miteinander verbunden, die Haargefäße oder Kapillaren. In ihnen gleichen sich die Pulsationen des Herzens aus, und so kommt es, daß aus den Blutadern das Blut gleichmäßig und ohne Pulsation ausfließt, wenn man sie anschneidet, während es aus den Arterien stoßweise ausströmt.

Aber jedermann weiß auch, daß das Blut aus den Schlagadern hellrot und aus den Blutadern dunkel-, fast braunrot fließt. Es muß also mit dem Blute, während es durch den Körper kreist, eine Veränderung vor sich gegangen sein, und in der Tat kann man leicht zeigen, daß das arterielle Blut reich an Sauerstoff und arm an Kohlensäure, das venöse Blut umgekehrt reich an Kohlensäure und arm an Sauerstoff ist. Zwischen Arterien und Venen muß also der Sauerstoff in den Kapillaren verbraucht und die Kohlensäure an diese abgegeben werden, während sie sich in den Körpergeweben verzweigen. Hier verbrennt der Sauerstoff, indem er sich mit dem Kohlenstoff, den er in den Geweben vorfindet, zu Kohlensäure verbindet und durch diesen Verbrennungsprozeß die Quelle der tierischen Wärme wird. In den Lungen dünstet die Kohlensäure aus dem venösen Blut ab und entweicht mit der Ausatmung, während sich das Blut aus der Einatmungsluft zum Ersatz des Verlorenen wiederum mit Sauerstoff sättigt und seinen Kreislauf in unaufhörlich wiederholtem Spiel aufs neue beginnt. Schüttelt man venöses Blut an der Luft tüchtig durch, so wird es wieder hellrot, d. h. es nimmt aufs neue Sauerstoff auf, es läßt sich also der Vorgang der Lungenatmung auch außerhalb des Körpers bewirken, woraus erhellt, daß die Aufnahme des Sauerstoffs in das Blut mit großer Leichtigkeit und unabhängig von dem lebenden Körper vor sich gehen muß.

Endlich noch eine dritte, ebenfalls jedermann geläufige Tatsache: Das Blut gerinnt. Während es flüssig aus der Ader fließt, erstarrt es alsbald an der Luft zu einer gallertigen Masse, dem sog. Blutkuchen. Hierbei wird eine klare, hellgelbe Flüssigkeit ausgepreßt, das Blutwasser oder Serum, während der Blutkuchen sich aus zwei Bestandteilen zusammensetzt: erstens aus einer Masse von der Konsistenz eines weichgekochten Eies, dem sog. Blutfaserstoff oder Fibrin, und zweitens aus zahllosen mikroskopisch kleinen rundlichen bzw. scheibenförmigen Gebilden, den Blutkörperchen. Den Faserstoff kann man durch Schlagen mit einem Holzstab oder Schütteln mit Glasperlen und ähnlichem in Form faseriger Streifen und Bänder zur Gerinnung und Ausscheidung bringen, eine Prozedur, die der Schlächter alle Tage auf dem Schlachthof vornimmt, um flüssiges Blut zur Wurstbereitung usw. zu gewinnen. Nach der Entfernung des Fibrins gerinnt das Blut nämlich nicht mehr, scheidet also auch kein Serum mehr aus. Die rote Flüssigkeit, die nun bleibt, besteht aus einer Aufschwemmung der Blutkörperchen im Blutwasser und wird Blutplasma genannt. Von höchster Bedeutung und sehr merkwürdig ist nun der

Digitized by Google

Umstand, daß das Blut in den Blutgefäßen des lebenden Körpers flüssig bleibt, außerhalb derselben aber sofort gerinnt, woraus folgt, daß alsdann eine Substanz hinzutreten bzw. sich aus dem Blut bilden muß, die die Gerinnung hervorruft. Da aber unter gewissen krankhaften Verhältnissen auch schon innerhalb der Blutgefäße Gerinnung eintritt und die Adern verstopft, so muß diese Substanz sich aus dem Blut selbst bilden und den im Blut stets in flüssigem Zustand vorhandenen Faserstoff, die sog. fibrinogene oder fibrinbildende Substanz, niederschlagen können.

Man bezeichnet erstere als Fibrinferment und glaubt, daß dasselbe beim Absterben der gleich zu besprechenden weißen Blutkörperchen entsteht. Ihre Bildung kann aber verhindert werden, wenn man das Blut unmittelbar nach dem Austreten aus der Ader mit gewissen Salzen, z. B. kleesaurem Natrium oder schwefelsaurer Magnesia, Kochsalz, Zuckerlösung u. a. versetzt. Auch das Extrakt der Blutegel, das Hirudin, hebt die Blutgerinnung auf — eine für die Tiere sehr nützliche Eigenschaft, da andernfalls das Blut, das sie in ihren Körper einsaugen, zu einem festen Klumpen gerinnen würde und von den Egeln nicht verdaut werden könnte.

Für den Menschen hat die Blutgerinnung den außerordentlichen Nutzen, daß bei nicht allzu großen Verletzungen der Blutverlust eingeschränkt wird, und die Blutung, wie man sich ausdrückt, zum Stehen kommt, denn das gerinnende Blut verklebt die Wunde und verlegt sich selbst den Ausweg. Andernfalls würde jede kleinste Verletzung zu schweren Blutverlusten führen, wie dies in der Tat bei den sog. Blutern, d. h. Personen, deren Blut nur ein minimales Gerinnungsvermögen besitzt, der Fall ist.

Im Blute des Menschen und aller Wirbeltiere finden sich *zwei verschiedene Formen von Blutkörperchen*: die einen sind rötlich gefärbt, die andern sind farblos: *die roten und die weißen Blutkörperchen* (Erythrocyten und Leukocyten). Die roten überwiegen in ihrer Menge in außerordentlichem Maße über die weißen, denn in 1 Kubikmillimeter Blut sind 4- bis 5 000 000 rote Körperchen und nur 10- bis 12 000 weiße vorhanden. Ihre Oberfläche ist gleich dem zehntausendsten Teil eines Quadratmillimeters, ihr Durchmesser gleich Sieben- bis Achttausendstelmillimeter, aber ihre Gesamtoberfläche läßt sich auf zirka 280 Quadratmeter berechnen. Die ersteren bewirken *die rote Farbe* des Blutes. Denn das Serum ist, wie wir vorhin gesehen haben, nahezu farblos, und den Farbstoff kann man ebenfalls durch geeignete Behandlung vollkommen entfärben. Es bleiben also nur die roten Blutkörperchen als Ursache der roten Farbe übrig. In der Tat enthalten sie einen roten Farbstoff, *das Hämoglobin*, welches man aus ihnen im kristallinischen Zustande darstellen kann. Gelöst hat es eine prachtvolle rubinrote, vollkommen durchsichtige Farbe. Daß das frische Blut undurchsichtig ist, kommt daher, daß das Hämoglobin in jedem einzelnen Blutkörperchen steckt und die gesamte Masse nun wie ein undurchsichtiges Pigment oder eine Deckfarbe, also zum Beispiel wie ein Pulver von Zinnober sich verhält. Zerstört man die Blutkörperchen, so wird das Hämoglobin frei und das Blut wird nun durchsichtig, oder wie man sich ausdrückt, *lackfarben*. Das Hämoglobin hat die überaus wichtige Eigenschaft,

Digitized by Google

sich mit gasförmigem Sauerstoff zu verbinden, und dadurch werden die roten Blutkörperchen, die das Hämoglobin enthalten, zu den Trägern dieses lebenswichtigen Gases, das sie, wie wir gesehen haben, an jeden Punkt des Körpers bringen. Die Aufnahmefähigkeit des Hämoglobins für Sauerstoff ist aber eine sehr große und leichte, so daß es sich schon bei gewöhnlichem Atmosphärendruck mit demselben in den Lungen sättigt, und anderseits ist die eingetretene Verbindung zwischen Hämoglobin und Sauerstoff eine sehr lockere, weshalb der letztere mit Leichtigkeit an die Gewebe abgegeben wird. Ja unter sehr geringem atmosphärischem Druck findet eine ungenügende Aufnahme und ein zu schnelles Entweichen desselben statt, geradeso wie das Gas aus einer Selterswasserflasche entweicht, wenn man durch Entkorken derselben den Druck, unter dem es steht, aufhebt. Daher kommt die erschwerte Atmung in großen Höhen und die Notwendigkeit für die Luftschiffer, Sauerstoff mitzunehmen und einzuatmen, der unter einem normalen Druck steht. Auch durch giftige Gase, welche eine stärkere Verwandtschaft zum Blutfarbstoff haben als der Sauerstoff, z. B. Kohlenoxydgas und Schwefelwasserstoff, wird der erstere aus seiner Verbindung verdrängt und es treten dann die tödlichen Vergiftungen auf, wie wir sie zum Beispiel bei der Einatmung von Leuchtgas beobachten.

Wenn wir eine Hämoglobinlösung und demzufolge auch frisches, genügend verdünntes Blut vor den Spalt des Spektralapparates bringen, so zeigen sich in dem Regenbogenband desselben zwei dunkle Streifen zwischen rot und grün, die immer genau an derselben Stelle auftreten und ein absolut sicheres Zeichen für das Vorhandensein von Spuren von Blutfarbstoff sind. Sie verschwinden, wenn der Sauerstoff des Hämoglobins, wie oben gesagt, durch Kohlenoxyd oder andre Gase verdrängt ist.

Das Hämoglobin enthält auch Eisen, und zwar etwa ein halbes Gramm auf ein Kilogramm Blut. Ohne Eisen kein Hämoglobin, je mehr Eisen im Blut, desto mehr Hämoglobin. Daher das Bestreben, bei Blutarmut dem Körper Eisen zuzuführen, um die Bildung des Hämoglobin zu vermehren.

Während die roten Blutkörperchen flache Scheiben darstellen, an denen sich nur eine dellenförmige Einsenkung, aber in ausgewachsenem Zustande keine weitere Differenzierung erkennen läßt, sind die weißen Blutzellen alle dadurch ausgezeichnet, daß sie eine äußere Hülle haben, die eine kleinkörnige Masse umschließt, in der sich ein oder mehrere Kerne befinden. Sie sind meistens erheblich größer wie die roten Körperchen und können den doppelten und dreifachen Durchmesser der letzteren haben. Viel bedeutungsvoller ist aber folgendes: Während die ersteren, solange sie im lebenden Blute kreisen, immer annähernd die gleiche Form bewahren, können die weißen Körperchen eigenartige Formveränderungen vornehmen, so daß sie Fortsätze ausstrecken und wieder einziehen, etwa so, wie gewisse größere, zu den Protozoen gehörige Tiere, die Amöben, ihren eiartig oder rundlich gestalteten Körper aus- und einziehen und langsam fortbewegen können. Deshalb hat man auch diese Bewegung als amöbenartig bezeichnet. Dies Verhalten ermöglicht den weißen Zellen, sich in die kleinsten Gewebslücken hineinzuschieben und durch dieselben hindurchzudrängen, also zum Beispiel durch feinste Spalte in der Gefäßwand dieselbe zu verlassen und sich

Digitized by Google

außerhalb derselben infolge irgendeines äußeren Reizes anzuhäufen, ein Vorgang, den wir bei jeder Entzündung beobachten können. Sie sind aber auch befähigt, Fremdkörper, welche in das Blut gelangen, z. B. feinste Zinnoberkörnchen oder Bakterien, zu umschließen, wie der Polyp seine Beute mit seinen Armen umschließt, und ihrer Zellsubstanz einzuverleiben. Man hat sie deshalb Freßzellen (Phagocyten) genannt, und es leuchtet auf den ersten Blick ein, welche Bedeutung diese Eigenschaft für eindringende Krankheitskeime hat, die auf diese Weise aus dem Blutstrom entfernt und unschädlich gemacht werden können. Auch schreibt man ihnen die Eigenschaft zu, Nährstoffe in sich aufzunehmen und dieselben von einem Ort des Körpers zum andern zu transportieren. Eine andre merkwürdige Eigenschaft dieser Zellen ist aber noch die, daß sie von gewissen chemischen Stoffen, die ihnen innerhalb oder außerhalb des Körpers genähert werden, entweder angezogen oder abgestoßen werden, ähnlich der Wirkung eines Magneten. Man nennt dies die positive oder negative Chemotaxis, und auch dieses Verhalten ist von großer Bedeutung für die Gesundheit des Blutes bzw. des Körpers. Denn die meisten Ausscheidungsprodukte der Bakterien haben eine anlockende Wirkung auf diese Zellen, so daß überall, wo Bakterien innerhalb des Körpers eindringen, diese alsbald von einem Walle von weißen Blutkörperchen umgeben sind und so zahlreiche Bakterien in den Leib der Blutzellen aufgenommen werden können. Wir werden noch später von den Schutzvorrichtungen, welche das Blut gegen eindringende Gifte besitzt, zu sprechen haben.

Die weißen Blutkörperchen sind farblos, aber man kann sie mit Hilfe besonderer Färbungsmethoden, für die man hauptsächlich gewisse Anilinfarben verwendet, färben, und da zeigt sich denn eine weitere, sehr interessante Eigenschaft dieser Gebilde. Sie nehmen nämlich die verschiedenen Farbstoffe in verschiedener Weise an, je nachdem dieselben, d. h. die Farbstoffe, basischer, saurer oder neutraler Natur sind. Man kann danach innerhalb der großen Gruppe der weißen Blutzellen eine Anzahl von kleineren Gruppen unterscheiden, die zum Teil auf bestimmte krankhafte Veränderungen des Blutes, zum Teil auf Entstehung und Bildung einzelner Formen zu beziehen sind. Es würde aber zu weit führen, auf diese Verhältnisse, die mehr eine wissenschaftliche und diagnostische Bedeutung haben, des näheren einzugehen.

Dagegen interessiert uns noch die Frage nach der Herkunft und Lebensdauer der Blutkörperchen. Es besteht heutzutage kein Zweifel darüber, daß die roten Körperchen aus dem roten Knochenmarke der großen Röhrenknochen beim Embryo und bei Kindern, und aus dem Mark der kleinen und platten Knochen beim Erwachsenen stammen und in diesem zunächst als kernhaltige Körperchen vorkommen, die also die Jugendform der späteren kernlosen Körperchen sind. Bei gewissen Krankheiten, besonders nach großen Blutverlusten, wandelt sich das Mark der großen Röhrenknochen, welches beim Erwachsenen gelb ist und größtenteils aus Fett besteht, ebenfalls in rotes Knochenmark um, offenbar um einen Ersatz für den Verlust zu liefern. Die weißen Körperchen werden sowohl im Knochenmark als in der Milz, in den Lymphdrüsen und in zahlreichen

Digitized by Google

kleineren Knötchen und Herden, die man als Lymphknötchen bezeichnet, gebildet, so daß sie also von den verschiedensten Punkten aus in das Blut geworfen werden und ihr Ersatz von zahlreichen Stellen aus erfolgen kann. Vielleicht ist auch darin eine Art Schutzvorrichtung des Organismus zu sehen.

Man nimmt an, daß die Lebensdauer der roten Blutkörperchen nur eine beschränkte, nicht über zwei bis drei Wochen dauernde ist. Sie werden teils im Körper zerstört, und ihre Zerfallsprodukte werden dann entweder weiter umgewandelt, wie zum Beispiel in der Leber, wo sie sich an der Bildung des Gallenfarbstoffs beteiligen, oder sie verlassen den Körper auf verschiedenen Wegen. Es muß also ein dauernder Neubildungsprozeß, eine sog. Regeneration im Körper vor sich gehen, und sobald diese aus irgendwelchen Ursachen gestört ist, wird es zu krankhaften Störungen des Organismus kommen.

Die Hauptmasse des Blutes besteht aus Wasser, nur ein Fünftel sind feste Bestandteile, hauptsächlich Eiweißstoffe, Fett, Kochsalz (zirka 1 Prozent) und andre Salze, Spuren vom Traubenzucker, Harnstoff und Harnsäure und das schon genannte Hämoglobin und Eisen. Der größte Teil des Eiweiß und der Salze ist im Serum enthalten. Kocht man dasselbe, so gerinnt es, zum Beweise, daß es erhebliche Mengen Eiweiß enthält.

Unter krankhaften Verhältnissen können alle diese Bestandteile vermehrt oder vermindert sein, wie zum Beispiel der Zucker im Blut bei der Zuckerkrankheit, die Harnsäure bei dem Gichtanfall vermehrt ist.

Die Gesamtblutmenge beträgt etwa ein Dreizehntel des Körpergewichtes.

Nur mit einem Wort wollen wir noch der Temperatur des Blutes gedenken. Sie erhält sich bekanntlich beim Warmblüter auf einer konstanten Höhe, beim Menschen innerhalb geringer regelmäßiger Schwankungen, die von der Nahrungsaufnahme abhängig sind, zwischen 36,5 und 37,3 Grad Celsius in der Achselhöhle, während sie innerhalb des Körpers etwas höher, etwa um 39 Grad herum liegt. Besondere und mit der Abdunstung durch die Haut in Verbindung stehende Regulationsvorrichtungen sorgen dafür, daß diese Temperatur gleichmäßig erhalten bleibt. Nur wo diese Vorrichtungen versagen oder wo, wie zum Beispiel beim Fieber, eine erhöhte Wärmeproduktion im Körper stattfindet, tritt auch eine abnorme Erniedrigung oder Erhöhung der Körpertemperatur ein.

Last, but not least ist das Blut der Träger der Nährstoffe, aus denen alle Organe des Körpers ihren Aufbau, ihren Erhalt und ihre Arbeitsleistung bestreiten. Alle Nahrungsmittel, die wir unserm Körper zuführen, werden in den Verdauungsorganen in eine Anzahl einfachster Nährstoffe, die Eiweißstoffe, die Fette und die Stärkekörper (Kohlehydrate), zerlegt und verflüssigt. So gelangen sie durch die Magen- und Darmwand, vor allem durch die letztere, in das Blut, werden überall hingetragen und teils zum Aufbau und Erhalt der den Körper zusammensetzenden Zellen verwendet, teils zur Wärmeerzeugung verbraucht und damit zur Quelle aller Energie. Denn Wärme ist nichts andres als Kraft!

Das sind in kurzen und großen Zügen die wesentlichsten Eigenschaften, die dem Blute für die Erhaltung und Leistung unsers gesunden Organismus unter gewöhnlichen Verhältnissen zukommen, und schon aus dieser knappen Uebersicht

Digitized by Google

erhellt, wie recht das Wort hat: „Des Menschen Leben lebt im Blut." Ohne Blut kein Leben und ohne gesundes Blut kein gesundes Leben. Zahlreiche Krankheiten haben ihre Ursache teils direkt, teils indirekt in einem veränderten Blut. Die Aufgabe der Hygiene und mit ihr der Volksgesundheitslehre ist es, auf die Mittel und Wege hinzuweisen, sich gesundes Blut zu erwerben und zu erhalten. Davon hängt nicht nur die Wohlfahrt und das Wohlergehen des einzelnen, sondern das Gedeihen ganzer Generationen und der großen Masse des Volkes ab. Schlechtes Blut ist vererbbar, geradeso wie gesundes, und wer auf seine Kinder wissentlich und aus Nachlässigkeit der Lebensführung ein schlechtes Blut vererbt, versündigt sich nicht nur an ihnen, sondern über sie hinaus an dem allgemeinen Wohl!

*

Es ist unmöglich, an dieser Stelle die Krankheiten aufzuzählen, die ihre Ursache in einer schlechten Blutbeschaffenheit haben. Davon müssen wir absehen. Nur der Infektion des Blutes mit Bakterien und andern niederen Lebewesen sei hier besonders gedacht, weil damit zugleich ein Einblick in ein erst in den letzten Jahren aufgedecktes Gebiet des Blutlebens, die Bildung der im Blut entstehenden Schutzstoffe gewonnen ist.

Jeder Laie spricht von „Blutvergiftung" und pflegt alle möglichen Krankheitszustände auf diese etwas unklare und unbestimmte Vorstellung zurückzuführen. In Wahrheit handelt es sich dabei um einen ganz bestimmten Vorgang, nämlich das Eindringen kleinster Lebewesen, Bakterien, in das Blut, die sich daselbst vermehren und ihre giftigen Stoffwechselprodukte abscheiden, d. h. den Organismus örtlich und allgemein infizieren. Die häufigste und bekannteste Infektion ist die Wundinfektion, wobei eine gewisse, aber weitverbreitete Art von eitererregenden Bakterien, die Streptokokken, in die Wunde eindringen und Rötung, Schwellung, Schmerzen, Fieber und andre Allgemeinerscheinungen erzeugen. Oft ist die Verletzung, die sog. Eingangspforte, so klein, daß sie mit bloßem Auge nicht mehr sichtbar ist, oft treten die Kokken durch natürliche Gewebslücken, wie sie sich namentlich in den Rachenmandeln finden, in das Blut ein. Die Chirurgen schützen sich durch peinlichste Sauberkeit und Behandlung des Operationsfeldes mit bakterientötenden Mitteln gegen eine derartige Infektion, d. h. sie wenden die antiseptische und aseptische Wundbehandlung an. Fieber nach einer Operation gilt dem Chirurgen heutzutage als Beweis, daß ein Mangel der Antisepsis vorgelegen hat.

Aber abgesehen von dieser gewöhnlichen Wundinfektion, gibt es zahlreiche andre eigenartige Bazillen, die von einer Wunde aus zu einer Allgemeininfektion führen. Es seien nur die Starrkrampfbazillen, die Pestbazillen, die Milzbrand- und Rotzbazillen genannt. Und soll ich das Heer andrer Krankheitserreger — denken wir nur an die Tuberkelbazillen, die Typhusbazillen, die Diphtheriebazillen, die Spirillen des Rekurrensfiebers, die Spirochäten der Syphilis u. a. mehr — noch ausdrücklich nennen, die, auf irgendeine Weise ins Blut gelangt,

Digitized by Google

den Körper schädigen und schwere, teils akute, teils chronische Krankheiten hervorrufen? Daß hier bazilläre Infektionen vorliegen, ist heutzutage jedermann so bekannt, daß es genügt, diese Namen zu erwähnen, um sofort eine ganze Reihe einschlägiger Vorstellungen bei jedem, der sie hört, auszulösen.

Aber neben und außer den Bazillen gibt es noch eine Gruppe niederer, mikroskopisch kleiner Tiere, die man, weil sie früher als Urformen alles tierischen Lebens und als an der Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich stehend, angesehen wurden, als Protozoen bezeichnet. Sie sind zum Teil Blutschmarotzer, Parasiten des Blutes, und haben dann schwere Krankheitserscheinungen zur Folge. Man kann deshalb diese Krankheiten auch als parasitäre Krankheiten bezeichnen.

Wohlbekannt ist zum Beispiel das Wechsel- oder Sumpffieber, die sog. Malaria, welche in den Tropen und gewissen Gegenden Südeuropas dauernd heimisch ist, an andern Stellen nur in beschränkter Weise und gelegentlich vorkommt. Schon der Name deutet darauf hin, daß die Krankheit vorzugsweise in Sumpfgegenden auftritt, denn man nannte sie Malaria, schlechte Luft, weil man sie durch schlechte Miasmen entstanden glaubte. Erst die moderne Bakteriologie hat gezeigt, daß es sich um die Invasion von Parasiten, Malariaplasmodien, in das Blut handelt, die in drei verschiedenen Arten auftreten, eine verschiedene Entwicklung durchmachen und damit auch verschiedene Krankheitserscheinungen hervorrufen. Bekanntlich wechseln sich, und daher kommt der Name Wechselfieber, fieberfreie Tage mit Fieberanfällen in regelmäßigen Zwischenräumen, viertägig, dreitägig und zweitägig ab, je nachdem die eine oder andre Art des Parasiten in das Blut eingedrungen ist. Sie haben eine gemeinsame Jugendform, die wie ein Ring gestaltet ist, in die roten Blutkörperchen eindringt und in diesen sich in eigentümlicher und komplizierter Weise entwickelt und vermehrt. Die Beendigung dieses Prozesses und das Eindringen der jungen Generation in andre Blutkörperchen ruft dann einen neuen Fieberanfall hervor. Dabei werden die Blutkörperchen zerstört, und eine schwere Anämie mit ihrem unter Umständen tödlichen Ausgang ist die Folge, wenn keine Heilung, d. h. eine Abtötung der Parasiten eintritt, die wir bekanntlich durch das Chinin bewirken können. Das Merkwürdige ist nun, daß die Malariainfektion sozusagen in greifbarer Weise und auf einem genau zu verfolgenden Wege von Tier zu Mensch stattfindet. Der Träger dieser Infektionskeime ist eine Stechmücke, die den Namen Anopheles hat. Sie lebt hauptsächlich in Sumpfgegenden, weil sie einen Teil ihrer Entwicklung im Wasser durchmacht und in stagnierenden Tümpeln und Sumpfwasser die geeignetsten Brutplätze findet. Wenn eine solche Stechmücke das Blut eines Malariakranken einsaugt, entnimmt sie gleichzeitig den Parasiten, der im Leibe der Stechmücke seine weitere Entwicklung durchmacht, und späterhin durch den Stich der Mücke wieder auf gesunde Menschen übertragen werden kann. Es liegt auf der Hand, daß man durch Vernichtung der Stechmücken auch die Malaria auszurotten imstande wäre, und man hat dies auf verschiedenem Wege, teils durch Sanierung des Bodens, teils durch direkte

Digitized by Google

Zerstörung der Anophelesbrut mit Erfolg versucht. Der Werdegang dieser Infektion ist nun typisch für eine weitere Reihe von Protozoakrankheiten, bei denen nur eine andre Gattung, nämlich die Trypanosomen, ins Spiel kommen. Es sind aalartige Gebilde mit einem fadenförmigen, lebhaft sich bewegenden Fortsatz, einer Geißel, die sich nicht mehr in die Blutkörperchen selbst einbohren, sondern sich frei und lebhaft in der Blutflüssigkeit bewegen. Auch hier geschieht die Uebertragung durch Insekten, hauptsächlich Zecken und Fliegen. Neben gewissen Tierkrankheiten, dem beim Rinde vorkommenden Texasfieber, der Surrakrankheit der Pferde und Kamele, der Tsetsekrankheit der Haustiere in Afrika, ist es besonders die Schlafkrankheit, die auf diese Weise übertragen wird und Tausende von Menschen, hauptsächlich Eingeborene, dahinrafft.

So sehen wir, daß das Blut neben seiner erhaltenden und belebenden Fähigkeit gleichzeitig der Tummelplatz einer großen Zahl zerstörender Elemente sein kann, und es wäre merkwürdig, wenn es dadurch nicht in seinen Eigenschaften verändert werden und den Kampf gegen die Eindringlinge in irgendeiner Weise aufnehmen sollte. Eine Form der Abwehr haben wir in der Tat schon kennen gelernt, es ist die Phagozytose der weißen Blutkörperchen, aber auch das Serum erleidet Veränderungen, welche in der Bildung von Schutzstoffen gegen die von den Mikroparasiten abgesonderten Giftstoffe, die sog. Toxine, bestehen.

Es ist bekannt, daß es eine angeborene Resistenz gegen Krankheitsgifte gibt — der eine erkrankt unter Umständen, wo der andre gesund bleibt, von bestimmten Infektionskrankheiten werden nur Menschen, von andern nur Tiere befallen — und daß eine gewisse Giftfestigkeit durch Ueberstehen einer Infektionskrankheit, besonders der sog. exanthematischen, d. h. mit einem Ausschlag verlaufenden Infektionskrankheiten erworben werden kann. So legte man früher leicht masern- oder selbst scharlachkranke Kinder zusammen, damit sie durch einen leichten Anfall gegen spätere schwere Erkrankungen geschützt wären.

Man unterscheidet nun zwischen den Infektionskrankheiten, wo der Organismus von den lebenden Organismen überschwemmt wird, und den Intoxikationskrankheiten, bei denen die Bakteriengifte in die Blutbahn aufgenommen werden, lösliche Toxine und an die Bakterienzelle gebundene Endotoxine. Die ersteren werden von den Bakterien in die Nährflüssigkeit, in der sie vorkommen oder gezüchtet werden, ausgeschieden, und man kann sie, wie zum Beispiel das Diphtherie-, Tetanus- und andre Gifte, durch Filtrieren von ihnen trennen. Bei den andern ist das Filtrat ohne Giftwirkung, die dagegen den Bakterienleibern anhaftet. Dies ist bei den Bakterien der Cholera, des Typhus, der Pest und andern der Fall.

Schon der berühmte französische Forscher Pasteur hatte die bedeutsame Entdeckung gemacht, daß künstlich abgeschwächte Bakteriengifte resp. Infektionserreger, wenn man sie unter Umgehung des Verdauungsaktes, d. h. parenteral, dem Organismus zuführt, derartige Schutzstoffe hervorrufen, d. h. den geimpften Organismus gegen das betreffende Gift widerstandsfähig, immun machen. v. Behring verdanken wir weiterhin die fundamentale Tatsache, daß sich diese Schutzstoffe, die als Antikörper bezeichnet werden, von einem rekonvaleszenten

Digitized by Google

Menschen oder künstlich immunisierten Tier vermittelst des Serums auf andre Individuen übertragen lassen und hier den gleichen Schutz bedingen wie bei dem ursprünglich mit dem betreffenden Stoff geimpften Individuum. Bei letzterem spricht man daher von einer aktiven Immunisierung, bei ersterem dagegen von einer passiven Immunisierung.

Es ist das große Verdienst von Ehrlich, zuerst mit Hilfe eines einfachen und übersichtlichen Experiments gezeigt zu haben, daß sich im Tierkörper nach Einverleibung einer bestimmten Giftmenge Gegengifte bilden, deren Menge genau bestimmt werden kann. Er zeigte dies an dem Beispiele des Rizins, einer überaus giftigen, aus dem Rizinussamen erhältlichen eiweißartigen Substanz. Wenn man einem Tier wiederholt kleine Mengen Rizin, die unterhalb der tödlichen Dosis bleiben, einspritzt, so kann man ihm nachher Mengen von Rizin einverleiben, die unter gewöhnlichen Umständen den Tod herbeiführen würden.

Auf diese grundlegenden Tatsachen gründet sich die Verwendung der antikörperhaltigen Heilsera, wie zum Beispiel das von Behring in die Therapie eingeführte Diphtherieserum, welches dadurch gewonnen wird, daß man Pferden steigende Mengen von Diphtheriegift so lange einspritzt, bis sich in ihrem Blutserum eine genügende Menge von Schutzstoffen, Antikörpern, angesammelt hat. Wenn man nun den Pferden einen Aderlaß macht und das Serum, wie früher gezeigt, aus dem Blut absetzen läßt, so kann man dasselbe mit den in ihm enthaltenen Schutzstoffen zur Behandlung der menschlichen Diphtherie verwenden. Diese Methode arbeitet so scharf und zuverlässig, daß man die Menge der Schutzstoffe ganz genau abzumessen imstande ist. Die damit erzielten Heilerfolge können, ohne anmaßend zu sein, als ein Triumph der modernen Wissenschaft bezeichnet werden.

Aehnliche Heilsera sind gegen den Wundstarrkrampf, gegen die Ruhr, gegen den Rotlauf, gegen das gewöhnliche Eiterfieber, gegen das Heufieber und andre Krankheiten hergestellt und mit mehr oder weniger Erfolg verwendet worden.

Im gewissen Sinne kann man auch das Tuberkulin, die Impfung gegen die Hundswut und den Urvater aller dieser auf die Erzeugung von Schutzstoffen gerichteten Bestrebungen, die Schutzpockenimpfung, hierher rechnen. Der Unterschied ist nur der, daß hier die Schutzstoffe im Blut resp. die schützenden Veränderungen im Körper direkt im menschlichen Organismus erzeugt werden und nicht des Umweges durch den Tierkörper bedürfen.

Nebenbei bemerkt, ist die glorreiche Tat des englischen Arztes Edward Jenner, der am 14. Mai 1796 zum erstenmal bei einem achtjährigen Knaben die Schutzpockenimpfung ausführte, für ewige Zeiten als eine der größten Errungenschaften der Heilkunde anzusehen. Die obligatorische Schutzimpfung gegen die Pocken hat es im Deutschen Reich dahin gebracht, daß auf 1 Million Einwohner im Jahre 1886 nur noch 4 an den Pocken starben, 1890 1,2, 1900 0,9, 1906 0,8, wogegen in Rußland, wo es keinen Impfzwang gibt, 520 Personen auf dieselbe Zahl Einwohner starben. Die Gegner des Impfzwanges fordern, daß die Impfung dem Belieben des einzelnen überlassen bleiben soll, da durch den Zwang die persönliche Freiheit geschädigt und derselbe zu Maßregeln gezwungen werde, die unter

Digitized by Google

Umständen gefahrbringend seien. Selbst wenn letzteres richtig wäre — meist erweisen sich die sog. Impfschäden als Phantasiegebilde —, so handelt es sich aber nicht um die Gesundheit des einzelnen, sondern um das Wohl und Wehe aller Staatsangehörigen, denen die Impfung Schutz gegen die Pockengefahr bringt. Der Staat hat deshalb nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, von der Vakzination, als dem gegen die Blattern besterprobten Schutzmittel, Gebrauch zu machen, und der einzelne hat sich dem geradeso zu fügen, wie er sich nicht wehren kann, in Kampf und Tod zu ziehen, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt.

Im Verfolg dieser Untersuchungen hat man noch eine andre sehr merkwürdige Tatsache kennen gelernt, die mit der eben besprochenen Bildung von Gegengiften nach Einspritzung giftiger Substanzen eine gewisse Analogie hat. Spritzt man nämlich einem Tier gewöhnliches Hühnereiweiß unter die Haut, so erlangt das Serum desselben die Eigenschaft, daß, wenn es mit einer klaren Hühnereiweißlösung zusammengebracht wird, ein trüber Niederschlag in derselben entsteht, und zwar findet dies nur mit Hühnereiweiß, nicht mit andern Eiweißlösungen statt. Ganz ebenso verhalten sich andre Eiweißlösungen, z. B. Blut oder Serum vom Schwein, Pferd u. dgl., so daß zum Beispiel das Serum eines Kaninchens, welchem man Pferdeblut eingespritzt hat, in einer Flüssigkeit, in der sich Eiweiß befindet, welches vom Pferd stammt, einen Niederschlag erzeugt. Mit dieser Methode kann man Verfälschungen der Nahrungsmittel, z. B. ob eine Wurst mit Pferdefleisch versetzt ist, erkennen. Dasselbe hat auch mit Menschenblut statt. Nimmt man also eine Vorbehandlung eines Tieres, z. B. eines Kaninchens in der Weise vor, daß man ihm wiederholt kleine Mengen Menschenblut einspritzt, so wird das Serum desselben beim Zusatz zu einer Menschenblutlösung einen Niederschlag geben, während alle andern Blutlösungen der verschiedensten Tiere beim Zusatz dieses Serums ganz klar bleiben. Dazu genügen allerkleinste Mengen, z. B. ein Tropfen eingetrockneten Blutes, welches durchaus nicht frisch zu sein braucht. Man kann also auf diese Weise verdächtige Blutflecken mit aller Sicherheit auf ihre Herkunft untersuchen, eine Entdeckung, die für die gerichtliche Medizin von der allergrößten Bedeutung ist. (Auffallenderweise tritt diese Reaktion nicht nur mit Menschenblut, sondern auch mit dem Blute der Affen, allerdings nur der Affen der Alten Welt, ein, was auf die nahe Verwandtschaft dieser beiden Tierspezies hinweist!) Ganz ohne Fährlichkeiten gehen solche Einspritzungen freilich nicht ab. Artfremdes Serum erzeugt gewisse Störungen, indem es in etwa 10 Prozent der Fälle nach zehn bis zwölf Tagen eine leichte fieberhafte Erkrankung zur Folge hat. Wiederholt man dann nach längerer oder kürzerer Zeit solche Einspritzungen, so kann hohes Fieber und selbst der Tod eintreten. Man bezeichnet diesen Zustand als Ueberempfindlichkeit oder Anaphylaxie, und darauf sind manche Todesfälle nach Einspritzung von Heilserum zurückzuführen. Ja es kann eine solche Ueberempfindlichkeit angeboren sein und sich gelegentlich in sehr eigentümlicher Weise äußern.

Das Serum hat aber noch eine andre merkwürdige Eigenschaft: es löst die Blutkörperchen andrer Tierarten auf und macht das Blut lackfarben. Dies ist

Digitized by Google

zwar nicht bei allen Tieren der Fall, aber man kann dem Serum eines jeden Tieres diese Eigenschaft zuteilen, wenn man dem Tier fremdes Blut einspritzt. Es hat dann ein blutlösendes — hämolytisches — Vermögen gegenüber dem eingespritzten Blut. Mit andern Worten: spritzt man zum Beispiel einem Kaninchen Hammelblut unter die Haut oder in die Blutadern, macht dem Kaninchen später einen Aderlaß und läßt das gewonnene Blut abstehen, so löst das sich absetzende Kaninchenblutserum die Blutkörperchen des Hammelbluts auf, wenn man Serum und Blut zusammengießt. Wir wollen diese Prozedur mit A bezeichnen.

Aber das Serum verliert diese hämolytische Eigenschaft durch halbstündiges Erwärmen auf 60 Grad Celsius und gewinnt sie wieder, wenn man nachher normales, an sich nicht lösend wirkendes Serum zusetzt. Es müssen also in dem Serum zwei Stoffe sein, von denen der eine hitzebeständig und unumgänglich notwendig für die Hämolyse ist, der andre zerstört und ersetzt werden kann. Erst die Verbindung beider gibt aber dem Serum die lösende Wirkung. Nun haben gewisse Mikroparasiten, z. B. die Typhusbazillen und ihre Extrakte, die Eigenschaft, daß sie diesen zweiten Stoff an sich reißen, wenn gleichzeitig Serum eines Typhuskranken damit gemischt wird. Diese Verbindung tritt aber nur ein, wenn das benutzte und zugesetzte Serum von einem Typhuskranken stammt. Nennen wir dies Gemisch Typhusbazillen + Serum eines Typhuskranken + Normalserum = B. In fraglichen Fällen kann man also aus diesem Verhalten erkennen, ob ein Typhus vorliegt oder nicht, es handelt sich nur darum, festzustellen, ob die eben genannte Verbindung stattgefunden hat. Das läßt sich leicht konstatieren. Man braucht nur dem Gemisch B von Typhusbazillen, fraglichem Typhusserum und gewöhnlichem Kaninchen- oder Meerschweinchenserum unser obiges Gemisch A von Hammelblutkörperchen und vorbehandeltem und auf 60 Grad erhitztem Serum zuzusetzen, so wird sich zeigen, ob das Serum in B gebunden oder frei ist. In letzterem Fall wird nämlich eine Lösung der Blutkörperchen in A eintreten und damit der Beweis geliefert sein, daß das fragliche Serum in B kein Typhusserum gewesen ist.

Dasselbe Verfahren läßt sich auch mit den Extrakten von syphilitischen Körperteilen, in denen die Erzeuger der Syphilis vorhanden sind, durchführen, und darauf beruht die jetzt so vielgenannte Wassermannsche Bestimmung zum Nachweis der Syphilis, die es ermöglicht, noch ganz veraltete Fälle dieses Leidens, bei denen jede äußerlich wahrnehmbare Erscheinung längst aufgehört hat, zu erkennen.

So sehen wir also, daß sich im Blut die allerverschiedenartigsten krankhaften Prozesse abspielen, denen das Blut selbst aus sich heraus einen gewissen Widerstand entgegensetzen kann, der um so stärker sein wird, je lebenskräftiger, d. h. je gesünder das Blut ist. Es kann in sich selbst erkranken, es kann aber auch durch die Erkrankung andrer Organe, und zwar hauptsächlich der blutbildenden im weitesten Sinne genommen, also auch des Magens, Darms, Lungen, Drüsen, Herzens usw., sekundär erkranken. Wollen wir uns also ein gesundes Blut schaffen und bewahren, so leuchtet ein, daß die Hygiene des Blutes eigentlich

Digitized by Google

die Hygiene des gesamten Menschen umfaßt, und daß alles, was der Förderung und Erhaltung unsers Gesamtorganismus zugute kommt, auch der Gesundheit des Blutes dient, das eine von dem andern gar nicht zu trennen ist. Freilich stehen wir alle unter dem Banne der Erblichkeit. Manch einer bekommt als trauriges Erbteil die Anlage zu schweren Konstitutionskrankheiten, wie Lues, Tuberkulose, allgemeine Schwächlichkeit, geistige Minderwertigkeit, Geisteskrankheiten u. dgl., mit auf den Weg. Aber auch da gelingt es häufig, durch eine vernunftgemäße Lebensführung das vererbte Uebel niederzuhalten, und zum wenigsten sollte jeder an seinem Teil bemüht sein, die drei Würgengel, welche an dem Marke des Volkes zehren: die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten und den Alkoholismus, nicht weiter auf seine Nachkommen zu übertragen.

Es versteht sich von selbst, daß die ersten Regeln der Gesundheitspflege die Sorge für gute Luft, für ausreichende Bewegung für eine nach Art und Menge zweckmäßige Nahrung, die Sorge für Körperreinlichkeit, gesunde Wohnung, das Vermeiden einer unzweckmäßigen, den Blutkreislauf beengenden Kleidung an erster Stelle der Hygiene des Blutes stehen. Aber außer diesen allgemeinen Regeln gibt es noch eine besondere Pflege und Vorsorge, die sich im engeren Sinne auf die blutbereitenden und blutbewegenden Organe, letzterenfalls also Herz und Gefäße, richtet. Diese in ihren Einzelheiten zu besprechen ist nicht angängig. Damit wäre anstatt einer Darlegung neuer, wissenschaftlich interessanter Vorgänge eine Belehrung für Krankheitsfälle gegeben, die hier nicht am Platze ist.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Nach langen, beschwerlichen Märschen sind die russischen Pontonierbataillone mit ihren Brückentrains am 25. Juni bei Sistow eingetroffen; nur durch Vorspann von Ochsen ist es gelungen, die eisernen Pontons vom Fleck zu bringen. Einige Kilometer stromaufwärts von Giurgiu, bei Slobozia, haben die Russen Mörserbatterien angelegt, und von hier aus wird Rustschuk beschossen, das energisch erwidert. Zu gleicher Zeit wird auch Nikopoli von Turnu-Magurele aus scharf bombardiert.

Kaiser Alexander hat am 25. Juni sein Hauptquartier von Plojeschti nach Slatina verlegt.

Der Großfürst Nikolaus telegraphiert dem Fürsten Carol am 25. Juni: „Je te prie de donner l'ordre d'ouvrir le feu demain, sur toute la ligne

Digitized by Google

du Danube, comme nous en sommes convenus, et de continuer le feu jusqu'au soir." Danach erwartete man den Donauübergang zwischen Nikopoli und Sistow. — Fürst Carol antwortet am 26. Juni: „Le bombardement a commencé aujourd'hui à midi sur notre ligne; j'ai été hier à Giurgiu pour visiter les blessés de la ville, et en entrant à l'hôpital, où je suis allé voir les blessés russes, des bombes sont tombées tout à l'entour de la bâtisse surmontée du drapeau blanc."

Den 26. Juni ist Kaiser Alexander in Turnu-Magurele eingetroffen und hat der Beschießung von Nikopoli beigewohnt.

Den 27. Juni hat endlich der Donauübergang zwischen Zimnicea und Sistow stattgefunden, und General Dragomirow hat nach mehrstündigem Kampfe Sistow eingenommen. Der Kaiser wohnte dem Uebergange bei.

Am selben Tage schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Von der Einverleibung meiner Armee in die russische ist keine Rede gewesen, zumal da ich vom ersten Tage ab mit Entschiedenheit erklärt hatte, daß das rumänische Heer nur unter meinem Kommando fechten würde, — die Gelegenheit dazu wird ihm sicher geboten werden; nächste Woche begebe ich mich in seine Mitte. Dann vorwärts mit Gott!"

Am 28. Juni besetzen die Russen Isaktscha und Tultscha. In der Dobrudscha ziehen sich die Türken überall zurück.

Den 28. Juni beginnt, während der Nacht, der Brückenschlag von beiden Ufern bei Zimnicea, wo das ganze VIII. und ein Teil des XIII. Armeekorps über die Donau setzt.

Kaiser Alexander hat am selben Tage nachmittags den bulgarischen Boden betreten und eine Proklamation an die Bulgaren erlassen, worin er sie auffordert, sich den russischen Truppen anzuschließen, und verspricht ihnen eine eigne Landesverwaltung.

Großfürst Nikolaus schreibt dem Fürsten Carol aus seinem Generalquartier in Zimnicea den 18./30. Juni: „Prenant en considération les combinaisons de troupes, qui se trouveront nécessairement être la conséquence du passage du fleuve, si heureusement effectué à Zimnicea, je me vois dans le cas de faire marcher sur ce point, dans le plus bref délai, le IX^me^ corps, dont une partie occupe aujourd'hui des positions le long du Danube, depuis l'embouchure de l'Olt jusqu'au village de Flamânda inclusivement. — Tout en veillant, d'un coté, à la prise opportune des mesures que je juge urgentes pour le succès des opérations de l'armée Impériale, et étant, de l'autre, désireux de garantir l'inviolabilité du territoire de la Principauté Roumaine, je me hâte de porter à la connaissance de V. A. le mouvement que je me vois dans le cas de faire opérer au IX^me^ corps, en Vous priant de bien vouloir faire étendre la ligne défensive occupée par les troupes roumaines, inclusivement jusqu'à Flamânda. — Pour ne rien ôter de sa force défensive à cette portion de la frontière roumaine, j'ai pris les dispositions nécessaires pour laisser auprès de Corabia, de Turnu-Magurele et de Flamânda les

Digitized by Google

batteries armées de pièces de position de l'artillerie russe, qui y sont installées, et je ne demande aux troupes roumaines uniquement que de couvrir la susdite artillerie, tout en reliant entre eux ces points fortifiés. — Considérant que le passage de l'Olt entre Izlas et Turnu n'offre point d'obstacles, il semblerait que les troupes de la IV^me^ division pourraient parfaitement s'étendre jusqu'à Flamânda, la distance d'Izlas à Flamânda, en droite ligne, ne comptant pas au delà de 16 kilomètres. Dans le cas où V. A. verrait quelque inconvénient à étendre définitivement les positions de la IV^me^ division, Elle voudra bien le faire temporairement, en attendant que cette ligne soit renforcée par d'autres troupes roumaines, considérant que le IX^me^ corps devra, comme il vient d'être enoncé plus haut, abandonner ses positions actuelles et se mettre en marche dans le plus bref délai possible."

Fürst Carol beantwortet das Schreiben des Großfürsten in folgendem Briefe: „L'heureux passage du Danube à Zimnicea et le beau fait d'armes accompli à cette occasion par les troupes Impériales m'ont causé la plus vive joie, et je m'empresse de féliciter V. A. I., en lui souhaitant à Elle et à la vaillante armée qu'Elle commande, d'ajouter chaque jour de nouveaux triomphes à ceux par lesquels Elle a si brillamment inauguré la campagne présente. — Aussitôt après la réception de la lettre que V. A. I. a bien voulu me faire parvenir, j'ai donné selon Vos désirs, l'ordre au 7^me^ régiment d'infanterie de ligne qui se trouve à Izlas, de passer l'Olt à Turnu-Magurele, d'étendre la ligne défensive de mon armée jusqu'à Flamânda inclusivement et de couvrir l'artillerie russe en position près de Corabia, Turnu-Magurele et Flamânda, en reliant entre eux ces points fortifiés. — La position occupée par mes troupes et leurs opérations ultérieures s'opposent néanmoins à leur trop grande extension sur la gauche d'une manière permanente. La disposition jugée en ce moment nécessaire par V. A. I. et à laquelle je suis heureux de faire coopérer mon armée, ne pourra donc être que temporaire en ce qui regarde la dernière et en attendant seulement que la ligne de Turnu-Magurele-Flamânda soit renforcée par d'autres détachements des troupes Impériales. — Les nouvelles toutes récentes que j'ai reçues de Widin, et que j'ai lieu de croire véridiques, accusent un effectif de 30000 hommes de troupes turques entre Rahova et Florentin. V. A. I. comprendra qu'en face de cet effectif, je dois donner plus de cohésion et de force concentrée à mon armée. Il est donc probable que sous peu je serai forcé de faire appuyer sur la droite la IV^me^ division tout entière et de resserrer ainsi ma ligne en la rapprochant de Calafat. — Les deux cuirassés turcs, qui sont sortis de Nicopoli et ont attaqué l'Ada, font mine de se porter en avant pour aller renforcer le monitor stationnant à Widin. Pour déjouer leurs entreprises, nous avons un pressant besoin de 4 ou 5 petits bateaux blindés, ainsi que de torpilles que nous pourrions difficilement nous procurer ailleurs et qui tarderaient à nous

Digitized by Google

arriver à temps. Je Vous serai infiniment obligé si V. A. I. avait la bonté de donner des ordres pour que ces bateaux et des torpilles soient mis à notre disposition. — Si V. A. I. possède de nouvelles données concernant la situation et l'état numérique de l'aile gauche de l'ennemi, je la prierai de vouloir bien m'en faire part, et c'est avec reconnaissance que j'accepterais ces obligeantes communications. En attendant je me fais un agréable devoir de porter à Votre connaissance une nouvelle qui nous parvient de la frontière serbe, nouvelle que je Vous donne pour telle comme nous l'avons reçue, rien ne nous autorisant jusqu'à present d'y ajouter foi ou non, et d'après laquelle Osman-Pacha à la tête de 15 bataillons et de 2 batteries serait sorti de Widin et serait dirigé vers Rahova."

Am 7. Juli telegraphiert der Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol, daß er Zimnicea verlassen habe, um sein Hauptquartier nach Bulgarien zu verlegen; er erinnere sich mit Dankbarkeit der herzlichen Aufmerksamkeiten, die ihm in Rumänien zuteil geworden sind.

Am 14. Juli wird dem Fürsten Carol gemeldet, daß seit dem frühen Morgen aus Widin starke feindliche Kolonnen in östlicher Richtung marschieren. Er überzeugt sich selbst davon und gibt sofort dem Großfürsten telegraphische Nachricht darüber.

Am 15. Juli inspiziert Fürst Carol die Positionen seiner Truppen an der Donau, um das Terrain für einen eventuellen Donauübergang zu rekognoszieren, wofür man eifrig an der Fertigstellung der nötigen Pontons arbeitet.

Am 16. Juli wird nach mehrtägigem Kampfe die Festung Nikopoli von den russischen Truppen eingenommen. Der Verlust der Russen betrug 31 Offiziere und 1400 Mann. Zwei Paschas und ungefähr 6000 Mann wurden Gefangene des Siegers; 4 Fahnen, alle Geschütze, große Munitionsvorräte und 2 Monitors bildeten die Kriegsbeute.

Am 20. Juli verlangt das russische Hauptquartier, daß die Rumänen die in Nikopoli gefangenen Türken übernehmen und die Festung besetzen sollen. Beides verweigert Fürst Carol, da seine Armee nicht Kriegsgefangene übernehmen könne, die sie nicht selbst gemacht habe, und Nikopoli werde er nicht eher besetzen, als bis eine besondere Abmachung über die Kooperation des russischen und des rumänischen Heeres getroffen sein würde.

Am 23. Juli telegraphiert General Ghika dem Fürsten Carol: „L'Empereur me charge de faire part à V. A. de la peine et des regrets qu'Il éprouve de voir que la proposition d'occuper Nicopoli par l'armée roumaine rencontre des difficultés inattendues et des retards préjudiciables aux combinaisons du Grand-Duc. Au lieu de marcher de l'avant, le Général Krudener est retenu sur place pour garder la ville et les prisonniers, et il ne peut pas même secourir le Général Schilder-Schuldner qu'il avait envoyé à Plewna, où il est menacé de rencontrer 18000 hommes venus

Digitized by Google

de Widin. L'Empereur ne doute pas que V. A., après avoir pris connaissance de ces faits, n'écarte les difficultés qui s'opposent à l'occupation de Nicopoli, proposition qui n'est que la conséquence de ce qui a été convenu verbalement entre V. A. et le Grand-Duc pendant le séjour de l'Empereur à Bucarest."

Trotz dieser dringlichen Aufforderung hält Fürst Carol an seinem Entschlusse fest, sich auf die Wahrung der ausschließlich rumänischen Interessen zu beschränken und aus seiner abwartenden Haltung erst dann herauszutreten, wenn eine Gefahr für sein eignes Land entstehen sollte.

Fürst Carol erhält am 25. Juli nähere Details über die Gefechte bei Plewna. Eine russische Brigade griff am 20. Juli Plewna von Norden an, und es gelang ihr, bis in den Ort selbst vorzudringen, während das Regiment Kostroma von Osten her einen energischen Vorstoß machte. Die Uebermacht der Türken war aber so bedeutend, daß die Russen auf beiden Seiten zurückgeworfen und General Schilder-Schuldner gezwungen wurde, das Gefecht eiligst abzubrechen und, von seiner Kavallerie gedeckt, bis halbwegs nach Nikopoli zurückzugehen. Osman-Pascha mit 35 000 Mann soll persönlich das Gefecht geleitet haben. Ein General ist schwer verwundet; die Russen haben 40 Offiziere, darunter 2 Regimentskommandeure, und über 2000 Mann verloren. Auch Munitionswagen sind in die Hände der Türken gefallen. Im russischen Hauptquartier ist man durch diese Mißerfolge sehr entmutigt; Kaiser Alexander ist niedergeschlagen und leidend.

Am 27. Juli trifft folgende chiffrierte Depesche des rumänischen Obersten Gherghel an den Fürsten ein: „Par ordre de S. A. I. le Grand-Duc Nicolas, je viens communiquer à V. A. qu'ordre a été donné à Galatz de remettre les torpilles avec invitation d'exécuter sans retard les communications faites le 30 Juin. V. A. peut effectuer le passage à Nikopoli avec des pontons ou petits bateaux qu'on trouvera, en attendant la construction du pont à l'endroit où V. A. jugera convenable, en remontant vers Rahova ou même plus loin. L'armée roumaine, après avoir passé le Danube, se mettra d'accord avec l'armée russe pour opérer de concert. Les monitors capturés ne sont pas en état de servir. Ordre a été donné de remettre la Randunica. Si l'on a encore besoin de cartouches, on en fera donner. Sitôt que le passage du Danube aura commencé, on pourra s'approvisionner de Turnu-Magurele ou en chemin en Bulgarie. Le Grand-Duc n'a jamais demandé la IV^{me} division pour escorter les prisonniers: il a réclamé seulement l'occupation de Nicopoli pour que le IX^{me} corps d'armée russe tout entier se dirige sur Plewna, et un petit détachement pour conduire les prisonniers jusqu'aux étapes russes."

Die Russen haben nun eingesehen, daß sie eine zu geringe Streitmacht in Bulgarien haben: aber Fürst Carol ist wenig geneigt, dem Wunsche des Großfürsten zu willfahren, da er seine Armee nicht zersplittern, sondern unter seinem Oberbefehle vereinigt in die Aktion bringen möchte; er sieht aber die Not-

Digitized by Google

wendigkeit ein, die Sorge wenigstens für Nikopoli abzunehmen, und gibt die Befehle, daß jetzt, wo die nötigen Fahrzeuge beschafft sind, zur Besetzung dieser Festung geschritten wird.

Den 29. Juli sind die ersten rumänischen Truppen von Turnu-Magurele zu Schiff über die Donau nach Nikopoli befördert worden, wo der russische Generalleutnant Stolypin, der bisherige Kommandant der Festung, die rumänischen Bundesgenossen mit seinem Stabe und einem Detachement des 10. Infanterieregiments Kostroma empfing, welches mit Fahne und Musik ausgerüstet war. Nach vollzogener Landung wurde die rumänische Fahne auf der Festung gehißt.

Im rumänischen Hauptquartier findet die Weihe und Verleihung der Fahnen an die neuerrichteten Regimenter statt. Abends ist Kriegsrat über die Hilfsaktion, die das rumänische Heer den Russen leisten soll.

Am 31. Juli empfängt Fürst Carol aus Krauchenwies einen vom 25. Juli datierten Brief seines Vaters: „Kaiser Wilhelm, welcher am 3. Juli hier war, sprach sich sehr anerkennend über Dich aus. Als ich ihn fragte, wie er die Unabhängigkeitserklärung beurteile, antwortete er, daß ein Fait accompli bei den späteren Friedensverhandlungen immerhin in die Wagschale fallen müsse, daß Deutschland aber wegen seines dereinst auf diese Verhandlungen zu übenden Einflusses sich nicht durch verfrühte Anerkennung isolieren dürfe, sondern in die Hand mit den übrigen Großmächten gehen müsse; diese hätten jedoch bis jetzt noch eine rein abwartende Stellung zu der rumänischen Frage genommen. Ich hoffe und rate, daß Du mit dem Königstitel, von welchem die Zeitungen voll sind, Dich nicht übereilen wirst. Ein solcher Schritt würde von der öffentlichen Meinung Europas jedenfalls sehr mißliebig beurteilt werden. Der Kaiser ist wohlwollend und aufrichtig wie immer; körperlich ist er ungebrochen, aber er ist achtzig Jahre alt!"

Am selben Tage, um 9 Uhr abends, erhält Fürst Carol folgendes chiffrierte Telegramm vom Großfürsten Nikolaus aus Trnowa: „Prince Charles de Roumanie: à l'endroit où se trouve le Quartier Général Roumain. Les Turcs, ayant amassé les plus grandes masses à Plewna, nous abîment. Prie faire fusion, démonstration et, si possible, passage du Danube que Tu désires faire. Entre Jiul et Corabia cette démonstration est indispensable pour faciliter mes mouvements. Nicolas."

Bratianu, der beim Fürsten ist, ist der Ansicht, daß es jetzt an der Zeit wäre, den Russen franchement zu Hilfe zu kommen, wo und so viel man vermöchte, da sie sonst über die Donau zurückgeworfen und Rumänien zum Kriegschauplatze werden könnte. Fürst Carol trägt aber Bedenken, sich mit seinem ganzen Heere so ohne jede vertragsmäßige Sicherung in die Aktion hineinziehen zu lassen, und kann deshalb der Ansicht seines Ministers nicht beitreten. Dieser führt anderseits aus, daß durch einen neuen, jetzt zu schließenden Vertrag mit Rußland notwendigerweise der frühere, vom 4./16. April, hinfällig gemacht werden würde und damit die in letzterem erreichten Garantien und

Digitized by Google

Vorteile; er halte es für keineswegs sicher, daß, wenn diese feste Basis jetzt aufgegeben würde, man dafür ein in allen Teilen hinreichendes Aequivalent würde erlangen können. So telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten als Antwort auf dessen Depesche, daß er vor Empfang derselben den Befehl gegeben hat, die Garnison von Nikopoli durch den in Turnu-Magurele konzentrierten Rest der 4. Division zu verstärken, und daß die 3. Division angewiesen worden ist, über den Jiu zu gehen und in die Stellungen der 4. Division einzurücken. Zu gleicher Zeit wird auch die gewünschte Demonstration gemacht werden. Der Fürst fügt aber hinzu: „Quant au passage sérieux, la seule cause qui empêche et a empêché jusqu'ici de l'effectuer, c'est le manque de torpilles que nous attendons avec impatience, et à l'endroit desquelles nous rencontrons les difficultés, le monitor se trouvant entre Rahova et Lom-Palanka. Ordre a été donné ce soir même aux troupes roumaines de défendre Nikopoli."

Den 1. August treffen die ersten Nachrichten vom 31. Juli ein. Die Russen haben mit verzweifelter Tapferkeit gekämpft, sind aber überall im Nachteil geblieben. Außerdem soll Osman-Pascha Verstärkungen von Sofia her erhalten haben, so daß mehr als 40000 Mann zu seiner Verfügung ständen. Ein Hauptfehler bei den Angriffen auf das verschanzte Plewna hat darin bestanden, daß es unter den verschiedenen Truppenteilen kein Zusammenwirken gab; jeder General ging auf eigne Faust vor, und ein Oberbefehl fehlte ganz. Die Nachricht von dieser neuen Niederlage hat sich rasch bis an die Donau verbreitet; als man in Sistow gar erfuhr, mit welchen Verlusten und in welcher Hast die Russen sich zurückzogen, war die Panik daselbst allgemein.

Das Hauptquartier des Großfürsten ward schon am Nachmittage des 30. Juli von Trnowo fortverlegt, und auch bis ins kaiserliche Hauptquartier flog die Nachricht, daß die Türken vollständig gesiegt und dann einen energischen Vorstoß unternommen hätten. Der Zar selbst hatte Bjela schon verlassen, um die nächste Donaubrücke zu erreichen, kehrte aber wieder nach Bjela zurück, als ihn unterwegs die Meldung einholte, daß Osman-Pascha sich auf eine Verfolgung nicht eingelassen habe, daß vielmehr die Russen sich in ihren beobachtenden Stellungen behaupteten.

Den 2. August schreibt Fürst Carol vom Hauptquartier in Pojana der Fürstin: „Die Niederlage von Plewna war sehr ernst und die erlittenen Verluste bedeutend; im russischen Hauptquartier ist man infolgedessen niedergeschlagen und bereut die gemachten Fehler. Das Soldatenmaterial der Russen ist von unzweifelhafter Tüchtigkeit, aber die Führung läßt manches zu wünschen übrig. Ich befürchte, daß sich der Krieg in die Länge ziehen wird; für unser Land wäre es ein Unglück, da ihm die Hauptlebensadern, die Donau und die Eisenbahnen, unterbunden sind. Letztere werden ausschließlich für die russischen Armeebedürfnisse in Anspruch genommen; täglich treffen neue Truppen ein, die in Eilmärschen an die Donau und nach Bulgarien gehen. Ich habe zwar die Ueberzeugung, daß schließlich die russischen Waffen siegen werden, allein es wird

Digitized by Google

noch viel Blut kosten, und ob Konstantinopel erreicht werden wird, ist sehr fraglich. Der Kaiser, der sein Hauptquartier in Bjela hat, nimmt sich alles ungemein zu Herzen; ich stehe mit ihm durch General Ghika, qui fait la navette entre Bjela et Calafat, in fortwährender Verbindung."

Bratianu ist den 1. August nach Crajowa gefahren; er ist über die Lage der Russen sehr besorgt und schlägt vor, daß die rumänische Armee ihnen helfen muß, damit der Krieg sich nicht zu sehr in die Länge zieht. Fürst Carol verbleibt aber bei seiner Ansicht, daß die Rumänen Bedingungen stellen müssen.

Den 3. August telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten nach Trnowo: „A la suite de Ton télégramme du 19/31 Juillet, après de grands efforts et malgré de nombreuses difficultés, je suis heureux de pouvoir T'annoncer que toutes les dispositions sont prises pour la concentration d'environ 30000 hommes, afin d'enlever dans un effort commun Plewna avec les corps engagés autour de cette position qui reste un danger permanent pour l'armée Impériale. Toutes les mesures sont prises pour que notre pont soit jeté dans le plus bref délai entre Izlas et Corabia, afin d'accélerer le passage et assurer la ligne d'approvisionnement et de retraite. Néanmoins vu les moyens restreints dont je dispose, tout ayant été organisé et préparé autour de Calafat, je dois Te demander, si faire se peut, un ajournement d'une huitaine de jours pour que le concours de mon armée soit plus efficace, attendu qu'actuellement je n'ai pu porter sur le terrain qu'une seule division. Ne connaissant pas Tes combinaisons et dispositions, je désirerais savoir à grands traits quelle sera la marche ultérieure de Tes opérations; car, Tu le sais bien, mon armée n'étant pas organisée pour une longue ligne d'opération, il lui sera impossible de pousser au delà de Plewna, et elle devra se borner à opérer sur l'aile droite de Ton armée. J'attends avec impatience Ta réponse."

Am 4. August trifft Fürst Carol die Bestimmungen für die Verlegung seines Hauptquartiers nach Corabia.

Am 6. August ist das Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus nach Bulgareni, das des Kaisers nach Gornja-Studena verlegt.

Fürst Carol erhält die Mitteilung, daß General Sotow, Kommandeur des IV. Armeekorps, den Oberbefehl über die Truppen vor Plewna übernommen hat, und zu seiner Verfügung noch das IX. Armeekorps gegeben wurde, sowie eine Kosakenbrigade.

Am 11. August trifft ein Brief des Großfürsten aus Bulgareni ein, folgenden Inhalts: „Der Großfürst sei stets der Ansicht gewesen, daß ein Zusammenwirken des russischen und des rumänischen Heeres geboten sei, und wisse sich mit dem Fürsten Carol eins in dem Gedanken, daß jetzt der Moment gekommen sei, jene gemeinschaftliche Aktion ins Werk zu setzen. Was nun den geplanten Donauübergang der rumänischen Armee bei Corabia betreffe, so hätten sich die Bedingungen für denselben noch verschlechtert: Osman-Pascha sei jedenfalls in der Lage, den Rumänen beim Eintreffen auf dem rechten Ufer starke Streitkräfte ent-

Digitized by Google

gegenzustellen, ohne daß der Großfürst die für diesen Fall früher verheißene Hilfe würde leisten können. Ganz anders dagegen, wenn der Uebergang bei Nikopoli stattfände: hier würde das rumänische Heer sofort in den Rayon unmittelbarer Kooperation mit den Russen gelangen. Mit Freuden würde es daher der Großfürst begrüßen, wenn Fürst Carol geneigt sein sollte, diesen allgemeinen Gesichtspunkten beizutreten. Die Details würden zu prüfen sein je nach Stärke und Stellung des rumänischen Kontingents, welches auf dem rechten Ufer ein Operationskorps bilden könnte. Die rumänischen Pontons ließen sich vom Jiul nach Nikopoli schaffen, und die dort zu schlagende Brücke würde für beide Heere von großer Wichtigkeit sein und für sich selbst den Schutz durch die Kanonen einer Festung gewinnen."

Fürst Carol ersieht aus diesem Briefe, daß die Russen den Rumänen noch immer keine eigne Operationszone zugestehen wollen. Was den empfohlenen Brückenschlag bei Nikopoli angeht, so ist er entschlossen, denselben abzulehnen, und überhaupt nicht eher die Donau zu überschreiten, als bis die Stellung der rumänischen Armee zur russischen geregelt ist.

Den 16. August trifft folgende Depesche des Obersten Gherghel aus Gornja-Studena ein: „Par ordre de S. A. I. le Grand-Duc Nicolas, j'ai l'honneur de communiquer à V. A., que S. A. I. désire que la III^me^ division roumaine passe immédiatement le Danube à Nicopoli pour rejoindre la IV^me^. S. A. I. désire visiter les deux divisions aussitôt qu'elles seront ensemble."

Fürst Carol verweigert den Uebergang der III. Division und läßt erklären, daß er die Einverleibung seiner Armee in die russische niemals zugeben werde.

Bratianu und Oberst Slaniceanu werden nach Gornja-Studena, dem Hauptquartier des Kaisers und des Großfürsten, entsandt, um die Bedingungen für den Donauübergang der rumänischen Truppen zu regeln und mit Entschiedenheit zu erklären, daß der Fürst das Kommando über sein Heer nicht aus der Hand geben werde.

Den 21. August kehren Bratianu und Slaniceanu aus Gornja-Studena zurück, wo sie sehr gut aufgenommen wurden. Allen vom Fürsten Carol geäußerten Wünschen hat der Großfürst seine Zustimmung gegeben, wie der folgende Brief vom 18. August es erkennen läßt: „Le Colonel Slaniceanu m'a fait connaître les intentions de V. A. relativement à la coopération de Votre armée avec l'armée russe, coopération qui s'effectuerait par le passage des troupes roumaines à Corabia. En acceptant entièrement Vos propositions, je prierai seulement V. A. de vouloir bien diriger sa cavalerie à Turnu et de la faire passer le Danube à Nicopoli pour des raisons qui seront soumises à V. A. par le Colonel Slaniceanu, ainsi que tous les détails de nos arrangements. Je ne manquerai pas de Vous tenir au courant de toutes nos dispositions, ainsi que de Vous informer de l'époque qui me semblerait la plus opportune pour effectuer le passage. A cet effet il me paraîtrait désirable d'avoir pour Votre corre-

Digitized by Google

spondance télégraphique un chiffre spécial. Un bateau à vapeur sera affecté au transport de Votre cavalerie de Turnu à Nicopoli; V. A. n'aura qu'à m'indiquer le jour qu'Elle voudra fixer pour cette opération. Pour faciliter l'exécution à Corabia, il sera de même mis à Votre disposition, le jour du passage, le plus grand nombre possible de chaloupes à vapeur qui se trouveront disponibles à cette époque. Il reste entendu, Monseigneur, que ainsi que cela avait convenu préalablement l'armée roumaine conservera parfaitement son individualité, et se trouvera placée, pour tous les détails, sous le commandement direct de ses chefs immédiats."

Den 22. Auguſt empfängt Fürſt Carol morgens um 8 Uhr folgende, am 21. Auguſt aufgegebene Depeſche des Großfürſten Nikolaus aus Gornja-Studena: „Quand peux-Tu passer? Fais-le aussitôt que possible. On s'acharne à Chipka. Plusieurs attaques sont repoussées depuis le matin 9 Août. Combat continue malgré nuit."

Fürſt Carol gibt ſogleich Befehl, daß zwei Kavallerieregimenter und eine reitende Batterie nach Izlas abgehen ſollen, um dort über die Donau zu ſetzen, und macht dem Großfürſten folgende briefliche Mitteilung: „Avant tout je tiens à remercier à V. A. I. pour les aimables lettres qu'Elle a bien voulu m'adresser précédemment. Si je n'ai pas répondu immédiatement à ces différentes missives, c'est que, dans le but d'éviter toute équivoque par la suite, j'ai pensé mieux faire en envoyant auprès de V. A. I. mon Président du Conseil accompagné de mon Chef d'Etat Major, afin d'établir les bases d'une entente solide et définitive. — Par la dernière lettre que V. A. I. a eu l'obligeance de m'envoyer par le Colonel Slaniceanu, j'ai constaté avec une vive satisfaction que toutes les difficultés qui ont apporté quelque retard à l'exécution des mouvements militaires désirés par V. A. I. se trouvent actuellement levées, et j'ai déjà donné des ordres en conséquence. — Ainsi nous nous retrouvons en présence des propositions émises dans le télégramme que j'ai adressé à V. A. I. de Poiana en date du 22 Juillet/3 Août, et par lequel j'ai été heureux d'annoncer à V. A. I. que malgré les nombreux obstacles et les sacrifices considérables que me causait le changement de ma base d'opérations, toutes les dispositions avaient été prises pour la concentration de 30000 hommes de mon armée destinés à concourir avec l'armée Impériale, pour enlever par un effort commun la position de Plewna qui reste une difficulté permanente pour les futures opérations, que V. A. I. se propose. — Dans mes rapports avec l'armée Impériale, l'armée roumaine devra conserver, ainsi que V. A. I. a bienvoulu le reconnaître Elle-même, dans Sa dernière lettre, son individualité et son unité de commandement, tout en opérant, bien entendu, d'après le plan général et les dispositions de V. A. I. A cet effet je serai très heureux de pouvoir me rencontrer avec V. A. I. à Nicopoli ou ailleurs, afin de règler

Digitized by Google

à titre définitif la marche de nos opérations contre Plewna. Je prie V. A. I. de vouloir Elle-même fixer le jour et l'endroit de cette entrevue. — La communauté du but que nous poursuivons, en même temps que les vœux que j'ai formés sans cesse pour le succès des armes Impériales, me rendront fier de voir l'armée roumaine combattre à côté de la vaillante armée qui se trouve sous le commandement de V. A. I."

Am 24. Auguſt langt aus Gornja-Studena eine am Nachmittag abgegangene Depeſche des Großfürſten an: „Je suis très sensible pour Ta bonne lettre que Gherghel m'a apportée. Je suis heureux que par l'arrivée de Bratianu tout se soit éclairci, et que nos vues soient complètement identiques. J'attends ton passage le plus tôt possible. J'espère Te revoir bientôt. Je télégraphierai l'endroit et le jour, car je suis fort occupé avec l'affaire de Chipka. Malgré quatre jours continuels de combat et d'assaut, nous tenons bon. Mes renforts envoyés là-bas arrivent tous les jours. L'Héritier, attaqué hier à la fois, a été repoussé. Le soir nos troupes fatiguées se sont retirées à Sultan Kioi devant un ennemi supérieur. Le combat continue des deux cotés."

Den 25. Auguſt telegraphiert Fürſt Carol dem Großfürſten: „Depuis hier soir Vendredi 7 heures le passage de mes troupes a commencé en face de Magura et continue aujourd'hui. Nous nous pressons, ayant appris qu'une nouvelle colonne sortie de Widin se dirige sur notre flanc droit. Le pont sera établi dans les premiers jours de la semaine prochaine. J'espère que tout va bien de Ton coté."

Vormittags trifft folgende, einundzwanzig Stunden früher aus Gornja-Studena abgeſandte Depeſche des Großfürſten ein: „L'Empereur et moi désirons Te voir aussitôt que possible. Je serais venu moi-même à Ta rencontre à Nicopoli, mais les événements dont je T'ai parlé dans mon précédent télégramme m'empêchent de bouger. Nous T'attendons avec impatience. Réponds-moi le jour de Ton arrivée et si ce sera par Nicopoli ou Zimnitza. J'espère qu'à Ton arrivée le temps nous permettra de visiter les troupes ensemble."

Am 27. Auguſt in der Nacht fragt der Großfürſt noch einmal, ob der Fürſt ſich ins ruſſiſche Hauptquartier zu begeben gedenke oder nicht. Fürſt Carol antwortet: „Demain Mardi dans la journée, j'arriverai au Quartier Impérial en passant par Zimnicea."

Am 28. Auguſt fährt Fürſt Carol morgens nach Magurele zum Großfürſten Alexis und trifft bei demſelben den Herzog Eugen von Leuchtenberg. Von Magurele fährt der Fürſt nach Zimnicea, wo er den am Schipkapaſſe am 24. Auguſt verwundeten General Dragomirow antrifft, der ſich trotz ſeines ernſten Zuſtandes nach Rußland transportieren laſſen will. Der General teilt dem Fürſten mit, daß er mit einer Brigade ſeiner Diviſion von Selvi abmarſchiert und am Vormittage des 24. Auguſt unweit der Paßhöhe angelangt war. Der Kampf

Digitized by Google

um letztere ward mit großer Erbitterung geführt, das heftige Feuer des Feindes lichtete die Reihen seiner Truppen, die wie Helden immer neue Sturmangriffe machten, gewaltig; bald trat auch Munitionsmangel ein, während die Türken, deren Artillerie sehr gut schoß, ihre Uebermacht zur Geltung bringen konnten. Er selbst ward, von einer Kugel getroffen, kampfunfähig nach dem Verbandplatze getragen.

Nach einem einstündigen Aufenthalt in Zimnicea setzt Fürst Carol mit einer Kosakeneskorte um 3 Uhr seine Fahrt über die große Donaubrücke nach Sistow fort. Die Brücke ist militärisch besetzt. Von Sistow geht die Fahrt weiter an endlosen marschierenden Kolonnen, Verwundetentransporten und einer Wagenburg festgefahrener Karren vorüber.

Um 7½ Uhr abends trifft Fürst Carol im kaiserlichen Hauptquartier von Gornja-Studena ein, wo man ihn ungeduldig erwartet. Kaiser Alexander und Großfürst Nikolaus mit einigen Herren der Suite empfangen ihn auf das herzlichste. Der Zar, dessen Gesundheit sehr angegriffen ist, und dem der Schmerz über die erlittenen Verluste auf dem Antlitz geschrieben steht, ladet den Fürsten ein, in sein bescheidenes Bulgarenhaus einzutreten.

Hier wiederholt der Kaiser, daß er glücklich sei, den Fürsten endlich jenseits der Donau zu sehen und daß er hoffe, alle Schwierigkeiten seien nun beseitigt; er erkundigt sich, in welcher Stärke und wann die rumänischen Truppen über die Donau setzen würden. — Fürst Carol erwidert, daß er früher gekommen sein würde, wenn er nicht selbst dem Donauübergang seiner Truppen hätte beiwohnen wollen. In zwei Tagen hoffe er mit einem ganzen Armeekorps auf dem bulgarischen Ufer zu stehen. Ein großer Teil der III. Division befinde sich bereits zwischen Isker und Wid und habe kleine Begegnungen mit Baschi-Bosuks gehabt. — Der Großfürst Nikolaus fragt nun, ob der Fürst die Absicht habe, sein Korps persönlich zu befehligen. — Der Fürst entgegnet, daß dies selbstverständlich sei. — Der Großfürst wendet ein: Dieser Entschluß würde zu vielerlei Schwierigkeiten Anlaß geben, da Fürst Carol natürlich nicht unter dem Kommando eines russischen Generals stehen könnte. — Fürst Carol erwidert darauf etwas lebhaft: Allerdings könne er das nicht, das sei eine Unmöglichkeit; dagegen könnten leicht zehn russische Generale seinem Befehl unterstellt werden.

Schweigend hat bisher der Kaiser diesem Wortwechsel zugehört; er fragt nun den Fürsten, ob er nicht sehr ermüdet von der heißen Fahrt sei, und erbietet sich, ihn selbst in das für ihn hergestellte Quartier zu geleiten. Er führt ihn in ein schönes, bequem eingerichtetes Zelt unweit des kaiserlichen Quartiers und teilt ihm mit, daß er sich erlauben wolle, ihm das Zelt zu verehren. Nachdem der Fürst diese Aufmerksamkeit dankend angenommen hat, zieht der Kaiser sich zurück, um seinem Gast Gelegenheit zu geben, sich vom Staube der Reise zu befreien.

Schon ehe der Fürst aber seine Toilette beendet hatte, tritt der Großfürst bei ihm ein und bietet ihm im Auftrage des Kaisers das

Digitized by Google

Oberkommando über sämtliche russische Truppen vor Plewna an. Fürst Carol ist sehr überrascht und bittet sich Bedenkzeit aus, weil er vor der Entscheidung über dieses vertrauensvolle Anerbieten sich über die numerische Stärke der vor Plewna liegenden Truppen vergewissern möchte.

Der Großfürst erwidert: das lasse sich sofort feststellen, da der Generalstabschef der Westarmee, Oberst Nowitzki, anwesend sei. Derselbe wird herbeigerufen und gibt an, daß die Zahl der russischen Truppen vor Plewna 30000 nicht übersteige. Dies macht den Fürsten sehr bedenklich, da auch er vorläufig nur die gleiche Zahl ins Feld senden kann; allein nach kurzer Erwägung und auf Zureden des Großfürsten entschließt er sich zur Uebernahme des verantwortungsreichen Kommandos.

Abends um 9 Uhr geht Fürst Carol zum Kaiser, um ihm seinen Dank auszusprechen für das Vertrauen, mit dem dieser ihn beehrt hat; er setzt hinzu, daß er sich der ganzen Schwere der Verantwortlichkeit bewußt ist. — Der Kaiser erwidert: „Dieu nous aidera!"

Bei dem Abendessen umringen alle anwesenden Generale den Fürsten und beglückwünschen ihn zu seiner neuen Stellung. Nach Tische geleitet der Kaiser den Fürsten in sein Zelt zurück und verabschiedet sich herzlich und väterlich von ihm für die Nacht.

Am 29. August, morgens um 7 Uhr, tritt der Kaiser in das Zelt des Fürsten Carol. Gleich nach dem Kaiser läßt sich der Kriegsminister Miljutin melden; Fürst Carol spricht lange mit ihm, um sich über die russischen militärischen Verhältnisse, die Armeeorganisation usw. genau zu informieren. Miljutin äußert sich sehr besorgt über die Lage und gibt die Verstärkungen an, die noch aus Rußland erwartet werden. Er erwähnt, daß die Tage, an denen die heftigen, rasch aufeinanderfolgenden Angriffe am Schipka und Lom stattgefunden, für die russische Armee höchst gefahrvoll gewesen seien; doch hoffe er, daß eine so schwere Zeit nicht wiederkehren werde. Jedenfalls sei der Eintritt der rumänischen Armee in die Aktion sehr willkommen. Dann erscheint Graf Ignatiew, der ganz besonders niedergeschlagen ist, da man allgemein ihn für diesen Krieg verantwortlich macht und ihm vorwirft, daß er unaufhörlich dazu gehetzt habe. Auch der alte Fürst Suworow kommt, um seine Freude darüber, daß der Kaiser dem Fürsten Carol das Oberkommando übertragen habe und zugleich seine Hoffnung auf eine schleunige Wendung der Dinge zum Besseren auszusprechen; er beglückwünscht den Fürsten zu seinem mutigen Eingreifen im Augenblicke der Gefahr.

Um 10 Uhr findet zur Besprechung des künftigen Aktionsplanes beim Großfürsten Nikolaus, im Freien unter einem Baume, ein Kriegsrat statt, an dem Nepokoitschitzki und Nowitzki, der Generalstabschef des Generals Sotow, und mehrere andre Generale teilnahmen. Es wird die allgemeine Lage besprochen und dann über den Donauübergang der rumänischen Truppen beraten. Die russischen Heerführer ersuchen den Fürsten Carol, statt auf der Iskerlinie vorzugehen, lieber direkt auf Plewna zu marschieren und die Brücke sofort nach dem

Digitized by Google

Uebergang des rumänischen Heeres abbrechen und bei Nikopoli wieder aufbauen zu lassen, damit sie auch den Bedürfnissen des russischen Heeres zugute komme. Fürst Carol überzeugt sich, daß er bei dem Ernst der Lage von einer separaten Aktion seines Heeres abzusehen und dasselbe vielmehr ungesäumt in unmittelbaren Kontakt mit den russischen Streitkräften zu bringen hat; er entschließt sich hierzu um so eher, als ja das Oberkommando und damit die letzte Entscheidung über alle Schritte in seiner Hand liegen. Bedenklich erscheint ihm dagegen die Verlegung der Brücke, durch die er zum zweitenmal zur Verschiebung der Etappenstraßen und Magazine genötigt sein würde. So schwierig ein solcher Wechsel der Operationslinie auch ist, so gesteht der Fürst ihn schließlich doch zu, betont aber, daß vorläufig jede aggressive Aktion gegen Plewna unterbleiben müsse, da er der Ansicht ist, daß Osman-Pascha stärker ist, als die Russen anzunehmen scheinen. Die sechs Tage andauernden Kämpfe der Russen am Schipkapasse haben die Russen mehr als 100 Offiziere und 4000 Mann gekostet. Dafür ist aber auch das erzielte Resultat von größter Wichtigkeit. Jetzt ist dort wieder Ruhe, die von den Russen benutzt wird, um sich zu verschanzen.

Um 12 Uhr ist Frühstück beim Kaiser in einem großen Zelte, wo mehr als hundert Personen daran teilnehmen. Der Kaiser erzählt dem Fürsten, daß er selbst auf die Nachricht von der Schlacht am 31. Juli in der ersten Panik mit seinem Hauptquartier aufgebrochen war und bereits mehrere Kilometer in der Richtung auf die Donau zurückgelegt hatte.

Nach dem Mahle nimmt Fürst Carol Abschied vom Kaiser, der heute ganz besonders niedergeschlagen ist, da aus allen Teilen des Kriegsschauplatzes, auch des asiatischen, schlechte Nachrichten eingelaufen sind.

Um 2 Uhr bricht der Fürst auf und langt nach einer beschwerlichen Fahrt um 5 1/2 Uhr in Sistow an. Noch ehe er die Brücke ganz passiert hat, entrollt sich vor ihm ein wahrhaft erschütterndes Bild: die langen Züge kleiner Leiterwagen, welche die zahlreichen Verwundeten aus den Kämpfen am Schipkapasse zum Weitertransport bis über die Donau gebracht haben, sind hier mit den endlosen Kolonnen der Trains zusammengetroffen, die dem Heere Proviant und Munition nachfahren: bei dem Versuche, einander auszuweichen, sind die Gefährte bis in das steinige Strombett geraten, aber Menschen und Tiere, von Sonnenbrand und Strapazen müde und stumpf geworden, können den immer dichter werdenden Knäuel nicht mehr entwirren, es gibt kein Durchfinden, kein Ausweichen mehr. Jammervoll ist das Wehklagen der armen, auf ihrem harten Lager herumgestoßenen Verwundeten, deren Leiden mit jeder Minute zunehmen; viele derselben haben schon den Geist aufgegeben. Für den Fürsten hat man mit Mühe eine schmale Gasse durch diese Wagenburg eröffnet; er ist tief ergriffen von diesem entsetzlichen Bilde des Kriegselends und außer sich, daß er nicht eingreifen und helfen kann. Noch eindrucksvoller wird das düstere Bild durch eine seltsame atmosphärische Erscheinung: eine kolossale Staubwolke lagert über der Donau, und durch sie hindurch sieht man die untergehende Sonne völlig strahlenlos, wie einen Mond, dem Horizonte zugleiten.

Digitized by Google

Abends um 8 Uhr erreicht Fürst Carol Zimnicea und steigt in demselben Hause ab, aus welchem vor wenigen Wochen in Siegeshoffnung der russische Kaiser zum Donauübergange aufgebrochen war.

Den 18./30. August, um 7 Uhr abends, trifft aus Gornja-Studena ein Telegramm des Großfürsten Nikolaus ein: „D'après nos renseignements sur la position de l'ennemi, il faut absolument que l'armée roumaine soit passée sur la rive droite du Danube tout entière pour le 20 Août v. s. Prends des mesures nécessaires et énergiques avec le Grand-Duc Alexis pour qu'Il offre tous les moyens possibles pour que le passage s'effectue au plus vite et sans délai. Ta présence personnelle est indispensable à Poradim pour le 20 au matin, mais que l'on défende dès aujourd'hui l'expédition de toutes les dépêches télégraphiques privées et surtout de celles des correspondants de journaux, jusqu'à nouvel ordre et pour quelque temps, tout le long du Danube."

Den 31. August trifft eine neue Depesche des Großfürsten ein: „Pressant. Depuis 9 heures du matin ce 19/31 Août, les Turcs attaquent Zgalevica et Pelischat. Il est indispensable que Ton armée roumaine passe le Danube immédiatement et marche en avant sur Plewna pour attaquer les Turcs. Fais savoir à Zotow la direction et l'heure du commencement de Ta marche. Tes troupes qui ont déjà passé le Danube, doivent s'avancer sans retard."

Fürst Carol hält augenblicklich einen Kriegsrat ab, überträgt dem General Cernat das Korpskommando und ernennt den Obersten Barozzi zu seinem Generalstabschef. Er gibt den endgültig entscheidenden Befehl, daß am nächsten Tage der Donauübergang erfolgen soll, und unmittelbar nachdem die Truppen das jenseitige Ufer erreicht haben, soll dann die Brücke abgebrochen und Nikopoli gegenüber wieder aufgebaut werden; er selbst wird sofort, noch ehe die Brücke abgebrochen ist, sich nach Plewna begeben. — „So habe ich es dem Kaiser versprochen, und so wird es geschehen," sagte der Fürst, „das ist mein unabänderlicher Entschluß! Lieber will ich mit seinem Heere in die Donau zurückgeworfen werden, als jetzt, wo die Gefahr den Höhepunkt erreicht hat, vor dieser zurückweichen; der Krieg muß jetzt entscheiden, längeres Zögern ist nicht möglich!"

Fürst Carol verhehlt sich keineswegs das Bedenkliche der von ihm befohlenen Operation: die Brücke hinter den Truppen abzubrechen und mehrere Tage lang ohne Verbindung mit dem rumänischen Ufer zu bleiben, bis die Brücke stromabwärts wieder aufgebaut sein wird, ist ein großes Wagnis; größer aber ist die Gefahr, die seinem Lande droht, wenn es den Türken gelingt, aus Plewna auszubrechen und die Russen über die Donau zurückzudrängen. Dieser Auffassung pflichtet auch Bratianu bei, der dem Kriegsrate beiwohnte und hocherfreut war, daß der Fürst dieselbe in so energischer Weise kundgegeben hat.

Spät abends läuft noch folgende telegraphische Nachricht vom Großfürsten ein: „Général Zotow télégraphie à 3 heures de l'après-midi que plusieurs

Digitized by Google

attaques sur Pelischat et Sgalevica ont été vigoureusement repoussées. Tes troupes qui vont passer le Danube, doivent se tenir plus près de la rivière Vid, pour prendre contact avec la IV^me^ division roumaine, en suivant ses mouvements!"

Fürst Carol hatte nach dem ersten Telegramm des Großfürsten eine offene Depesche abschicken lassen des Inhalts, daß die rumänische Armee ihren Donauübergang begonnen hat, in der Hoffnung, hierdurch dem weiteren Vorrücken Osman-Paschas womöglich vorzubeugen, da letzterer sofort stets alle Nachrichten über Konstantinopel erhält.

Den 1. September steigt Fürst Carol in Corabia zu Pferde, um die II. Reservedivision und eine Brigade der III. Division, welche unweit der Brücke aufgestellt sind, Revue passieren zu lassen. Der Bischof von Rimnik hält einen Feldgottesdienst ab und segnet die Truppen, welche berufen sind, zum Ruhme des Vaterlandes in den Kampf zu ziehen.

Durch fürstlichen Tagesbefehl ist dem Heere der Zweck dieses Kampfes bekanntgegeben. Es gilt den alten Streit der Vorväter gegen die Türkei mit ganzer Kraft aufzunehmen und nun endlich auszufechten! In diesem Sinne spornt Fürst Carol auch mündlich seine Truppen an, für das Vaterland mutig vorwärts zu gehen.

Dann setzt sich der Fürst an ihre Spitze und reitet bis an die Brücke, wo er haltmacht und die Kolonnen vorüberziehen läßt mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen.

Bratianu dagegen drückt dem Fürsten Carol in bewegten Worten seine tiefe Ergriffenheit aus über diesen feierlichen Augenblick, wo die Jugend Rumäniens, zum Kriege gerüstet, über den Strom zieht, um den Erbfeind im eignen Lande aufzusuchen. Nie hatte er gehofft, diesen großen Tag zu erleben!

In glühendster Sonnenhitze hält der Fürst an der Brücke, bis die langen Reihen seiner Soldaten hinübergezogen sind. Er erteilt den Befehl, daß die Kolonnen sich die Nacht durch auf Plewna zu in Marsch setzen, und besteigt dann selbst einen Wagen und eilt nach Turnu-Magurele, wo ihn der Großfürst Alexis erwartet.

Den 2. September verläßt der Fürst des Morgens Turnu-Magurele auf einer russischen Dampfbarkasse, vom Großfürsten Alexis begleitet, über die Donau. Die fürstliche Eskorte wird auf gekoppelten Pontons hinübertransportiert.

Auf bulgarischem Boden empfängt den Fürsten General Stolypin mit seinem Stabe; eine russische Ehrenwache mit Fahne ist zur Stelle, und die Musik intoniert die rumänische Hymne. Fürst Carol steigt zu Pferde und reitet durch die spalierbildenden Truppen, die ihn mit endlosen Hurras begrüßen, den steilen Weg zur alten Festung hinauf. Nach kurzer Ruhe im Quartier des Generals Stolypin begibt er sich alsdann zu Pferde durch die Zitadelle aufs Plateau, wo rumänische Abteilungen (Dorobanzen und eine Batterie) stehen, die er mit freudigem Stolze, auf fremdem Boden doppelt die Seinen, Revue passieren läßt.

Hierauf reitet Fürst Carol ins Osmatal hinab, wo der Reisewagen ihn

Digitized by Google

erwartet, um in eiliger Fahrt, nur von vier Offizieren seines Hauptquartiers und seiner Eskorte begleitet, das 40 Kilometer von Nikopoli entfernte Bulgarendörfchen Poradim gegen 4 Uhr nachmittags zu erreichen. Während der ganzen Fahrt ertönt von Plewna her lauter Kanonendonner.

Poradim ist eine langgestreckte ärmliche Ortschaft auf baumloser Ebene, etwa 15 Kilometer von der Stadt Plewna, 7 Kilometer von der türkischen Schanzlinie. Unter all den Bulgarenhütten befindet sich nur ein einem Türken gehöriges Haus, das zur Not diesen Namen verdient; es liegt am Eingang des Dorfes, und der Fürst belegt es für sich mit Beschlag. Die kleine Kirche inmitten der Ortschaft ist unvollendet. Die Bevölkerung ist arm und scheu.

General Sotow und Oberst Nowitzki stellen sich dem Fürsten vor. General Sotow macht ihm dann die Mitteilung, daß er vom Großen Hauptquartier fortwährend gedrängt werde, Plewna sobald als möglich anzugreifen. Fürst Carol spricht sich sofort gegen solche übereilte Maßnahmen aus.

General Lewitzky, der vom Großen Hauptquartier abgesandt ist, hat dem Fürsten die Karte der Umgegend Plewnas vorgelegt, auf welcher der russische Generalstab die von den Türken aufgeworfenen Erdwerke eingezeichnet hat.

Am 3. September wird schon vor 6 Uhr morgens Fürst Carol durch Kanonendonner geweckt. Der am Abend von General Sotow angekündigte Angriff auf Lowtscha ist im Gange.

Um 9 Uhr erscheint General v. Krüdener mit seinem Stabe und sämtlichen Generalen des IX. Korps, welches 8 Kilometer nördlich von Poradim steht. Fürst Carol nimmt die Meldungen entgegen. Darauf steigt der Fürst zu Pferde und inspiziert das IV. Korps, das vor den Biwakplätzen auf dem linken Flügel aufgestellt ist. Das Terrain, auf dem die Inspizierung vorgenommen wird, ist das des Treffens von Sgalewitza am 19./31. August, wo die Russen mit solcher Vehemenz von den Türken angegriffen wurden. Man sieht noch die Spuren der Kämpfe; viele Tote liegen noch unbeerdigt da.

Am Abend telegraphiert der Fürst das Resultat seiner Inspektion dem Großfürsten, und daß er dringend rate, den Angriff auf Plewa aufzuschieben, bis genügende Streitkräfte zur Stelle sein würden.

Bei Uebernahme des Oberbefehls über die russische Westarmee hat Fürst Carol einen russischen Tagesbefehl ausgegeben, worin er den ihm unterstellten Truppen anzeigt, daß der Kaiser ihm das Kommando anvertraut hat: er freue sich der Waffenbrüderschaft zwischen Russen und Rumänen und zähle auf die Tapferkeit beider.

Am 4. September meldet General Sotow dem Fürsten, daß Lowtscha genommen ist und Adil-Pascha sich mit einem Verluste von etwa 2000 Mann nach Plewna zurückgezogen hat, so daß die gegen Lowtscha verwendeten russischen Truppen jetzt zur Verfügung des Kommandierenden der Westarmee stehen und sofort herangezogen werden. Der General schlägt dem Fürsten vor, daß er noch am heutigen Abende das IV. und das IX. Korps gegen Plewna vormarschieren und in Stellungen einrücken lassen möge, von denen aus am nächsten Morgen

Digitized by Google

der Angriff eingeleitet werden könnte. Fürst Carol lehnt diesen Vorschlag jedoch ab, weil seine eben erst eingetroffenen Truppen sich noch nicht einmal mit ihren Stellungen haben vertraut machen können.

General Cernat langt in Poradim an, um die Befehle für das rumänische Heer entgegenzunehmen. Er berichtet, daß die bei Selischtioara über die Donau gegangenen Truppen mit großer Ausdauer auf sandigen Wegen noch einen anstrengenden schwierigen Nachtmarsch von 23 Kilometer ausgeführt und gegen Morgen Golastzi am Wid erreicht haben. Der Fürst beauftragt den General, den Truppen seine Zufriedenheit auszusprechen, sich zum Vormarsche bereitzuhalten und eingehendere schriftliche Befehle abzuwarten.

Das IX. Korps rückt nachmittags in seine ihm angewiesenen Stellungen vor Plewna ein. Bei dieser Gelegenheit nimmt Fürst Carol den Vorbeimarsch desselben ab und konstatiert, daß auch hier die Regimenter sehr zusammengeschmolzen sind.

Die fürstliche Dienerschaft, Reitpferde und Bagage kommen im Hauptquartier an; die Wohnung des Fürsten kann nunmehr wenigstens einigermaßen bequem hergerichtet werden.

Vom russischen Großen Hauptquartier sind dem Fürsten außer einer Kosakeneskorte vier Ordonnanzoffiziere zugeteilt worden.

Am 5. September trifft Bratianu in Poradim ein, um dem Fürsten zu melden, daß die Vorkehrungen für die Verpflegung des rumänischen Heeres getroffen sind, und daß der Wiederaufbau der bei Selischtioara abgebrochenen Brücke bei Nikopoli bereits begonnen hat.

Das kaiserliche Hauptquartier ist von Gornja-Studena nach Tschausch-Mahala verlegt worden. Prinz Alexander von Battenberg langt von dort an und überbringt vom Kaiser Grüße sowie den Ausdruck seiner Freude darüber, daß Fürst Carol das Kommando der Westarmee von Plewna angetreten hat. Großfürst Nikolaus ist in Radenitza eingetroffen.

Am 25. August/6. September nimmt Fürst Carol den Rapport des Generals Fürst Imeritinski und des Generals Skobelew entgegen, welche melden, daß der Angriff auf Lowtscha unter der Oberleitung des Generals Fürsten Imeritinski mit 25 Bataillonen, 15 Schwadronen und 90 Geschützen, im ganzen etwa 16 000 Mann, ausgeführt worden ist; diese Uebermacht sicherte im voraus den Erfolg. Nach blutigem Zusammenstoß haben die Türken ihre Positionen geräumt und erlitten auf ihrem eiligen Rückzuge noch empfindliche Verluste.

Strategisch hat die Einnahme von Lowtscha große Bedeutung, da sie die Verbindung Osman-Paschas mit der Armee Suleimans aufgehoben hat und Plewna nunmehr auch vom Süden her angegriffen werden kann.

Fürst Carol arbeitet mit Sotow und den übrigen Offizieren seines Hauptquartiers und unterschreibt die Dispositionen zum Angriff, — doch macht er den ausdrücklichen Vorbehalt, daß über den Tag der Aktion hierdurch noch nichts bestimmt, derselbe vielmehr möglichst hinauszuschieben sei.

Diese Dispositionen vom 25. August/6. September sind folgende:

Digitized by Google

An die Truppen der Westarmee

Heute, am 25. August, 6 Uhr abends, werden die Truppen der Westarmee ihre Biwaks verlassen, um Offensivstellungen gegen den südlichen Teil des befestigten Lagers von Plewna einzunehmen. Zu diesem Zwecke wird befohlen:

1. Das IX. Korps hat zwischen der Chaussee Bulgareni—Griwitza und dem Wege Pelischat—Plewna Stellung zu nehmen und sogleich mit der Errichtung von Artillerie- und Infanteriepositionen zu beginnen; in das erste Treffen wird es drei Infanterieregimenter mit allen 9-Zentimeter-Batterien vorschicken, während drei Infanterieregimenter mit den 8-Zentimeter-Batterien die Reserve des Korps bilden werden. Ein Infanterieregiment und eine 8-Zentimeter-Batterie wird von der Hauptreserve detachiert werden. Zwei Belagerungsbatterien, eine von zwölf, die andre von acht Geschützen, werden bis in die Linie des IX. Korps vorgehen, an vorherbestimmte Plätze; das IX. Korps hat für die Deckung derselben zu sorgen.

2. Das IV. Korps wird drei Regimenter der XVI. Infanteriedivision mit fünf Batterien auf den Höhen von Raditschewo postieren, wo dieselben sogleich Deckungen für die ins erste Treffen vorgeschobenen Batterien und Schützengräben für die Infanterie errichten sollen. Die 1. Brigade der XXX. Infanteriedivision wird mit vier 8-Zentimeter-Batterien die Reserve des Korps bilden; die 2. Brigade derselben Division aber wird mit zwei 8 Zentimeter-Batterien einen Teil der Hauptreserve ausmachen.

3. Die rumänische IV. Division wird um das Dorf Wrbitza Stellung nehmen und drei Kalaraschenregimenter werden die Positionen zur Rechten von Wrbitza bis zum Wid besetzen, der Nordfront der feindlichen Befestigungen gegenüber.

4. Die Kavallerie des Generals Loschkarew, bestehend aus den Dragonerregimentern Astrachan und Kasan, den Bugschen Ulanen und den Donischen Kosaken Nr. 9 mit zwei reitenden Batterien, wird die Griwitzachaussee besetzen, die rechte Flanke der ganzen Linie decken und die Verbindung mit der rumänischen IV. Division aufrechterhalten. Die 1. Brigade der IV. Kavalleriedivision wird die Höhen zwischen Tutschenitza und Raditschewo besetzen und die linke Flanke decken. Die Donischen Regimenter unter Oberst Tschernosubow werden die Verbindung zwischen der linken Flanke des IV. Korps und der Brigade der Kaukasuskosaken herstellen, indem sie so weit wie möglich westlich von der Chaussee Eclaireurs aussenden.

Die Husarenregimenter Kiew und Mariupol mit der reitenden Batterie Nr. 8 werden einen Teil der Hauptreserve ausmachen. Drei Sotnien des 34. Donischen Kosakenregiments sind zur Bedeckung des Generalkommandos der Westarmee bestimmt.

5. Die Hauptreserve, aus drei Infanterieregimentern, drei 8-Zentimeter-Batterien und einer Husarenbrigade mit der 8. reitenden Batterie bestehend, wird sich vor dem Dorfe Pelischat konzentrieren.

Digitized by Google

6. Der Kommandeur der Westarmee wird sich bei der Hauptreserve aufhalten.

7. Anzug der Truppen: Waffenrock, weiße Beinkleider, weißüberzogene Käppis. Die Torniſter bleiben in den Ausgangsſtellungen zurück. In jedem Regiment werden die Kampfunfähigen zuſammengeſtellt, teils zur Bewachung der Torniſter, teils zur Verwendung beim Train.

8. Die Truppen werden mit ſich führen: die Artilleriemunitionskarren, die Diviſionsfeldlazarette und die Krankenwagen. Die fliegenden Parks des IX. Korps werden in Sgalewitza, die des IV. Korps auf den Höhen zwiſchen Tutſchenitza und Bogot bleiben; die ſchweren Parks des IX. Korps bei den Brücken von Bulgareni, die des IV. Korps dicht bei denen von Lajine. Der übrige Train wird in ſeinen gegenwärtigen Stellungen bleiben; der des IX. Korps hinter Karagatſch-Bulgarski, der des IV. hinter Poradim.

9. Jeder Mann wird 2 Pfund gekochtes Fleiſch und 4 Pfund Zwieback bei ſich haben.

10. Die Ambulanzen des IX. Korps werden bei den drei Brunnen auf dem Wege zwiſchen Sgalewitza und Peliſchat halten; diejenigen des IV. Korps am Flüßchen Tutſchenitza.

11. Von beiden Korps ſollen möglichſt viele Wagen in den Dörfern der Umgegend requiriert und bei den Feldlazaretten angeſammelt werden.

12. Für die Arbeiten der Sappeurs wird eine Spezialinſtruktion ausgegeben werden.

13. Das Ziel der Aktion wird den Kommandeuren mündlich mitgeteilt werden.

Carol.

An den General Cernat, Kommandeur der rumäniſchen Operationsarmee

Sogleich nach Empfang dieſes Befehls haben Sie folgende Dispoſitionen zu treffen:

1. Die IV. Diviſion wird von Wrbitza nach Griwitza vorgehen und die Artillerie in die vorherbeſtimmten Stellungen einrücken laſſen. Dieſelben ſind die Chauſſee Plewna—Bulgareni und der Weg Griwitza—Wrbitza.

Bei Griwitza werden acht Batterien aufgeſtellt: außer der Diviſionsartillerie ſo viele Batterien der Reſerveartillerie, daß dieſe Zahl erreicht wird.

Die IV. Diviſion wird ſich ſogleich nach ihrer linken Flanke mit der ruſſiſchen Brigade auf der rechten Flanke des IX. Korps in Verbindung ſetzen.

Die Kavallerie des Generals Loſchkarew hat Order, hinter der IV. Diviſion und dem rechten Flügel des IX. Korps Stellung zu nehmen. Noch am ſelben Abend, nachdem die Diviſion in ihre Stellungen eingerückt iſt, wird ſie beginnen, ſich zu verſchanzen. Drei Kalaraſchenregimenter werden die Poſitionen zwiſchen Wrbitza und dem Wid, den feindlichen Befeſtigungen gegenüber beſetzen.

2. Die Reſervediviſion wird in die bisher von der IV. Diviſion beſetzten Stellungen bei Wrbitza einrücken. Vier Bataillone derſelben werden nach Peliſchat

Digitized by Google

detachiert, um dort die Hauptreserve der Westarmee zu verstärken; diese vier Bataillone werden den Weg von Kujulowze nach Pelischat über Sgalewitza nehmen.

Keine Kolonne darf ohne wegkundige Führer aufbrechen.

3. Die III. Division wird bis auf weiteres in ihren Stellungen verbleiben.

(Fortsetzung folgt) Carol.

Der politische Dilettantismus in Europa[1]

Die leitenden Staatsmänner der Großmächte haben kürzlich vor der Oeffentlichkeit Erklärungen abgegeben, die die gegenwärtige politische Lage offen darlegen und übereinstimmend bezeugen, daß die Aussichten für die nächste politische Zukunft in Europa im ganzen nicht ungünstige sind, wenn es auch an einzelnen Gewitterwölkchen nicht fehlt und natürlich niemals fehlen wird. Man sollte denken, daß derartige übereinstimmende Erklärungen seitens derjenigen Persönlichkeiten, in deren Hand die Leitung der politischen Angelegenheiten ihres Landes gelegt ist, überall eine beruhigende Wirkung ausüben würden, zumal die europäische Politik in den letzten Jahren auch die schwersten Belastungsproben mit gutem Erfolg überstanden und damit den Beweis geliefert hat, daß die Tätigkeit der Diplomatie der Großmächte doch häufig unterschätzt worden ist. Die wirkliche internationale Lage ist heute zweifellos keine derartige, daß sie zu pessimistischen Betrachtungen besonderen Anlaß gäbe und es rechtfertigte, daß einzelne übereifrige Persönlichkeiten, die der Politik fernstehen, von einem nahe bevorstehenden Kriege reden. In der Tat haben die neuesten politischen Ereignisse im Verein mit den Kundgebungen der verantwortlichen Staatsmänner denn auch nicht verfehlt, in allen gemäßigten und besonnenen Kreisen eine beruhigende Wirkung auszuüben.

Daneben fehlt es aber allen Kundgebungen von maßgebenden Seiten zum Trotz immer noch nicht an Kreisen, die an eine Besserung in der politischen Gesamtlage nun einmal nicht glauben wollen. Es besteht insofern ein auffallender Kontrast zwischen der tatsächlichen politischen Lage auf der einen Seite und der andauernden politischen Erregtheit derjenigen Volkskreise, die unter der Suggestionswirkung des Schlagwortes vom „kommenden Kriege“ stehen, auf der andern Seite. So dürfte es denn wohl nicht überflüssig sein, den Ursachen dieser leider recht weit verbreiteten pessimistischen Stimmung einmal nachzugehen und festzustellen, wo denn eigentlich die Erreger dieser politischen Psychose zu suchen sind.

Es ist ohne weiteres klar, daß authentische Mitteilungen über die wirkliche politische Lage nur von der Seite gemacht werden können, die die Leitung der politischen Angelegenheiten in Händen hat. Diese maßgebende Stelle ist, wenn

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir teilen nicht überall das Urteil des Verfassers, welches hauptsächlich wohl für die Federn des Auslandes zutrifft.

Digitized by Google

wir von der Person des Monarchen absehen, der leitende Staatsmann oder Ministerpräsident, im Deutschen Reich der Reichskanzler, im Verein mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, im Deutschen Reich dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts. Diese Persönlichkeiten haben die politischen Geschicke des Staates speziell in der auswärtigen Politik zu bestimmen und sind daher natürlich am besten in der Lage, die politische Situation zu beurteilen. Wenn sie von der Möglichkeit, Auskunft über die allgemeine Lage und über ihre politischen Pläne zu geben, verhältnismäßig wenig Gebrauch machen, so hängt dies vor allem damit zusammen, daß die politische Arbeit sehr häufig gestört werden würde, wenn Nachrichten über die Absichten der leitenden Staatsmänner zu früh und zu oft an die Oeffentlichkeit kämen. Die Arbeit der Diplomatie vollzieht sich geräuschlos in der Stille. Die Diplomaten wollen nicht von sich reden machen, sie sind zufrieden, wenn sie ihre Ziele ohne viel Aufhebens erreichen. Geradeso wie der Generalstab auf militärischem Gebiet die Wahrung der strengsten Diskretion zum unbedingten Gebot erhoben hat, so muß auch die politische Leitung für die politischen Angelegenheiten strengste Diskretion in Anspruch nehmen.

Durch diese Geräuschlosigkeit ihrer Arbeit befindet sich die politische Leitung eines Staates nun aber in einem gewissen Nachteil, namentlich von dem Moment an, wo die Oeffentlichkeit sich mit den Problemen der auswärtigen Politik zu befassen beginnt. Diejenigen, die über Angelegenheiten der auswärtigen Politik schreiben oder reden, kennen die wirkliche Lage und die Intentionen der Regierungen meist nicht, ja es ist für unsre politische Gegenwart charakteristisch, daß am meisten über auswärtige Politik von solchen Persönlichkeiten geschrieben und geredet wird, die der Politik zeitlebens durchaus ferngestanden haben, ja die sich mit politischen Fragen von Berufs wegen gar nicht befassen durften. Wenn wir nämlich von den berufsmäßigen Journalisten und Schriftstellern absehen, so werden wir finden, daß die Mehrzahl der über Fragen der auswärtigen Politik schreibenden Persönlichkeiten ehemalige Militärs sind. Und doch, da diese sich an die große Oeffentlichkeit wenden, schenkt man ihnen in weiten Kreisen Gehör — oft mehr Gehör, als sachlich berechtigt ist und als man denen schenkt, die wirklich in der Politik stehen.

Manche militärische Schriftsteller können gewiß sehr Wertvolles leisten. Es wäre durchaus unberechtigt, wenn man über ihre Arbeiten allgemein und ohne weiteres ein abfälliges Urteil abgeben wollte. Auf der andern Seite ist es aber natürlich nötig, daß man das, was sie sagen oder schreiben, auch richtig einschätzt. Wenn man nämlich auch ganz davon absieht, daß die zahlreichen politischen Schriftsteller, seien sie nun Militärs oder nicht, über den wirklichen Gang der politischen Geschäfte nicht unterrichtet zu sein pflegen, so ist doch bei den militärischen Schriftstellern auch das zu berücksichtigen, daß sie die politischen Angelegenheiten meist unter einem ganz speziellen Gesichtswinkel zu betrachten gewöhnt sind. Der Offizier hat sein Augenmerk während seiner Dienstzeit immer nur darauf gerichtet gehabt, bereit zu sein; er hat dem Kriege Zeit

Digitized by Google

seines Lebens gewissermaßen stets ins Auge gesehen, und so gewöhnt er sich notwendigerweise dermaßen an den Gedanken von diesem Kriege, daß er schließlich an sein unmittelbares Bevorstehen um so mehr glaubt, je länger der Friede tatsächlich gedauert hat. Dieser Glaube an den kommenden Krieg ist daher auch durchaus unabhängig von der wirklichen politischen Lage, in die der Soldat ja nicht hineinzublicken vermag. Für ihn existiert seine Pflicht und — in und mit ihr das soeben erwähnte Dogma, das ihm einfach anerzogen ist. Das ist im militärischen Leben von jeher so gewesen, und man darf sagen: es ist gut, daß es so ist.

Wenn nun von militärischen Seiten Urteile über politische Angelegenheiten gefällt werden, so muß man sich bei Beurteilung derselben der hier erwähnten militärischen Gedankengänge natürlich bewußt sein und muß die von solchen Seiten kommenden Aeußerungen, wie gesagt, in ihrer Bedeutung richtig einschätzen. Sonst entstehen in weiteren Kreisen leicht falsche Anschauungen über die politische Lage, namentlich dann, wenn solche Urteile in die breitere Oeffentlichkeit gelangen und von der politisch nicht geschulten Masse gewissermaßen als politische Offenbarungen entgegengenommen werden.

Wenn der Soldat auch auf den kommenden Krieg jederzeit gefaßt sein soll, so darf doch die soldatische Idee, daß ein Krieg mehr oder weniger unmittelbar bevorstehe, nicht in der Bevölkerung planlos weiterverbreitet werden, ohne Berücksichtigung der tatsächlichen politischen Zustände, weil dadurch nicht nur in der Bevölkerung vielfach unnötige Beunruhigungen und direkte Schädigungen hervorgerufen werden, sondern weil dadurch unter Umständen auch politisch Schaden gestiftet wird.

Wenn wir uns fragen, wo der Pessimismus, unter dem wir in der auswärtigen Politik zu leiden haben, eigentlich herrührt, so müssen wir sagen, daß er zu einem großen, wenn nicht zum größten Teile daher kommt, daß man in der breiteren Oeffentlichkeit den aus militärischen Kreisen stammenden politischen Meinungsäußerungen eine zu große Bedeutung beilegt. Sie sind, bei allem Interesse, das sie bieten mögen, in keiner Weise ein politischer Wertmesser und können dies auch gar nicht sein. In früheren Zeiten hat auch niemand daran gedacht, gerade das Militär für besonders berufen zu halten, um über die Politik zu urteilen. Wenn wir an die Zeit Bismarcks zurückdenken, so finden wir sogar eine direkte Zurückweisung der von militärischer Seite kommenden Versuche, sich in die politischen Angelegenheiten einzumischen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 93) schreibt Bismarck über diesen Gegenstand: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstabe der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigne Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, das Ergebnis derselben in Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den

Digitized by Google

politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Daß sich der Generalstab und sein Chef zur Zeit der Luxemburger Frage, während der von Gortschakow und Frankreich fingierten Krisis von 1875 und bis in die neueste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem notwendigen Geiste der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt."

Was Bismarck damals schrieb, hat natürlich auch heute noch Geltung. Aber es bedarf heute vielleicht noch mehr der Betonung als zu Bismarcks Zeiten. Denn damals war der die Feder statt des Schwertes handhabende Offizier noch eine rara avis. Heute dagegen begegnen wir den schriftstellernden Militärs fast in allen Zeitschriften und größeren Tagesblättern. Und nicht etwa nur in Deutschland. Man kann dieser Erscheinung vielmehr heute in nahezu allen Ländern nachgehen. Aber daß in einem Lande mit einem so großen stehenden Heere, wie dem Deutschen Reiche, die Zahl der schriftstellernden Offiziere eine besonders hohe ist, kann nicht weiter wundernehmen und stellt ja dem Bildungsgrade und Bildungsbedürfnis dieser militärischen Kreise an sich auch keineswegs ein schlechtes Zeugnis aus.

Selbstverständlich soll ja gegen die schriftstellerische Betätigung militärischer Kreise als solche auch keineswegs ein Veto ausgesprochen werden. Auch ist zwischen den einzelnen Persönlichkeiten sehr zu unterscheiden. Was man von ihnen allen fordern muß, ist aber unbedingt das, daß sie der Bevölkerung nicht den kommenden Krieg täglich an die Wand malen und die politische Tätigkeit der Regierung dadurch erschweren.

Die Bevölkerung sollte anderseits mit der Zeit doch auch so viel Besonnenheit und ruhiges Urteil erwerben, daß sie nicht auf die Worte eines Generals oder Universitätsrektors hin, der der politischen Lage in keiner Weise mehr auf den Grund zu sehen vermag als irgendein andrer politisierender Bürger, gleich in Unruhe gerät und deren Glauben an die Unvermeidlichkeit des Krieges nun kritiklos zu dem ihrigen macht. Wenn das Publikum einmal so reif sein wird, daß es die schriftstellerischen und rednerischen Leistungen über auswärtige Politik, gleichviel ob sie nun von militärischer oder andrer Seite kommen, ihrem Werte und ihrer Tragweite nach richtig einzuschätzen vermag, dann wird man natürlich auch über die politisierende Tätigkeit mancher Generale ruhiger denken können.

So wie die Dinge heute liegen, muß man aber leider sagen, daß die Wirksamkeit einiger dieser militärischen Politiker, die teils im Auslande, teils aber auch im Inlande zu suchen sind, sie in der Tat als „die politischen Dilettanten in Europa" erscheinen läßt. Es ist gut, wenn man sich demgegenüber stets bewußt bleibt, von wem die auswärtige Politik eines Landes eigentlich geleitet wird, daß die militärischen Ressorts der politischen Leitung lediglich die nötigen Machtmittel für die Durchführung ihrer Politik zur Verfügung zu stellen haben, im übrigen aber keinen Einfluß auf diese Politik besitzen, und daß die

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

politisierenden Militärs daher über die politische Lage auch nicht mehr zu wissen pflegen als jeder andre Sterbliche und angesichts ihrer häufig recht einseitigen Anschauungsweise auch nicht in der Lage sind, als Sachverständige über Angelegenheiten der auswärtigen Politik zu urteilen.

Wissenschaftliche Verwegenheiten

Von

Dr. Max B. Weinstein

Die Wissenschaft stand lange in dem Rufe, sehr bedächtig zu sein und keinen Schritt zu wagen, bevor sie den Boden sorgfältig geprüft, ob er auch ihre Wucht zu tragen vermöge. Aber neuerdings ist eine gewisse Ueberkühnheit in ihr Wesen geströmt, daß sie mit fast unbedachter Verwegenheit dahinjagt und Länder und Reiche erschließt, die uns so fremd erscheinen, als lägen sie im Monde. Ihr Verfahren hat darin große Aehnlichkeit mit dem der Kunst, die sich ja auch nicht im geringsten um den Zuschauer kümmert, und es ihm überläßt, seinen kurzen Atem für sie anzustrengen. Aber die Jugend hat recht, und es bleibt den andern nichts übrig, als hinter ihr her zu keuchen und zu bewundern, was sie uns anpreist. In diesem Sinne halte ich auch die neulich im preußischen Abgeordnetenhause an die Regierung ergangene Warnung, Künste wie die unsrer Futuristen ja nicht zu unterstützen, für verfehlt. Denn abgesehen davon, daß geistige und künstlerische Bewegungen sich nicht einmal durch Widerstand beeinflussen lassen, geschweige durch Mangel an obrigkeitlicher Förderung, ist schon oft aus kränklichem Samen der herrlichste Baum erwachsen. Am besten ist es, die öffentlichen Organe kümmern sich um solche Dinge überhaupt nicht; das Staatswohl hat ja mit ihnen nichts zu tun, daß Kreons nötig wären, mit ihrer Staatsräson dreinzufahren. Gleichwohl ist es ganz gut, von Zeit zu Zeit den Boden zu untersuchen, auf dem die Wissenschaft — nur von dieser sprechen wir — so eilfertig und so siegessicher dahingeschritten ist. Rücksichtslosem Drauflosgehen verdanken wir in der Wissenschaft zweifellos mit die herrlichsten Errungenschaften. Wir können jetzt am besten beurteilen, wie außerordentlich kühn, ja geradezu unterfänglich der Schritt gewesen, mit dem Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton mitten in die himmlische und irdische Mechanik hineingestürmt sind, denn wir wissen, daß der Boden, auf den jene sich wagten, zu ihrer Zeit selbst dem leisesten Schweben keinen Halt bot. Jahrhunderte haben ihn festigen müssen, und wie unsicher er noch jetzt ist, beweisen ja die modernen Kämpfe selbst um die einfachen Grundstützen. Aehnlich verhält es sich mit den Leistungen eines Huyghens, Harvey, Linné, Schwan und so vieler andrer Heroen der Wissenschaft. Unsre Modernen wetteifern mit diesen Großen, was man an sich nur gutheißen kann, leider aber sehr oft ohne die geistigen Vorbereitungen

Digitized by Google

jener. Auf ganz geringfügigen Tatsachen werden mitunter turmhohe Gebäude errichtet und mit unduldsamer Härte als die Monumente aller Zeit aufgedrängt. Auf naturwissenschaftlichem Gebiete habe ich einige Beispiele in einem früheren Aufsatze beigebracht. Hier will ich aus andern Forschungszweigen zwei Beispiele anführen, die lange alle Gemüter beschäftigt und erregt haben, Babel und Bibel und die Christusfrage, und wegen deren Besprechung ich diesen Aufsatz eigentlich überhaupt schreibe. In der Babel-Bibel-Angelegenheit sind die Angreifer noch mit einiger Besonnenheit und einem einigermaßen sichern Ausgrabungsmaterial vorgegangen. Trotzdem fehlt es auch hier nicht an den sonderbarsten Uebertreibungen.

In einem Text aus der berühmten Bibliothek des Königs Asurbanipal werden für den 7., 14., 19., 21., 28. zweier Monate Vorschriften gegeben, die ganz den Sabbatvorschriften der Bibel entsprechen. Also stammt der Sabbat aus Babylonien! Daß aber jene Vorschriften erstens keineswegs einen regelmäßigen Sabbat betreffen, der sich doch alle sieben Tage wiederholt und durchaus nicht an bestimmte Monatsdaten gebunden ist, daß sie ferner mindestens bei einem Monat (Elul) auf ein Schaltjahr sich beziehen, wird weiter nicht beachtet. Noch schlimmer ist es, daß diese Vorschriften beginnen mit „Ein böser Tag". Es handelt sich einfach um Tage, die dem Dies ater entsprechen, und Vorschriften wie die angegebenen finden sich überall mehr oder weniger vollständig für solche Tage. Wo ist in der Bibel auch nur angedeutet, daß der Sabbat, der Tag des Herrn, ein Dies ater ist? Er spielt ja gerade die entgegengesetzte Rolle.

Im babylonischen Weltschöpfungsgedicht wird erzählt, wie Marduk, der Hauptgott Babylons, das Urungetüm Tiamat bekämpft und besiegt. Aus ihren Teilen wird dann die Welt gebildet. Der Gott Israels wird mit Marduk verglichen, Tiamat mit Tehom und mit Ungeheuern Rahab, Tanin, Leviathan, von denen es in der Bibel öfter heißt, Jahve habe sie geschlagen, könne sie schlagen oder werde sie schlagen. In den biblischen Schöpfungsgeschichten kommt nur Tehom vor, einfach als etwas, das da war als Himmel, Erde, Sterne usw. noch nicht bestanden; wir nennen derartiges Urmaterie oder Chaos. Wie aus der Sintfluterzählung erhellt, ist Tehom nichts weiter als das Weltmeer. Kein Wort in der Bibel davon, daß Jahve mit diesem Tehom einen Kampf bestanden hat, bevor er die Welt schaffen konnte, kein Wort davon, daß die Welt aus Teilen dieses Tehom gebildet ist. Und wie unglaublich grotesk ist dieser Kampf des babylonischen Marduk mit der Tiamat, fast widerlich. Und was ist nicht alles schon vor der babylonischen Erschaffung der Welt vorhanden; da hat Tiamat schon Heerführer wie Kingu und Apsu, da kämpfen für sie giftige Schlangen und Molche, Drachen, tolle Hunde, Skorpionmenschen, Fischmenschen, Widder und was nicht alles. Wo ist denn so etwas in der biblischen Schöpfungserzählung vorhanden? Das einzige was bleibt, ist Tehom-Tiamat. Die Formel mag richtig sein, Hebräisch und Babylonisch sind ja Schwesterssprachen, aber nirgend in der Bibel ist Tehom ein persönliches Wesen, vollends gar ein Wider-

Digitized by Google

sacher Jahves; es ist wie alles Stoffliche nichts gegen ihn, da ja alles auf sein Wort ersteht und vergeht. Nun aber Jesaja (und zwar Deuterojesaja) Kapitel 51 Vers 9 und folgende, da steht doch deutlich im Aufruf an Jahve, wach zu werden wie in den Tagen der Vorzeit: „Warst nicht du es, der Rahab zerhieb, den Tanin erlegte?" Da haben wir es: Rahab, Tanin sind zwei Ungetüme, mit denen Jahve kämpfte, sie sind Tiamat und der Kampf geschah in der „Vorzeit", also vor Erschaffung der Welt. Aber es ist längst und von berufenster Seite darauf hingewiesen worden, daß hier Weltungetüme nicht gemeint sein können. Gleich die folgenden Verse lauten: „Warst nicht du es, der das Meer getrocknet, die Wasser des großen Tehom (!), der die Tiefen des Meeres zum Pfade gewandelt, für den Durchzug der Erlösten?" Da steht ja Tehom ausdrücklich! und wovon spricht der Prophet? Einfach vom Wunder am Roten Meer beim Durchzug der Kinder Israel. In der Tat finden sich denn in der Bibel und auch im Jesaja selbst (freilich nicht im Deuterojesaja) Stellen, in denen Rahab Aegypten versinnbildlicht, und gleiches gilt von Leviathan. Der Prophet spricht also eben von Jahves Wirken beim Auszuge der Israeliten aus Aegypten. Und er spricht als Dichter, der Bilder benutzt, und beide Jesaja sind gewaltige Dichter. Die vielen andern Stellen in der Bibel, in denen Jahve Ungetüme schlägt, sind nicht anders als dichterisch zu deuten. Die Phantasie der alten Dichter war mit solchen Ungetümen erfüllt; wo sie gewaltige Kraft schildern wollten, lassen sie diese Ungetüme und das furchtbare Meer schlagen.

In der Bibel steht noch eine zweite Schöpfungserzählung. Die ist erst recht babylonisch! Hören wir die Gründe. Sie beginnt mit einer Angabe dessen, was zuerst nicht da war, und ganz ebenso beginnt die babylonische. — Aber auch die indische, manche deutsche, ozeanische usw. Wie soll denn der Zustand der Welt vor der Erschaffung anders geschildert werden? Könnten wir denn jetzt anders als ausschließend verfahren? Der großen Anschauung ist in der ersten Schöpfungsgeschichte Rechnung getragen, die mehr idyllische zweite Schöpfungsgeschichte geht beschreibend vor und muß darum, wie sonst überall, negierend verfahren. Auf solche Aehnlichkeiten, die die entferntesten Sagen der Welt, z. B. australische und germanische verbinden, habe ich in meinem Büchlein „Die Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft" und in meinem Werke „Welt- und Lebenanschauungen" oft hinzuweisen Gelegenheit gehabt.

Auch die Babylonier, wird gesagt, haben ihren Gott als Allgott betrachtet. Also wie? Sie hatten eine reichliche Menge von Göttern, einen Gott des Himmels, der Sonne, des Mondes, der Meere, der Pflanzungen usw. Nun heißt es, Marduk sei Ninib, sei Nergal, sei Zamama, sei Bel usw. Schön! Aber wo in aller Welt steht in der Bibel, daß Jahve Sonnengott, Mondgott, Unterweltgott, Pflanzungsgott, Wasserröhrengott usw. ist? Marduk ist alle Götter, Jahve ist aber Gott, und nicht Gott der Sonne, des Mondes, noch überhaupt irgendeines Gegenstandes. Es ist verblüffend, daß ein Friedrich

Digitized by Google

Delitzsch diesen abgrundtiefen Unterschied zwischen einem Wesen, daß nur alle Götter ist und einem, das einfach Gott ist, nicht bemerkt hat, obwohl er doch oft betont, daß die Babylonier in krassestem Polytheismus lebten, und scharf hervorhebt, daß allein der Glaube auch an eine Göttin (Istar) einen Monotheismus unmöglich macht. Auf viele andre ähnliche Verwegenheiten in der Babel-Bibel-Frage will ich nicht eingehen, es sind ihrer noch in reicher Zahl und nicht minder bodenlos. Nun zum zweiten Beispiel.

Bei diesem muß ich mich auf das deutsche Hauptwerk, die „Christusmythe" von Drews, beschränken, um nicht ins Uferlose zu geraten. Dieses nunmehr zweibändige Werk ist eine seltsame Mischung von schwerster Gedankenarbeit mit anfechtbarster Schlußweise. Auf die letztere würde ich nicht eingehen, wenn ich eben nicht über Verwegenheiten schriebe. — Bekanntlich bemüht man sich neuerdings wieder auf das eifrigste, die altbiblischen Figuren in das Mythische zu verweisen, und macht sie am liebsten zu vorgeschichtlichen Göttern, Feuergott, Mondgott, Fruchtbarkeitsgott usw. Nach Drews und andern soll Josua so ein Sonnen- und Fruchtbarkeitsgott sein. Beweis? I. Samuelis 6, 14 wird ein Josua genannt, der in oder bei Bethsemes, was Sonnenhaus heißt, wohnt. Ich glaube nicht, daß das schon genügt, den Namen Josua als den eines Sonnengottes festzustellen, zumal der Josua, der Kanaan eroberte, einfach als derber Kriegsheld erscheint. Wie könnte sich ein Sonnengott so unterwürfig-menschlich gegen einen Engel zeigen, sich sogar Knecht nennen, wie Josua es nach Buch Josua 5, 14 tut? — Er soll aber auch Adonis, einem Fruchtbarkeitsgott, gleichen; und das wird auch daraus geschlossen, daß, als er gestorben war, das Volk um ihn lamentierte, wie das alljährlich bei den Adonisfesten von den Heiden um Adonis geschah. Unwillkürlich denkt man an den König von Yvetot, von dem Béranger sang: „Ce n'était que le jour qu'il expira que le peuple pleura", der könnte also auch ein Gott Adonis sein.

Eine andre ebenso begründete Behauptung betrifft Pauli Damaskustag. Von Aeneas ist eine Sage bekannt, daß, als er in einem Wäldchen einen Strauch ausreißen wollte, Blutstropfen dem Strauch entquollen seien, und daß der fromme Held zur Erde fiel und nun den Schutzgott des Waldes und die Nymphen anflehte, den Graus abzuwenden. Darauf versuchte es dieser Aeneas mit einem andern Strauch; hier aber kam eine Stimme aus dem Boden, welche kläglich rief: „Aeneas, was quälst du mich?" Die Aehnlichkeit besteht in dem Zubodenfallen des Aeneas, denn auch Paulus fällt ja zu Boden, und in der Stimme, denn auch Paulus hört eine solche: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" Es gehört ziemlich viel Mut dazu, mit Drews' Gewährsmann in diesen so ganz verschiedenen Situationen, nicht etwa bloß eine Aehnlichkeit, sondern sogar fast eine Gleichheit zu behaupten. Aber ein Beleg wird noch in folgendem gesehen. Erstens wird in der Apostelgeschichte sofort weitererzählt, wie ein Jünger zu Damaskus, Ananias, den bekannten Traum hatte. Man beachte: Ananias, Aeneas! und dazu soll doch noch Paulus selbst der Aeneas sein. Ferner kommt dreiundzwanzig Zeilen später wirklich ein Aeneas vor, aber in ganz

Digitized by Google

anderm Zusammenhange; es ist ein Mensch, der zu Lydda, was hübsch weit von Damaskus ist, acht Jahre gelähmt liegt, und den Petrus heilt. Wo ist denn Paulus? Drews meint, die Sage von Aeneas hätte dem Verfasser, als er Pauli Damaskustag aus ihr entnahm, so im Kopfe gespukt, daß ihm unwillkürlich erst ein ähnlicher Name wie Aeneas, nämlich Ananias, und dann gar derselbe Name Aeneas entschlüpfte. Wenn doch alle Leute ihre Winkelzüge so verrieten wie jener Verfasser!

Nun zu etwas Ernsterem. Drews beklagt sich nicht mit Unrecht, daß so viele seiner Gegner ihn nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Er leugnet die Annahme eines Christus, als einer wirklichen Person durch die ersten christlichen Bekenner, gar nicht. Nur daß eine solche Person mit den ihr zugewiesenen Eigenschaften und Lehren geschichtlich, als wirklicher Mensch gelebt hat, das leugnet er. Für ihn ist Jesus ein Name für ein Wesen gleich Zeus, oder Ahuramazda, oder Athena usw. Darum sein Bemühen (wie das von Robertson, Smith, Njemojewski u. a.) Jesus und alles, was mit ihm zusammenhängt, wie namentlich auch Maria und Joseph, in das Reich der Mythe zu versetzen. In diesem Reiche, aber nur in diesem, haben sie alle existiert, und was von ihnen irdisch erzählt wird, sei lediglich von der betreffenden Jesussekte, die schon lange vor der behaupteten Geburt Jesu bestanden haben soll, geglaubte und als Geschichte verbreitete Sage. — Zu den Beweisen gehören namentlich auch Etymologien. Hier muß man billig über die Weitherzigkeit der Christusmythiker erstaunt sein. Es scheint, als ob irgendein Unterschied zwischen den arischen Sprachen und den semitischen gar nicht anerkannt wird. Persische, indische, griechische Namen, selbst germanische werden ohne weiteres semitischen gleichgesetzt. So ist, um einiges nur herauszugreifen, der jüdische Prophet Elias mit Helios, dem griechischen Sonnengott, zusammengestellt. Dabei heißt der Prophet nicht einmal Elias, sondern doppelnamig Eli-jahu und Eli-jah, was selbst lautlich gar keine Aehnlichkeit mit Helios hat, geschweige sprachlich. Ferner wird der jüdische Messias mit den persischen Mashia und Mashiana (das erste Menschenpaar) verglichen, As-Caleb soll Asklepios sein, Maria wird gleichgesetzt der persischen Mihr, der Mutter des Mithra, und der griechischen und indischen Maja, Jesus mit dem griechischen Jasios und Jason. Die Wissenschaft quält sich seit Menschengedenken, in den verschiedenen Göttersystemen auch nur der Arier gleichbenannte Gottheiten zu finden, und noch ist ihr dieses nur bei sehr wenigen gelungen. Hier aber haben wir ohne weiteres Gleichheiten sogar mit semitischen Schöpfungen, wird da selbst der germanische Balder wegen der ersten Silbe seines Namens mit dem semitischen Bel zusammengehalten. Diese Art Etymologie glaubten wir doch längst überwunden zu haben, sie ist ja viel schlimmer noch als die naive Volksetymologie, die sich noch wenigstens innerhalb ihrer eignen Sprache hält, und wir lächeln jetzt, wenn der alte Buttmann Tubalkain mit Vulkan vergleicht. Daß im griechischen Heroen- und Götterssaal einige fremde Elemente, wie Herr v. Liebert sie nennen würde, vorhanden sind, darf zugegeben werden; dazu gehört aber Maja gewiß nicht und

Digitized by Google

Jason, Jasion, Jasios kaum. Ueberhaupt scheint mir bei diesen Vergleichungen das Allerwesentlichste übersehen zu sein. Alle in den polytheistischen Religionen uns wirklich bekannten Gottheiten sind Naturgottheiten. Das ausgebildete Judentum aber und also auch das Christentum und der Islamismus sind reine Menschenreligionen und haben mit Naturreligionen gar nichts zu schaffen. Nun besitzen z. B. die Griechen freilich auch Gottheiten, die sich besonders auf den Menschen beziehen, wie Dionysos, Asklepios, vielleicht auch Jason und andre. Allein diese Gottheiten stellen sich als Heilungsgottheiten, göttliche Aerzte dar. Daß sie Heilsgottheiten sind, Heilande, wer will das aus dem so dürftigen Material der mystischen Kulte beweisen? Der Erlöser Jesus steht uns ganz klar vor Augen, was wir von der Erlösereigenschaft jener griechischen Gottheiten oder des persischen Mithra, oder des indischen Agni wissen, ist doch damit gar nicht zu vergleichen. Doch muß freilich zugegeben werden, daß der Mithraglaube so hart an den Jesusglauben stößt, daß er ja bekanntlich stark mit ihm in Wettbewerb hat treten können. Sicher aber werden viele bei solchen Zusammenstellungen wie Agnus mit Agni, um aus dem Agnus Dei die Zusammengehörigkeit mit dem vedischen Agni (Feuergott) zu schließen, mit Recht das Haupt schütteln.

Mit den Beweisen für die menschliche Existenz Jesu steht es zweifellos übel, das ist den Christusmythikern zuzugeben. Aber das wenige, das beigebracht werden kann, darf doch nicht so verächtlich beiseite geworfen werden, wo es sich um Sein oder Nichtsein einer Weltreligion handelt. Ich will nur einen von den Beweisen, der mir allerdings der wichtigste scheint, besprechen. Korinther I, 2, 7—9 spricht Paulus von Gottes Weisheit, „die keiner von den Vorstehern, Obern (Archonten), dieser Zeit (Aion) erkannt hat, denn wenn sie sie erkannt hätten, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt." Hier wird also deutlich gesagt, daß die Obern dieser Zeit Christum gekreuzigt haben, es kann also nur ein Mensch Christus sein, der gekreuzigt wurde. Keineswegs! meinen die Christusmythiker, die „Archonten" sind gar keine menschlichen Obern, sondern Dämonen, und der Christus, den sie gekreuzigt haben, ist also gar kein Mensch, sondern die aus den Gnostikern unter diesem Namen bekannte Emanation Gottes. Daß unter Archonten auch Dämonen verstanden wurden, ist zuzugeben. In der christlich-apokryphischen Literatur habe ich mehrere Stellen gefunden, in denen es der Fall ist. Immer jedoch spielen sie gegenüber Christus eine ohnmächtige Rolle, geschweige daß sie ihn kreuzigen hätten können. Auch kann das griechische Wort Aion für Zeit ebenfalls eine der gnostischen Weltperioden, auch die Emanationen selbst, bedeuten. Aber die Archonten dieser Weltperiode? Welcher? Im Aion Christi gibt es keine niederen Dämonen, und im Aion der Dämonen keinen Christus. Nun ist wieder richtig, daß die Gnostiker mehrere Christus unterschieden haben (drei); den höchsten, der fast Gott gleicht, den können wohl Dämonen nicht gekreuzigt haben, das wäre doch den hohen Ideen eines Paulus gegenüber gar zu widersinnig. Also war es einer der tieferstehenden Christus, wohl der tiefststehende, der irdische. Aber selbst für diesen

Digitized by Google

haben die Gnostiker den Tod geleugnet. Es sei wohl ein Mann auf den Namen Jesus gekreuzigt worden, der Geist Christus jedoch, wie er in diesen Mann bei der Taufe (durch Johannes) sich herabgelassen habe, sei noch vor der Gefangennahme von diesem Mann gewichen. Ja nach Valentinus, dem bedeutendsten Gnostiker, der doch durch einen Schüler Pauli vorgebildet sein soll, hat Christus für sich zur Kreuzigung unmittelbar einen Menschen substituiert, den bekannten Simon von Kyrene, während dieser ihm das Kreuz abnahm. Es kommt noch eins dazu. Die genauen gnostischen Lehren von Christus sind erst vom zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt ab ausgebildet worden, zu Pauli Zeiten haben sie wahrscheinlich noch gar nicht bestanden, sicher nicht so, daß Paulus diese höchst intrikaten Lehren so ohne weiteres als den Korinthern geläufig voraussetzen konnte. Was in Pauli Briefen sonst sich an gnostischen Ideen findet, unterscheidet sich wenig von den schon im Daniel, dem Sirach, bei Philo und auch in stoischen Schriften geäußerten. Nun aber bemerkt man noch, daß in der Apostelgeschichte 3, 17 Petrus fast genau dasselbe sagt: „Ich weiß, daß ihr es in Unwissenheit getan, wie auch eure Oberen (Archonten)." Ebenda 13, 27 sagt Paulus: „Denn die Bewohner von Jerusalem und ihre Oberen (Archonten) haben dieses nicht erkannt" und haben ihn kreuzigen lassen. Hier ist es völlig unmöglich, an Dämonen und einen nicht menschlichen Christus zu denken. Wohl ist die Apostelgeschichte an sich nicht beweisend, aber die Benutzung fast der gleichen Worte wie im Korintherbrief, bei ganz bestimmt nur menschlicher Bedeutung zu einer Zeit, wo die gnostischen Lehren schon bei weitem ausgebildeter waren, als da Paulus wirkte, zwingt fast zu dem Schluß, daß auch im Korintherbrief nur von Menschen die Rede ist. Dazu kommt aber noch, daß, wie wir aus Grabschriften (z. B. aus Rom, aber auch aus Orten Syriens) und andern Dokumenten wissen, die jüdischen Gemeindevorsteher geradezu „Archonten" hießen und sich selbst so bezeichneten, und zwar auch zu Pauli Zeiten. So nennt sich unter Kaiser Claudius ein solcher Vorsteher der jüdischen Gemeinde zu Rom Archon Joses. Also! — Ja also! Also, werden die Christusmythiker sagen, ist es erst recht erwiesen, daß alle Briefe Pauli gefälscht sind, auch die Korintherbriefe! Darüber mögen sie sich mit den Theologen auseinandersetzen. Ich habe nur, weil ja die Angelegenheit jeden Menschen interessieren muß, darüber etwas sagen wollen, was mir beachtenswert scheint. Auch sprechen ja hier religionsphilosophische, kulturelle und literarische Fragen bedeutungsvoll mit, an denen niemand vorübergehen kann, der sich mit der Menschen Sinnen und Meinen beschäftigt.

Digitized by Google

Krieg und Frieden

Von

General der Infanterie v. Goßler

Ueber Krieg und Frieden sollen diese Zeilen sich aussprechen, nicht einen vagen politischen Ausblick geben, auch nicht Erwägungen anstellen, ob es für Kulturvölker jetzt an der Zeit wäre, das Kriegsbeil zu begraben, sondern an einzelnen Beispielen untersuchen, ob es überhaupt möglich ist, ohne Krieg auszukommen; daran den Gedanken knüpfen, daß auch in Zukunft Völker, wenn sie den Krieg wollen, sich nicht durch die geistvollsten Gründe hiervon abbringen lassen werden, und schließlich die zu entwickelnden Fähigkeiten und die Gründe anführen, welche einen Sieg erhoffen lassen und verbürgen.

Seit ungefähr elf Jahren hat die Haager Friedenskonferenz die Brust der Philanthropen von Hoffnung schwellen lassen, daß Kriege vermeidbar wären. Der Russisch-Japanische Krieg, die blutigen Wirren auf der Balkaninsel haben diese Idealisten grausam enttäuscht. Es gibt eben Beweggründe im Leben der Völker, welche aus vitalen, aus staatserhaltenden Interessen zum Kriege treiben und zur Waffenentscheidung zwingen.

Ueber ein geringes Streitobjekt, über ein paar mehr oder weniger gleichgültige Inseln oder Länderstrecken, über geringe Grenzstreitigkeiten, über Fischereiberechtigung mag der Haager Areopag entscheiden; sowie Lebensfragen, historische oder religiöse Gegensätze, vor allem die Ehre in Frage kommen, wird kein sich achtendes, kein aufwärtsstrebendes Volk den Appell an die Waffen vermeiden. Eine sog. Saturierung, der Wunsch, materielle Güter in ungestört friedlicher Ruhe genießen zu dürfen, die Scheu vor Verlusten an Blut und Vermögen zum Wohle des Vaterlandes, bedeuten ein Zeichen des Niederganges.

Greifen wir aus den letztverflossenen sechzig Jahren einige Kriege als Beispiele heraus, um zu untersuchen, ob das Haager Schiedsgericht einen dieser Kriege verhindern konnte.

Seit langer Zeit hatte das sprachlich und geographisch einheitlich geschlossene Italien nach einer gemeinsamen Regierung gestrebt. Das stolze Wort „Italia farà da se“ war im Jahre 1849 vor Radetzky kläglich gescheitert.

Napoleon III. stellte nach seiner Thronbesteigung als Grundsatz für seine äußere Politik das Leitmotiv auf: Politische Umgrenzung nach der Rasse des Volkes. Diese Theorie und früher gegebene Versprechungen veranlaßten ihn im Jahre 1859, den Piemontesen seine Hilfe zur Befreiung vom österreichischen Joche anzubieten. Welch noch so einsichtsvollen Friedenserwägungen und welches Schiedsgericht hätte hier den Freiheitsdrang eines nach Einheit sich sehnenden Volkes unterdrücken können?

Lassen wir den Blick hinüber über den Atlantischen Ozean schweifen! Drüben in Nordamerika brach zwei Jahre später, im Jahre 1861, ein Krieg aus, welcher

Digitized by Google

an Deutschland ziemlich spurlos vorüberging, weil dasselbe mit seinen eignen Angelegenheiten genug zu tun hatte. Der sog. Sezessionskrieg entstand infolge der Absicht der Nordstaaten, die Südstaaten zu veranlassen, die Sklaverei aufzuheben. Dieser philanthropische Gedanke mußte bei seiner Ausführung einen tiefen Eingriff in den Besitzstand der ackerbauenden Bevölkerung des Südens herbeiführen. Kein Mensch läßt sich gutwillig seinen Besitz nehmen, und so mußte es zum Kampf kommen, wenn auch die Haager Friedenskonferenz damals schon bestanden und noch so laut nach Frieden gerufen hätte.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland war im Jahre 1866 der Abschluß einer langen Nebenbuhlerschaft zweier Mächte, die politisch alle Schachzüge erschöpft hatten, und deren einer Minister endlich an die Politik mit Blut und Eisen appellierte. Wie hätte das Haager Schiedsgericht die blutige Lösung aufhalten können? Friedrich Wilhelm IV. hatte im Jahre 1848 die beabsichtigte friedliche Lösung gescheut, da er einsah, daß die ihm angetragene Kaiserkrone niemals von Oesterreich und von Rußland anerkannt worden wäre. Wilhelm I. und Bismarck entrollten die Machtfrage, und damit war der Krieg mit Oesterreich unabwendbar.

Der Krieg von 1870/71 ist als ein Rassenkampf zu bezeichnen. Germanen und Gallier konnten sich von jeher nicht vertragen. Gewiß war der Krieg 1870 vermeidbar, Wilhelm I. ist bis an die Grenze der Nachgiebigkeit bewußt gegangen, aber das französische Volk wollte den Krieg, und keine Haager Friedensschalmeien hätten den tiefen Haß zweier Völker in Akkorde auflösen können.

Wo, wie in diesen erwähnten vier Kriegen, Befreiung von fremder Herrschaft, Kampf um persönlichen Besitz, die Machtfrage und der Nationalhaß eine Entscheidung verlangten, da kann kein Areopag, kein Kongreß, kein Dritter, wenn er nicht selbst die Waffen in die Hand nimmt, das Rollen der eisernen Würfel aufhalten.

Es ist ein merkwürdiges Begebnis in der Weltgeschichte, daß die nordische Macht, welche den Anlaß zum Kongreß im Haag gab, selbst einige Jahre danach einen Krieg führen mußte, denn gewollt hat sie den Feldzug gegen Japan nicht. Aber sie hat die Politik nicht verhindert, welche zu schweren Mißhelligkeiten führen sollte. Die russische Politik wollte sich der Mandschurei bemächtigen und dehnte ihre Fühlhörner in Gestalt von Walderwerbungen nach Korea hinein aus. Japan litt an Landmangel, es konnte auf die Dauer seine Bevölkerung auf den Nipponinseln nicht ernähren; es mußte sich ausdehnen, und dies konnte es nur auf dem Wege der Eroberung tun. Rußland glaubte nicht, daß Japan dies wagen würde. Aber der große verstorbene Kaiser Japans, einer der bedeutendsten Herrscher in der Weltgeschichte, der innerhalb dreißig Jahren den Staat modern ausgestaltet hatte, befahl die Mobilmachung trotz des Abratens maßgebender Persönlichkeiten und den rücksichtslosen Angriff. Der wahre Antrieb der Japaner war Landhunger, während Rußland nur der Vorherrschaft und des Handels wegen den Japanern eine weitere Ausbreitung nicht gönnen wollte.

Digitized by Google

In der letzten Zeit brach wider Erwarten der große Befreiungskampf der slawischen Völker der Balkanhalbinsel und des griechischen Volkes vom Joche der Türkei aus.

*

Nachdem hiermit der Beweis erbracht sein dürfte, daß die Haager Friedenskonferenz einen Einfluß auf die Gewalttätigkeit nationaler Bestrebungen nicht haben wird, sei noch ein Ueberblick darüber erlaubt, auf Grund welcher Eigenschaften und Maßnahmen in den vorerwähnten Kriegen von einem der Gegner der Sieg errungen worden ist; es wird dies auch ein Hinweis darauf sein, welche Eigenschaften sich ein Volk erhalten muß, um im Falle eines Appells an die Waffen mit Aussicht auf Erfolg in den Kampf zu ziehen.

Im Jahre 1859 hatten die Franzosen zusammen mit den Italienern den Vorteil, daß sie erobern wollten; sie wollten vorwärts gehen und angreifen; der, welcher nur erhalten will, welcher sich nur verteidigt, ist immer im Nachteil. Die Oesterreicher unter Giulay hätten angreifen sollen, ehe sich Franzosen und Italiener vereinigt hatten; die Franzosen kamen zu Lande über den Mont Cenis, zu Wasser über Genua getrennt nach Italien. Bis die Franzosen angekommen waren und bis sie sich zusammengeschlossen hatten, befanden sich die isolierten Piemontesen, welche die Gefechtskraft Italiens darstellten, erheblich im Nachteil. Giulay nützte das nicht aus, und als er nun noch bei Magenta die Umgehung seines rechten Armeeflügels nicht rechtzeitig parieren konnte, war eigentlich jede Aussicht auf Erfolg verloren. Die Oesterreicher waren sich von Anfang an nicht klar, ob sie Italien am Rhein oder in Italien selbst verteidigen sollten.

Im Sezessionskriege lagen vom Beginn an die Chancen auf seiten der Nordstaaten; die Südstaaten hatten zu wenig Menschen, keine Fabriken und keine Flotte; sie waren wegen ihrer Schwäche auf die Verteidigung angewiesen. Ihr größter Feldherr, Lee, schwang sich einmal, im Juli 1863, zu einer entscheidenden Offensive in Richtung Washington auf; er hatte aber zu wenig Truppen; seine 80 000 Mann konnten die 95 000 Mann der Föderierten von einer Verteidigungsstellung nicht wegdrücken, und so blieb Lee nichts andres übrig, als zurückzugehen. Er wollte siegen, er verfuhr angriffsweise, aber die Kräfte versagten; er hielt sich dann noch während zweier Jahre hinter Verhauen und Wällen in Virginien, im ganzen jedoch war das Ende des Krieges nur eine lange Agonie. Gegen die Hilfs- und Streitmittel der Nordstaaten und vor allem der Standhaftigkeit des Präsidenten Lincoln gegenüber war der Kampf aussichtslos. Was half den Südstaaten die wohlwollende Neutralität der Regierungen Frankreichs und Englands? Nach Vernichtung der kleinen Flotte der Südstaaten konnte das von allem Verkehr abgeschnittene Land die notwendigen Ergänzungen an Mannschaften und leblosen Hilfsmitteln nicht mehr aufbringen und siechte in völliger Verarmung dahin.

Wer der eigentliche Sieger von Königgrätz ist, darüber haben sich viele den Kopf zerbrochen. Moltkes Strategie, der preußische Schulmeister, das Zündnadelgewehr machen sich den Rang streitig. Es wirkte das alles zusammen und

Digitized by Google

noch einiges mehr. Die Hauptsache war doch, daß die Preußen siegen wollten und angriffen. Ihnen gegenüber die Oesterreicher in mehreren schwerfälligen Kolonnen marschierend, nicht imstande, sich rechtzeitig zu entwickeln; an ihrer Spitze ein Feldherr, welcher in drastischer Weise seinem Kriegsherrn gesagt hatte, daß er für die Schlachtfelder Böhmens nichts tauge; ein Feldherr, welcher sich ausbedungen hatte, daß man ihm von Wien aus nicht hineinreden solle, und der sich das schließlich doch gefallen lassen mußte; ein Benedek, welchem unterstellte kommandierende Generale schlecht gehorchten; ein Mann, dem überall Schwierigkeiten gemacht wurden und der am kritischsten Tage, am 29. Juni, einen nervösen Anfall bekam. Da vergleiche man damit die ruhige, zielbewußte Führung König Wilhelms I., der erst wenige Tage vor Königgrätz Berlin verließ.

Nunmehr zu 1870! Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Spichern, Wörth, Mars-la-Tour gesicherte Siege waren. Nach militärischer Ansicht und Einsicht konnten die Franzosen an diesen Tagen siegen; der Vorwärtsdrang der deutschen Führer schoß über das Ziel der Armee- und der Heeresleitung hinaus und brachte die ihnen unterstellten Truppen in die Gefahr der Niederlage. — Bei Spichern brauchte Frossard abends nur stehenzubleiben, um das Schlachtfeld zu behaupten; ein bis zwei Divisionen mehr, die ohne Zweifel herankommen konnten, hätten den Deutschen voraussichtlich das Gefühl eines abgeschlagenen Angriffs beigebracht. — Wörth wurde ganz gegen den Wunsch des Oberkommandos der dritten Armee am 6. August geschlagen. Mit Leichtigkeit konnte Mac Mahon am 6. mittags zwei Divisionen mehr bei sich haben, und dann wäre der Angriff der Deutschen an diesem Tage wahrscheinlich unentschieden geblieben. — Am 16. August war der Sieg den Franzosen gewährleistet, sie brauchten nur zuzufassen; aber sie taten es nicht. Woran lag das? Erstens war der Oberfeldherr Napoleon III. körperlich und geistig völlig unfähig, ein Heer zu leiten, zweitens waren seine höheren Führer nicht imstande, Armeen zu kommandieren; sie verließen sich, ohne sich theoretischer Studien hingegeben zu haben, auf die bloße Routine, welche für strategische Entschlüsse nicht ausreicht, drittens hat infolge des langen untätigen Haltens und Hinundherschiebens an der Grenze statt des erwarteten Vorgehens eine tiefe Entmutigung Platz gegriffen, viertens war der Elan der Franzosen dadurch zurückgedämmt, daß der Infanterie empfohlen war, das Chassepotgewehr möglichst in der Verteidigung auszunutzen, und zu guter Letzt taugten die Geschütze nichts, und die Kavallerie verstand nicht aufzuklären.

Dagegen lebte in der deutschen Armee die nicht zu bändigende Lust anzugreifen, auch mit weit unterlegenen Kräften; die Artillerie war hervorragend, bestrebt, die Scharte vom Jahre 1866 auszuwetzen; die höheren Führer waren in den Manövern erfahrene und bewährte Feldsoldaten geworden, außerdem wissenschaftlich hoch gebildet, und an der Heeresleitung nahmen König Wilhelm I. mit seiner Erfahrung und dem Mute der Verantwortung und Moltke teil. Die Ueberlegenheit der Deutschen wurde unbestreitbar dadurch festgelegt, daß die Franzosen in einer ausgezeichneten Stellung am 18. August den Angriff der

Digitized by Google

Deutschen nicht abzuschlagen vermochten. Hierdurch wurde es klar und war entschieden, daß die Franzosen im freien Felde den Deutschen nicht gleichwertig waren. Sedan war die Folge, die Ernte von St. Privat. Die Willensstärke der deutschen Führung zeigte sich darin, daß sie vor dem Vordringen nach Paris nicht zurückscheute. Bismarck war dagegen; es waren ja auch fünf Monate ernsten Wartens, bis die Frucht reif wurde. Dank der Beständigkeit war die Durchführung der Absicht mit Erfolg gekrönt. Es hat Momente bei Paris gegeben, in denen eine vorübergehende Aufhebung der Umschließung erwogen wurde.

Im mandschurischen Feldzuge waren die Russen die passive Partei, sie wollten ein von ihnen besetztes Land zum Zweck der Besitzerhaltung verteidigen. Ihre Ausbildung verwies sie mehr auf das Festhalten von Stellungen als auf die Offensive. Ihre Führer standen vielfach nicht auf moderner Höhe; der Generalissimus Kuropatkin überlegt, gewissenhaft, aber sich um Kleinigkeiten kümmernd, ohne den Schwung der Seele zu entscheidender Entschlüssen. Seine Absicht war, nur nicht geschlagen zu werden, aber kaum jemals war der Wille vorhanden, zu siegen. Im Volke und im Heere war der Krieg unpopulär; Verluste für eine mit ungünstigen Augen betrachtete Sache werden doppelt schwer empfunden. Eine schlechte Prognose gab die erste Schlacht bei Liaoyan, in welcher Kuropatkin es nicht fertigbrachte, eine vereinzelte feindliche Division mit mehr als dreifacher Ueberlegenheit entscheidend anzugreifen. Der übrige Teil des Krieges bestand seitens der Russen nur aus mißglückten Versuchen der Offensive und aus einem Zurückgehen aus starken Stellungen, während die Japaner im zähen Angriff nicht nachließen.

Ihre Führer waren von einem unermüdlichen Angriffsgeist beseelt, in ihnen lebte der Heldenmut des Schwertadels, der Samurai; sie griffen immer an, auch wenn sie keine Aussicht auf Erfolg sahen; niemals gingen sie zurück; ihre Infanterie war darin groß, daß sie auf dem blutig erkämpften Boden blieb. Nüchtern, bedürfnislos, gehorsam, von glühendem Patriotismus beseelt, gläubig, dem Ahnenkultus ergeben, haben die Japaner sich mit als die besten Infanteristen der Welt bewährt. Auf unbedrohten Punkten schwach, auf dem Umfassungsflügel stark haben sie die Massen der Russen durch Umfassung aus allen Stellungen gedrängt; sie hätten die Russen vernichtet, wenn sie der Zahl nach stärker gewesen wären und eine zahlreiche Kavallerie gehabt hätten. Wie sehr sich ihrer Kühnheit die Weisheit paarte, beweist der beschleunigte Friedensschluß, als sie fühlten, an das Ende ihrer Kräfte gekommen zu sein.

Das haben die Bulgaren in dem letzten großen Balkanhalbinselkriege nicht verstanden. Die Ueberlegenheit den Türken gegenüber war schon in der ersten Schlacht bei Kirkilisse entschieden; die folgenden Kämpfe bestätigten nur, daß die Türken, auf den Flügeln bedroht, nicht standhielten. Aber daß später die Bulgaren die Befestigungen von Konstantinopel rein frontal angriffen und sich dadurch eine Enttäuschung zuzogen, war dem sich überhebenden Gefühl einer zu großen Nichtachtung des Gegners zuzuschreiben.

Digitized by Google

Mit geschwächten Kräften, die starke Festung Adrianopel hinter sich, ohne genügende schwere Geschütze und ohne Nachschub auf den schlechten Wegen, war ihr Angriff auf die starke Tschataldschalinie ziemlich aussichtslos, zumal sie wußten, daß der Türke hinter Wällen sich gut schlägt. Zur Umfassung der Stellung der Türken fehlte den Bulgaren eine Flotte. Sie hatten den Bogen überspannt.

Was ist von den Türken zu sagen? Ein Sultan war nicht lange vorher abgesetzt worden, das Offizierkorps in politische Parteien zerspalten; zur Offensive waren sie infolge ihrer mangelhaften Ausbildung nicht befähigt; außer Adrianopel und Skutari waren ihre Festungen gänzlich vernachlässigt, für die Ausbesserung des Wegenetzes war nichts geschehen. Stärke, Wille, einheitliche Führung, jede Vorbereitung zur Verpflegung fehlte den Türken. Da ist eine Offensive ausgeschlossen, von Anfang an hätten dieselben die Bulgaren in einer festen Stellung erwarten sollen.

*

Was ist aus diesem Vergangenen für die Zukunft dauernd festzulegen oder zu lernen? Es kann darauf erwidert werden, wir brauchen nichts zu lernen. Die Preußen haben es im Jahre 1866 gezeigt, wie es gemacht werden muß, und die gesamten Deutschen haben im Jahre 1870 bewiesen, daß sie zu siegen verstehen. Indessen in einem langen Frieden ändert sich manches. Eine gewisse Saturierung, rasche Erwerbung von Reichtum, Genußsucht, verfeinerte Sitten und Angewohnheiten sind gegen früher eingetreten.

Ein sichtbarer Grund zum Kriege liegt für Deutschland nicht vor; Eroberungsgelüste sind nicht vorhanden; unser Eigentum will niemand antasten; fremdes Joch haben wir nicht abzuschütteln; für einen bleibenden Rassenhaß sind wir zu gutmütig. — Indessen wäre es unverständlich, wenn man sich leichtgläubig der Hoffnung auf dauernden Frieden hingäbe. Ohne jeden andern Grund kann die Ehre allein einem Volke die Waffen in die Hand drücken.

Daher gilt es, die Eigenschaften und die Kräfte zu bewahren, welche Preußen und Deutschland in früheren Zeiten zum Erfolge geführt haben.

Vor allem ist es die **Stärke**, welche durch die letzte Heeresvermehrung voll erreicht ist. Schließlich haben Millionenheere ihre Grenzen; Führung, Verpflegung, Straßennetz geben eine Schranke. Frankreich hat sich zu äußersten Opfern entschlossen und wird nicht mehr weiter gehen können. Die Zahl macht es nicht allein, es kommt der innere Gehalt des Heeres, die gute Erhaltung der Festungen, der Waffen hinzu.

Kein Staat tut mehr für die theoretische **Ausbildung** der aktiven Offiziere als Deutschland. Seit Scharnhorst sind aus der Kriegsakademie zahlreiche Führer hervorgegangen. Was Frankreich nach dem Jahre 1871 an Bildungsanstalten erschuf, war schon seit sechzig Jahren militärisches Gemeingut in Preußen und dann auch in Deutschland.

Zu dieser Ausbildung gehört vor allen Dingen die Pflege des Sinnes

Digitized by Google

der Angriffsfreudigkeit, nicht in polterndem Sinne, wie vor dem Beginn des Feldzuges von 1806, nicht in chauvinistischen Auslassungen, welche nur die Politik stören und, wie 1870 in Frankreich, zu übereilten Entschlüssen führen können, sondern eine Angriffsfreudigkeit, welche auf ruhig versammelter Kraft beruht und in Fällen, in denen der Zweifel erlaubt ist, auch dem stärkeren Gegner gegenüber imponiert und Erfolg verheißt.

Nicht immer kann sich der Sieg an die Fahnen fesseln. Wo wären Preußen und Rußland hingekommen, wenn sie im Jahre 1813 nach Großgörschen und Bautzen den Feldzug aufgegeben hätten! Es war die Beständigkeit, welche den endlichen Erfolg verbürgte, und es soll dem König Friedrich Wilhelm III. nicht vergessen sein, daß er im Juni des Jahres 1813 zur Weiterführung des Krieges sein gewichtiges Wort und die Hilfsmittel Schlesiens für die Verpflegung in die Wagschale legte; desgleichen wie er im Winterfeldzug 1814 absolut dagegen war, nach einigen Mißerfolgen Frankreich zu räumen. Es ist die Beständigkeit, welche doch auch 1871 zum glücklichen Friedensschluß führte, nicht allein vor Paris selbst, sondern auch den Armeen der Provinzen gegenüber, welche der General v. Moltke in seinem Schreiben vom 8. Dezember 1870 an den Kriegsminister der Zahl nach als bedrohlich hinstellte und auf 1500000 Mann berechnete. Ein Kampf von Nationen wird auch künftig nicht in wenigen Schlachten entschieden werden, dazu sind die Hilfsmittel des zuerst unterlegenen Gegners zu groß.

Auch der Stärkere bedarf der Beschränkung seiner Absichten und der Größe des Erfolges, nicht allein vor dem Beginn eines Krieges, den jede Nation nur im Notfalle und gleichsam gezwungen, nicht leichten Herzens beginnen wird; auch nach dem Siege hat Preußen und Deutschland gezeigt, daß es sich zu beherrschen wußte, im Jahre 1866 vor Wien und im Jahre 1871, wo der Kaiser und König Wilhelm I. den Einzug in Paris auf das äußerste einschränkte und Belfort aufgab.

Wie sich auch die Zukunft gestalten mag, Deutschland im Vertrauen auf sein mächtiges, arbeitsames Heer, vor allem in der sicheren Zuversicht, als einzigen Oberbefehlshaber seinen Kaiser im Kriegsfalle an der Spitze des Heeres stehen zu wissen, wird, ob Krieg, ob Frieden, mit Ruhe den kommenden Ereignissen entgegensehen können.

Digitized by Google

Unser Wissen vom Innern der Erde

Von

Prof. Dr. v. d. Borne (Breslau)

Ferne Kunde bringt dir der zitternde Fels;
Deute die Zeichen!
(Inschrift der Göttinger Erdbebenwarte.)

Wie in andern Gebieten menschlichen Wirkens, so gibt es auch in der Wissenschaft neben den großen blendenden Erfolgen kleine Schritte vorwärts. Im einzelnen in ihrer Bedeutung schwer abzuschätzen, stehen sie in ihrer Gesamtheit jenen an Bedeutung häufig nicht nach. Denn langsam, aber sicher führen sie auf dem Pfade der Erkenntnis empor, so daß sich häufig dem erfreuten Forscher der Blick weitet, er befriedigt zurückschaut über die bekannten Gefilde, die er durchmaß, und voller Sehnsucht vorwärts in die unbekannte Ferne, die zwar noch vielfach verschwommen, aber in großen Zügen doch schon erkennbar ihm die Wege und Ziele künftiger Arbeit weist.

Ein solches Sondergebiet der Forschung, das durch die geduldige Einzelarbeit vieler sich dem Wissen allmählich erschließt, ist das Innere unserer Mutter Erde. Wie die Sternwarten die Stätten sind, von denen der Geist hinausdringt in die Tiefen des Weltalls, um mit Wissensschätzen beladen heimzukehren, so sind die Erdbebenwarten — zutreffender in ihrer umfassenden Bedeutung durch das Wort „Erdwarten“ gekennzeichnet — bestimmt uns die Geheimnisse der Unterwelt zu enthüllen.

Dem Fachmanne wird von Laien immer wieder die Frage vorgelegt: Welchen Zweck haben die zahlreichen Erdbebenwarten, besonders im Deutschen Reiche, also in einem Lande, in dem heftige Beben überhaupt fehlen und schwache nicht allzu häufig sind? Ich möchte mit einem Bilde antworten: Wenn wir unser Gemüt in der Flut des Wohllauts erquicken wollen, die in einem Haydnschen Quartett dahinströmt, so ist die Halle eines modernen Eisenwalzwerks ein durchaus ungeeigneter Ort dafür. Die zarten Schallwellen der Streichinstrumente würden dort restlos verschlungen werden von dem gewaltig dröhnenden Konzert der Arbeit. Ganz ähnlich ergeht es der Erdbebenforschung. Wenn wir die geheimnisvollen Bahnen erschauen wollen, in denen der Erdboden erzittert, während Tausende von Kilometern entfernt Menschenleben und Menschenwerk in gewaltsamen Schlägen vernichtet werden, so müssen wir die Heimat starker Beben meiden und ruhige Gegenden aufsuchen. Denn nur dann können wir unseren Werkzeugen die nötige Empfindsamkeit verleihen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, daß ihre zarte Stimme überschrien oder daß sie allzuhäufig in ihrem künstlichen Aufbau zerstört werden. In mühseliger, jahrelanger Arbeit ist es gelungen, die Apparate, die die Bewegungen des Erdbodens aufzeichnen, immer mehr zu vervollkommnen und die Sprache, in der sie zu uns reden, immer besser zu verstehen.

Digitized by Google

Rhythmische Erschütterungen der Luft, die Schallwellen übertragen den Gedanken vom Hirn des Redners in das des Hörers. Die Lichtwellen, die aus dem Weltraum heranströmen, bringt das Spektroskop zum Reden, und sie künden uns den chemischen Aufbau und die physikalische Beschaffenheit des Sternes, der sie aussandte. Daneben aber drückte ihnen die Atmosphäre der Erde, die sie durcheilen mußten, ehe sie an unser Auge gelangten, bestimmte Eigenheiten auf. So sind auch die Erschütterungen, die von einem Erdbebenherde ausstrahlend den Erdball durchfluten, bedingt auf der einen Seite durch die Ausgangserschütterung und auf der andern Seite durch die Eigenschaften der Materie, die die von ihnen durchwanderten Räume füllt. Für unsre empfindlichen Apparate gehören die Beben sozusagen zu den alltäglichen Ereignissen wie das Sternenlicht. So kommt es, daß unsere Seismographen für die Erforschung des Erdinnern heute eine ähnliche Bedeutung haben wie das Spektroskop für die Astrophysik.

Gehen wir etwas näher auf Einzelheiten ein und versuchen wir, durch den Vergleich verschiedener Bebenbilder zu ermitteln, was allen gemeinsam ist und in welchen hervortretenden Einzelheiten sie sich voneinander unterscheiden! Wir finden zuerst, daß die Wellenfolge eines jeden Bebens sich in einzelne, deutlich unterscheidbare Abschnitte gliedert, die zeitlich desto mehr auseinanderrücken, je weiter der Herd des Bebens entfernt ist. Diese Erscheinung ist darauf zurückzuführen, daß ein Beben verschiedene Wellenarten auslöst, die mit verschiedener Geschwindigkeit und, wie wir bald sehen werden, auch auf verschiedenem Wege ihrem Ziele zueilen. Diese Erkenntnis führte unmittelbar zu einer wichtigen Möglichkeit. Sobald eine genügende Reihe von Einzelerfahrungen vorlag, konnte man aus jedem vollständigen Bebenbild die Entfernung des Herdes ableiten. Liegen solche Entfernungsbestimmungen für ein Beben von mehreren Beobachtungsstationen vor, so ist dadurch, wie leicht ersichtlich, der Ort des Bebens festgelegt. Die so ermöglichte Statistik über die Verteilung der Beben bestätigte die von den Geologen bereits seit lange gewonnene Erfahrung: sie sind häufig und kräftig nur in zwei streifenförmigen Gebieten, von denen eines vom Atlas über die Iberische Halbinsel, die Pyrenäen, Alpen, Italien, die Balkanländer, die vorder- und mittelasiatischen Gebirge, die indische Inselwelt nach Neukaledonien und Neuseeland zieht, das zweite aber längs der ostasiatischen und westamerikanischen Küste den Stillen Ozean umsäumt und vielleicht seine Fortsetzung in den Gebirgen des antarktischen Kontinents findet. Das sind die Regionen der größten Gebirge, die Regionen, in denen noch heute die gebirgsbildenden Kräfte in intensiver Weise tätig sind. Zwei Forscherheere, das eine im Felde, das andere im Laboratorium arbeitend, sind so völlig unabhängig voneinander zu dem gleichen Ergebnis gekommen.

Treiben wir die vergleichende Zergliederung der Bebenbilder weiter, so finden wir neue wichtige Tatsachen: die Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines bestimmten Teiles der Wellen ändert sich mit dem Abstande vom Herde in gesetzmäßiger Weise. Daraus folgt, daß die Beschaffenheit der Stoffe, die sie

Digitized by Google

auf ihrem Weg durcheilen, sich in entsprechender Weise ändert. Es liegt der Schluß nahe, daß diese Wellen, den kürzeren Weg durch das Erdinnere dem Umwege längs der gekrümmten Oberfläche vorziehend, in den verschiedenen Tiefen jene Unterschiede vorfinden. Wappnen wir uns mit den Hilfsmitteln der Elastizitätstheorie und der mathematischen Analyse, so finden wir, daß sich unsre Beobachtungen auf das beste dieser Annahme fügen. Und noch mehr: bis ins einzelne hinein gelingt es uns, den Weg, den der Wellenzug durch die Unterwelt nahm, im Geiste aufzubauen. Die Linie, die die Nadel unsers Apparates uns aufzeichnet, ist eine Beschreibung dieses Weges. In einer Sprache und einer Schrift allerdings, deren Deutung zurzeit noch manche Schwierigkeiten macht. Doch werden wir, nachdem das System der Nachrichtenübermittelung aus der Tiefe gefunden ist, auch in dem Verständnis der empfangenen Nachrichten weiterkommen. Schon heute beginnt sich aus der Fülle von Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten einiges als sicher herauszuschälen.

Das erste und wohl das wichtigste dieser Ergebnisse ist, daß der größte Teil des Erdballes fest und außerordentlich starr ist. Zu dieser Erkenntnis führt uns eine Ueberlegung der folgenden Art. Wenn wir uns aus einem Gefäß mit Wasser einen Wasserkörper herausgeschnitten denken, etwa in Gestalt einer Glocke, so wird er einer Veränderung seiner Gestalt keinerlei Widerstand entgegensetzen. Denken wir uns diesen Körper in einen Raum versetzt, in dem keine Schwere herrscht, so können wir ihm ohne Aufwendung von Arbeit eine neue Gestalt geben, und diese würde er, solange äußere Einflüsse fehlten, stets beibehalten. Unsre phantastische Wasserglocke hat keine bestimmte bevorzugte Gleichgewichtsgestalt. Sie wäre ewig stumm, niemals könnte sie die Gläubigen zur Andacht rufen wie ihre eherne Schwester: es fehlt ihr die „Formelastizität", die jene in tönende um die Gleichgewichtsgestalt pendelnde Schwingungen versetzt. Schwingungen dieser Art, wie sie nur feste, mit Formelastizität begabte Körper ausführen können, finden sich nun in allen Erdbebenbildern, die wir durchsehen, mögen die Wellen auch die innersten Tiefen des Erdballes durchdrungen haben. Die Stoffe, die uns diese Schwingungen übermittelten, setzen einer Aenderung ihrer Gestalt einen größeren Widerstand entgegen als der beste Werkzeugstahl, den wir herzustellen vermögen. Der größte Teil des Erdinnern ist fester als irgendeine Substanz, die wir auf der Erdoberfläche kennen. Das ist eine völlige Abkehr von althergebrachten Anschauungen. Der feuerflüssige grundlose Ozean, den wir unter einer dünnen festen Schale fluten sahen, verschwindet aus dem wissenschaftlichen Weltbilde. Er schrumpft zu einer Reihe verhältnismäßig seichter Seen zusammen. Wir werden noch andre Beobachtungen kennen lernen, die in demselben Sinne sprechen.

Minder bestimmt und einheitlich lautet die Antwort auf die Frage nach der weiteren Eigenart und der räumlichen Anordnung der unterschiedlichen Stoffe im Erdinnern. Einstweilen strömt der Born der Erkenntnis hier so reich, daß scheinbare und wirkliche Widersprüche an der Tagesordnung sind. Es ist schwer,

Digitized by Google

Ordnung in die Fülle zu bringen und unmöglich Sicheres und Wahrscheinliches in wenigen kurzen Sätzen zusammenzufassen.

Doch scheint sich das Folgende allmählich als Anfang herauszuschälen. In der Nähe der Erdoberfläche beherrschen geologische und geographische Einflüsse das bunte Bild der Massenanordnung. Die Bebenkurven liefern uns hier keine Aufschlüsse, die Forschung muß zu anderen Hilfsmitteln greifen. In größeren Tiefen werden die Verhältnisse einfacher, es scheint hier die Annahme des Aufbaus aus konzentrischen kugelförmigen Schalen tatsächlich sehr genähert richtig zu sein, die man anfangs wohl nur machte, um die komplizierten und langwierigen Rechenoperationen zu vereinfachen und abzukürzen. Und auf weiten Strecken eines Erddurchmessers ändern sich die Eigenschaften des Stoffes nur langsam oder gar nicht. Vielfach aber zeigen sich auch sprungartige Aenderungen, die auf schichtartige Grenzen hindeuten. Die wichtigste dieser Grenzen liegt in einer Tiefe von etwa 1800 Kilometern. Auf ihre große kosmische Bedeutung werde ich noch mehrfach zu sprechen kommen.

Im weiteren Verlauf eines normalen Erdbebendiagrammes tauchen schließlich Wellen auf, die nicht durch das Erdinnere, sondern längs der Oberfläche gewandert sind. Sie sind ihrer Eigenart nach an einem im ganzen starren Körper unmöglich und beweisen, daß kleine Teile der Erde flüssig sind. Diese liegen in verhältnismäßig geringen Tiefen, sind unregelmäßig verteilt und fehlen vielleicht an manchen Stellen ganz. Es handelt sich bei ihnen offenbar um die experimentelle Bestätigung der von der Geologie nachgewiesenen Herde glutflüssigen vulkanischen Materiales.

Die so gewonnenen Ergebnisse können wir durch Vergleich mit andern Erfahrungen erweitern und bestätigen. Eines der großartigsten irdischen Phänomene sind die rhythmischen Schwingungen des Meeres, die wir als Ebbe und Flut kennen. Sie werden hervorgerufen durch die anziehenden Kräfte von Sonne und Mond. Wäre die Erdfeste gegen diese ebenso nachgiebig wie das Wasser, so würden sie fehlen: sie stellen in der Tat nur den Unterschied der Deformationen von Ozean und Erdfeste dar. Wir können deshalb aus den tatsächlich beobachteten Fluthöhen einen Rückschluß auf die Festigkeit der Erde ziehen. In allerjüngster Zeit ist es auch möglich geworden, die Formänderungen, die die Erdfeste selbst unter der Einwirkung der flutbildenden Kräfte erfährt, unmittelbar messend zu verfolgen. In beiden Fällen finden wir den Schluß bestätigt, den wir aus den Erdbebendiagrammen ziehen konnten: daß die Erde als Ganzes von einer ungeheuren, geradezu unfaßbaren Festigkeit sei. Und auch von dieser Seite aus scheint ein Einblick in die allgemeine Architektur des Erdballes möglich zu werden, da gewisse Abstufungen der Festigkeit sich bemerkbar machen.

Auch astronomische Beobachtungsarten greifen helfend ein: die Erdachse behält zwar genähert, aber nicht genau eine stets gleiche Richtung bei. Wie die Achse eines schrägstehenden Kreisels beschreibt sie eine kegelförmige Bahn im Raume. Dauer und sonstige Eigenart dieser Bewegung sind abhängig von der Verteilung der Massen im Erdinnern. Es zeigt sich nun, daß die Annahme

Digitized by Google

einer grundlegenden Schichtgrenze in einer Tiefe von 1800 Kilometern die Forderungen der Astronomie auf das vollkommenste befriedigt. Oberhalb dieser Grenze hätten wir Gesteine anzunehmen, ähnlich denen der Oberfläche im wesentlichen aus Verbindungen der Kieselsäure aufgebaut und nach der Tiefe ganz allmählich an spezifischem Gewichte zunehmend. Unterhalb folgt in jähem Wechsel ein viel schwererer metallischer Kern, zum größten Teile vermutlich aus Eisen bestehend. Von einer dritten Seite kommend, werden wir noch ein letztes Mal auf diese Zweiteilung der Erde uns hingewiesen sehen.

Ueber den Aufbau der Massen in unmittelbarer Nähe der Erdoberfläche geben uns die außerordentlich feinen und schwierigen Messungen der Erdschwere Aufschluß. Denn über Massen von hohem spezifischen Gewicht ist die Schwere verhältnismäßig groß und umgekehrt. Es war demnach zu erwarten, daß über dem leichten Wasser der Ozeane, die Schwere geringer sei als über den Kontinenten. Die erwarteten Unterschiede zeigten sich nicht; die Gesteine der Kontinente sind offenbar um so viel leichter wie die am Grunde der Ozeane ruhenden, daß dadurch die sichtbaren Massenunterschiede ausgeglichen werden: wie Eisschollen auf Wasser schwimmen die Kontinente auf einem schwereren Untergrunde. Die Dichteunterschiede brauchen dabei nur geringfügig zu sein, und die Annahme, daß sich der ganze Massenausgleich innerhalb einer Schicht von etwa 30 Kilometern Dicke abspielt, ergibt eine befriedigende Uebereinstimmung zwischen Beobachtung und Rechnung. Das Bild bleibt auch in weiteren Einzelheiten zutreffend: dort, wo die Erdoberfläche in den Gebirgen am höchsten emporragt, z. B. in den Alpen und im Himalaja, ist der Ausfall an Schwere besonders groß. Schließlich zeigt es sich, daß die Unterschiede der Schwere in ihren feineren Zügen vielfach durch den örtlichen Wechsel der Gesteine bedingt sind. Es ist wohl denkbar, daß das schweremessende Pendel in Zukunft bei bergmännischen Arbeiten, etwa bei der Aufsuchung von Kalilagerstätten, als eine Art von Wünschelrute benutzt werden wird.

Das wichtigste Ereignis, das Chemie und Physik in den letzten Jahren erlebten, die Entdeckung der Radioaktivität ist auch an der Geophysik nicht spurlos vorübergegangen. Wir haben unsere Anschauungen über den Wärmehaushalt des Erdinnern einer grundlegenden Aenderung unterziehen müssen. In einer Tiefe von etwa 20 Metern unter der Erdoberfläche ist der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen Temperaturschwankungen nicht mehr wahrnehmbar. Dringen wir weiter hinab, so nimmt die Temperatur allmählich zu, bald langsamer, bald schneller, im Durchschnitt etwa um 1^0 Celsius auf je 30 Meter. Das ist eine alte bergmännische Erfahrung. Durch Leitung suchen sich diese Wärmeunterschiede ständig auszugleichen, und aus Laboratoriumsversuchen ist uns die Stärke des Wärmeleitungsstromes, der einem bestimmend Wärmegefälle zugeordnet ist, wenigstens angenähert bekannt.

So steht fest, daß den Erdball eine ihrem Betrage nach genähert zu schätzende Wärmemenge in einer bestimmten Zeit verläßt. Daraus ist bisher stets gefolgert worden, daß die Temperatur des Erdinnern in einer verhältnis-

Digitized by Google

mäßig einfach zu berechnenden Weise abnähme. Lord Kelvin hat, diesem Gedankengange folgend, in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Versuch gemacht, das Alter der Erde zu berechnen. Die von ihm gefundenen Zeiten erschienen den Geologen viel zu kurz. In der sich anschließenden Diskussion tat Kelvin den bemerkenswerten Ausspruch, daß seine Zahlen richtig seien, solange außer den damals bekannten Naturgesetzen keine neuen Gesetze entdeckt seien.

Diese neuen Gesetze sind nun in den Erscheinungen der Radioaktivität in überraschender Weise gefunden, und damit ist das ganze Problem auf eine völlig neue Grundlage gestellt worden. Die radioaktiven Körper sind in den uns zugänglichen Teilen der Erde allgegenwärtig: in der Atmosphäre, in jedem Quellwasser, in jedem Gestein lassen sie sich nachweisen. Unter den Bedingungen, die im Erdinnern herrschen, teilt sich die von ihnen ausgegebene Energie der Umgebung in Gestalt von Wärme mit.

Nehmen wir nun an, daß auch in allen Teilen des Erdinnern das Radium und seine Verwandten ebenso häufig seien wie an der Oberfläche, so ergibt sich eine Wärmeproduktion, die etwa siebenmal so groß ist wie die Wärmenmenge, die die Erde in Gestalt des soeben erwähnten Leitungsstromes verläßt. Die Erde müßte also sehr schnell wärmer werden und schließlich dem Glutzustande zustreben. Die folgende Entdeckung schaffte einen Ausweg aus diesem offenbaren Fehlschluß. Die Fremdlinge aus dem Weltraume, die als Meteorsteine auf die Erde fallen, bestehen entweder aus gesteinsartigen Verbindungen der Kieselsäure — diese zeigen die Merkmale der Radioaktivität etwa in dem gleichen Maße wie irdische Gesteine — oder aus Metallen, insbesondere aus Eisen — diese sind vollständig inaktiv. Die rettende Annahme liegt jetzt auf der Hand: die Erde ist nach dem Paradigma der Meteoriten zusamengesetzt.

In einer fernen Vergangenheit mögen sich Schwer und Leicht so gesondert haben, daß das Schwere den Kern der Erde bildete und das Leichte sich als Hülle darüber lagerte. Damit haben wir zum dritten Male die Sonderung in einen eisernen Kern und eine steinige Hülle. Die zahlenmäßige Uebereinstimmung mit den auf andern Wegen gefundenen Ergebnissen läßt allerdings zunächst noch zu wünschen übrig. Das kann, ebenso wie die Widersprüche, auf die an andrer Stelle hingewiesen wurde, für den Forscher nur ein Ansporn sein, an ihrer Beseitigung zu arbeiten.

Digitized by Google

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, 5. Januar 1860.

Leider bin ich außerstande, Dir heute etwas Interessantes mitzuteilen, weil seit Neujahr in der ganzen Politik ein gewisser unbehaglicher Stillstand eingetreten ist, der ebenso undefinierbar als unnatürlich genannt werden darf. Der Kongreß wird vorerst schwerlich stattfinden, und daß er nicht stattfindet, ist ein großer Embarras für den Kaiser Napoleon, dem es recht geschieht für alles, was er unverantwortlicherweise eingebrockt hat.

Nichtsdestoweniger werden die Verhältnisse, auch ohne Kongreß, namentlich in Italien sich abwickeln und zu einer für die Kirche und die Legitimität gleich ungünstigen Lösung gedrängt werden. Ein Kongreß könnte manches verhüten und in billige Fahrbahnen leiten, aber Preußen kann nichts tun, es steht den Verhältnissen zu fern, Krieg für italienische Zwecke ist undenkbar, und schließlich hat es den Kongreß nicht vorgeschlagen.

Gortschakow ist gar nicht so empressiert für Paris, wie Du zu glauben scheinst; er besorgt während seiner Abwesenheit von Petersburg dort seinen Sturz vorbereitende Intrigen und soll deshalb froh sein, wenn die Reunion in Paris nicht zustande kommt.

Mit dem König geht es nicht schlechter — voilà tout. Ein einziger Witterungswechsel kann für ihn wieder sehr gefährlich und bedenklich werden.

Es gibt viele Vorbereitungen für die Eröffnung des Landtages, und soeben bearbeite ich mit Auerswald die Thronrede, was immer sehr schwer ist.

Karl Anton.

*

Berlin, den 11. Januar 1860.

Abermals komme ich mit einem sehr mageren Brief, allein wenn Du wüßtest, wie kurz vor Eröffnung der Kammer die Zeit drängt, wie die Leute aller Kategorien sich bei mir überstürzen, wie Montags eine zehnstündige, heute eine fünfstündige Sitzung war, so würdest Du Mitleid mit mir haben und keine langen, ausführlichen Briefe erwarten. Dazu Gesellschaften jeden Tag, daß ich die gelobte Fastenzeit dringend herbeiwünsche. Ich bin ungemein en retard mit meiner Korrespondenz.

Von den Magnaten und Staroſten zum Landtag habe ich noch niemand gesehen. Morgen $11^1/_2$ Uhr ist die Eröffnung. Der Militärabschnitt zum Schluß ist aus meiner Feder.

Der Christbaum hat die Prinzeß von Preußen sehr gefreut. Sie schreibt

Digitized by Google

Dir selber darüber. Die Schäurerschen Aquarelle hat sie in ihrem Schlafzimmer auf einem von der Großherzogin Luise ihr geschenkten, schön geschnitzten Holzständer aufgestellt. Die arme Prinzeß ist sehr en pein. Gräfin Hake hat die Masern. Die Hake ist für uns alle ein Verlust, sie ist ein Spiritus familiaris und überall nützlich, von sicherem und gutem Rat. Karl Anton.

Mit Magnaten und Staroſten meint Karl Anton die Agrarier, die Adelspartei des Landtages, die Ostelblinge. Sie waren ihm nicht gewogen, denn er hatte eine zu gesunde liberale Anschauung, als daß sie ihm und seinem Regiment grün hätten sein können. Aber er liebte sie auch nicht; fast durchweg nennt er sie in seinen Briefen „die Junker". — Der Maler R. Lauchert stammte aus Sigmaringen und hatte sich mit einer Prinzessin Hohenlohe vermählt.

*

Berlin, den 15. Januar 1860.

Es war mir nicht möglich, den Zeitpunkt einzuhalten, in welchem ich Dir gewöhnlich schreibe; denn seit Eröffnung des Landtags sind es namentlich die vielen Besuche, welche meine Zeit vollständig in Anspruch nehmen. C'est un ennui qu'il faut subire et qui passe comme tous les autres. Ich sehe keinen großen Schwierigkeiten entgegen im Innern, aber nach außen hin färbt sich alles dunkel und schwarz. Vorerst können wir nichts hindern, weil England mit Frankreich geht und vor allem antipäpstlich gesinnt ist, weil Oesterreich vollkommen machtlos daniederliegt, weil Rußland sich nicht ausspricht und weil endlich der Deutsche Bund eine unzurechnungsfähige Institution ist. Es wäre mithin Wahnsinn, wenn Preußen allein die Fahne der Legitimität entfalten wollte, um einen Krieg à la Don Quichotte anzuzünden. Man muß daher abwarten, zusehen und sich das Recht der Anerkennung vorbehalten. Aus diesem Vorbehalt kann Krieg und Unglück aller Art entstehen, aber dann ist es noch immer Zeit. Vielleicht kommt bis dahin die eine oder andre Macht zur Besinnung, und dann stehen wir doch nicht ganz allein. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Romagna für den Heiligen Stuhl verloren geht. Es ist dies leider noch das allergünstigste, was geschehen kann, und wir müssen froh sein, wenn das eigentliche Patrimonium Petri intakt bleibt. Die Agitation des Klerus in Frankreich hat nicht viel zu bedeuten. Von dem Moment ab, wo der Klerus energisch Opposition zu machen versucht, wird der Kaiser das mit dem Papst abgeschlossene Konkordat — schon zur Zeit der Bourbonen — in Vollzug setzen. Dieses Konkordat ist äußerst nachteilig für die katholischen Interessen und deswegen stets en suspens belassen.

Nach Inhalt dieses Konkordats hören mit einem Schlage in ganz Frankreich alle Klöster, Kongregationen, klösterliche Institute auf, und viele Millionen werden durch die Säkularisation disponibel. Es wäre dies der furchtbarste Schlag für das katholische Frankreich, und es wäre formell kein Unrecht, weil, wie gesagt, das Konkordat es zuläßt. Also wird man seitens des französischen Klerus sich hüten, eine zu große Agitation hervorzurufen, und gerade dieser Zwiespalt der Interessen stärkt den Kaiser in seinem Vorgehen, woran ihn nichts hindern wird.

Digitized by Google

Ich lege Dir zur Einsicht ein von mir an den Kardinal von Geissel erlassenes Schreiben bei, worin ich ihm auseinandersetze, warum Preußen auf die Adresse der Bischöfe jetzt nicht antworten kann. Schicke es mir gleich zurück. Ich denke, es interessiert Dich, wenn überhaupt Du den Brouillon lesen kannst.

Karl Anton.

*

Berlin, den 19. Januar 1860.

... Nunmehr zu meinem Schreiben an den Erzbischof Kardinal von Geissel. Du bist mit dem Inhalt nicht zufrieden und glaubst, qu'on m'avait fait l'écrire cette lettre. Dem ist nicht so; niemand weiß davon das geringste, und er ist der alleinige Erguß meiner Anschauungen über die Situation. Bei dem einmal herrschenden Antagonismus der Konfessionen in Preußen — dieser Antagonismus existiert aber in den höchsten Regierungskreisen nicht — ist es nicht möglich gewesen, eine andre Antwort zu geben. Preußen kann sich nicht verbindlich machen, etwas durchzuführen, wofür es keine Mittel und Gewalt in Händen hat. Einen Krieg mit Frankreich heraufbeschwören, ist eine Sache von der weittragendsten Wichtigkeit, und dem Kaiser N. ist jeder Grund willkommen, der zu einem solchen führen könnte. Wenn der Kongreß zustande kommt, so wird man gewiß die Rechte des Papstes vertreten — bis jetzt weiß man nur etwas aus den Zeitungen, offiziell ist nirgends etwas bekannt, wohl zwar aus den Briefen, die durch die Presse veröffentlicht sind, aber nicht offiziell. Man darf daher nicht annehmen, daß der Kaiser seinen Rechtsbruch so weit treiben wird, wie er überhaupt jetzt wieder einzulenken scheint.

Man ist hier nicht feige oder hinterlistig, nur vorsichtig, und deswegen exponiert man sich nicht mit Redensarten.

Oesterreich ist auch ganz still, und doch hätte es den Beruf, als eine katholische Macht ein ernstes Wort zu reden.

Es hat noch kein einziges Wort gesprochen. — Doch genug davon, und nur die Versicherung nochmals, daß niemand hier zu meinem Brief an Kardinal Geissel etwas weiß. Ich bin mir vollkommen bewußt, was ich tue. — Leopold und Mayenfisch haben mir sehr vieles erzählt von Lissabon.

Karl Anton.

*

Berlin, den 23. Januar 1860.

... Als französischer Gesandter hierher kommt nicht mehr Latour d'Auvergne, sondern vielleicht Talleyrand oder Remlot, beide nicht willkommen, weil sehr intrigant. Talleyrand hat am 14. d. M. Deine Mutter in Nizza gesehen und seiner Tante hierher geschrieben, daß sie recht gealtert sei.

Karl Anton.

*

Berlin, den 26. Januar 1860.

Die Nachricht von dem ernsten Erkranken der lieben Mama hat mich recht erschreckt, und ich begreife und teile vollkommen Deine Betrübnis und den

Digitized by Google

Schmerz der Trennung. Ebenso begreife ich den Drang, die teure Mutter wiederzusehen und alle kindlichen Pflichten zu erfüllen. Man hat im Leben nur eine Mutter, und nichts kann sie ersetzen.

Ich rate Dir also, Deine préparatifs de voyage zu machen und Deine Abreise auf Montag festzusetzen (der 26. Januar vor Freitag). Ich werde Dir Leopold mitgeben und Dich vorher auch noch in Düsseldorf besuchen. Ich kann leider erst Sonntag morgen dort sein und will Dich Montag bis Verviers begleiten.

Nachdem der Fürst der Gemahlin noch verschiedene Angaben gemacht wegen Hofdame und Begleiter usw., fährt er fort:

Die Prinzeß von Preußen und der Prinz von Preußen nehmen allen Anteil und sind der Idee nicht fremd, Leopold mitzunehmen.

Karl Anton.

*

Berlin, den 12. Februar 1860.

... Also auch jetzt wieder ein Zeitabschnitt zu Grabe! Je älter man wird, desto mehr isoliert wird man. Es ist der schlimmste aller Trostgründe, aber immer eine Wahrheit.

Wir beide sind elternlos, und ich fühle mit Dir, was es heißt, die Eltern, die teure Mutter zu Grabe tragen zu sehen.

Indem aber die Vorsehung dieses zuläßt, will sie, daß man in den Kindern wieder auflebe, bis man ihnen dereinst auch entrissen wird. Karl Anton.

Die Fürstin hatte am 29. Januar ihre Mutter, die Großherzogin Stephanie von Baden, durch den Tod verloren.

*

Berlin, den 26. März 1860.

... Heute war großes politisches Konseil beim Prinzregenten, das von 10 Uhr bis 4 Uhr gedauert hat ... Die europäischen Politiken verwickeln sich von Tag zu Tag mehr. Die Annexion ist eine vollendete Tatsache, gegen welche Preußen nicht protestieren wird, aber leider ist das Benehmen Frankreichs gegenüber der Schweiz mehr als treulos. Vor vierzehn Tagen noch versprach man ihr die Neutralisierung von Chablais und Faucigny, jetzt hält man nicht mehr Wort. Das wird von den Geranten der Verträge wahrscheinlich zu einer Protestation führen müssen, und was aus dieser entsteht, weiß Gott allein. Ich glaube jedoch nicht an Krieg. Aber später wird er unausbleiblich werden.

Die Abstimmung am Bundestage in der kurhessischen Frage soll eine Niederlage Preußens abermals sein, wenigstens wollten es Oesterreich und die Würzburger Staaten so, aber ich besorge, daß sie sich geirrt haben, ich hoffe es sogar; denn in dieser Frage liegt die Zukunft Preußens und Deutschlands. Es ist schwer zu erklären, aber Du wirst es begreifen, wenn Du die Angelegenheit aufmerksam in den Zeitungen verfolgst.

Offenbar treten alle großen Ereignisse in den Vordergrund, und die Bombe kann platzen — oder auch nicht —, alles hängt von der Mäßigung des Kaisers

Digitized by Google

Napoleon ab, der seinerseits wieder nicht Herr der Situation ist, sondern den sein Verhängnis eilenden Schritts vorwärts treibt.

Ich bin überaus beschäftigt, aber hoffe doch zum Palmsonntag abkommen zu können.

Das Militärgesetz steht schwankend, doch gebe ich es nicht verloren. Geht es durch, so ist eine ungeheuer feste Position für die Regierung gewonnen.

Karl Anton.

Fürst Karl Anton war über die Karwoche und Ostern, das 1860 auf den 8. April fiel, in Düsseldorf. Schon am 10. April kehrte er nach Berlin zurück. Am 18. April 1860 schreibt er:

... Gestern war ich in Dessau mit Karl.

Um 11 Uhr kamen alle Familienmitglieder zusammen bei Antoinette zur Gratulation, wo ich alle sah. Alle hatten die Türe im Auge, als sie mich wiedersahen. Man spricht aber auch nur einstimmig von ihren guten Herzen.

Karl gestand mir, daß er in die Prinzeß Hilda verliebt sei; sie ist aber auch deliziös geworden; er habe niemals ein anziehenderes Wesen kennen gelernt. C'est une caprice de premier amour. Auf meine Frage, ob er sie heiraten möchte, gestand er mir, daß ihn der Unterschied des Alters bedenklich mache und er überhaupt noch gar nicht an das Heiraten dächte.

Gestern waren alle Herrschaften in Sanssouci bei Königin Amalie. Die Prinzeß von Preußen und Prinzessin Viktoria sagten mir heute morgen, daß die Königin sehr steif und kalt gegen beide gewesen, nichts weniger als freundlich, und daß sie sich ausschließlich mit der sehr pietistischen Großherzogin von Schwerin, die gleichfalls zugegen war, unterhalten habe.

Der König hatte vorgestern keine Ohnmacht. Man war besorgt, doch soll alles gut sein. — Unterbrechung!

Soeben war Empfang beim König Johann von Sachsen. Er wohnt bei Graf Hohental, war recht freundlich und überbrachte mir Grüße von Carola. Heute abend ist große Soiree beim Regenten, dem König zu Ehren.

Karl Anton.

Herzog von Anhalt war damals Leopold; sein Sohn und Nachfolger Friedrich war mit Antonie, Tochter Eduards von Sachsen-Altenburg, verheiratet, woher die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Karl Anton. Die Freundschaft zwischen dem späteren Herzog bzw. seiner Familie und dem Fürsten Karl Anton blieb bis zu dessen Lebensende bestehen. Alljährlich brachte die herzogliche Familie ihren Herbstaufenthalt auf der Weinburg zu.

Die Prinzeß Hilda war eine Tochter des Prinzen Friedrich, des Bruders des Herzogs Leopold. Sie war 1839 am 13. Dezember geboren, Prinz Karl am 20. April 1839.

*

Berlin, den 24. April 1860.

... Der Tod des armen Bruck ist eine große Kalamität. Entweder starb er an gebrochenem Herzen, denn vorgestern wurde er verabschiedet, oder aber

Digitized by Google

an Gift und Selbstmord, weil auch er möglicherweise unrein war. Es wird sich binnen kurzem aufklären. Jedenfalls bereitet sich in Oesterreich eine furchtbare Tragödie vor.

An Krieg ist dieses Jahr nicht zu denken, aber im nächsten Jahre könnte es wohl sein; denn ein böser Geist treibt den Kaiser Napoleon immer mehr auf die Bahn des Verderbens seiner und andrer.

Krieg wird am Ende die Selbstrettung werden!

In der Kammer sieht es bunt aus, doch werden wir eine Form finden, die Armeereformvorlage zu retten. Gelingt es, so kann in drei Wochen der Landtag zu Ende sein. Vielleicht besuche ich Dich dann in Karlsruhe oder wo Du sonst bist.

Lamorcières Auftreten ist ritterlich und aufopfernd, der großen Sache würdig, allein es ist sehr zu besorgen, daß die militärischen Elemente in Rom, welche er vorfinden wird, nicht geeignet für Durchführung der „grande et sainte cause" sein dürften.

Karl Anton.

Bruck, der schon 1798 geboren worden, und zwar zu Elberfeld, hatte sich durch seine hervorragende Tüchtigkeit vom Sohne eines Buchbinders bis zum österreichischen Staatsminister heraufgearbeitet. Daß ein Mann wie Bruck Feinde besaß, ist zu begreifen. So kam es, daß er am 22. April 1860 in Verdacht gekommen, an den Unterschleifen mitbeteiligt zu sein und ungnädig entlassen wurde. Die Untersuchung ergab, daß er unschuldig sei. Es war zu spät.

Lamorcière, der berühmte französische General, besonders volkstümlich geworden durch seine siegreichen Kämpfe gegen Abd el Kader, dann von Napoleon kaltgestellt, reorganisierte 1860 das päpstliche Heer, wurde aber am 18. September 1860 bei Castelfiordo von den Piemontesen unter Cialdini geschlagen.

*

Berlin, den 10. Juni 1860.

... Ich denke Donnerstag (den 14. Juni) wieder in Baden zu sein. Den politischen Inhalt des Briefes von Madame Naudin kannst Du am besten durch die Tatsachen widerlegen; denn der Kaiser Napoleon kommt den 16. und 17. nach Baden zu einem Rendezvous mit dem Prinzregenten. Sollte man es in Baden noch nicht wissen, was ich bezweifle, so behalte die Nachricht für Dich.

Es ist ein großer Akt, aus welchem vielleicht die Befestigung des Weltfriedens resultieren kann, vielleicht und auch nicht hoffentlich, aber höchst unwahrscheinlich das Gegenteil, und nur dann, wenn unannehmbare Vorschläge wegen der Revindikation des frontières gemacht würden ... Sonst nichts Neues — die Entrevue wird alles absorbieren, wenn nur die deutschen Fürsten dabei nicht unredlich sind.

Karl Anton.

*

Berlin, den 22. Juli 1860.

... In wenigen Tagen bin ich wieder in Deiner Nähe (die Fürstin weilte in Marienbad), obwohl nur höchstens zwei Tage, nämlich ich begleite den Prinz-

Digitized by Google

regenten nach Teplitz. Ich schreibe Dir heute diese Zeilen, damit Du eine momentan notgedrungene Unterbrechung meiner Korrespondenz nicht als einen Mangel an treuer Teilnahme ansiehst. Deshalb schreibe ich Dir en toute hâte diese Zeilen, nicht wissend, ob ich morgen zum Schreiben komme, denn übermorgen wahrscheinlich treffe ich mit dem Prinzregenten zusammen in Dresden.

Karl Anton.

*

Teplitz, den 26. Juli 1860.

... Gestern abend 6 Uhr hier angekommen, sende ich Dir heute einen Morgengruß zu. Der Empfang war ungemein herzlich und grandios durch den ungekünstelten Ausdruck der Freude und Beruhigung, welche das Begegnen der beiden Landesherren allenthalben hervorruft.

Der Kaiser Franz Josef sieht sehr gut aus. Er ist äußerst männlich geworden und macht durch sein würdevolles, gerades Benehmen einen sehr guten Eindruck. Er ist äußerst gnädig gegen mich, und bei den herrschenden Intentionen verspreche ich mir gute und dauernde Folgen von der Zusammenkunft.

Es hat mich sehr gefreut, daß man mir Gröben zur Dienstleistung hier zugetan hat; es ist dies eine sehr zarte Aufmerksamkeit. Gestern abend war große Soiree bei Fürst Clary, wo die Berliner Radziwill alle versammelt waren. Ich habe viel Bekanntschaften teils gemacht, teils erneuert. Morgen reisen wir wieder nach Berlin zurück.

Karl Anton.

Ueber die wichtige Teplitzer Zusammenkunft schreibt Karl Anton am 7. August 1860 dem Großherzog Friedrich I. von Baden einen ausführlichen Brief.

*

Berlin, den 28. Juli 1860.

... In Teplitz war es ein ungemein interessanter Moment und hat wesentlich dazu beigetragen, den europäischen Frieden zu befestigen.

Ich habe ein eignes Hotel bewohnt mit vollständig eingerichtetem kaiserlichem Dienst; es war sehr somptueux und brillant. Ich sage Dir diese Details, weil es nicht unwichtig für unsre Stellung ist.

An der böhmisch-sächsischen Grenze — nämlich der Kaiser Franz Josef fuhr mit uns nach Pillnitz zurück, um einen Besuch dort zu machen — überreichte mir der Kaiser eigenhändig den Orden vom Goldenen Vlies, was eine sehr große Auszeichnung ist. Ne crois pas que je suis ébloui — allein es ist interessant für Dich, alles zu wissen. Sowie ich kann, schreibe ich Dir Näheres.

Karl Anton.

*

Berlin, den 30. Juli 1860.

... Es amüsiert mich, die Zeitungsberichte zu lesen, welche über Teplitz geschrieben werden. — Gestern war ich beim Diner in Sanssouci bei der Kaiserin (von Rußland) in den sog. neuen Kammern, deren Neuheit aber von Friedrich dem Großen her datiert. Leopold und Karl waren ebenfalls anwesend. Die

Digitized by Google

Kaiserin sieht zum Entsetzen aus, wie eine lebendige Leiche, gespensterhaft mager, mit hohler Grabesstimme. Sie ist oder soll sehr wohl sein, sehr unruhig et elle fait le désespoir de la Reine, qui est génée pour elle. Die arme Königin ist übrigens auch recht unwohl, sie leidet an Asthma und kann nur sitzend oder kniend schlafen. Doch seit gestern geht es besser. Die Kaiserin sprach wenig mit mir. Mit Leopold ist sie sehr freundlich.

Prinzeß von Preußen leidet an Rheumatismus und ist todmüde wegen der russischen Unstetigkeit und Unruhe. Mir ist es auch nicht angenehm; denn es ist ein entsetzliches décousu zwischen Potsdam und Berlin. Man verliert eine kostbare Zeit wegen der Eisenbahn.

Karl Anton.

*

Berlin, den 5. November 1860.

Gestern noch im frohen Familienkreise — heute schon wieder im Gefängnis! Um 8 Uhr früh, nach gut durchschlafener Nacht, trank ich schon meinen warmen Kaffee. Um 11 Uhr war Vortrag bei dem Prinzregenten, dem es langsam besser geht, der aber dennoch sehr angegriffen ist. Ich habe ihm alles ausgerichtet.

Nachher war ich bei Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzeß Viktoria. Sodann waren die Minister bei mir. Hierauf kam Karl zu mir, der um 3 Uhr zur Prinzessin Karl bestellt ist, sie spazieren zu führen. Um 5 Uhr kommt er zum Essen zu mir. — Soeben habe ich das Verzeichnis meiner zu beantwortenden Briefe gemacht und finde zu meinem Schrecken, daß es 37 sind, die ich noch zu erledigen habe.

Mit dem König geht es seit einigen Tagen nicht gut. Die Königin hat noch nicht Trauer angelegt, weil er vom Tode der Schwester noch nichts weiß oder wissen soll.

Karl Anton.

Es war die älteste Schwester des Königs, die Prinzessin Charlotte, die seit dem 13. Juli 1817 vermählt war mit dem späteren Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Dieser war schon seit 1855 gestorben. Die Kaiserin war geboren 1798, mithin nur etwa drei Jahre jünger als der König Friedrich Wilhelm IV.

*

Berlin, den 7. November 1860.

... Der Regent ist, wenn auch leidend und verstimmt, doch voll weicher Güte, daß man Mitleid mit ihm haben muß. Ich esse zu Hause mit Karl oder Osten (sein Adjutant), weil der Regent streng diète halten muß. — Die Witterung ist schlecht und trübe, der Winter scheint im Anzuge zu sein. Leopold war gestern bei mir. Wir sprachen von seiner Reise (in Portugal) und seinem Zukunftsprogramm; er scheint sich auf Heiratsideen zu befinden. Heute hatte ich Sitzung bis 5 Uhr.

Karl Anton.

*

Berlin, den 12. November 1860.

Heute mußte ich in den griechischen Gottesdienst in der russischen Kapelle des Gesandtschaftshotels, wobei der Domchor die griechische Liturgie sehr schön

Digitized by Google

sang. Die Feierlichkeit hatte ein unverkennbares katholisches Gepräge mit einzelnen jüdischen Reminiszenzen, wie zum Beispiel das ewige Verbeugen und Schwanken des Popen, während ein Ueberfluß von Weihrauch einen erstickenden Eindruck machte.

Der arme Prinzregent war wiederum ganz à bas und geknickt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 14. November 1860.

... Heute war Karl Fürstenberg bei mir, der von Prag kam. Dort ist die Aufregung ungeheuer, und niemand weiß, wie die Angelegenheiten in Oesterreich sich in nächster Zeit gestalten werden. Alles ist dort in Auflösung.

Man hat unrecht, stets auf Preußen zu schimpfen. Wir sind demungeachtet doch der reichste, geordnetste und sicherste Staat. Aber allen es recht machen ist unmöglich — sans comparaison kann es der liebe Gott auch den Menschen nicht recht machen; der eine will schön Wetter, der andre Regen.

Von Katharina habe ich einen langen Brief erhalten, der mich in Verlegenheit setzt. Sie will von beiden Majestäten Beiträge für ihr Kloster, und auch von uns; ich schicke Dir den Brief zur Einsicht.

Die Grundsteuer wird hoffentlich durchgehen. Prinz Hohenlohe sagte es mir heute.

Karl Anton.

*

Berlin, den 15. November 1860.

Soeben bringt uns der Telegraph die Kunde, daß die Kaiserin Eugenie inkognito zu Deiner Schwester abgereist sei. Sie soll bereits auf schottischem Boden angekommen sein. — Um den Prinzen von Wales ist man ebenfalls in Sorgen; hoffentlich ist es nichts Weiteres, als daß ihm die Kohlen ausgegangen sind. Begierig bin ich, zu erfahren, ob Dir Marie etwas von dem kaiserlichen Besuch schreiben wird. Elle sera peut-être initiée dans les secrets de l'avenir italien. In Italien überhaupt geht das Drama seinem Ende zu, jedenfalls treten die Bourbons nicht mit Unehre ab.

Deine Landtagsdeputation hat mich sehr amüsiert; es muß eine gewaltige Ueberraschung für Dich gewesen sein, zweiundzwanzig Personen im Vorsaal zu finden. Es war dieser moralische Zwang aber sehr heilsam für Dich, um Deine Schüchternheit zu bemeistern. C'était un guet à par comme le congrès de Varsovie.

Am vorigen Montag sah ich Cäcilie von Baden hier als Großfürstin Michael. Sie ist sehr charmant und einfach und war sehr herzlich mit mir. Wilhelm von Baden begleitete sie. Ihr Bambino ist ungemein stark und kräftig. Sie läßt Dich bestens grüßen.

Uebermorgen ist in der griechischen Kapelle des russischen Gesandten feierlicher Trauergottesdienst um 12 Uhr, der Begräbnisstunde in Petersburg. Wir alle gehen in Gala hin. — Am Montag ist Namensfest der Königin — ich weiß noch nicht, wie es mit der Gratulation gehalten werden wird; denn sie soll

Digitized by Google

dieser Tage auf die Nase gefallen sein, weshalb sie auch Cäcilie nicht empfangen konnte.

Karl Anton.

*

Berlin, 19. November 1860.

Deinen Brief mit den Besorgnissen wegen des Kaisers und der damit zusammenhängenden Entfernung der Kaiserin habe ich erhalten. Es ist möglich, daß der Kaiser solche Träume hegt — hier aber sagt man, die Kaiserin wäre mehr als melancholisch über das Ableben ihrer Schwester, es grenze an eine tiefe Gemütsverstimmung vulgo Geistesstörung. Möglich, daß religiöse Skrupel über die Politik Frankreichs mit im Spiele sind. Hoffentlich schreibt Dir Marie etwas davon, wenn es auch nur so wäre, daß man zwischen den Zeilen lesen könnte.

Soeben gehen wir doch zur Gratulation! Von Sanssouci zurückgekommen, habe ich noch einen Augenblick Zeit, den Brief zu vollenden. Die Königin war recht freundlich und gut aufgelegt.

Karl Anton.

*

Berlin, 22. November 1860.

Von Ludwig von Hessen wird Leopold diesen Morgen erfahren haben, daß die Königin Viktoria ihn eingeladen hat, alsbald nach Windsor zu kommen, jedenfalls ist es sehr freundlich von der Queen.

Prinzeß von Preußen ist gestern recht ermüdet angekommen; sie sieht nicht gut aus. Heute morgen war ich eine Stunde bei ihr und habe viel gepredigt. Ich komme mir stets vor wie ein erfahrener alter Mann, wenn ich einer Frau von ihrer Stellung Doktrinen der Lebensklugheit einimpfen soll.

Sie war sehr entzückt von ihrem Aufenthalt in Düsseldorf, namentlich von dem Porträt unsrer Stephanie. Heute esse ich dort, und Karl kommt auch hin. Ich traf ihn zu Pferde im Tiergarten, wo ich eine Fußpromenade machte.

Ueber die Welt nichts Neues. Frankreich will entschieden den Papst temporisieren. Wir müssen es geschehen lassen, bis der Weltkrieg sich entzündet und man weiß, wer Meister der Situation bleibt.

Die Briefe von Marie sind sehr interessant. Graf Bernstorff aus London berichtet heute dasselbe, daß die Kaiserin nicht nach Hamilton Pelon gehe.

Karl Anton.

Bernstorff war Gesandter in London.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Flotten der Tripelentente

Von

Konteradmiral z. D. Glatzel (Berlin)

Wenn man die Erfolgswahrscheinlichkeit einer Staatenpolitik in Friedens- und Kriegszeiten den Streitkräften proportional setzt, die hinter der Friedensdiplomatie stehen und die Instrumente der kriegerischen Konfliktslösungen darstellen, so kann man behaupten, daß bis zum Jahre 1904 ein europäisches Gleichgewicht in diesem Sinne vorhanden war. Der Zweibund hielt dem Dreibund auf dem europäischen Kontinent die Wage, und England bildete in seiner „splendid isolation" ein jenen Staatengruppierungen koordiniertes Machtgebilde. Die seither indes einsetzende Ententenpolitik Englands hat dieses Gleichgewicht zuungunsten des Dreibundes Deutschland-Oesterreich-Italien verschoben.

Allerdings ist eine solche Verschiebung nur bezüglich der Seestreitkräfte eingetreten, da der durch England repräsentierte Zuwachs an Landmacht, verglichen mit den 12 Millionen der französisch-russischen Kriegsstärke, nicht ins Gewicht fällt. Der politische Wert starker Flotten ist aber gerade im letzten Jahrzehnt erheblich gestiegen, weil die Zeit territorialer Grenzverschiebungen auf dem mitteleuropäischen Festland als überwunden angesehen werden darf, während die Konfliktsursachen zwischen den Großmächten heutzutage fast ausschließlich auf weltwirtschaftliches Gebiet übergegangen sind. In der Weltwirtschaft spielen überseeische Interessen die Hauptrolle, und die Zuwegungen zu diesen jenseits der Meere gelegenen Interessengebieten stehen nur dem seemächtigen Volk offen. Da die Seeherrschaft der flottenstärksten Macht gehört und auch der Druck, den die Diplomatie eines Staates im Frieden hinter ihre Forderungen in weltwirtschaftlichen Streitfragen setzen kann, durch die Flottenstärke ausgeübt wird, so läßt sich heut tatsächlich die weltpolitische Kraft einer Großmacht durch ihre Seestreitkräfte messen.

Insbesondere gilt dies von den beiden, auf weltwirtschaftliche Expansion am stärksten angewiesenen Machtgruppen der Tripelentente und des Dreibunds; die Flottenstärken dieser Staatenverbände sind daher für die heutige politische Lage von ausschlaggebender Bedeutung und stellen den Schlüssel zu den meisten diplomatischen Erfolgen oder Mißerfolgen der Gegenwartspolitik dar.

Es soll später noch erläutert werden, daß als Flottenstärke in obigem Sinne nicht die numerischen Stärkeverhältnisse allein angesehen werden dürfen; immerhin sind diese grundlegenden Zahlen der einem Staatenorganismus für den Seekrieg zu Gebote stehenden Gefechtseinheiten doch bereits als Maßstab für die wirtschaftliche und politische Volkskraft von Bedeutung. Ein Vergleich dieser Schiffszahlen zeigt nun, daß die Kriegsflottenstärke der Tripelentente gegenwärtig, wie auch in absehbarer Zukunft rund fast doppelt so groß ist, wie die des Dreibunds. Die dem „Nauticus" von 1913 entnommenen Zahlen sind,

Digitized by Google

wenn man die für den taktischen Erfolg ausschlaggebenden Typen der Linienschiffe, Panzerkreuzer, sowie der großen Torpedoboote und Unterseeboote (im folgenden unter „Torpedofahrzeuge" zusammengefaßt) berücksichtigt, die Nachstehenden:

An neueren fertigen Schiffen besitzt die Tripelentente 154 Linienschiffe und Panzerkreuzer sowie 443 Torpedofahrzeuge, der Dreibund nur 78 und 251. Berücksichtigt man nur die modernsten Schlachtschiffstypen, die sog. „Großkampfschiffe" (identisch mit „Dreadnoughtschiffen"), so ist das Verhältnis 33 : 18 (1,8 : 1). An älterem (Reserve-) Kriegsschiffsmaterial besitzt die Tripelentente 18 Linienschiffe und Panzerkreuzer, der Dreibund 15; an altem Torpedobootsmaterial, einschließlich der kleinen Typen, die im Küstenkriege immerhin noch Verwendung finden werden, stehen der Tripelentente 409, dem Dreibund nur 138 zur Verfügung.

Vergleicht man die Kriegsbereitschaft dieser Flotten, so ergibt sich, daß die Tripelentente 111 Linienschiffe und Panzerkreuzer, sowie 382 Torpedofahrzeuge, der Dreibund nur 60 bzw. 158 jener Typen in Dienst hält. Im Reserveverhältnis, also mit Stammbesatzung in beschränkter Dienstbereitschaft sind, jenen „Nauticus"-Zahlen zufolge, bei den Staaten der Tripelentente 43 Linienschiffe und Panzerkreuzer, sowie 162 Torpedofahrzeuge, bei den Dreibundstaaten nur 5 bzw. 24.

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen führt ein Vergleich der Deplacementszahlen aller fertigen und im Bau begriffenen Kriegsschiffe; diese Zahlen betragen für die Tripelentente $4^1/_2$ Millionen Tonnen, für den Dreibund 2,1 Millionen Tonnen.

Auch ein Vergleich der Qualität des Flottenmaterials verschiebt das allgemeine Bild noch nicht zuungunsten der Tripelentente. Wenn auch Frankreichs Flottenbau bisher durch die hin und her schwankenden Anschauungen der häufig wechselnden Marineminister gelitten hat und Rußland durch die Nachwehen des Krieges mit Japan und die Mißwirtschaft der Marineverwaltung noch behindert ist, so hat doch die Vormacht der Tripelentente, England, seit vielen Jahrzehnten unentwegt den Grundsatz befolgt, nicht nur zahlenmäßig, sondern auch qualitativ die jeweiligen Neubauten seiner Rivalen zu übertrumpfen. Anderseits liegen, wenn auch aus andern Ursachen, die Verhältnisse bei Deutschlands Bundesgenossen ähnlich wie bei Rußland und Frankreich. Oesterreich, das bisher der maritimen Politik geringere Sorgfalt zuwandte, ist, ähnlich wie Rußland, erst jetzt mit Schaffung einer modernen technischen Anforderungen genügenden Flotte beschäftigt, und Italien hatte, wie seine frühere Schiffbaupolitik erkennen läßt, sein Verteidigungssystem zur See in eigentümlicher, den heutigen Anschauungen nicht entsprechenden Art gestaltet, ist also wie Frankreich mit dem Ausbau seiner Taktik und Strategie, den Grundlagen einer modernen, qualitativ einwandfreien Flottenpolitik, noch etwas im Rückstand.

In großen Zügen wird somit die Qualität des Flottenmaterials bei Tripelentente und Dreibund als gleich angenommen werden dürfen. Darin können einzelne Materialverschiedenheiten, wie beispielsweise die kürzlich viel besprochene

Digitized by Google

„Unterarmierung" der deutschen Kriegsschiffe, nichts ändern; auch die oft nach sehr komplizierten Formeln berechneten Gefechtswerte einzelner Schiffe sind irreführend, weil die Verteilung der verschiedenen Kampfkraftelemente auf ein bestimmtes Kriegsschiffdeplacement bei jeder Nation Hand in Hand geht mit der Taktik und den Fronterfahrungen. Die Leistungsfähigkeit des Seekriegsmaterials kann deshalb nur in Verbindung mit der nationalen Strategie und Taktik, sowie der durch die beabsichtigte Kriegspolitik bedingten Verwendungsart der Kriegsinstrumente richtig eingeschätzt werden.

In noch höherem Maße als die materielle Leistungsfähigkeit wirkt der personelle Faktor auf die Gesamtqualität einer Flotte, weil die großen materiellen Wirkungen moderner Seekriegswaffen nur zur Geltung kommen können, wenn Verständnis für die Grundsätze einer zweckmäßigen Kriegführung, praktische Kenntnis und Erfahrung der Waffenverwendung und Nerven von Stahl die richtige Verwertung solcher Waffenwirkungen gewährleisten. Diese personelle Leistungsfähigkeit läßt sich nur außerordentlich schwer im voraus einschätzen, wie die sehr verschiedenartigen Prognosen über die Erfolgsaussichten vor den letzten Kriegen deutlich vor Augen führten. Nimmt man die Ausgänge der letzten Seekriege zum Anhaltspunkt, so würde man Franzosen, Russen und Italienern kein günstiges Zeugnis auszustellen haben, während England und Oesterreich (Lissa 1866) gute Aussichten hätten; Deutschlands Marine wäre in Ermangelung eigner bedeutenderer Seekriegserfahrungen überhaupt nicht nach historischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Indes würde eine solche zum Teil auf recht weit zurückliegende Ereignisse gegründete Beurteilung kaum gerechtfertigt sein; man wird sich zweckmäßiger damit behelfen, die einzelnen ausschlaggebenden Faktoren bei dem Marinepersonal der Seemächte zu vergleichen und daraus wenn auch bedingte Schlüsse zu ziehen. Was das Flottenpersonal der beiden Vormächte im allgemeinen anlangt, so hat England vor Deutschland eine länger dienende, durchschnittlich ältere und zum größeren Teil seegewohnte Flottenbesatzung voraus, während Deutschland in seinem zahlreicheren Landpersonal über etwas bessere Schulbildung und in seinem Offizierkorps über gründlicher vorgebildetes Erziehungs- und Führerpersonal verfügen dürfte. Dieser letzterwähnte Faktor höheren Bildungsgrades gibt insbesondere eine günstige Grundlage ab für die Detailarbeit und Durchbildung des Flottenpersonals einerseits und die Führungs- sowie Admiralstabsleistungen anderseits; in dieser Hinsicht ist die deutsche Marine also dem mehr auf „plain thinking" — einfaches Denken — aufgebauten englischen System gegenüber im Vorteil; dieses Plus zugunsten Deutschlands ist trotz seiner Imponderabilität ein sehr bedeutsames.

Was die übrigen Marinen der beiden Mächtegruppen anlangt, so werden sich da günstige und ungünstige Momente ziemlich die Wage halten. Die französische Führung leidet auch heut noch unter der unstabilen, einer Traditionsbildung wenig günstigen Marinepolitik jüngst vergangener Zeiten; ob die russische Flottenleitung durch die herben Kriegserfahrungen von 1904/05 sich geläuterte

Digitized by Google

Anschauungen schon jetzt so angeeignet hat, daß eine Durchsetzung des gesamten Offizierkorps damit ermöglicht wurde, muß bezweifelt werden, da zu viele ungünstige Momente beiseite zu räumen waren. Diesen Mängeln steht allerdings auch auf Dreibundsseite bei Oesterreich das Fehlen praktischer Flottenerfahrungen und eine gleichfalls bisher nicht allzu intensive Friedenstätigkeit der italienischen Flotte gegenüber.

Bei diesen lapidaren Gesamturteilen über die Qualität ganzer Marinen darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß es sich nur um graduelle Unterschiede handelt, daß im großen ganzen die taktischen und strategischen Anschauungen sowie die Friedenstätigkeit der Marinen im letzten Jahrzehnt bei den europäischen Seemächten eine gewisse Uebereinstimmung zeigen, wodurch die Qualitätsunterschiede sich allmählich verwischen oder doch auf die tieferliegenden nationalen Grundverschiedenheiten beschränken. Man wird deshalb gut tun, in qualitativer Hinsicht eine Unterschätzung der gegnerischen Leistungsfähigkeit zu vermeiden, während nach obigen Darlegungen allerdings auch kein Grund vorliegt, die Qualität der Dreibundsflotten geringer einzuschätzen, als die der Seestreitkräfte der Tripelentente.

Bei den Ueberraschungsmöglichkeiten eines Seekrieges, die in dem hohen Bereitschaftsgrad moderner Flotten begründet sind, spielt die Verteilung der Flotten im Frieden eine wichtige Rolle, weil sie die Kriegsverwendung in großen Zügen bereits erraten läßt. Die bekannte Zusammenziehung der englischen Flottenteile in der Nordsee und der Ausbau der Flottenstützpunkte an der englischen Ostküste (Rosyth, Scapa Flow) läßt darauf schließen, daß die englische Flotte in einem Kriege der Tripelentente gegen den Dreibund ihr Haupttätigkeitsfeld in den heimischen Gewässern erblickt, während die Entblößung der französischen Nordküste und die Konzentration der modernen französischen Schiffe im Mittelmeer erkennen läßt, daß in großen Zügen in dem angenommenen Kriegsfall die französische Flotte im Mittelmeer gegen die italienisch-österreichischen Seestreitkräfte ausgespielt werden würde, wozu möglicherweise noch die russischen Schwarze-Meer-Schiffe hinzutreten, während die russischen baltischen Flottenteile in ihrer heutigen Stärke sich wohl mit Kleinkriegsoperationen im östlichen Ostseebecken begnügen würden.

In der Nordsee wäre eine Operation der englischen Flotte gegen die deutsche Küste und die deutsche Hochseeflotte, andrerseits aber auch eine Handelsblockade der Zufahrtstraßen zu den deutschen Nordseehäfen möglich. Für diese Operationen würden England heut 57 Linienschiffe, 42 Panzerkreuzer und 223 Torpedofahrzeuge (gegen 31 Linienschiffe, 13 Panzerkreuzer, 154 Torpedofahrzeuge Deutschlands) zur Verfügung stehen; in der Ostsee würden noch 4 Linienschiffe, 6 Panzerkreuzer, 71 Torpedofahrzeuge Rußlands als Gegner der deutschen Flotte auftreten; das heißt also: Deutschlands Gegner sind auf diesem Kriegsschauplatz etwa doppelt überlegen; in Deplacementstonnen stehen sogar 2188 Tausend englische und russische Tonnen gegen 888 Tausend deutsche. Im Mittelmeer würden 25 Linienschiffe, 20 Panzerkreuzer, 144 Torpedofahrzeuge

Digitized by Google

Frankreichs und der russischen Schwarzenmeerflotte gegen 23 Linienschiffe, 11 Panzerkreuzer, 97 Torpedofahrzeuge Oesterreich-Italiens kämpfen; in Deplacementstonnen würden hier 703 Tausend Tonnen der Tripelentente gegen 438 Tausend der Dreibundalliierten — alles in allem gerechnet — stehen, also gleichfalls eine erhebliche Ueberlegenheit auf seiten der Tripelentente vorhanden sein. Die in letzter Zeit begonnenen Verschiebungen englischer Flottenteile ins Mittelmeer und französischer Schiffe in den Kanal werden die angegebenen Zahlen nicht wesentlich ändern.

Wird nun die absehbare nähere Zukunft diese Stärkeverhältnisse anders gestalten? Die Summe der Deplacements aller fertigen und im Bau begriffenen Schiffe beträgt bei der Tripelentente 4,5 Millionen Tonnen, bei den Dreibundsflotten 2,1 Millionen Tonnen. An Großkampfschiffen hat, wie schon erwähnt, die Tripelentente 38, der Dreibund 21 im Bau. Das sind also genau dieselben Verhältniszahlen, die auch für die fertigen modernen Kampfschiffe der beiden Mächtegruppen galten, nämlich 1,8 : 1. Diese materielle Ueberlegenheit der Tripelententeflotten kann übrigens auch aus den Marinebudgets gefolgert werden, denn die Mächte der Tripelentente geben zurzeit 1,8 Milliarden Mark, die Dreibundstaaten nur 0,8 Milliarden für ihre Marine aus.

Es bliebe noch zu erörtern, wie sich die Aussichten für eine entferntere Zukunft stellen, oder — die Frage in die uns Deutsche am meisten interessierende Form gebracht — ob es möglich erscheint, daß Deutschland mit Hilfe seiner Verbündeten je der Tripelentente eine überlegene oder wenigstens gleichstarke Flottenmacht entgegenstellen wird.

Das ist naturgemäß, soweit die materielle, numerische Ueberlegenheit in Betracht kommt, hauptsächlich eine Finanzfrage. Da die verschiedenen Schätzungen des Volkswohlstands und Volkseinkommens auf zu unsicheren Grundlagen ruhen, mögen hier einige andre Anhaltspunkte angeführt werden, welche die Beurteilung dieses Moments erleichtern dürften.

Jeder Angehörige der Tripelentente gibt im Durchschnitt jährlich 7,4 Mark für Marinezwecke ab, jeder Dreibundbürger nur 5,3 Mark. Eine Steigerung der Dreibundmarineausgaben scheint hiernach vielleicht möglich; es bleibt aber zu berücksichtigen, daß die Tripelentente insgesamt über eine Bevölkerung von 243 Millionen Köpfen, der Dreibund nur über 155 Millionen verfügt; die Bevölkerungszahl der Tripelentente ist also reichlich $1^1/_2$mal größer. Auch der Welthandel der Tripelententestaaten hat einen Wert von 40, der der Dreibundstaaten nur von 30 Milliarden Mark. Hieraus wäre zu folgern, daß selbst recht erhebliche finanzielle Mehrleistungen der Dreibundstaatsbürger noch nicht imstande sind, die Tripelententeflottenstärken zu überbieten. Es ist auch zu bedenken, daß Frankreich und Rußland mit einem planmäßigen Ausbau ihrer Flotten jetzt eigentlich erst beginnen und daher in den nächsten Jahren mehr kampfkräftige Gefechtseinheiten ihren Flotten zufügen werden als bisher, während Italien und Oesterreich zwar gleichfalls bestrebt sind, ihre Flotten zu modernisieren und zu vergrößern, doch aber mit weit geringeren Flottenbudgets operieren.

Digitized by Google

(Frankreich 370, Rußland 500 Millionen Mark gegen 160 und 200 Oesterreichs und Italiens.)

Auf diese Weise wird also der Dreibund der Tripelentente nicht beikommen können. Selbst direkte Umwälzungen und anderweitige Aenderungen der Allianzverhältnisse würden das Ueberlegenheitsverhältnis der mit England verbündeten Seemächte zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten noch nicht erschüttern. Der naheliegende Gedanke einer Angliederung der kleinen nordeuropäischen Staaten (Skandinavische Reiche, Belgien, Holland) an den Dreibund wäre von geringer Bedeutung bezüglich der Flottenstärke, weil diese Staaten keine modernen Großkampfschiffe besitzen und auch kaum je bauen werden; allerdings würde auch eine, zurzeit vielbesprochene, Annäherung Spaniens an Frankreich und dadurch mittelbar an die Tripelentente dieser nur einen unerheblichen Flottenzuwachs bringen (1 neues Linienschiff, 3 größere Torpedofahrzeuge). Die Angliederung der Vereinigten Staaten von Nordamerika an den Dreibund würde die Ueberlegenheit der Tripelententeflotten auf das Verhältnis 1,3 : 1 verringern; Japan würde dem Dreibund einen etwas kleineren Flottenzuwachs bringen. Gelänge es der Dreibunddiplomatie, Rußland zur Neutralität zu bewegen, so würde dies keine nennenswerte Verschiebung der Verhältniszahlen bedingen; selbst wenn sich Rußland dem Dreibund anschlösse, so ständen 78 Linienschiffe, 62 Panzerkreuzer, 345 Torpedofahrzeuge Englands und Frankreichs gegen 62 Linienschiffe, 30 Panzerkreuzer, 349 Torpedofahrzeuge des Dreibunds und Rußlands, also immer noch ein Mißverhältnis an großen Kriegsschiffen von 1,5 : 1.

Auch eine Isolierung Englands würde die Unterlegenheit der Dreibundsflotten noch nicht beseitigen; denn es ständen dann augenblicklich 57 Linienschiffe, 42 Panzerkreuzer, 223 Torpedofahrzeuge Englands den 54 Linienschiffen, 24 Panzerkreuzer, 251 Torpedofahrzeugen des Dreibunds gegenüber; wobei noch die günstige „innere Position" Englands zwischen der deutschen Flotte einerseits und den im Mittelmeer abgeschlossenen Schiffen Oesterreichs und Italiens zu berücksichtigen ist.

Eine kleine Ueberlegenheit würde erst durch den Beitritt Frankreichs zum Dreibund erzielt. England-Rußland würden 113, der Dreibund und Frankreich 119 neuere Linienschiffe und Panzerkreuzer besitzen, und selbst eine Vereinigung des Dreibundes und Zweibundes gegen England würde noch nicht diejenige Flottenüberlegenheit der fünf Verbündeten ergeben, die England augenblicklich uns gegenüber hat; England hätte 99 neuere Linienschiffe und Panzerkreuzer, der Fünfbund 133 aufzuweisen; an Torpedobooten würden die fünf Mächte allerdings doppelt so viel besitzen, wie England.

Aus diesen Zahlen würde zu folgern sein, daß ein Bündnis des Dreibundes mit Frankreich den günstigsten Erfolg hinsichtlich der Flottenstärke haben würde, zumal ein solches nach der heutigen politischen Lage auch Rußland auf die Dreibundseite zu bringen geeignet wäre.

Die Wahrscheinlichkeit aller dieser politischen Kombinationen zu erörtern,

Digitized by Google

ist hier nicht der Platz; es sei aber darauf hingewiesen, daß mit dem nun erst einsetzenden Erstarken der französischen Flotte voraussichtlich auch die französische Politik, die jetzt notgedrungen durch die Ostgrenzenfrage faszíniert wird, wieder auf die für Frankreichs wahres Wohl ungleich wichtigeren Seemachtsbestrebungen gelenkt werden muß: das läßt sich aus der bisherigen Seemachtsgeschichte Frankreichs schließen. Dann würde das unnatürliche Bündnis mit dem seeübermächtigen England, das jetzt einem Vasallenverhältnis verzweifelt ähnlich sieht und in der bisherigen Unterlegenheit der französischen Flotte der englischen gegenüber begründet ist, einem Rivalitätsverhältnis weichen müssen; die vom weltpolitischen Standpunkt relativ unwichtige Ostgrenzenfrage wird dann voraussichtlich nicht mehr wirkungsvoll genug erscheinen, um den Zusammenschluß der europäischen Kontinentalseemächte mit ihren gleichen gegen die englische Seesuprematie gerichteten Interessen zu vereiteln. Auch Rußland wird, wenn es die Nachteile des letzten Seekriegs mit Japan überwunden haben wird und wieder eine seiner Großmachtstellung angemessene Flotte besitzt, aller Voraussicht nach den nach historischen Anhaltspunkten als unnatürlich zu bezeichnenden Bund mit England aufgeben und als Gegner der englischen Seegeltungsbestrebungen auftreten. Die Zeit arbeitet also für Deutschland, und die Stärkung der russisch-französischen Flotten erscheint im deutschen Interesse liegend. Ein Ausgleich des deutsch-französischen Gegensatzes würde übrigens auch dem Wettrüsten bezüglich der Landesverteidigung Halt gebieten und den Ausbau der Flotten Deutschlands und der übrigen Kontinentalmächte beschleunigen, somit dem die politische Gesamtsituation beherrschenden Interesse der europäischen Kontinentalstaaten, das auf Verminderung der englischen Seesuprematie hinausläuft, dienen.

Doch dies sind alles Zukunftsmöglichkeiten und -ausblicke. Von aktuellerer Wichtigkeit ist aber die Frage: Welche Aussichten haben die Tripelententeflotten ihren Dreibundgegnern gegenüber in einem Kriege in der Gegenwart? Die Erfolgsaussichten der numerisch soviel schwächeren Dreibundsflotten erscheinen nun keineswegs so ungünstig, wie die angeführten Verhältniszahlen es zunächst glauben lassen. Es ist zu bedenken, daß der Nutzeffekt einer Flotte oder Flottenkombination im Ernstfall nicht nur von der numerischen Stärke, auch nicht lediglich von der personellen und materiellen Leistungsfähigkeit der Kriegsmittel, sondern auch in ausschlaggebendem Maße von den politischen und strategischen Zielen, denen zugestrebt wird, und von der Möglichkeit, die Flotten in der beabsichtigten Weise zu verwenden, abhängt.

In strategischer Beziehung würde das Ziel der Tripelentevormacht auf dem Hauptkriegsschauplatz, wie schon erwähnt, der Hochseeflottenkampf oder die Blockade sein: gegen beide Operationen stehen Deutschland wirksame Abwehrmittel zur Verfügung, die geeignet erscheinen, die beabsichtigten Operationsziele zu vereiteln. Allmähliche Reduzierung der englischen Uebermacht durch kleinkriegartige Unternehmungen einerseits, vorbeugende Veranstaltungen gegen die Blockadegefahr anderseits, wären solche Abschwächungsmittel. Ein „volkswirtschaftlicher Generalstab", der nicht nur die geeignete Verteilung der in den Dreibundländern

Digitized by Google

vorhandenen Nahrungs- und Kriegsmittel, sondern auch die Ein- und Ausfuhrverhältnisse mit den neutralen Nachbarländern in einer das interne Kriegstransportwesen nicht störenden Weise vorbereiten und im Ernstfall organisieren würde, könnte die Widerstandskraft der Dreibundstaaten so steigern, daß ein Verblutungskampf ausgeschlossen wäre. Bei solchen Vorbereitungen könnten selbst bedeutende taktische Erfolge der Tripelententeflotten zur See in strategischer Hinsicht keine für den Enderfolg ausschlaggebende Wirkungen auf die Kontinentalstaaten des Dreibundes ausüben; letztere würden aber voraussichtlich sich für solche im strategischen Sinne unwesentliche Mißerfolge zur See durch Vorteile im Landkriege gegen Frankreich und Rußland entschädigen können.

Abgesehen von diesen strategischen Verhältnissen begünstigen aber auch die politischen Kriegsziele der Dreibundstaaten diese in ausschlaggebendem Maße. Nimmt man an, daß in einem Existenzkrieg jeder Schiffsverlust bei einer Macht einen gleichen Verlust beim Gegner nach sich zieht — eine rein mechanische Annahme, die aber bei den Qualitätsverhältnissen der hier in Betracht kommenden Flotten angemessen erscheint —, so würde nach völliger Vernichtung der deutschen Flotte, deren Wirkungsbereich, wie vorhin angedeutet, in der Nordsee liegend und gegen die englische Flotte gerichtet angenommen wird, England nur noch 26 Linienschiffe, 29 Panzerkreuzer, 69 Torpedofahrzeuge behalten. Ist also im Mittelmeer der Flottenkampf zwischen den übrigen Seemächten der Tripelentente und des Dreibunds in hinhaltender Weise ohne größere Schiffsverluste durchgeführt worden, so würde der Two Power Standard Englands unwiederbringlich verloren sein. Frankreich und Rußland, oder Frankreich und Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika sogar isoliert, würden dann Marinen besitzen, die der Englands überlegen wären, und es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß diese Seemächte dann die günstige politische Lage zur Erweiterung ihrer Seeinteressen ausnutzen würden. Der angenommene Pyrrhussieg Englands würde England also zu viel erheblicheren Konzessionen nötigen, als ein freiwilliges Eingehen auf die relativ maßvollen deutschen Seegeltungsansprüche.

In dieser politischen Lage ist die Stärke der deutschen Flottenpolitik mit dem ihr zugrunde liegenden Risikogedanken begründet, und trotz der geringeren Schiffszahl erscheint die Durchführung einer kraftvollen deutschen Politik England gegenüber schon heute durchaus angängig, und das deutsche Volk kann damit rechnen, daß die großen Flottenausgaben der letzten Jahrzehnte und der Zukunft, trotzdem sie eine numerische Ueberlegenheit nie schaffen können, schon jetzt dem Deutschen Reich ein Kriegsinstrument geschaffen haben, dessen Nutzeffekt die Durchsetzung politischer Ansprüche, die für das Nationalwohl von wesentlicher Bedeutung sind, ermöglicht.

Dieses Inschachhalten Englands durch die deutsche, wenn auch um so viel schwächere Flottenmacht ist die Grundursache dafür, daß trotz der Verschiedenheit der Flottenstärken doch auch bei der heutigen politischen Gruppierung der europäischen Großmächte von einem Gleichgewichtszustand gesprochen werden kann.

Digitized by Google

Soweit sich politische Entwicklungen vorhersehen lassen, ist es wahrscheinlich, daß ein Zukunftskrieg der europäischen Großmächte von dem Verhältnis der beiden Vormächte der europäischen Staatengruppen, England und Deutschland, abhängen wird und vermieden werden kann, solange die politischen Gegensätze zwischen diesen Vormächten auf friedlichem Wege ausgeglichen werden.

Deutschlands politische Zukunftsforderung, die weltwirtschaftliche Gleichberechtigung mit allen andern Großmächten, der „Platz an der Sonne", ist maßvoll aber politisch notwendig, daher entwicklungsgeschichtlich berechtigt.

1866 und 1870 hat Preußen seine politische Gleichberechtigung den Vormachtsbestrebungen rivalisierender Großmächte gegenüber mit Waffengewalt sich erkämpfen müssen. Ob England sich auf dem Wege friedlicher Verständigung zu den für die Fortentwicklung Deutschlands notwendigen Konzessionen verstehen wird? Eine bejahende Antwort auf diese Frage wird heut noch keinenfalls gegeben werden können. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen friedlichen Ausgleichs widerstrebender Interessen — und damit auch die Wahrscheinlichkeit des europäischen Friedens — steigt indes von Jahr zu Jahr mit dem Ausbau der Dreibundsflotten und dem Anwachsen der russischen und französischen Flottenmacht. Beide Entwicklungen erschweren die Geltendmachung weltwirtschaftlicher Präponderanz für England und sind daher geeignet, jenem Ideal des modernen Pazifismus, den Bund gleichberechtigter europäischer Staaten, die Wege zu ebnen.

Ueber einige neuere Ergebnisse der Spektralanalyse

Von

E. Goldstein

Ein halbes Jahrhundert trennt uns von der Zeit, in der die Spektralanalyse ihre ersten Keime entfaltete. Zu einem mächtigen, weitverzweigten Baume haben sie sich inzwischen entwickelt. Von einigen jungen Reisern, die in den letzten Jahren sich neu ans Licht gedrängt, sollen die nachfolgenden Seiten berichten.

Die Grundlagen und die frühesten Ergebnisse der Spektralanalyse sind heute keinem Gebildeten mehr fremd. Vergegenwärtigen wir uns in schnellem Rückblick, was wir aus Unterricht oder Lektüre darüber wissen.

Ein feiner gerader Spalt wird von einer Lichtquelle bestrahlt; das von ihm hindurchgelassene Licht wird durch ein Glasprisma nicht nur aus seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt („gebrochen"), sondern zugleich auch in die verschiedenen Farben zerlegt, aus denen das Licht — sei es der Sonne, sei es andrer Leuchtquellen — sich zusammensetzt. Die zerlegten Farben werden unter Zwischenschaltung einer Glaslinse auf einem weißen Schirm oder auch direkt durch das Auge des Beobachters auf seiner Netzhaut als „Spektrum" aufgefangen.

Digitized by Google

An der einen Seite des Spektrums liegt als äußerste Farbe Rot, an der andern wird das Spektrum für das Auge durch Violett begrenzt. Dazwischen liegen alle Uebergänge von Rot durch Orange nach Gelb, Gelbgrün, Grün bis Blau und Violett. Alles Licht wird bekanntlich durch Schwingungen erzeugt; das bei der Brechung am wenigsten aus der Richtung des unzerlegten Strahls abgelenkte Rot entspricht der kleinsten Anzahl von Schwingungen pro Sekunde, während das am stärksten gebrochene Violett die größte Schwingungszahl besitzt.

Das Licht mancher Strahlungsquellen, z. B. elektrisch leuchtender Gase, enthält nur einzelne engbegrenzte Farbenbereiche; dann besteht entsprechend das Spektrum nur aus einzelnen Spaltbildern, d. h. (unter sich und zum Spalt) parallelen, schmalen, hellen Streifen in eben diesen Farben, die durch dunkle Zwischenräume getrennt sind — solche Spektra heißen diskontinuierliche; die schmalen, hellen Spaltbilder selbst heißen Spektrallinien. Glühende feste Körper und die Leuchtflammen des täglichen Lebens (Gas-, Petroleum-, Kerzenlicht) strahlen dagegen alle möglichen Farben aus; die prismatischen Spaltbilder legen sich daher ohne Zwischenräume aneinander und bilden „kontinuierliche" Spektra.

In Dampfform zum Leuchten gebracht, z. B. durch elektrische Entladungen, haben alle chemischen Elemente diskontinuierliche Spektra. Dabei ist für jedes einzelne Element die Verteilung der Spektrallinien auf dem dunkeln Grunde eine besondere, nur diesem Element eigentümliche. Deshalb kann man umgekehrt an dieser Verteilung und Lage der Spektrallinien das Element und sein Vorhandensein in irgendeinem leuchtenden Stoffgemenge erkennen, man kann das Gemenge „analysieren". Hierauf hauptsächlich beruht bekanntlich die „Spektralanalyse".

Von Kirchhoff und Bunsen, den Begründern der Spektralanalyse, rührt auch die weitere wichtige Erkenntnis her, daß jede Lichtquelle gerade diejenigen Strahlfarben, welche sie selbst aussenden kann, auch verschluckt („absorbiert"), wenn diese Farben von einer andern Lichtquelle auf sie fallen.

Geht also zum Beispiel das Licht eines glühenden festen Körpers, der für sich ja ein kontinuierliches Spektrum liefert, durch einen Metalldampf, so erscheinen auf dem kontinuierlichen hellen Grunde jetzt schmale dunkle Linien, weil der Metalldampf eben alle die schmalen Farbenbezirke des kontinuierlichen Spektrums verschluckt, die er selber aussenden kann. Man nennt diese Erscheinung, bei welcher also das Spektrum des Metalldampfes sich nicht durch seine hellen, sondern durch ganz ebenso angeordnete dunkle Linien markiert, die Umkehrung des Spektrums. Eines der interessantesten Beispiele für eine solche Umkehrung bietet das Spektrum der Sonne: Auf hellem kontinuierlichem Grunde, den das Licht des eigentlichen Sonnenkörpers erzeugt, stehen zahllose feine schwarze Linien (nach einem ihrer ersten Beobachter Fraunhofersche Linien genannt), deren Stellung im Spektrum genau den hellen Spektrallinien zahlreicher im Laboratorium untersuchter Elemente entspricht. Die dunkeln Linien zeigen an, daß der Sonnenkörper von einer Atmosphäre umgeben ist, die aus

Digitized by Google

den Dämpfen der zu jenen Spektrallinien gehörigen Elemente besteht. — Auch an dem Spektrum der Fixsterne, mag ihr Licht bei dem ungeheuern Abstand auch Jahre oder selbst Jahrhunderte brauchen, um bis zu uns zu gelangen — läßt die Konfiguration der dunkeln Spektrallinien uns sofort die chemischen Bestandteile des einzelnen Gestirns erkennen.

Aber auch Spektra mit hellen Linien finden sich im Weltraum, und zwar an sehr vielen sog. Nebelflecken, ungeheuern mattleuchtenden Bezirken, gegen deren Ausdehnung die Dimensionen unsres gesamten Planetensystems verschwindend klein erscheinen. Diese Nebel geben ein Spektrum aus wenigen Lichtlinien, welches uns zeigt, daß der Raum der Nebel hauptsächlich von leuchtenden Gasen erfüllt ist. Unter diesen spielen neben einigen auf der Erde noch nicht aufgefundenen Stoffen hauptsächlich Wasserstoff und Helium eine wesentliche Rolle. Auch in der nächsten Umgebung des Sonnenrandes hat man leuchtende Gebilde („Protuberanzen") beobachtet, die aus glühendem Wasserstoff, Helium und verflüchtigten Metallen bestehen. Die Protuberanzen bilden einen Teil der Sonnenatmosphäre.

In kurzem wurde die Spektralanalyse noch durch die weitere Erkenntnis bereichert, daß an der Stellung der Spektrallinien auch der Bewegungszustand der Himmelskörper erkannt werden kann. Denn sämtliche Spektrallinien einer Lichtquelle verschieben sich (nach dem sog. Dopplerschen Prinzip, das weiter unten uns noch eingehender beschäftigen wird) um kleine, aber meßbare Beträge nach der Seite des Violett, wenn die Lichtquelle sich dem Beobachter mit großer Geschwindigkeit nähert, und nach Rot, wenn sie sich schnell von ihm entfernt. So gibt also das Spektrum eines jeden Fixsterns neben seiner Zusammensetzung uns auch an, um wie viele Kilometer er in jeder Sekunde der Erde sich nähert — die Ruhe der Fixsterne ist ja nur eine scheinbare — oder mit welcher Geschwindigkeit er seinen Abstand von uns vergrößert.

*

Was wir hier flüchtig überblickten, waren die hauptsächlichsten Ergebnisse, die schon bei und bald nach der Geburt der Spektralanalyse errungen wurden, und die damals die erkenntnisfreudige Menschheit ähnlich erregten, wie es in unsern Tagen durch die wunderbaren Eigenschaften der Röntgenstrahlen geschah. Daß jene Ergebnisse der Spektralanalyse den Menschengeist so tief bewegten, war darin begründet, daß sie der exakten chemischen und physikalischen Forschung mit einem Schlage die unermeßlichen Tiefen des Weltraums zugänglich machten, die bis dahin die menschliche Wißbegier resigniert als ein für immer verschlossenes Gebiet betrachten mußte.

Der Siegeszug der Spektralanalyse durch die Fernen des Weltalls, die Eroberung immer neuer Gebiete in dem Wissen vom Makrokosmos dauert seitdem noch immer fort — zugleich aber hat in der neuesten Zeit dasselbe Werkzeug des menschlichen Geistes, das Sonnenbälle analysierte und unermeßliche Wegstrecken spielend überbrückte, sich auch in überraschender Weise brauchbar

Digitized by Google

erwiesen, über die allerkleinsten Bestandteile des Weltganzen und ihre submikroskopischen Bewegungen Licht zu verbreiten.

Keinen größeren Schritt vermag die menschliche Phantasie zurückzulegen, als den Uebergang von den überwältigend großen Massen, die als Gestirne auf den irdischen Beobachter herniederleuchten zu den letzten noch erforschbaren Bestandteilen dieser Körper und der Erde, selbst: zu den Molekülen und Atomen der Materie, deren Kleinheit durch keine Vorstellung unmittelbar wiedergegeben werden kann. Denn im Vergleich zu ihnen besitzt ungeheure Dimensionen selbst das kleinste Stäubchen, selbst die kleinste organische Zelle, die auch für das stärkste Mikroskop an der Grenze der Wahrnehmbarkeit steht.

Aber trotzdem, welche Komplikation des Baues, der Bewegungserscheinungen und Wirkungen empfängt den Forscher in diesen unvorstellbar kleinen Pünktchen der Atomwelt! Schon lange hat ja der Name des Atoms, des „Unzerteilbaren", seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt, und man hat sich an Stelle des unteilbaren Pünktchens jetzt einen komplizierten Mechanismus zu denken, nicht unähnlich einem äußerst verkleinerten Planetensystem: Um einen Zentralkörper, den Atomkern, kreisen unablässig zahlreiche, an Masse tausende bis hunderttausende Male kleinere Körperchen — aber nicht wie Planeten in langen Zeiträumen einmal umlaufend, sondern mehrere Billionen Male in einer Sekunde! Die planetarischen kleinen Körperchen heißen Elektronen und bestehen aus bloßer negativer Elektrizität, während der von ihnen umschwirrte Zentralkörper, die Hauptmasse des Atoms, positive Elektrizität enthält. Die billionenfach in der Sekunde wiederholten Umläufe und Schwingungen der Elektronen sind es, die das Leuchten der Körper bedingen; sie bilden also zugleich das eigentliche Substrat der Spektralanalyse.

Als eine phantastische Hypothese und nichts weiter könnte eine solche Vorstellung von den Atomen und ihrem Leuchten auf den ersten Blick erscheinen. Zuzugeben ist, daß sie, obwohl auf nüchternsten Beobachtungen und subtilsten Messungen aufgebaut, als merkwürdig und sonderbar erscheinen kann. Aber noch merkwürdiger und sonderbarer sind die Folgerungen, zu denen sie führt, und gleichwohl sind diese Folgerungen durch die Erfahrung in überraschender Weise bestätigt worden. Eine dieser Konsequenzen zum Beispiel ist, wie Professor H. A. Lorentz (Leyden) mathematisch gezeigt hat, daß die Spektrallinien eines Gases bei Annäherung eines starken Magneten sich für den Beobachter verdoppeln oder verdreifachen müssen, je nach der Richtung, in welcher der Beobachter auf das leuchtende Gas sieht. Die Erfahrung hat diesen merkwürdigen Schluß bestätigt, und mit der Entdeckung der bestätigenden Erscheinungen ist der Name Professor P. Zeemans (Amsterdam) in ruhmvollster Weise für immer verknüpft. Aber noch mehr. Die Theorie verlangt auch, daß diese gespaltenen Linien ihre Helligkeit in ganz gesetzmäßiger Weise ändern und schließlich abwechselnd ganz unsichtbar werden sollten, wenn man sie durch bestimmte, für gewöhnliches Licht klar durchsichtige Prismen betrachtet. Auch diese merkwürdigen Erscheinungen (die „Polarisation" der Linien) hat Professor Zee-

Digitized by Google

man in der Tat bis ins Detail mit der Theorie übereinstimmend beobachten können!

Diese Spektralerscheinungen am magnetisierten Licht — das sogenannte Zeeman-Phänomen — sind in den wenigen Jahren seit ihrer Entdeckung bereits ein ausgedehntes und selbständiges Forschungsgebiet geworden, das, wie wir später sehen werden, sogar für die kosmische Physik schon Früchte getragen hat.

In der Physik des Kleinen aber hat das Zeeman-Phänomen u. a. dazu gedient, eine sehr wichtige und interessante Bestimmung aus der Elektrizitätslehre nochmals zu kontrollieren und zu bestätigen. Wir sahen, daß ein Spektrum mit all seinen verschiedenen Linien hervorgebracht wird durch Schwingungen der Elektronen. Allüberall sind nach den heutigen Theorien diese kleinen elektrischen Teilchen die Ursache nicht nur jedes Leuchtens, sondern auch aller Wärme — sie sind damit natürlich auch die Grundlagen aller Erscheinungen, denen Licht und Wärme wesentliche Faktoren sind. Die Elektronen bilden also auch die wesentliche Grundlage alles organischen Lebens und mittelbar dadurch auch die Vorbedingung der Empfindung und aller geistigen Tätigkeit. Kein Wunder daher, daß die nähere Erforschung dieser Elektronen einen so großen Reiz ausübt, und daß die Wissenschaft möglichst viel über sie zu erfahren sucht. Eines der Hauptprobleme war die Frage nach der Größe ihrer Masse. Durch scharfsinnige und mühevolle Versuche hat zuerst J. J. Thomson (Cambridge) die Frage gelöst. Abweichende Versuchsmethoden, die von seinen Nachfolgern angewandt wurden, führten auf das nämliche Messungsergebnis. Die eine dieser Methoden benutzt das Zeeman-Phänomen, indem sie an den Gedanken anknüpft, daß die Beeinflussung der schwingenden Teilchen — die gegenseitige Verschiebung der gespaltenen Spektrallinien — desto größer sein muß, je kleiner die zu beeinflussende Masse ist. — Die kleinste wägbare Masse, das Wasserstoffatom, wiegt etwa $^1/_{600\,000\,000\,000\,000\,000\,000}$ Milligramm, d. h. ungefähr 600 Trillionen Wasserstoffatome würden zusammen ein Milligramm wiegen. Uebereinstimmend haben nun die verschiedensten Messungsmethoden, einschließlich des Zeeman-Phänomens, ergeben, daß die Masse eines Elektrons noch etwa zweitausendmal kleiner ist als die Masse des Wasserstoffatoms.

In diesen winzigsten Körperchen, die man auch als die Atome der Elektrizität bezeichnet hat, haben wir vorläufig die letzten und wesentlichsten Bausteine aller chemischen Atome und damit des gesamten Universums zu sehen. —

*

In der Theorie des Zeeman-Phänomens und bei der Erklärung vieler astronomischer Spektralerscheinungen macht man Gebrauch von dem schon oben kurz erwähnten Dopplerschen Prinzip. Doppler (in Prag) wies darauf hin, daß eine Lichtquelle, die sich dem Beobachter nähert, in gleicher Zeit eine größere Anzahl von Lichtschwingungen in sein Auge gelangen läßt, als eine

Digitized by Google

ruhende Lichtquelle; das Umgekehrte gilt, wenn sie sich vom Beobachter entfernt.[1])

Eine größere Anzahl Lichtschwingungen in derselben Zeit entspricht aber einer mehr nach Violett verschobenen Farbe, eine verringerte Schwingungszahl gibt umgekehrt eine Verschiebung des Farbentons nach dem roten Ende des Spektrums.

Die gleiche Ueberlegung muß auch gelten für eine bewegte Tonquelle, die bei fortgesetzter Annäherung an den Beobachter eine vermehrte Anzahl von Schallschwingungen, also einen höheren Ton — bei stetig wachsender Entfernung einen tieferen Ton — in das Ohr des Beobachters gelangen läßt. Der Unterschied muß um so stärker sein, die Prüfung des Prinzips also um so leichter, je größer die Verschiebungsgeschwindigkeit der Tonquelle gegen die gewöhnliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles ist.

Deshalb hat man — die Geschwindigkeit des Schalls ist ja fast eine Million mal kleiner als die des Lichts — in früheren Epochen sich begnügt, die Richtigkeit des Dopplerschen Prinzips an möglichst rasch bewegten Schallquellen festzustellen, indem man zum Beispiel eine an sich in gleichmäßiger Höhe tönende Pfeife mittels einer schnellfahrenden Lokomotive auf den Beobachter zu oder von ihm fortbewegte. Solche Versuche wurden mit dem erwarteten Erfolg zum Beispiel von dem Astronomen H. C. Vogel angestellt. So konnte man die Schallgeschwindigkeit durch die Bewegung zum Beispiel um etwa $^1/_{20}$ ihres Normalbetrags vergrößern oder verkleinern. Die Hoffnung, das erwähnte Prinzip auch an irdischen Lichtquellen bewahrheiten zu können, bestand lange Zeit kaum; denn wenn auch optische Methoden durchweg viel empfindlicher sind als akustische — wo sollte man auf Erden wohl irgendeinen Körper finden, der sich auch nur mit $^1/_{1000}$ Lichtgeschwindigkeit, also mit 300 Kilometer pro Sekunde, fortbewegt?

Aber Professor J. Stark hat gezeigt, daß es in der Tat auf Erden wägbare, leuchtende Massen gibt, die mit Geschwindigkeiten sogar von etwa 1000 Kilometern in der Sekunde durch den Raum dahinfliegen. Sehr kleine zarte Massen sind es allerdings (wenn auch verhältnismäßig viel größer als die vorerwähnten Elektronen), und sie bilden die schon länger bekannten sog. Kanalstrahlen. Das sind Strahlen, die man im luftverdünnten Raum mittels der elektrischen Entladung an kanalartig durchbohrten Entladungspolen erzeugt, und sie bestehen aus positiv geladenen Gasteilchen, die, von dem negativen Pol angezogen, mit der angegebenen ungeheuren Geschwindigkeit auf den letzteren zu und noch über ihn

[1]) Zu leichterer Veranschaulichung vergegenwärtige der Leser sich die bekannte Erfahrung, daß Briefe, die an den nämlichen seßhaften Empfänger dauernd in gleichen Intervallen, z. B. alle 24 Stunden, abgesandt werden, unter sonst gleichbleibenden Umständen, wenn der Briefschreiber durch eine Reise sich fortgesetzt vom Empfänger entfernt, — nicht mehr alle 24 Stunden, sondern in längeren Perioden eintreffen; umgekehrt drängen die ankommenden Briefe sich in kürzeren Ankunftsintervallen zusammen, wenn der Schreiber auf der Rückreise ganz wie vorher alle 24 Stunden einen Brief absendet. Den periodisch abgesandten Briefen entsprechen die periodisch ausgesandten Schwingungen.

Digitized by Google

hinaus fliegen. An den Spektrallinien der Kanalstrahlen zeigen sich dann in der Tat, der Richtung wie dem absoluten Betrage nach, diejenigen Verschiebungen, die man erwarten muß, wenn das Dopplersche Prinzip eine Wahrheit ist.[1])

Die Kanalstrahlen enthalten also ungeheuer schnell bewegte, elektrisch geladene Gasteilchen. Eine Folge dieser Ladung ist wiederum, daß diese Strahlen, wie zuerst W. Wien zeigte, in meßbarer Weise durch einen Magneten aus ihrer Bahn abgelenkt werden. Aber die Größe dieser Ablenkung hängt nicht bloß von der elektrischen Ladung, sondern bei gleicher Ladung auch von der eignen Masse des bewegten Gasteilchens ab. Dies führt zu der merkwürdigen Erscheinung, daß die Kanalstrahlen überall, wo verschiedenartige Gasteilchen (z. B. verschiedene chemische Verbindungen) gemengt sind, durch den Magneten in verschieden abgelenkte Strahlenbündel zerlegt werden, deren jedes somit von einer besonderen Masse gebildet wird. Man erhält also auf diese Weise ein „magnetisches Spektrum" der Kanalstrahlen, nur daß die verschiedenen Strahlen desselben nicht, wie beim prismatischen Spektrum aus verschiedenen Lichtarten, sondern aus chemisch oder physikalisch verschiedenen Stoffarten bestehen. Daher kann man umgekehrt aus einem solchen magnetischen Spektrum auch auf Masse und Art der Teilchen schließen, aus denen die Kanalstrahlen bestehen. Derartige Untersuchungen, besonders von J. J. Thomson ausgeführt, haben zu einer ganz neuartigen Chemie geführt. Denn es hat sich gezeigt, daß unter dem Einfluß der Kanalstrahlen die Elemente zu ganz neuen Verbindungen zusammentreten können, denen man im Laboratorium des Chemikers noch niemals begegnet war, und an deren Möglichkeit man bisher überhaupt nicht geglaubt hatte! Anderseits hat Thomson auf diesem Wege ganz neuerdings auch ein bisher für einfach gehaltenes Gas in zwei Elemente geschieden.

Bei den eben erwähnten Kanalstrahlen wird die Strahlung durch die zugeführte elektrische Ladung unterhalten, und die Strahlen erlöschen, sobald man keine weitere Elektrizität zuführt. Aber man hat neuerdings auch Substanzen entdeckt, von denen ganz ähnliche Strahlen und mit noch größeren Geschwindigkeiten spontan und dauernd ausgesandt werden. Diese Strahlen, die den Kanalstrahlen analog sind, sind die sog. α-Strahlen, und die Körper, von denen sie ausgehen, heißen radioaktive Körper (von radius, der Strahl). Wie entdeckte man diese Strahlen und diese Körper? Am Schluß des vorigen Jahrhunderts hatte Röntgens große Entdeckung — die Erzeugung unsichtbarer Körper durchdringender neuer Strahlen mittels phosphoreszenzerregender Kathodenstrahlen — alle Köpfe in sensationelle Erregung versetzt. Henri Becquerel hoffte, Röntgens Strahlen auch ohne Benutzung von Kathodenstrahlen aus allen phosphoreszierenden Körpern gewinnen zu können. Wirklich gab ein von ihm zur Erprobung seiner Vermutung ausgewähltes, im Sonnenlicht phosphoreszie-

[1]) Ganz analoge Erscheinungen haben neuerdings Gehrcke und Reichenheim an den von ihnen entdeckten „Anodenstrahlen" beobachtet, in denen Metalldämpfe und Gasteilchen mit etwa 100 Kilometer Sekundengeschwindigkeit von dem positiven Pol Geißlerscher Röhren fortgeschleudert werden.

Digitized by Google

rendes Salz (des Uranmetall) ebenfalls neue Strahlen aus, aber nicht bloß, wenn es phosphoreszierte, sondern unablässig, Tag und Nacht und anscheinend jahraus, jahrein. Das Ehepaar Curie entdeckte, daß in jenem Salze und in allen Uransalzen ein neues Element enthalten ist, dem die dauernde Strahlung entspringt — das Radium.

Doch wie kann eine Substanz dauernd eine Strahlung — also Energie — aussenden, ohne daß das Grundgesetz der Natur verletzt wird, wonach an keiner Stelle der Welt und zu keiner Zeit Energie neu entsteht? E. Rutherford (damals in Montreal, jetzt in Manchester) faßte den kühnen Gedanken, daß entgegen allen bisherigen Annahmen der Chemie und Physik die sog. Elemente nicht unveränderliche Substanzen seien, sondern daß auch sie, wenngleich sehr langsam, zerfallen und in andre Stoffe sich umbilden können, die einen geringeren Energieinhalt besitzen. Dann wäre die Energie, die bei diesem allmählichen Uebergange vom energiereichen Radium in ein energieärmeres Element frei wird, die Quelle der bis dahin rätselhaften unaufhörlichen Strahlung des Radiums. Wenn dies aber zutrifft — und zahllose Untersuchungen haben es bestätigt —, was für Substanzen sind es, in welche das Radium sich zerlegt? Nun, das erste Spaltungsprodukt, das beim Zerfallen des Radiums gefunden wurde, ist das Helium, jenes Gas, von dem man früher glaubte, daß es nur auf der Sonne vorkommt, in deren Spektrum man es schon lange beobachtet hatte. Es leuchtet im elektrischen Strom mit prachtvoll goldgelber Farbe und liefert dabei ein äußerst charakteristisches, gar nicht zu verwechselndes Spektrum aus etwa einem Dutzend hellen Linien, das mit dem Spektrum des Radiums keinerlei Aehnlichkeit mehr besitzt. Rutherford hatte auf Grund seiner Hypothese von der Zersetzbarkeit der Elemente diese Entstehung des Heliums aus Radium ganz direkt vorhergesagt, und Sir W. Ramsay mit Soddy konnte eben durch die Spektralanalyse das aus dem Radium entbundene neue Element nachweisen. Die Substanz der α-Strahlen selbst ist das Helium. Aus radiumhaltigen Erzen kann das neue Gas jetzt in beliebigen Mengen hergestellt werden.

So war zum ersten Male die Verwandlung eines Elements in ein andres gelungen, und im Prinzip war dadurch der Jahrhunderte alte Traum der Alchimisten verwirklicht. Künftigen Zeiten wird die Entdeckung von Rutherford-Ramsay wohl nicht bloß als eine der großen chemischen Entdeckungen des Jahrhunderts, sondern als eine der bedeutungsvollsten chemischen Großtaten ihres Jahrtausends gelten.

Wir kehren zurück zur Zersetzung des Radiums. Ist Helium das einzige neue Element, das beim Zerfall des Radiums entsteht? Keineswegs! Die emsig weiterspürende Forschung hat schon neun früher unbekannte Elementarstoffe aufgefunden, die allein dem Radium entstammen. Andre neue Substanzen, mit ihnen aber ebenfalls Helium, entstehen auch durch den Zerfall des altbekannten Thoriums, dessen Salze den Hauptstoff für die Gasglühlichtstrümpfe liefern. Aus bisher wertlosen Rückständen der Glühstrumpffabrikation gewinnt Professor O. Hahn (Berlin) jetzt radioaktive Zerfallselemente, z. B. das Meso-

Digitized by Google

thorium, von dem jedes Milligramm mit mehr als zweihundert Mark bewertet wird, und das jetzt bekanntlich in der Medizin, sogar zur Bekämpfung von Krebsgeschwülsten, Verwendung findet.

Zeigen nun, abgesehen vom Helium, alle diese neuen Stoffe ebenfalls ein charakteristisches Spektrum, an dem jeder einzelne zu erkennen ist? Professor Hahn und seine Mitarbeiter haben in der Tat für eine ganze Reihe dieser Körper schon charakteristische Spektra aufgefunden; aber es sind Spektra einer ganz besondern Art, die für das Auge zunächst unsichtbar sind. Denn es sind auch nicht Lichtstrahlen, die von diesen Körpern ausgehen, sondern während ihres unablässig fortschreitenden Zerfalls senden sie fortwährend in geraden Linien Strahlen von Elektronen aus, die bis dahin in ihrem Innern wirbelnde Bahnen um die Atome beschrieben, nun aber von ihnen nicht mehr festgehalten werden. Durch einen Magneten wird ein solcher gerader Elektronenstrahl abgelenkt, desto stärker, je geringer die Fluggeschwindigkeit der ausgeschleuderten Elektronen ist. Wir sahen ähnliches bei den Kanalstrahlen, wo es sich aber um elektrisierte Gasteilchen handelte, deren verschiedene Masse in Betracht kam. Alle Elektronen des Universums aber scheinen untereinander an sich ganz gleich zu sein; sie können sich nur durch verschiedene Geschwindigkeit unterscheiden. Bei einer ganzen Reihe neuer Elemente, die dem radioaktiven Zerfall ihre Entstehung verdanken, hat sich nun ergeben, daß jedes dieser Elemente nur ganz bestimmte Gruppen von Elektronengeschwindigkeiten liefert, die lediglich diesem bestimmten Element eigen sind. Man läßt die Strahlung eines solchen Elements durch einen engen Spalt gehen und hinter dem Spalt einen Magneten auf sie wirken. Dann wird das Elektronenbündel gerade so in ein Spektrum von einzelnen Streifen zerlegt, wie ein Lichtbündel durch ein Prisma. Und da die Elektronen sehr kräftig auf eine photographische Platte wirken, so kann man dieses Streifenspektrum auch photographisch genau so fixieren, wie das Spektrum eines sichtbar leuchtenden Elements. Man verdankt O. Hahn, L. Meitner und O. v. Baeyer die ersten Aufnahmen dieser eigenartigen Spektra.

Mittels einer verfeinerten Methode haben Rutherford und Robinson in einer glänzenden Arbeit neuerdings gefunden, daß der Linienreichtum dieser magnetischen Spektren nicht zurücksteht hinter der überraschenden Fülle von Linien, welche die altbekannten Elemente in ihren prismatischen Leuchtspektren zu zeigen pflegen — zugleich aber auch, daß die Linienverteilung in den magnetischen Spektren vielfach nach überraschend genauen einfachen Gesetzen geregelt ist. Der regelmäßige Bau der magnetischen Spektra gestattet Schlüsse auf den innern Bau des Atoms und auf die Wirkungsweise seiner Unterbestandteile. Man erkennt auch ohne weiteres, daß, wenn die Spektra der bekannten Zerfallselemente in dieser Weise mappiert sind, das Auftreten neuer Streifen die Existenz neuer Elemente erkennbar macht.[1])

(Schluß folgt)

[1]) Der Zerfall des Radiums geht verhältnismäßig langsam vor sich, erst nach etwa 1800 Jahren ist z. B. ein Gramm Radium durch den Zerfallsprozeß auf ein halbes Gramm

Digitized by Google

Persönlichkeiten, Volkskräfte und Staatsmächte im vorigen Jahrhundert[1])

Von

Prof. Dr. Rudolf v. Scala

Mut, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, Hochsinn in Gedanken und Stolz in Taten werden die ermattete und verblutete Welt erlösen und verjüngen; alle Länder, alle Völker werden sich erheben und an dem eisernen Joche schütteln; nach den Stürmen werden glückliche und friedliche Zeiten wiederkehren, und die Herrscher auf den Thronen, die Edlen auf den Schlössern, die Bürger und Bauern in ihren Häusern und Hütten werden sicher wohnen und ihren Kindern und Kindeskindern die blutigen und ungeheuren Märchen dieser Tage erzählen. Dann wird auch diese Zeit und ihre Schande und ihr Unglück wie ein dunkler Traum hinter uns schweben und die Wahrheit wird herrschen für die Lüge."

So hat Ernst Moritz Arndt in seiner Flugschrift „Die Glocke der Stunde" 1812 den furchtbaren Druck, der auf den Völkern Europas lastete, gekennzeichnet und in ergreifenden Worten der Zukunftshoffnung Raum gegeben. Sie hat sich aber in noch höherem Sinne erfüllt: wer in diesen Tagen durch deutsche Lande wandelt, gestern in dieser Stadt die wehenden Fahnen, die lichterfüllten Häuser, die lodernden Fackeln, die frohbewegte Menge sah, hier, in der Stadt, in der Erzherzog Johann die Nachricht von der Leipziger Entscheidung abwartete, in der einem Rheinbundfürsten die Ehren der Bürgerwehr verweigert wurden, der weiß: nicht wie ein dunkler Traum hinter uns schwebt die Geschichte jener Tage: in hellem Lichte steht sie vor uns als ein für alle Zeiten vorbild-

---

reduziert. Innerhalb eines ganzen Menschenlebens zerfällt also nur ein sehr kleiner Bruchteil dieser Menge. Der in einer Sekunde zerfallende Anteil beträgt den achtzigmillionsten Teil eines Milligramms. Die letztere geringe Gewichtsmenge besteht aber immer noch aus 34000 Millionen Atomen, so daß man hieraus wieder einen Maßstab für die exzessive Kleinheit des einzelnen Atoms und für die Feinheit des Gefüges der Materie überhaupt gewinnt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß in neuester Zeit auch die Feinheit der Untersuchungsmethoden hinreichend gesteigert worden ist, um Wirkungen, z. B. Lichteffekte eines einzelnen Atoms sichtbar zu machen. Vermöge der ungeheuren Geschwindigkeit (ca. 20000 Kilometer pro Sekunde), mit der das Heliumatom im α-Strahl beim Zerfall des Radiumatoms fortgeschossen wird, ist die Energie auch der minimalen Geschoßmasse groß genug, um beim Aufprallen auf gewisse Substanzen einen hellen Lichtblitz zu erzeugen. Natürlich muß man hierbei, damit nicht Millionen und aber Millionen gleichzeitiger Lichtblitze sich für die Beobachtung überlagern, mit überaus stark verdünnten Radiummengen arbeiten und überdies durch feine Diaphragmen nur engste Strahlenbündel ausscheiden. Dann aber gelingt es, die Lichtwirkungen der einzelnen Atome wahrzunehmen, sie zu zählen und die Uebereinstimmung der beobachteten Zahl mit der theoretisch berechneten Zerfallsmenge zu erweisen.

[1]) Rede, gehalten in der Festversammlung zu Linz a. d. Donau, 19. Oktober 1913.

Digitized by Google

liches Ringen der Völker, als stolze Selbstbefreiung von fremdem Joch, das ein einziger aufgerichtet, nicht in Verfolgung allgemeiner Hochziele, nicht in Fürsorge für des eignen Vaterlandes Größe, nur in Ueberspannung ungeheurer und übermenschlicher, persönlicher Ziele.

Aus dem düsteren jungen Korsen Napoleone Buonaparte, der seine kleine Heimatsinsel um jeden Preis vom Drucke der französischen Fremdherrschaft befreien will, mühsam, hart und ungelenk die französische Sprache meistert, ist der französische General Bonaparte geworden, der von Toulon und Montenotte bis Abukir die französische Armee von Sieg zu Sieg führt, überall in milder Liebenswürdigkeit sich „viele geneigte Herzen gewinnt".[1]) Aus dem Konsul, der die republikanischen Formen nur gezwungen einhält — wahrhaft kein zweiter Augustus —, ist der Kaiser der Franzosen geworden, der, vom Papste gekrönt, durch seinen Zeremonienmeister die alte höfische Sitte wiederherstellt, durch seine Heirat mit Erzherzogin Marie Luise in den Kreis der alten Höfe tritt.

Die blassen Konventsideen eines föderierten Europas, einer Ausbreitung französischen Machteinflusses bis nach Indien sind in Napoleon zum persönlichen Leben erwacht. Von der deutschen Kaiserkrone träumt er, Kaiser des Abendlandes will er werden und vielleicht sogar im Kreml zu Moskau sich krönen lassen. „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten," sagt er, „als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den einen zum König von Italien, den andern zum König von Bayern, diesen zum Landammann der Schweiz, jenen zum Erbstatthalter in Holland macht."[2]) So hat Napoleon selbst die Zusammenfassung des europäischen Reiches gekennzeichnet, die volkstümlich Schadows Karikatur darstellt als Teilung der Erde unter die bettelnden Marschälle, die „Je prends, tu prends, il prend" konjugieren!

Der Balkan, dessen Nähe ihn schon in Ancona geheimnisvoll anzieht und der den Besitz der Jonischen Inseln ihm so wertvoll erscheinen läßt, spornt ihn zu Verhandlungen mit dem Bischofe von Montenegro und den Sulioten; der Orient lockt ihn nicht bloß nach Aegypten, stellt Algier und Tunis in seine Pläne — er erweckt den alten Gedanken, nach Persien vorzudringen und so England den Besitz von Indien streitig zu machen.

Dem Weltreich soll zu seiner Blüte reicher Handel gesichert werden: so liegt Napoleon Ein- und Ausfuhr, Ausbau der Telegraphenlinien, der wichtigen Weltstraßen über Simplon und Mont Cenis am Herzen; Bauten sollen Arbeit

---

[1]) Siehe u. a. den Bericht des Konsistorialkanzlers Schweiger des Leobener Bischofs in den „Denkwürdigkeiten" seiner Schwägerin Karoline Pichler (Volksausgabe 124 ff.).

[2]) Wie eine Polemik dagegen liest sich die Ausführung Steins (Denkschrift v. 18. September 1812): „Die Ruhe Europas erheischt, daß Deutschland so eingerichtet sei, daß es Frankreich widerstehen, seine Unabhängigkeit beherrschen ... kann." Die universale Tendenz der Zeit spiegelt sich eben auch in der Art, wie Stein seinen Nationalstaat begründet. Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (S. 154 ff.), wo fein die Keime des Systems der heiligen Allianz auch in dieser Anschauung erkannt werden.

Digitized by Google

schaffen, so daß ein staatssozialistischer Hauch diese kühnen Riesenpläne durchweht. Aber die Zukunft dieses Reiches will er sichern durch eine einzige Unterrichtsanstalt im Innern, von der als Mittelpunkt alles erziehliche Leben ausgehen soll — fast eine Unterrichtskaserne mit Drill statt Erziehung, sowie aus allen Gymnasien fast Kadettenhäuser gemacht werden. Zwang auch im geistigen Leben überhaupt: Dramen werden strenge zensuriert, und der Freiheit der „Ideologen" lacht Napoleon.

Diese Weltherrschaft, die von Portugal und Frankreich bis nach Warschau, von Hamburg und Amsterdam bis nach Neapel reicht, wird durch harte Rücksichtslosigkeit nach innen und außen gekennzeichnet.

Unzuverlässige Truppen werden in das verderbliche Klima von San Domingo versendet. Unzuverlässigen Königen wird gleich der Rat gegeben, „d'abdiquer votre couronne".[1]) Grenzen fremder Staaten sind nur dazu da, um überschritten zu werden, mag es sich um die Gefangennahme des unglücklichen Prinzen Enghien oder um eine glücklich ausgedachte militärische Bewegung bei der Schlacht von Ulm handeln.

Ohne Bedenken und Scheu werden für den Feldzug österreichische und russische Banknoten in geheimen Werkstätten hergestellt. Wer sich beugt, wird noch verhöhnt: den Holländern, die nach lange ausgeübtem Druck ein Oberhaupt erbitten, wird das Wort von den Fröschen zuteil, die sich einen König wünschen. „Großmut in der Politik ist Dummheit," so der leitende Grundsatz. So begreift sich das Wort Feuerbachs, der „Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit" geschrieben hat:

„Die meisten Staaten waren geräumige Zuchthäuser geworden, von französischen Gendarmen bewacht und von verzweifelnden Bettlern bewohnt."

Ueberall erscheint Napoleon selbsttätig in der Verwaltung und Heeresorganisation, mit seinem staunenswerten Gedächtnis und blitzartig raschen Urteil Riesenhaftes leistend, bei den meisten Schlachten persönlich den Ausschlag gebend. „Ich kenne die Grenzen meiner Augen, meiner Beine, aber nicht die Grenzen meiner Tätigkeit." Nicht einen ruhenden Löwen will er als Sinnbild derselben, sondern den Adler im Flug. Wir aber fühlen überall, wie dem Adler der heimatliche Horst fehlt, der ihm den Zweck seines Fluges verbürgen könnte, wie der Himmel für ihn nicht leuchtet, zu dem er sich emporheben würde.

„Keine größeren Siege sind je gesiegt, keine genialeren Züge je ausgeführt worden; aber auch nie ist die Ohnmacht des Siegers in einem helleren Lichte erschienen" — des Siegers, fügen wir den Worten des Philosophen Hegel hinzu, der nicht im Dienste einer großen Allgemeinheit steht ...

Das eigne, in der Jugend so heiß geliebte Heimatseiland ist ihm nur mehr ein Departement geworden, Frankreich aber kein neues Vaterland, nur ein ungeheures Sammelbecken für Menschen, die seinen gigantischen Gedanken Blut und Fleisch geben sollen.

---

[1]) Historische Zeitschrift 90, 278 ff.

Digitized by Google

Trotz der kaum je versagenden Genialität, die auf die Schwächen seiner Gegner in unfaßbarer Schnelligkeit herabstößt, fühlt Napoleon, selbst abgelöst von Heimat und Vaterland und doch auf die Volkskraft Frankreichs gestützt, auch die Macht der Volkskräfte tief, die ihm gegenüberstehen. Deshalb macht der Aufstand in Tirol auf ihn Eindruck. Aus dem Siege bei Wagram und aus der Niederlage bei Aspern spricht die Kraft der Volkswehr zu ihm; er weiß die Tapferkeit zu schätzen, wie in der Schlacht, wo er die russische Seite mit Tornistern, die österreichische Seite mit Leichen bedeckt sieht.

In der Verachtung birgt sich die Furcht „ce qu'ils appellent une Allemagne", das sogenannte Deutschland steigt als Gespenst vor Napoleon auf. „Urteilen Sie selbst, was zu befürchten ist von einem so vernünftigen, so guten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger während des Krieges in Deutschland ermordet wurde!" Mögen die Rheinbundfürsten sich noch fest an Frankreich schließen, mag Dalberg in kläglichen Worten ihn anflehen: „Die achtungswerte deutsche Nation liegt in dem Elende der politischen und religiösen Anarchie — seien Sie der Wiederhersteller ihrer Verfassung!", mag als Gipfelpunkt der Entdeutschung ein griechischer Siegestempel auf dem Schlachtfeld von Jena erbaut werden — in den Tiefen des Volkes und auf den geistigen Höhen bereitet sich trotz alledem die Wiedergeburt und Zukunft der Deutschen vor.

Der Untergang der Großen Armee, bei der die deutschen Kavallerieregimenter sich noch so glänzend bei Borodino gehalten hatten, machte tiefsten Eindruck. Man las und hörte, wie Moskau in Flammen aufgegangen war, himmelhoch die Feuergarben in buntesten Farben, wie unter dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles, emporgeschossen waren. Wie waren dann die Reste der Großen Armee zurückgekehrt! Tausende tot, ein Opfer der Russen; Tausende Kranke und Verwundete deckte der fallende Schnee zum Tode, den Wölfen zur Nahrung. Marschall Ney in Lumpen gehüllt; viele Soldaten die Füße in Tornisterfelle, die Köpfe zum Schutze gegen die furchtbare Kälte in Hauben gesteckt; so marschieren todmüde, hohläugig, mit bleigrauer Haut die Unglücklichen weiter, zeitweilig um ein Stück Pferdefleisch sich zu Tode balgend; gar manche ziehen vor, aller Qual durch eine Kugel ein Ende zu setzen! „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen. Es irrt durch Schnee und Wind umher das große mächtige Franzosenheer. Der Kaiser auf der Flucht, Soldaten ohne Zucht ..." so singt das gleichzeitige Lied, und das furchtbare Bild von Geißler: „Die Trümmer der Großen Armee" mit der Inschrift: „Ein warnend Jammerbild sind wir", wird die grauenhafte Wirklichkeit sicher nicht übertrieben haben.

Langsam nur wären die Früchte dieses Unterganges für die Unterworfenen gereift, wenn nicht in der einsam düsteren Seele des Generals Yorck die tausendfach gehegten Empfindungen der Freiheitssehnsucht zur befreienden Tat geführt hätten. Die stille Mühle von Poscherun sieht noch am vorletzten Tage des ereignisreichen Jahres 1812 die Loslösung des preußischen Hilfskorps von der französischen Armee, die ein einzelner in schwerer Selbstverantwortung ohne

Digitized by Google

Befehl von oben gewagt hat; wir hören mit E. M. Arndt das Ringen, Klingen und Singen des Morgenrotes deutscher Freiheit in dieser Konvention von Tauroggen, der für Oesterreich in einer bedeutsamen Unterredung des österreichischen Gesandten mit Napoleon in Paris ein Gegenstück vorsichtigen Sondierens fast am selben Tage zur Seite tritt.

Wie war es aber möglich geworden, daß ein in strengem Gehorsam aufgewachsener Soldat die selbst tiefempfundene Selbstverantwortung für eine Tat übernimmt, die amtlich rasch vom König verurteilt werden muß, da die Vorbereitung zur Tat noch nicht so weit gediehen ist!

Hier können als Erklärung nur jene mächtigen geistigen Strömungen dienen, die damals eine volle Wiedergeburt eines Großteiles der Deutschen, vor allem des preußischen Stammes, zustande gebracht haben.

Der ganze Reichtum geistiger Entwicklung, der bisher in Persönlichkeiten abseits von der Allgemeinheit in den „halkyonischen Jahren" bis 1805 vor sich gegangen war, strömt nun in den Staat ein, wird wie den Griechen der Perserkriege das Heil des Staates. Hier zeigt sich in wundervoller Weise, wie bei dieser nationalen Idee der Gegensatz zwischen individueller Geltung und sozialem Rechte, von Geistesaristokratie und den Ansprüchen breiter Massen, von Staatsmacht und Volksfreiheit am besten ausgeglichen wird, wie die Stände zusammengefaßt und geeinigt werden. Erneuerung der geistigen und sittlichen Kräfte, so will man nach den Niederlagen von Jena und Auerstädt den Sieg erkämpfen, das Joch zerbrechen; „nie wurden Niederlagen erlitten, die befruchtender gewirkt haben", könnten wir das Wort Hegels für die Napoleonischen Kriege verkehren.

Das heranwachsende Geschlecht und der Staat sollen erneuert und verjüngt werden. Statt des Kenntniswustes soll wahre Bildung gesäet werden; an die Stelle des „seelenlosen Wort- und Klappervolksgeistes" tritt nach Pestalozzi das Ziel der Emporbildung zu wahrem Seelenreichtum. Ein kraftvolles Geschlecht soll emporwachsen, das in Uebung körperlicher Kräfte die Willenskraft stählt wie die Kämpfer der olympischen Spiele — Jahns Verdienste sind in Dankbarkeit in unser Herz geschrieben.

Geistige Stählung bietet dann die neugeschaffene Universität Berlin, aus der nach Fichte eine „Kunstschule des menschlichen Verstandes emporblüht, der die Freiheit des Denkens und Forschens gewahrt bleibt."

So sehr die Dichtung um die Wende des Jahrhunderts abseits von den Kämpfen und der nationalen Festigung zu stehen scheint, so hat sie doch Großes dazu beigetragen, die Loslösung vom französischen Einflusse zu bewirken. Den französischen Vorbildern werden griechische Vorbilder entgegengesetzt und damit nicht etwa ein neues, fremdnationales Element betont, sondern ein bereits in der ganzen organischen Entwicklung der Menschheit voll aufgesogenes und aufgegangenes Element. So stellen breite Kreise des Bürgertums unter dichterischem Einflusse der französischen Vorherrschaft das Hellenentum entgegen. Dann aber haben die eigentlichen Dichter der Befreiungskriege die Seelen der Jugend mit tiefer Be-

Digitized by Google

geisterung erfüllt. Eichendorff und Schenkendorf, Ernst Moritz Arndt, Körner und Kleist haben in unvergänglichen Liedern, die wir heute noch in unserer Seele klingen hören, die Atmosphäre stolzer Kampfbegeisterung erzeugen geholfen. Wie tief diese Kampfbegeisterung gerade Universitätskreise erfaßt hat, beweisen die Freiwilligen, die allenthalben den Kampf fürs Vaterland kämpfen wollen. Aber auch die Lehrer der Universität sind von der gleichen Hingabe erfaßt: der siebenunddreißigjährige Geheimrat Niebuhr bekommt Schwielen an den Händen von den Gewehrgriffübungen und läßt Demosthenes' erste Philippische Rede als Brandschrift gegen Napoleon drucken. Der Rechtslehrer Savigny bereitet sich für den Kampf vor, und Professor Steffens von der Universität Breslau zieht sich durch seine bejauchzte Rede, in der er zum Kampfe auffordert, die Rüge der Regierung zu, ebenso wie Schleiermacher für seinen Artikel in einer Zeitung. Diese literarische Beeinflussung zieht ihre Fäden bis hinüber nach Oesterreich. Im Archive zu Graz ruht die reiche Literatur, die auf Veranlassung des glühenden Patrioten Erzherzog Johann gedruckt wurde, Flugschriften aller Art, die hinausgesendet werden, um die Bevölkerung der Alpenländer aufzustacheln zum Kampfe gegen den Erbfeind. Nicht besonders wirksam gegenüber dieser volkstümlichen Flugschriftenliteratur erscheinen die halbamtlichen Schriftchen, die Holler und Wieland, Armbruster, Jenull und Graf Enzenberg verfaßt haben, aber auch sie beweisen, wie in Kreisen der österreichischen Regierung — aber sehr vorsichtig — die Gewinnung der Bevölkerung für den Entscheidungskampf nötig erscheint.

Der geistigen Wiedergeburt des Nordens tritt im österreichischen Staate die ruhige pflichtgemäße Haltung der Bevölkerung bei der Aushebung an die Seite; wir können verstehen, wie bei den Befestigungsarbeiten in Oberösterreich, das mit 6 vom Hundert (nur das heutige Frankreich hat 3 vom Hundert) bei der Stellung beteiligt ist, Weiber, Greise, Kinder verwendet werden, da männliche Arbeiter fehlen!

Ebenso bedeutungsvoll wie die Emporbildung der einzelnen Individuen und Persönlichkeiten, wird dann im Norden die Wiedergeburt des Staates, bei der in allererster Linie Freiherr vom Stein tätig ist. Die Abwendung der großen Geister vom Staate hört auf; Wilhelm von Humboldt hat sich von der Anschauung, daß der Staat eine Zwangsanstalt sei, zu eigentlichem Staatsbewußtsein bekehrt, und auch Fichte ist erst allmählich zu der tiefen Auffassung der Allgemeinheit, der Nation, gelangt. Stein, den Napoleon als Verwaltungsgenie erkannt und empfohlen, hat in unablässiger Arbeit seit 1807 die freien Kräfte zum gewaltigen Entscheidungskampfe zu schaffen gesucht. Von oben angefangen, wo die Minister als Vertreter des Einheitsstaates, selbstständigen, nicht mehr nach Provinzen geschiedenen Fachkreis verwalten sollen, bis in die Städte hinein, die nun nach der stark umgemodelten französischen Munizipalordnung von 1789 noch selbstständiger als in Frankreich ihre Angelegenheiten verwalten sollten, bis in die Ständebildung hinein, die zerschlagen wurde wie die Gutsuntertänigkeit, bis in die Zunftschranken hinein, statt deren Gewerbefreiheit ersteht, wird befreiendes, neues, selbständiges Leben geschaffen, das die Verantwortung jedes Einzelnen

Digitized by Google

erhöht, das Verhältnis zum Staate durch Teilnahme weitester Kreise zu freier und tiefer Pflichterfüllung umgestaltet.

Der 23. August 1793 in Frankreich hat auch in Preußen seine Nachahmung gefunden: auf allgemeine Teilnahme soll auch die Wehrpflicht gestellt sein, Kenntnisse und Fachbildung das Offizierskorps zu schaffender kraftvoller Einheit erziehen. So wird auf breitester Grundlage die Hebung und Erhebung des Volkes vorbereitet. Als Sinnbild dieses neuen Volksheeres erscheint Scharnhorst, mit schwerer Gelehrsamkeit ausgerüstet, aber von der dämonischen Kraft des Nationalhasses erfüllt, der Vater der Landwehr, tirolischem Vorbilde folgend: „Geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit."

Der gesamten tiefen geistigen Bewegung waren schon Versuche zur Tat als Feuerzeichen zur Seite gegangen. Unvergessen war die herrliche tirolische Erhebung geblieben, tief hatte sich in die Herzen gegraben der Zug Schills und des Herzogs von Braunschweig. Der Alpenbund, dem Erzherzog Johann nahestand, versucht, die Zukunft vorzubereiten.

Freiwillige von den Universitäten und den Gymnasien (vom grauen Kloster allein 134) strömen herbei; Schätze und Habseligkeiten werden auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht — „Gold gab ich für Eisen".

Der März des Jahres sieht dann die Erhebung Preußens.

In ergreifenden Worten schildert der Aufruf des preußischen Königs vom 17. März des Landes Not:

„Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte .... Das Land ward ein Raub der Verarmung."

Die Erfüllung eines unablässig gehegten Herzenswunsches für Tausende ist dieses Aufrufs große, herzerhebende Zeit — „nun mag man gern sterben," schreibt Gneisenau!

Mit eisernster Tatkraft hat diesem emporwachsenden und -brausenden Völkerfrühling gegenüber Napoleon seine Maßregeln getroffen. Die neue Aufstellung der Armeen durch Aushebung, Verwendung der Nationalgarden im Ausland, Einreihung aller Zurückgekommenen hat in unbeugsamem Arbeitswillen und nie versagendem Gedächtnis der Kaiser selbst unternommen.

Große Pläne, die Gewinnung des Papstes, der seine Residenz in Paris wählen soll, die Rekatholisierung Deutschlands, sollen moralischen Erfolg der Zukunft leihen.

So kann Napoleon vollgerüstet den verbündeten Russen und Preußen entgegentreten; die Schlachten bei Lützen und Bautzen erweisen, daß er durch Verwendung einer größeren Zahl, durch seine Kriegskunst überlegen bleibt. Also kann erst der Beitritt Oesterreichs zur Koalition den Verbündeten den Sieg bringen.

Wir haben keinen Grund, Metternich, der vielfach den Segen der Befreiungskriege später gestört und unterbunden hat, für seine allgemeine Wirksamkeit besonderen Dank zu zollen. Aber bezüglich des Jahres 1813 verlangt

Digitized by Google

es die geschichtliche Gerechtigkeit, hervorzuheben, wie Metternich vom Ende des Jahres 1812 bis zur Kriegserklärung am 12. August 1813 an Frankreich zielbewußt und unermüdlich tätig vorgegangen ist. Der Schönbrunner Friede hatte für Oesterreich die Verpflichtung einer Beschränkung des Heeres auf 150 000 Mann gebracht. Das tiefe Elend der Bevölkerung verringerte die Mittel des Staates; Finanzminister Graf Wallis beschränkt zudem den Heeresaufwand in schärfster Weise, so daß Radetzky sagen kann: „Graf Wallis schlug der Armee nicht weniger tiefe Wunden als Napoleon selbst."

Der Ueberblick über die nun in den Berichten des österreichischen Generalstabes vorliegende Mobilisierung erweist, mit welcher Anspannung aller Kräfte diese Mobilmachung durchgeführt wurde, wie genau nach den verfügbaren Kräften Metternich Oesterreich immer weiter von Napoleon abrücken ließ, bis die Verfügung über eine ungeheure Heeresmacht die Sicherheit eines Erfolges gewährleistet. So entscheidet durch die Zahl allein (im August 1813: 478 925 Mann, im Dezember 1813: 587 125 Mann) schon der Beitritt Oesterreichs den günstigen Ausgang der Befreiungskriege.

Ein wahrhaft dramatischer Gegensatz, wie die überschäumenden Volkskräfte dort die zögernde Regierung vorwärtsdrängen, wie eine meisterhafte Diplomatie hier mit stetem Zeitgewinne arbeitet, aber der drängenden Volkskräfte entbehrt und nur sehr vorsichtig neben den Machtmitteln eines wiedergeborenen Militärstaates die ohnehin sehr gedrückte Volksstimmung zu beeinflussen sucht. (Siehe Nachwort.)

In den nächsten Kämpfen tritt zunächst hervor die Bedeutung der geistigen Strömung des Nordens und der durch sie bewirkten glänzenden Leistungen der Volkswehr.

Wo immer französische Heere unter dem Befehle sonst erprobter Marschälle stehen, werden sie von der Volkswehr geschlagen. Oudinot, gegen Berlin gesendet, wird von Bülow besiegt. Die Bajonette der Blücherschen Truppen stürzen die Soldaten Macdonalds von steilem Talrand in die Wütende Neiße und in die Katzbach, so daß hier ein antiker Kampf mit blanken Waffen geschaffen wird. Kurmärkische Landwehrkavallerie vernichtet eine französische Abteilung bei Hagelberg.

Nur Napoleon selbst vermag mit eiserner Kraft den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Freilich mag zu seinem Siege vor Dresden viel die beständige Nachgiebigkeit des Zaren gegenüber jedem Ratschlag beigetragen haben: der Angriff der Verbündeten wurde um einen Tag zu spät und auch dann nicht nach dem Vorschlage Schwarzenbergs ins Werk gesetzt.

Dort der eine kühlklare Kopf, der zielbewußt mit modernster Taktik und kühnem Vorstoß arbeitet, seine jungen Soldaten meisterhaft führt, hier das vielköpfige Hauptquartier, das Pläne schmiedet, ummodelt und noch einmal berät, ungeheure Reserven untätig im Hintergrund hält, zu wenig Kanonen, zu schlechte Verpflegung, ungenügenden Nachrichtendienst besitzt und über die Stellung Napoleons ebensowenig im klaren ist wie über seine Stärke. So begreifen wir,

Digitized by Google

daß Schwarzenberg, dessen „Oberkommando",[1]) seltsam verklausuliert und in mühsamer Uebertragung ausgeübt, vom Zaren erst nach der Schlacht bei Leipzig anerkannt wurde, seinen Kaiser inständigst bittet, für die Folge den Zaren zu vermögen, daß er die Armee verlasse, da er jedem Plane nachgibt.

Die Früchte des Dresdener Sieges aber kann Napoleon nicht ernten; wieder bricht Verhängnis über Verhängnis über seine Generale herein. Das Rückzugsgefecht von Kulm und Nollendorf wird zu einer großen Schlacht, bei der Kleist im Rücken der französischen Armee erscheint und Vandamme gefangen wird, so daß sich Furcht in Napoleons Herz einschleicht. Und in ähnlicher Weise wirkt die entscheidende Niederlage bei Dennewitz, von der Marschall Ney gesteht: „Ich bin gänzlich geschlagen und noch weiß ich nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat."

Indessen knistert es und bröckelt es in dem Gefüge des Rheinbundes. Die kluge Kunst Metternichs ermöglicht es Bayern, in dem Vertrage zu Ried von Napoleon abzuschwenken und den Verbündeten beizutreten. Freilich wird noch jedes allgemeine nationale Interesse energisch gerügt: als der württembergische Rat Jasmund sich über die ihm aufgetragenen Unterhandlungen begeistert zeigt und dankt, daß ihm für die Befreiung Deutschlands zu wirken vergönnt sei, da wird ausdrücklich betont: „Jedes allgemeine Interesse enthält eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements ..."

Die Einkreisung Napoleons vollendet sich vor Leipzig. Wir übersehen nunmehr aus den Berichten der Zeitgenossen die tiefe Spannung in den Gemütern der Teilnehmer: das tiefe und schwere Verantwortungsgefühl Schwarzenbergs, die drastisch-energischen Mahnungen Blüchers, die leuchtende siegfriedische Heiterkeit und Siegeszuversicht Gneisenaus, den düstern Ernst Yorcks.

Die furchtbaren Kämpfe der Armee Blüchers, der Truppen Yorcks bei Möckern geben den großen Erfolg den Verbündeten; aber auch im Süden wird endlich mit dem System der riesigen Reserven gebrochen und mit leidenschaftlicher Kraft gerungen, die Reiterattacke Murats wie die Infanterieangriffe abgewiesen; die Rückzugsschlacht vom 18. öffnete nun Bertrand den Ausweg bei Lindenau im Westen, aber die Geschicke Napoleons erfüllten sich wie sie schon vor dem 16. Oktober durch die Verbündeten vorbereitet waren: die Macht der Zahl kann er nicht ausgleichen, den Zustand seines Heeres nicht verbessern. Und vielleicht ist geradeso auch die Widerstandskraft gegenüber der Ungunst der Stellung nicht mehr voll vorhanden.

Die Völkerschlacht bei Leipzig, die damals die deutsche Schlacht genannt wurde, weil die Geschichte des deutschen Volkes im weitesten Sinne sich darinnen entschied, die Befreiung und die Unabhängigkeit des deutschen Volkes von ihr ausging. Sie wirkt bis auf den heutigen Tag; sie hat uns die Früchte gebracht, die wir heute noch ernten. Der reiche Lebensinhalt, den das befreite

---

[1]) Vgl. A. Schulte, Die Schlacht bei Leipzig. Rektoratsrede, Bonn, 18. Oktober 1913. Bonn 1913, S. 25.

Digitized by Google

Volk sich diesseits und jenseits der österreichischen Grenzen schaffen konnte, war nur möglich auf Grund der Abschüttelung der Fremdherrschaft, zu der dann noch die Einigung und das Bundesverhältnis zwischen dem neuentstandenen Deutschland und Oesterreich trat.

Deshalb gedenken wir in tiefer Dankbarkeit der Kämpfer, die für uns gekämpft. Sie können mit stolzer Berechtigung zu uns emporrufen wie der Chor der Toten bei Conrad Ferdinand Meyer:

Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr hebet die Sichel und schneidet die Saaten;
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen!

Höheres Leben als das persönliche lebt der Staat, lebt die Nation. In Aufopferung für die Gemeinsamkeit liegt so die Erfüllung höchster Pflicht. Den Sonnenglanz des Friedens ersehnen wir alle für die Pflege der Wissenschaft und Kunst, für das Gedeihen von Handel, Industrie und Gewerbe, für die Sicherheit der Familie, des Lebens, des Eigentums. Aber höher als die Pflichten der einzelnen, höher als die Arbeit der einzelnen steht die Allgemeinheit. Kein persönliches Einzelschicksal kann bei der tausendfachen Verflechtung gedeihen, wenn die große Einheit, der wir angehören, verdorrt. Sie in Gefahr zu sehen, zieht uns zum Opfer und zum Kampfe empor, jede andre Gesinnung, jede Partei, jede Ueberzeugung schweigt vor der Not des Augenblicks.

So beugen wir uns demütig vor den Lehren des Jahres 1813; mögen sie in uns die Ueberzeugung wecken, daß nur die äußerste Hingabe an die Allgemeinheit auch die höchste Kraft des Individuums entfaltet: nur die Hingabe an die Allgemeinheit hat die ungeheure Mannigfaltigkeit des reichen Lebens der Gegenwart zustande gebracht.

So können aus dem Sturm der Befreiungskriege auch wir Deutschösterreicher uns lebendige Lehre ziehen: treu dem Volke, das uns die Kraft der Geisteswaffen gibt, treu dem Staate, den zum Teil die Kraft unsrer Ahnen zusammengefügt und aufgebaut, in dem wir mit andern Völkern redlich von unserm geistigen Erbe teilten, wollen wir in diesen Hochstunden der Jahrhundertfeier die Taten unsrer Großväter und Urgroßväter begeistert miterleben, von tiefer Freude erfüllt, daß ein unerschütterliches deutsch-österreichisches Bündnis uns mit den andern Nachkommen der Völkerschlachtsieger unzertrennlich eint.

Nachwort zu S. 109

Ich habe obige Gegenüberstellung lange vor H. Onckens Artikel in der „Neuen Freien Presse" vom 17. Oktober 1913 ausgesprochen, wie die Hörer meines Feldkircher Vortrages „1813" bezeugen können; er berührt sich mit der geschichtlichen Auffassung Onckens, die eben scharf angegriffen wird. Daß die zum Teil Ueberraschendes enthaltenden Veröffentlichungen unsers Kriegsarchivs gebieterisch eine Ueberprüfung der Anteilnahme, der Führung und des Verdienstes Oesterreichs an den kriegerischen Ereignissen fordern, ist sicher, ebenso sicher, daß

Digitized by Google

auch das diplomatische Vorgehen Metternichs in vielen Punkten in neuem Lichte: zielbewußt, vorsichtig und doch kraftvoll, erscheint. Hier ist das Begehren nach neuerlicher Untersuchung vollkommen gerecht. Alle diese neuen Ergebnisse dienen dazu, das leuchtende Verdienst des österreichischen Heeres, seiner Offiziere und der Mannschaften in glänzendem Lichte zu zeigen. Wer aber glaubt, daß die Stimmung der Bevölkerung 1813 trotz zahlreicher Freiwilliger ebenso zu beurteilen war als bei dem herrlichen Aufschwung des Jahres 1809, der lese die Polizeiberichte bei E. Wertheimer im Archiv für österreichische Geschichte 79, 355, vgl. auch „Deutsch-Oesterreich", Wien 1913, besonders S. 207 ff.

Die „haßerfüllten Schriften", von denen der französische Gesandte Narbonne spricht, wären wichtig für die Stimmung, sind aber nicht aufzufinden.

Wer glaubt, daß außerhalb des Heeres und des Kreises des Erzherzogs Johann auch starke geistige Kräfte der Bevölkerung der Regierung Metternichs zur Verfügung standen und zu Hilfe kamen, der lese die von mir genannten offiziösen Freiheitsschriften eines Jenull und Armbruster: hier sie — dort Fichte und Arndt? Und die Dichter! Mir als Historiker scheint, daß wir alle, in erster Linie aber die militärischen Kreise mit Recht und Stolz das Verdienst und die Leistungen des österreichischen Heeres noch höher werten können, weil eben der Satz Onckens auf die Bevölkerung zutrifft und hier richtig ist: „Man ging mit, aber es fehlte die erschütternde Macht des Gemütes, die alles an alles setzt, weil es um Sein und Nichtsein des Staates geht, es fehlte der Glaube. So ist in dem Oesterreich von 1813 auch nicht eine Reihe von Persönlichkeiten aufgestiegen, vergleichbar den Männern, die in Preußen die Idee der Befreiung so völlig verkörpern, daß ihre einzelnen Gestalten uns heute fast noch mehr sagen als die ganze Bewegung."

Man wird mir einwenden, daß eine derartige Scheidung zwischen Heer und Bevölkerung, dem militärisch eingeordneten Volksteile und dem großen Reservoir, unrichtig sei. Aber die Stimmung des Hochadels und der Offiziere ist klar (vgl. Narbonne), das Pflichtgefühl der Mannschaft ebenfalls — außerhalb dieser Kreise rührt sich der Haß, aber nicht das Tatgefühl. Die Größe der Zeit hat sich einen Schwarzenberg, Bianchi, Sternbach erzogen, weil sie im Heere gefühlt wird; wo ist sie in den anderen Kreisen vorhanden und wo ringt sie sich zu erschütterndem Ausdruck durch? Nochmals: wie klein sind diese Helden der Feder — Jenull und Armbruster — und des Wortes in Oesterreich und wie groß die Leistung des Heeres? Und nochmals: um so größer die Leistung des Heeres! Aber nicht vermischen! — nicht verwischen, wie die Feuerflocken der Ideen im Norden auch in Feuerseelen fielen, die nicht im Zauber des Heeres standen, wie im Gegenteil — Yorck! — das Heer im Norden von der Wiedergeburt der Geister erst ergriffen wurde, wie Gneisenau, Stein und Scharnhorst nie zu verstehen sind ohne die mächtige Bewegung eines ganzen Volkes, die geistig-freiheitlich-national, in Gneisenau (Bildung eines Nordwestdeutschland) und Stein (Führung Oesterreichs in Deutschland) nicht an die preußische Staatsidee gebunden ist, Schwarzenberg aber als getreuer Diener seines kaiserlichen Herrn,

Digitized by Google

ergreifend in der tiefen Verantwortlichkeit seines Pflichtgefühls, uns entgegentritt, nirgends aber große geistige Strömungen auf sich wirken lassen kann.

Wir Oesterreicher, die wir gerne nach den so verdienstvollen neuen Generalstabsberichten unsern freudigen Stolz auf unsre Anteilnahme 1813 wachsen fühlen und gern überall die gebührend erhöhte Anerkennung derselben (anders als bei der Festfeier in Leipzig) voraussetzen, wollen nicht den Standpunkt verkehren lassen und jene geistig-sittliche Wiedergeburt eines Teiles des deutschen Volkes hinter der Wiedergeburt des österreichischen Heeres nach dem Schönbrunner Frieden zurücksetzen. Kein Historiker, dem die Vergangenheit mit vernehmlichen Zungen spricht, wird verkennen, daß die wundervolle und tiefe Volkskampfesfreude des Oesterreichs von 1809, die ohne Unterstützung verklingen, versiegen und besiegt sein mußte, nun nicht mehr 1813 in den Seelen schwingt.

Das Pflichtgefühl des Staates siegt im österreichischen Heere, der Haß gegen den Sakrivolt (Napoleon) lebt fort, aber höchstens in den Alpengegenden jene frische Initiative der Volkskreise wie 1809. Um so großartiger zu werten, was nicht bloß bei Leipzig, sondern überhaupt 1813 zutage trat!

Der Gral als Symbol

Von

Victor Junk, Dozent an der Universität in Wien

„Wer ist der Gral? — Das sagt sich nicht . . .“

In ein mystisches Dunkel ist er gehüllt, seitdem die Menschheit von ihm zu erzählen begann. In der langen Reihe von Dichtungen, innerhalb deren der Parzival Wolframs von Eschenbach und das Bühnenweihfestspiel von Bayreuth die Höhepunkte bedeuten, ist man sonderbarerweise einer genauen Auslegung dessen, was der Gral eigentlich bedeutet, wie absichtlich aus dem Wege gegangen.

So sehr dies die literarisch-kritische Forschung bedauern mag, so segenbringend war es für die Kunst selber. Denn gerade die Unbestimmtheit, in der der Gral verblieb, ermöglichte es jedem einzelnen Dichter der Sage, ihn nach seiner Empfindung zu fassen, ihn je nach dem geistigen Bedürfnisse der Zeit mit wechselndem Inhalt zu füllen, ihn zum Träger einer neuen höheren Illusion zu machen, ihn mit einem Wort als Symbol zu deuten.

Aber die Vorstellung vom Gral war nicht bloß eine unbestimmte, man kann sie für gewisse Zeiten der Entwicklung, und zwar gerade für jene Zeit, in der die Graldichtung am üppigsten gedieh, einfach eine konfuse nennen. Das zwölfte Jahrhundert, mit seiner umfangreichen gereimten und prosaischen Gralliteratur, zeigt uns die Gralvorstellung in einer merkwürdigen Schicht von Heiligkeit, in einer sonderbaren Zwienatur von märchenhafter Naivität und legendarischer

Digitized by Google

Frömmigkeit oder gar durchsetzt mit kirchlicher Tendenz, also schon in einem recht komplizierten Zustand, der nicht den Eindruck des Ursprünglichen hervorruft. Und doch war wohl gerade diese „glückliche Verwirrung" ein wahrer Nährboden für die dichterische Phantasie.

Die französische Sage des Mittelalters erzählt von dem Gefäße, in dem Joseph von Arimathia bei der Kreuzabnahme das Blut des Erlösers aufgefangen und verwahrt hat. Der Besitz dieser kostbarsten Reliquie vererbt sich auf die Nachkommen Josephs und ist durch göttliche Prophezeiung einem letzten, sehnlich erwarteten „Hüter" beschieden, den besondere Sendung hierzu bestimmt. Jene Familie von Gralhütern, eine fromme christliche Gemeinde, lebt vom Gral: sie erhält von ihm Speise und Trank, Rat in der Not, Sieg im Kampf gegen die Feinde.

In enger Verbindung mit dem Gral erscheint eine Lanze — eine Lanze, die beständig blutet! Auch sie wird mit der Person des göttlichen Erlösers verknüpft und als jene Lanze ausgelegt, mit der (nach später legendarischer Tradition) der römische Soldknecht Longinus die Seite des am Kreuze hängenden Heilandes geöffnet und zum Bluten gebracht hat. Sie paßt daher sehr gut zu dem „heiligen" Gral: das von ihr beständig abträufelnde heilige Blut wird in dem Gralgefäße aufgefangen.

Die Tat des den heiligen Gral schließlich „gewinnenden" Helden, der selbst vom Geschlecht jener Gralhüterdynastie ist, ist nicht bloß eine heroische, sondern zugleich eine erlösende, von merkwürdigen Zaubern befreiende. Er, der jugendlich Unverbrauchte, nimmt einem alten, auf den Tod wartenden Hüter das wunderbare Gefäß ab, gibt ihm dadurch den ruhigen, sehnlich begehrten Tod und erscheint auch sonst als Retter des Landes. Und da er durch seine Tat einen heiligen Zweck erfüllt hat, so umgibt ihn am Ende seines Ringens selbst die Strahlenkrone des Erlösers: er tritt unter die seiner harrende Gralgemeinde nicht anders als einst Christus unter die Jünger und bringt den Frieden unter sie.

Hier, in der Gral-Legende ist der symbolische Gehalt des Grales derselbe, den die mystische Frömmigkeit der Laienwelt des frühen Mittelalters dem in der Eucharistie genossenen Blute Christi selber unterlegt hat: es war der Vorgeschmack des Paradieses, den der Genuß des Leibes und Blutes Christi beim Abendmahl gewährt, und es wundert uns somit gar nicht, daß in jenen altfranzösischen Gralromanen, die diesen legendarischen Gedankengang am weitesten verfolgen, schließlich der Gral tatsächlich mit dem Kelch des letzten Abendmahls identifiziert wird.

In dieser Auffassung ist der Gral zu jenem überragenden Glaubenssymbol geworden, auf das die Kirche selber bald genug Grund hatte, eifersüchtig zu sein, weil er alles in Schatten stellen mußte, was christliche Frömmigkeit an heiligen Reliquien und an Sinnbildern des abendländischen Glaubens überhaupt aufzuweisen hatte. Diese heiligste Reliquie, aus dem Leben des Heilandes selbst stammend, mit seinem Blut gefüllt, sie konnte nicht überboten werden: sie war der Inbegriff des Verehrungswürdigen, der hehrste Zeuge seines Liebesopfers.

Digitized by Google

Wie groß diese Deutung des Grales ist, zeigt sich auch darin, daß sie den modernen Dichter völlig in ihren Bann zog. Auch bei Wagner ist der Gral „die heilig edle Schale, darein am Kreuz sein göttlich Blut" floß, und zugleich das Weihgefäß, „daraus er trank beim letzten Liebesmahle". Christus selbst wird darum hier mit Recht der „Herr des Grales" genannt.

Aber noch in einer andern Beziehung tritt uns die Gestalt des Heilands im „Parsifal" bedeutsam entgegen: Kundry, deren Tragik ein Drama für sich ist und in deren Seelenmalerei Wagner wohl das höchste geschaffen hat, was psychologische Charakterisierungskunst hervorbringen kann, in Kundrys zu bangen Ewigkeiten ausgedehntes leid- und fluchvolles Leben ragt die Person des Heilandes selbst herein, sie hat ihn im Leben gekannt, mit eignen Augen gesehen und der Fluch, der ihr Leben ausmacht, es zugleich zerstört und erhält, ist der Fluch des Heilandes selbst:

Ich sah — Ihn — Ihn —
Und — lachte ...
Da traf mich sein Blick. —
Nun such' ich ihn von Welt zu Welt,
Ihm wieder zu begegnen.

In dieser doppelten Beziehung also wird Parsifal der Erlöser, der Heiland in eigner Person, nicht bloß für das Gralreich und den Gralkönig, sondern auch für die unglückliche Sünderin:

Seit Ewigkeiten harre ich deiner,
Des Heilands, ach! so spät,
Den einst ich kühn verschmäht.

*

Ganz anders erscheint uns das Sinnbildliche im Gral, wenn wir von dieser Anknüpfung an die Person des göttlichen Erlösers absehen. Und dazu berechtigen uns eine Anzahl von Fassungen des Sagengehalts, die von der Legende gar nicht oder kaum gestreift sind und die uns, auf dem Grunde dieses im wahren Sinne des Wortes „christlichsten" Symboles ein ursprünglich rein märchenhaftes, d. h. heidnisches erblicken lassen.

Ein zweiter großer Zweig der mittelalterlichen Graldichtung, nämlich jener, der in der Dichtung Wolframs von Eschenbach gipfelt, zeigt uns den Gral ohne irgendeinen Bezug auf die Person Christi und die Lanze als ein völlig heidnisches Requisit: das von der Lanze abträufelnde Blut ist das Blut des Anfortas; er (nicht der Heiland) war mit dieser Lanze verwundet worden, und zwar von einem Heiden, dem die Lanze gehörte, und auch der Grund des Kampfes, in welchem der übermütige Gralkönig verwundet wurde, war nichts weniger als heilig:

Sein Ruf im Streite war „amour":
Das weist nicht auf der Demut Spur,

übersetzt der kongeniale Wilhelm Hertz.

Der Gral freilich ist auch bei Wolfram das alles überragende Ziel, nach dem der Held strebt, er ist gewiß etwas „heiliges", aber das Wort entbehrt hier

Digitized by Google

des speziellen Nebensinnes der christlichen Heiligkeit, den wir gewohnt sind damit zu verbinden. Der Gral bei Wolfram ist „heilig" in der eigentlichen älteren Bedeutung des Wortes: alles „Heil" geht von ihm aus, er heilt jeden Schmerz jeden Wunsch.

Und gerade Wolframs Auffassung vom Gral und seinen Kräften läßt uns tiefer blicken in den Kern der Gralvorstellung überhaupt. Wolfram erzählt in ganz naiver, treuherziger Art:

Was einer je vom Gral begehrt,
Das ward ihm in die Hand gewährt,
Speise warm und Speise kalt,
Ob sie frisch sei oder alt,
Ob sie wild sei oder zahm,

und der Gral überflute noch jeden Wunsch, den nur ein Erdenkind haben kann.

Man hat diese Ausdrucksweise kindisch genannt und lächerlich zu machen versucht. Wohl mit Unrecht! Denn so spricht das Märchen. Und ein Märchen war's ja auch, was Wolfram zu erzählen unternommen hat. Ein uraltes Märchen von einem „Dümmling", der durch allerlei fabulose Abenteuer und Gefahren hindurch ein wunderbares goldenes Becken und eine blitzende Lanze gewinnt. Die Eigenschaften dieser beiden Wunschdinger waren ursprünglich noch rein magisch: das Becken schafft Speise und Trank, Reichtümer aller Art, vermag Kranke zu heilen und selbst Tote zum Leben wieder zu erwecken. Außerdem strahlt es wie die Sonne droben am Himmel. Die Lanze leuchtet wie eine Flamme und tötet und zerschlägt alles, was sie berührt. Von diesem gewiß uralten und ganz primitiven Kindermärchen hat uns Emile Souvestre eine noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geläufige bretonische Fassung aufgezeichnet; seine Verwandtschaft mit der Gralsage scheint unzweifelhaft. Und hier haben wir offenbar die Quelle für jene bei Wolfram vielleicht kindlich klingende Ausmalung der Eigenschaften des Grals zu verfolgen: der Grad der seelischen Vertiefung aber, mit dem Wolfram das Märchenhafte des Gegenstands schon durchdrungen hat, läßt sich am besten erkennen an jener oft zitierten und wahrhaft genialen Wendung, wonach unter allen Heldentaten Parzivals und über all diesen als seine letzte und größte Tat, auf die erst die Gewinnung des Grales erfolgt, das menschliche Mitleid steht, durch das er im Augenblick den kranken Gralkönig erlöst und die Zauber bannt, die auf der unglücklichen Burg lasten.

Das Märchenhafte als Grundlage der Gral-Parzivalidee führt aber, wie die neueste Forschung gezeigt hat, noch einen Schritt weiter zurück und läßt auch die Symbolik des Grales noch elementarer und primitiver erscheinen. Wie so viele Märchen, weist nämlich auch dieses auf einen Mythus zurück, der sich als ein Spiegelbild primitivster religiöser Anschauung unsrer Vorfahren darstellt. Jenes goldene Gefäß ist ein Bild des strahlenden himmlischen Gestirns — der Sonne, die als Allernährerin und Allerhalterin naturgemäß „speisespendende", zugleich wärmende und leuchtende, in jeder Art Segen gewährende Kräfte besitzt,

Digitized by Google

oder auch des Mondes, der nach primitiver Auffassung ein Behälter des Regens, des zweiten Hauptfaktors des Gedeihens und der Vegetation, somit ein ebenso begehrtes himmlisches Gut ist; die Lanze aber ist nichts andres als die Waffe des Gewittergottes, dessen höchste Aufgabe in aller Mythologie es ist, die beiden großen Gestirne Sonne und Mond (unter welchen Bildern immer sie erscheinen) zu gewinnen, zu erobern, den Segen, den sie bergen (Licht, bzw. Wärme und das befruchtende himmlische Naß) dem Menschen zu erschließen. Die Lanze ist somit wesenseins mit dem „Donnerkeil" Indras, des indischen, und dem Hammer Thors, des germanischen Gewittergottes, mit welchem dieser letztere (nach einem bekannten Eddalied) den großen leuchtenden Braukessel aus der Gewalt des „am Himmelsende" wohnenden Riesen erbeutet usw.

Die reichhaltig verzweigte dichterische Umprägung dieses ursprünglich zugrunde liegenden Gewittermythus in den Märchen zu verfolgen, würde hier zu weit führen.[1]) Ich beschränke mich darauf, zu erwähnen, daß gerade der Gralsage in dieser Entwicklung eine wichtige Rolle zukommt, insofern als sie uns neben dem Gewitterinstrument zwei Gefäßsymbole aufweist: neben dem Gral erscheint nämlich in der feierlichen Prozession auf der Gralsburg ein ebenso wichtiges und ebenso „heiliges" Ding, ein silberner Teller! Dies deutet auf einen besonders altertümlichen Stand, da wir darin die Symbole für Sonne und Mond nebst dem Donnerinstrument erkennen dürfen. Eine scheinbar groteske Parallele zu dieser Dreiheit der Symbole gibt uns ein andres, ganz unscheinbares und naives Kindermärchen, das vom „Tischlein deck dich". Auch dieses zeigt eine gleich altertümliche Stufe wie die mittelalterliche Gralsage, indem auch bei ihm die drei Symbole in völlig gleichwertiger Gestalt zu erkennen sind: das Speise und Trank gewährende Mondsymbol, das Tischchen; die theriomorphisch aufgefaßte, schimmerndes Gold in so naiver Weise schenkende Sonne, den Esel Bricklebrit — und endlich das Donnerinstrument, den Knüppel aus dem Sack, mit Hilfe dessen der „Held" dem diebischen Wirt die beiden geraubten Kostbarkeiten abgewinnt.

Das Märchen bedeutet gegenüber der mythischen Auffassung noch keinen Fortschritt nach der Verinnerlichung hin: auch bei ihm handelt es sich bloß um das Ereignis, um die Tat. Erst die Kunstdichtung mischt in die Ereignisse die treibenden Beweggründe ein, läßt das Mythische hinter dem Psychologischen zurücktreten.

Demgemäß ist der symbolische Gehalt des Grales auf den untersten Stufen der angedeuteten Entwicklung ein ganz primärer: er ist identisch mit dem Bilde für die Naturerscheinung selber. Was an dieser (nach primitivem Glauben) hängt, gilt auch für ihn.

---

[1]) Ich darf hier auf die jüngsten Arbeiten der Gralforschung verweisen: Leopold v. Schroeder, „Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral", Wien 1910 (2. Aufl. 1911), und meine eigne Arbeit: „Gralsage und Graldichtung des Mittelalters", Wien 1911 (2. Aufl. 1912); beide sind ursprünglich in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Wien erschienen.

Digitized by Google

Es ist interessant, zu sehen, wie neben der Idee von dem „heiligen Gral", wie sie die Kunstdichtung des französischen und deutschen Hochmittelalters stilisiert hat, durch Jahrhunderte hindurch rein volkstümliche und darum auch altertümlich unverschobene Vorstellungen von dem Gral laufen. Zwar werden da keine Romane von seiner Gewinnung mehr erzählt, aber die Idee selbst ist geläufig geblieben. Sie fußt auf der in der Natur des angedeuteten Zusammenhanges gelegenen Identifizierung des Gralreiches mit dem Totenreich: Die mythische Beziehung des Mondes zum Bereich der seligen Abgeschiedenen steht ja längst fest; kein Wunder, wenn auch der Gral (in seiner Eigenschaft als Mondsymbol) mit dem Totenreich in nahe Verbindung gerückt erscheint. Der Schwanenritter Lohengrin kommt nach mittelalterlicher Vorstellung aus dem Totenreich; himmlisches Gefild und Seelenland sind eben dasselbe. Es gehört zu den tiefen Gedanken des ursprünglich zugrunde liegenden Mythus, daß auch das Ziel von Parzivals waghalsiger Fahrt ursprünglich das Totenreich, das Land der abgeschiedenen Seelen, ist (ähnlich wie doch auch der Tristanmythus in der steuerlosen Fahrt des auf den Tod verwundeten Helden nach einer Insel des Westmeeres [Irland] und der Heilung durch die zauberkräftige Feenkönigin [Isolde] nichts andres versinnbildlicht als das Eingehen in das Reich des Friedens, der Erlösung von der Qual des Lebens).

Von dieser Himmel und Hölle in sich schließenden Unterweltsvorstellung betont naturgemäß die christliche Dichtung des Mittelalters mehr die Paradiesvorstellung allein. Beide, Paradies und Infernum, gehören aber enge zusammen, wie ja auch nach griechischer Vorstellung Elysium und Hades an gleicher Stelle, am westlichen Okeanos gelegen gedacht werden. Aber es fehlt nicht an Zeugen für das gegenteilige Bild: ein holländischer Chronist am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts spielt auf die Sage von Lohengrin an, der auch „aus dem Gral gekommen sei, wie man früher das Paradies auf Erden geheißen habe; aber das ist das heilige Paradies nicht, sondern es ist ein sündiger Ort (!)". Die auffallendste, aber doch wiederum aus dem Mythus begreifliche Vorstellung, die uns den Gral als Paradies und als Hölle zugleich vorführt, sehen wir zum Beispiel in Fischarts „Gargantua", in welchem der Gral geradezu den Venusberg bezeichnet und Venus als im Grale hausend gedacht wird.

Venus und der Gral! — Christus und der Gral! — zwei Welten, himmelweit voneinander entfernt und doch wiederum so nahe verwandt, wenn wir uns die Urbedeutung des Symbols vor Augen halten.

Digitized by Google

Freiherr v. Stein und Landhofmeister v. Auerswald

Von

Generallandschaftsrat v. Auerswald

Erst vor kurzem habe ich erfahren, daß Professor Max Lehmann in seiner Lebensgeschichte des Freiherrn v. Stein die angebliche Aeußerung desselben wiedergibt: „Auerswald, die Rückkehr der Franzosen fürchtend, legte sich ins Bett."

Als letzter überlebender Enkel des Landhofmeisters v. Auerswald habe ich die Pflicht, den Namen dieses um sein Vaterland hochverdienten Mannes von diesem schimpflichen Vorwurf zu reinigen und bitte deshalb den Leser, mir eine kurze Zeit seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Herr Professor Lehmann hat mir zwar versichert, er hätte anerkannt, daß mein Großvater wirklich krank gewesen sei; das kann mir aber nicht genügen, weil die Verdächtigung Steins ohne ein Wort des Widerspruchs wiedergegeben nnd damit in den Gedanken der flüchtigen Leser ein ganz falsches Bild des Landhofmeisters hingestellt wird, der von andern, z. B. Ernst Moritz Arndt, ganz anders beurteilt wird, wie er auch mir gegenüber, als ich 1855 die Ehre hatte, von ihm empfangen zu werden, in freudiger Erinnerung an die große Zeit sehr lebhaft aussprach. Die zum Verständnis des ganzen Vorgangs nötigen Kenntnisse werden wohl nicht jedem gegenwärtig sein, und daher erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß im Jahre 1813 die Provinz Preußen in drei Regierungsbezirke geteilt war, die von drei koordinierten Präsidenten verwaltet wurde. Stein wendete sich mit seinem Anliegen, daß ein Landtag einberufen werden sollte, um die waffenfähige Mannschaft der Provinz zu bewaffnen und aus ihr eine möglichst starke Landwehr zu bilden, zuerst in Gumbinnen an Schön, den dortigen Regierungspräsidenten, wurde von diesem aber abgewiesen, weil er mit ständischen Angelegenheiten nichts zu tun hätte. Darauf wendete er sich in Königsberg an meinen Großvater, der als Landhofmeister Commissarius regius für die ständischen Sachen war. Dieser kam seinem Verlangen sofort nach und erließ die Wahlausschreiben, ohne zuvor, wie es das Gesetz eigentlich verlangte, die Genehmigung des Königs einzuholen. Damit übernahm er eine gewaltige Verantwortung, so daß er von einer Seite als Zivil-Yorck bezeichnet worden ist. Er stieß aber auf den entschiedensten Widerstand seiner beiden Kollegen v. Wißmann-Marienwerder und v. Schön-Gumbinnen. Letzterer soll die Einberufung eines Landtags sogar für ein Verbrechen erklärt haben. Dieses war übrigens nicht, wie Lehmann sagt, der Schwager, sondern der Schwiegersohn Auerswalds. Das ist nicht so nebensächlich, als es manchem erscheinen mag. Differenzen zwischen Schwägern sind nicht so selten, aber daß sich der Schwiegersohn zu einem so heftigen Auftreten gegen den Schwiegervater bewogen fühlt, läßt wohl einen Schluß darauf zu, wie unpopulär die Maßregel im höheren Beamtenstande gewesen sein muß. Der Gedankengang Auerswalds ist wohl leicht zu erraten. Er

Digitized by Google

wird sich gesagt haben: Wenn ich auf den Landtag bestehe, kommt aus den Bezirken Marienwerder und Gumbinnen kein Vertreter, wenn ich den Landtag aber eine ständische Konvention nenne, beruhige ich die etwas pedantische Gewissenhaftigkeit meiner Kollegen. Mir bleibt es ja nachher überlassen, die Konvention wie einen Landtag zu behandeln. Dies hat er nachher auch getan, indem er bei seiner Erkrankung einen Substituten für das Präsidium ernannte, wozu er einem Landtag gegenüber das gesetzliche Recht hatte. Den Tadel, den Lehmann über dieses Verfahren ausspricht, möchte ich an dieser Stelle gleich besprechen. Die Hauptsache war für meinen Großvater, daß bei den Beschlüssen kein Formfehler vorkam. Hierfür bot ihm die Person des Geheimen Justizrats v. Brandt, eines sehr angesehenen Juristen, die beste Gewähr. Der Erfolg hat seine Wahl gerechtfertigt. Der Landtag faßte die Beschlüsse, die Yorck brauchte. Mehr als einstimmig konnte er sie nicht fassen. Diese Beschlüsse gaben durch keinerlei Formfehler auch nur die geringste Veranlassung zur Beanstandung, und Auerswald konnte sie demnächst als Commissarius regius bestätigen und dadurch ihre Ausführung sichern und beschleunigen. Er hatte also sehr geschickt operiert, indem er die Gewissensbedenken seiner Kollegen beschwichtigte, die Versammlung dann aber als einen legalen Landtag behandelte, indem er ihm einen geeigneten Vorsitzenden gab und seine Beschlüsse ebenso behandelte, als ob sie von einem wirklichen Landtag gefaßt wären. Dadurch sind kostbare Wochen gespart worden. Man stelle sich nur die damaligen Verkehrsverhältnisse vor. Wenn Auerswald von denselben Ansichten über seine Pflichten wie seine Kollegen erfüllt gewesen wäre und erst die Zustimmung des Königs hätte einholen wollen, so wäre aus dem ganzen Landtag vielleicht nichts geworden, der Beginn der Rüstungen aber sehr verzögert.

Auf diesen von mir eben objektiv geschilderten Sachverhalt gründet Stein nun seinen Vorwurf: „Auerswald, die Rückkehr der Franzosen fürchtend, legte sich ins Bett". Ich meine, wer einen solchen schimpflichen Vorwurf gegen einen Ehrenmann erhebt, muß ihn beweisen. Ein direkter Beweis durch Zeugen dürfte unmöglich sein, denn welcher Mensch wird ein so niedriges Motiv für seine Handlung in Zeugengegenwart zugestehen? Ich weiß wohl, daß historischen Persönlichkeiten auch ohne Zeugenbeweis Motive nachgewiesen sind. Dann lag aber eine große innere Wahrscheinlichkeit vor. Ist sie etwa in diesem Falle vorhanden? Derselbe Mensch, der den Mut findet, unter Ueberschreitung seiner Vollmachten einen Landtag zu berufen, verliert plötzlich den Mut und stellt sich krank, um dem Vorsitz in diesem Landtag auszuweichen; nach wenigen Tagen findet er wieder den Mut, den Beschlüssen dieses Landtages, ohne den König zu fragen, durch seine Unterschrift als Commissarius regius die Bestätigung zu geben. Fürwahr, ein merkwürdiges Exemplar des Genus homo sapiens!

Ein alter geschäftskundiger Beamter soll sich der Illusion hingegeben haben, nachdem er den Zorn Napoleons dadurch erregt, daß er auf Verlangen seines schlimmsten Feindes einen Landtag einberufen und ihm damit einen sehr wesentlichen und wirksamen Dienst erwiesen, werde es ihm gelingen, der Rache des

Digitized by Google

Korsen zu entgehen, wenn er sich nur des Vorsitzes in diesem Landtage enthalte? Ich glaube, die Frage stellen, heißt sie verneinen!

Ich will die Verdienste Steins nicht schmälern, aber in diesem Falle kommt das Verdienst Auerswald zu. Nach meinen Lebenserfahrungen bin ich zu der Ansicht gekommen, daß es bei weitem leichter ist, einen guten Gedanken zu fassen, als ihn unter eigner Verantwortung zur Tat zu machen. So war der Gedanke, einen Landtag einzuberufen, ein glücklicher, seine Ausführung aber nicht so leicht, und sie ist meinem Großvater unter eigner Verantwortung gelungen. Er hat also den Anspruch auf die Dankbarkeit des Vaterlandes und der Nachkommen. Ich will dieses Jahr nicht vorübergehen lassen, ohne dies öffentlich ausgesprochen zu haben.

Lehmann folgt dem Beispiel so mancher Biographen. Indem er die Zeitgenossen seines Helden, wenn auch vielleicht unbewußt, kleiner darstellt, so erscheint der Heros um so größer. So bedient er sich auch der Redewendung „Auerswald wagte nicht — Auerswald wagte noch weniger". Ich glaube, daß mein Großvater es bewiesen hat, daß er alles wagte, was er für seine Pflicht hielt. Oder war die Einberufung des Landtages und die Bestätigung seiner Beschlüsse etwa kein Wagnis?

Ebenso äußert Lehmann seine Geringschätzung der preußischen Beamten, weil erst Steins Ankunft hätte erfolgen müssen, um die Kontinentalsperre aufzuheben, in gar zu lebhafter Weise. Als Stein diese Heldentat vollbrachte, hatten von den drei Häfen der Provinz zwei noch französische Besatzung. Weiß Herr Lehmann nicht, daß die Provinz nicht eine einzige Meile Chaussee hatte und die Getreideausfuhr auf die kurze Zeit beschränkt war, wenn der Frost die Lehmwege so gehärtet hatte, daß sie Lasten tragen konnten?

Man kann sich also leicht denken, wie gering der Nutzen war, den die Provinz von Steins Ende Januar ergriffenen Maßregeln hatte. Hätte mein Großvater das getan, so hätten die Franzosen den König dafür verantwortlich gemacht und es wäre der vielleicht längst ersehnte Vorwand gewesen, den König gefangenzunehmen. Nein, dazu war mein Großvater denn doch zu klug.

Es macht doch einen eigentümlichen Eindruck, aus Lehmanns Werk selbst zu sehen, daß, als Stein für die Freiheit des Bauernstandes zu wirken begann, mein Großvater den Bauern auf seinen Gütern schon freiwillig die Freiheit gegeben hatte, was Stein überhaupt nicht getan hat.

Nun bitte ich aber den Leser, sich vorzustellen, was geworden wäre, wenn mein Großvater auch die ablehnende Stellung Schöns eingenommen hätte. Im besten Falle, scheint mir, hätte man die Erlaubnis des Königs zur Einberufung des Landtages nachgesucht, dann für die Beschlüsse wieder die Genehmigung des Königs. Dadurch wäre ein unberechenbarer Zeitverlust entstanden und Yorck und Bülow hätten erst sehr viel später ins Feld rücken können. Aber auch die andre Wirkung des berühmten Landtages von 1813, die auf die Seele des Königs und seine Entschlüsse, wäre mindestens sehr abgeschwächt. Ob er rechtzeitig zu dem Entschlusse, ein Bündnis mit Rußland zu schließen, gekommen

Digitized by Google

wäre, wer möchte das zu entscheiden wagen? Ich überlasse es der Phantasie eines jeden, sich auszumalen, wie die Welt heute aussähe und wo die Grenzen gehen würden. Und der Mann, der mit solcher Unerschrockenheit und Klugheit damals in der schwierigsten Lage seine Pflicht getan und seine Maßregeln zu einem guten Ende geführt, wird zum Dank verdächtigt, er habe sich aus Furcht vor den Franzosen ins Bett verkrochen!

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Vierundzwanzigster Band: Gerard Dou. Des Meisters Gemälde in 247 Abbildungen. Herausgegeben von W. Martin. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 9.—.

Unter den Klassikern des goldnen Zeitalters der holländischen Kunst hat Gerard Dou, Rembrandts Schüler aus seiner Leidener Zeit, im Urteil der Kunstverständigen und -liebhaber stets eine der ersten Stellen eingenommen. Mit seiner feinen Empfindung für das Malerische, seiner besonderen Begabung für die Helldunkelmalerei und seiner bewunderungswürdigen minutiösen Technik hat Dou, das anerkannte und nur von wenigen Späteren übertroffene Haupt der sog. Klein- und Feinmaler, die einfachen, schlichten Szenen und Bilder aus dem Alltagsleben, die ihm zumeist als Stoffe für seine Werke dienten, in die höchste künstlerische Sphäre zu erheben verstanden und zahlreiche Genrebilder von unvergänglichem Wert geschaffen; aus seiner Frühzeit besitzen wir außerdem eine Reihe hervorragender Porträte von ihm, die sich durch so feine Charakteristik auszeichnen, daß manchmal die besten Kenner solche Werke seinem Lehrer Rembrandt haben zuschreiben wollen. So dürfen wir uns aufrichtig freuen, auch Dou nun unter den Meistern zu sehen, die uns in stetig wachsender Zahl durch die trefflichen „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" zu vertrauten Hausfreunden werden; gerade bei Dou, von dem bisher der großen Mehrzahl der Kunstfreunde auch in Reproduktionen in der Regel nur verhältnismäßig wenig Werke zu Gesicht zu kommen pflegten, wird man die Erfahrung machen, daß nichts so gut auf das Studium der Originale eines Meisters vorbereitet wie der lehrreiche Ueberblick über sein gesamtes Schaffen, den diese Gesamtausgaben bieten. Der als ausgezeichneter Dou-Forscher bekannte Herausgeber W. Martin, dessen Einleitung dem Leser und Betrachter mustergültig klar alle wesentlichen Grundlagen zur Beurteilung und zum Verständnis Dous vermittelt, hat von der chronologischen Anordnung der Werke abgesehen, da diese vielfach schwer zu datieren sind, und dafür eine Anordnung nach Gegenständen gewählt, die den Vorteil bequemeren Vergleichens bietet. Das bewährte Rüstzeug der Erläuterungen und verschiedenen Verzeichnisse, wie wir es in den „Gesamtausgaben" zu finden gewohnt sind, fehlt auch in diesem Bande nicht und ist vom Herausgeber noch um ein Verzeichnis der wichtigsten jener Bilder, die noch immer unter Dous Namen gehen, aber ihm zweifellos abgesprochen werden müssen, vermehrt.

B—r.

Das Genossenschaftswesen in Deutschland. Von W. Wygodzinski. VI u. 287 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

An Schriften über das Genossenschaftswesen im allgemeinen und das deutsche insbesondere ist kein Mangel. Gleichwohl glauben wir das vorliegende Handbuch allen Interessenten auf das wärmste empfehlen zu können. Es zeichnet sich ebensowohl durch Beherrschung des Stoffes wie durch seine klare und bündige Darstellung aus. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über das Wesen der Genossenschaft überhaupt, schildert der Verfasser in einem ersten Buche die geschichtliche Entwicklung des Genossenschaftswesens (S. 5—34). In einem zweiten Buche setzt er uns die Struktur der Genossenschaften auseinander (S. 34 bis 120). In einem dritten Buche endlich wird die wirtschaftliche Betätigung der Genossenschaften abgehandelt (S. 120—281). Als Hauptaufgabe hat dem Verfasser vorgeschwebt, einen breiten Leserkreis rasch und sicher in das vielgestaltige Getriebe des modernen deutschen Genossenschaftswesens einzuführen. Er verweilt deshalb auch nicht sehr lange bei den älteren Genossenschaftsformen, so sehr diese auch geeignet sind, unser Interesse zu erregen, sondern hat mit Recht den ganzen Schwerpunkt seiner Darstellung auf das moderne Genossenschaftswesen konzentriert. Aus dem

Digitized by Google

gleichen Grunde sind bei der Schilderung der Struktur der Genossenschaften auch alle Auseinandersetzungen, die nur für den Juristen Bedeutung haben, vermieden. Die nicht geringe Schwierigkeit, die große Masse der tatsächlich bestehenden Genossenschaften in übersichtlicher Weise einzuteilen und so die Fülle des Lebens zu meistern, hat der Verfasser durch eine Dreiteilung der genossenschaftlichen Vereinigungen in Kreditgenossenschaften, Konsumentengenossenschaften und Produzentengenossenschaften zu überwinden gesucht. Der ihm zugemessene Raum hat ihm da offenbar mancherlei Beschränkungen auferlegt und eine eingehendere Hervorhebung der verschiedenen Genossenschaftsarten, insbesondere der in der Landwirtschaft entwickelten, wohl unmöglich gemacht. Aber dem durch Wygodzinskis Handbuch eingeführten Leser wird es ein leichtes sein, sich an der Hand der sonstigen reichhaltigen Literatur in bestimmte Teilgebiete des umfassenden Stoffes zu vertiefen. Speziell für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen ist diese Literatur ja überreich und haben selbst Ausländer ihr Scherflein dazu beigetragen. Wir nennen hier nur das aus Professor Serings Schule hervorgegangene, in italienischer Sprache abgefaßte vortreffliche Buch von Giovanni Lorenzoni, „La cooperazione agraria nella Germania moderna", zwei Bände (1901/02), das wir in dem beigefügten Literaturverzeichnis ungern vermissen.

Leipzig. Prof. Ferdinand Schmid.

Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Von Theodor Schiemann. Band II: Vom Tode Alexanders II. bis zur Juli-Revolution. Berlin, G. Reimer. M. 12.—.

Der zweite Band dieses nach Form und Inhalt gleich hervorragenden Werkes umfaßt nur fünf Jahre (von 1825 bis 1830), aber gerade diejenigen, in denen sich der Charakter des Zaren nach seiner Thronbesteigung gebildet und in den Panzer der Prinzipien gehüllt hat, die ihn zum „konsequentesten" aller Autokraten machten. Gleich die Darstellung des sog. Großmutsstreites der kaiserlichen Brüder Konstantin und Nikolaus sowie der Tragödie des Dekabristenaufstandes läßt auch den Laien erkennen, mit wie viel Legenden Prof. Schiemann in diesem Bande aufräumen mußte. Auch seine Schilderung der Kriege in Persien und gegen die Türkei ist höchst interessant und lichtvoll. E. M.

Hexenwahn und Hexenprozeß vornehmlich im 16. Jahrhundert. Von Nik. Paulus. Freiburg i. B., Herder. (VIII, 283 S., 8°.) M. 3.60.

Wenn über das schauerlichste Kapitel in der Kulturgeschichte der Menschheit, wie das Kapitel vom Hexenprozeß gewiß genannt werden muß, auch nur nach irgendeiner Seite ein milderes Licht ausgegossen werden kann, so ist dies dankbar zu begrüßen. Nun hat N. Paulus in einem neuen Buche freilich zeigen müssen, daß leider alle Konfessionen an diesem Wahn der Teufelsbündnisse beteiligt gewesen sind, aber er hat doch manche extreme Behauptungen durch neue Quellenbenutzung als unrichtig erweisen können, wie zum Beispiel die, daß der Jurist Carpzov gerade 20000 Todesurteile über Hexen ausgesprochen habe, und daß das Reden von Einmauerung lebender Hexen zu Rom auf Mißverständnis beruht. Das Buch ist also gewiß sehr der Beachtung wert. Ed. König.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Albert L. Faust. Leipzig, Teubner.

Das vorliegende Werk wird von seinem Verfasser als „Begleitband" zu dem obenerwähnten Buch über die Bedeutung des Deutschtums für die amerikanische Kultur bezeichnet, und es bildet in der Tat dessen historischen Unterbau. Kaum war Amerika entdeckt, so ergossen sich Deutsche in hellen Haufen dorthin, ein gewaltiges Heer ohne Offiziere, von demselben einzigen Verlangen getrieben, das ihre Vorfahren zu den Zeiten des Marius und Sulla nach Süden getrieben hatte: dem Hunger nach Land. Wie diese Einwanderung sich fortsetzte, wie die Deutschen an den Missouri, dann bis an den Großen Ozean vordrangen, wie sie in Frieden und Krieg hervorragende Männer dem neuen Vaterlande stellten, wird von Faust in ganz vortrefflicher Weise entwickelt. E.

Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland. Von Paul de Lagarde. Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Fr. Daab. Mit 16 Abbildungen. Jena, E. Diederichs. Gebunden M. 2.—.

Der vorliegende Band, der sich als Erstveröffentlichung der neuen „Sammlung Diederichs" mit seiner schönen, soliden Ausstattung, dem kräftigen Druckbild, den vorzüglich reproduzierten deutschen Bildnissen aufs glücklichste einführt, kommt einem lange empfundenen Bedürfnis entgegen, indem er es ermöglicht, Lagardes „Deutsche Schriften" und zwar in einer alles Wertvolle zusammenfassenden Auswahl kennen zu lernen. Den meisten wird Lagarde, der allzulange ein großer Name war, etwas völlig Neues, Großes, Mächtiges bedeuten, in dem sich die tiefsten und besten Kräfte germanischer Art zu einer prophetisch-erhabenen Gestalt verbinden. Er ist selbst nicht Erfüllung, sondern Wegweiser, sein Lebenswerk hat vor allem programmatische Bedeutung: daß er Ziele aufstellte, ein „gemeinsames Ideal" forderte,

Digitized by Google

zu einer Nationwerdung aufrief, das ist die große Aufgabe, in deren rücksichtsloser Erfüllung er letztes, höchstes Ziel seines Lebens sah. — Seine Schriften gehören schon ihrer stilistischen Seite nach zum Reifsten, was die neuere deutsche Prosa aufzuweisen hat; seine wissenschaftlich-philologische Bedeutung ist ein Kapitel für sich, doch seine ethisch-nationale Verkündigung, die zu seiner Zeit übertönt wurde, hat, wie alles Große, einen Wert, der sich nicht in einer einmaligen historischen Situation erschöpft, sondern zum bleibenden nationalen und menschheitlichen Besitztum gerechnet werden wird.

Oskar Beyer.

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andre Erzählungen. Von Carl Friedrich Wiegand. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Was erwarten wir vom Epiker? Vor allem Mannigfaltigkeit des Erlebnisses. — Diese Worte, die einer Novelle des vorliegenden Bandes entnommen sind, könnten der ganzen Sammlung als Motto dienen. Denn Mannigfaltigkeit des Erlebnisses versteht C. F. Wiegand in seine Erzählungen, auch in die von geringem Umfang, zu bannen. Er gehört zu den bei uns recht seltenen Erzählertalenten, die eine äußerlich spannende, aber auch innerlich wohlmotivierte Handlung von echt epischem Charakter zu erfinden und in lebendigem, dramatischem Fluß vorzutragen wissen. Und wie jede dieser Novellen in sich „mannigfache Erlebnisse“ enthält, so heben sie sich wieder voneinander durch die Verschiedenheit in Stoff und Milieu ab. Daß die erste, die der Sammlung den Namen gab, ein dramatisch bewegtes Bild aus dem Kriegsjahr 1813 ist, wird das stoffliche Interesse an dem Band erhöhen; doch bedarf es dieses äußeren Zusammentreffens nicht, um den Leser für diesen neuen Erzähler zu gewinnen, der bisher schon als Lyriker und als Dramatiker (besonderen Erfolg hat sein Volksschauspiel „Marignano“ sich errungen) geschätzt war.

Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, verdeutscht und erklärt von Wilhelm Schubart. Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textbildern. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 127 S. Gebunden M. 4.50.

Eine außerordentlich reizvolle Sammlung liegt hier vor, die das Leben der alten Aegypter höchst anschaulich und vielseitig neu erstehen läßt. Vorangestellt ist eine gründliche und klar geschriebene Abhandlung, die eine allgemeine Uebersicht über Land und Leute, Geschichte und Kultur gibt. Daran schließen sich hundert gut ausgewählte und vortrefflich verdeutschte Briefe und Aktenstücke von der Ptolemäerzeit bis zum byzantinischen Zeitalter. Alle Lebenslagen und Kulturzusammenhänge werden uns vorgeführt und durch eingehende Einzelanmerkungen verdeutlicht. Der Verfasser schöpft überall aus dem Vollen, benutzt verständnisvoll die Arbeit der Forscher, die ihm vorausgingen, und fügt eine Fülle eigner Forschungsergebnisse hinzu. Br.

Die Morisken. Eine Tragödie in 5 Akten. Von Erwin Piechottka. Leipzig, Xenienverlag.

Das Drama spielt in der Zeit Philipps II. von Spanien und behandelt den Aufstand der Moriskos gegen die Spanier, welche jene zum Christentum bekehren wollen. Das treibende Element ist aber eine Verschwörung gegen den Moriskenkönig, der dieser zum Opfer fällt. Der Verfasser ist nicht ungewandt; aber es fehlt seinem Drama am straffen Aufbau und an der festen Verbindung der Handlung zu einer geschlossenen Einheit. Ebenso vermißt man darin eine gewisse Idealisierung des Stoffs, wodurch das Einzelschicksal in Beziehung zum Weltganzen gesetzt wird. E. M.

Die Jesuiten. Von Dr. Heinr. Boehmer, ord. Professor der Kirchengeschichte in Marburg. Leipzig, Teubner. 174 S. Gebunden M. 1 25.

Das auch jetzt wieder im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehende Thema „Die Gesellschaft Jesu“ ist wohl noch nie mit so unparteiischem Urteil behandelt worden wie von dem protestantischen Kirchenhistoriker Boehmer. Das Werden und der Charakter von Loyola selbst, die ganze Geschichte seines Ordens, insbesondere auch dessen Organisation, Grundsätze und Kampfmittel, seine Aufhebung durch den Papst, Wiederherstellung und neueste Entwicklung bis zur Aufhebung von § 2 des Jesuitengesetzes (1904) und den Verhandlungen über § 1 sind eingehend und geistreich dargestellt. Einer Empfehlung bedarf das Buch, von dem schon die dritte Auflage (11. bis 15. Tausend) vorliegt, nicht mehr. Ed. König.

Van Dyck. Von J. W. Turner, deutsch von Alice Fliegel. Band 11 der Künstlermonographien „Meisterbilder in Farben“. Berlin, Schlesische Verlagsanstalt (vorm. Schottlaender). M. 2.—.

Wie seine Vorgänger, so ist auch dieses Bändchen, das uns in knapper, fesselnder Form eine Lebensbeschreibung des großen holländischen Malers und eine gemeinverständliche Würdigung seines künstlerischen Schaffens gibt, dazu angetan, ein Hausbuch zu sein und in weite Volkskreise Verständnis für die Meister der Farbe zu tragen. Zum zweckentsprechenden Text gesellen sich als besonders wertvolle Beigabe acht in den Farben

Digitized by Google

der Originale gehaltene künstlerische Reproduktionen vom Dyckschen Gemälde, die im Verein mit der übrigen gediegenen Ausstattung dem Verlag alle Ehre machen.

Die deutsche Auslandshochschule. Von Prof. Dr. Heinrich Pohl, Greifswald. Eine Anregung zur Reform der diplomatischen und konsularischen Vorbildung. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 62 Seiten. Preis M. 1.50.

Die Vorbildung unsrer Diplomaten und Konsuln erscheint auch nach dem Erlaß der 1908 in Kraft getretenen neuen Bestimmungen über den Eintritt in den diplomatischen Dienst noch in verschiedenen Beziehungen verbesserungsbedürftig. Vor allem fehlt es noch an einer einheitlichen Zentralstelle für die Ausbildung. Wir bedürfen einer in der Reichshauptstadt zu errichtenden Akademie für den Auslanddienst, welche den Anwärtern für den diplomatischen und konsularischen Dienst die Möglichkeit bietet, die ihrem Berufe entsprechende wissenschaftliche Vorbildung zu erwerben und vorhandene Lücken auszufüllen. Die Errichtung einer solchen Hochschule ist wiederholt in der Presse der verschiedensten Parteien und im Reichstage gefordert worden, aber leider bislang ohne Erfolg. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der sich seit mehreren Jahren mit dem Thema angelegentlich beschäftigt hat und daher als besonders sachkundig gelten muß, gibt uns eine Uebersicht über den Stand der bedeutsamen Frage und verbindet damit eine Reihe sehr beachtenswerter und förderlicher eigner Vorschläge, über deren Einzelheiten man streiten kann, die aber zweifellos einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur hoffentlich baldigen Lösung dieser Frage darstellen.

Prof. Dr. Friedrich Giese, Posen.

Berühmte Kunststätten. Band 58—60. Leipzig, E. A. Seemann. Band 58 und 59 gebunden je M. 4.—, Band 60 gebunden M. 3.—.

Während die bisher in der Sammlung geschilderten „Kunststätten" ausnahmslos solche waren, die ein eignes, meist uraltes Kunst- und Kulturleben und noch heute an Ort und Stelle Denkmäler davon aufzuweisen haben, ist in dem neuen Bande 58 zum ersten Male der Begriff der Kunststätte anders gefaßt. Neuyork und Boston, denen dieser (von Morton H. Bernath bearbeitete) Band gewidmet ist, kommen als Kunststätten in dem erwähnten Sinne fast nicht mehr in Betracht, wohl aber besitzen beide dank dem amerikanischen Reichtum und Kulturehrgeiz kostbare Sammlungen von auswärts eingeführter Kunstwerke aus allen Zeitaltern und Kulturländern. Eine kunstverständige Schilderung dieser Sammlungen, wie sie hier geboten wird, ist gewiß dankenswert und wird besonders den Amerikareisenden willkommen sein; es würde uns aber richtiger scheinen, wenn zunächst, solange noch so manche Kunststätten im eigentlichen Sinne auf einen Platz in der Sammlung warten, nur solche berücksichtigt würden. Daß sich unter ihnen an der großen Heerstraße der Kultur wie abseits davon noch eine reiche Ernte halten läßt, zeigen Band 59, in dem Otto v. Schleinitz uns höchst anziehend die Weltstadt London mit ihren zahllosen imposanten Kunstschöpfungen und -denkmälern schildert, und Band 60, in dem Wolfgang F. Schmid ein liebevoll durchgearbeitetes Bild der alten, durch ihre Grenzstellung zwischen der bayrischen und der österreichischen Kunstprovinz kunsthistorisch sehr interessanten und bedeutsamen Bischofsstadt Passau gibt. Besonders zu rühmen sind wieder bei allen drei Bänden die vorzüglich ausgewählten und wiedergegebenen Abbildungen. B-r.

Fürst Bismarcks Frau. Ein Lebensbild von Sophie Charlotte v. Sell. Berlin 1914, Troitzsch & Sohn.

„Im Schatten der Titanen" zu leben und doch sich Pflichtenkreis und Lebenszweck zu bewahren, ist keine leichte Kunst. Bekannt ist, daß Johanna v. Bismarck, die Gattin des großen Kanzlers, sie in höchstem Maße besaß, indem sie es verstand, als treue Gefährtin und Hausfrau im wirklich guten Sinne des Wortes ihm durch Fernhalten der kleinen Sorgen des Lebens im großen Werke zu helfen. Charlotte v. Sells Lebensbeschreibung weiß in einfacher und doch spannender Weise das Leben dieser wahrhaft guten Frau und damit im Spiegelbild auch dasjenige Bismarcks zu schildern und die wahrhaft dramatische Steigerung, welche im Aufstieg des Paares liegt, zum starken Ausdruck zu bringen. Daß sie sich fast überall auf Dokumente, Briefe und Erzählungen von Augenzeugen stützt, ist ein ebenso großer Vorzug, als daß sie unschöne Schmeichelei und Uebertreibungen zu vermeiden weiß. So hätte es des künstlerischen Bilderschmuckes nicht einmal bedurft, um das Buch als fesselnden Lesestoff empfehlen zu können.

A. L.

Grundriß der Biologie oder der Lehre von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen. Von Hermann Muckermann S. J. Erster Teil: Allgemeine Biologie. Mit 17 Tafeln und 48 Abbildungen im Text. Gr. 8° (XIV u. 174). Freiburg Herdersche Verlagshandlung. M. 4.—.

„Darin besteht ja der Wert jeder Wissenschaft," sagt der Verfasser im Vorwort, „daß sie nicht bei den Tatsachen stehenbleibt, son-

Digitized by Google

dern das Gemeinsame hervorhebt und Fragen stellt, deren Beantwortung für die allgemeine Anschauung der Dinge von Bedeutung ist." Das ist ein schönes Wort und könnte gerade denen entgegengehalten werden, die der Entwicklungstheorie das Recht absprechen, das Gemeinsame der für sie sprechenden Tatsachen zu einem Gesamtbilde zu vereinen. Der Verfasser ist freilich ein Gegner der Entwicklungstheorie, das aber ist sein gutes Recht. Wo er das Theoretische behandelt, tut er es kurz und sachlich. Das Hauptgewicht in dem Buche ist auf die Feststellung der Tatsachen des Lebensproblems und seiner Teilfragen gelegt, und diese werden mit der Gründlichkeit eines echten Forschers dargetan. Die Chemie, der Bau, die Lebensfunktionen der Zelle als der kleinsten Lebenseinheit werden klar und sehr eingehend geschildert. Man kann das Buch jedem, der in das interessante Gebiet eindringen will, empfehlen und darf auf die weiteren Bände des „Grundrisses der Biologie" gespannt sein. K. Guenther.

Bis an die Grenze. Roman von Grazia Deledda. Uebersetzt von E. Müller-Röder. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 381 S.

Am stärksten zeigt sich die Begabung der Verfasserin dort, wo sie uns in ihre Heimat, unter die Hirten und Bauern Sardiniens führt. Je einfacher die Menschen und Lebensverhältnisse sind, die sie darstellt, um so bewundernswerter erscheint sie. Matter wirkt ihre Kunst, wo sie Bilder des großstädtischen Lebens und seelische Erscheinungen verwickelter und verfeinerter Art zeichnen will. So enthält auch dieser Roman in seiner ersten Hälfte, die in Sardinien spielt und hauptsächlich von der unglücklichen Liebe eines halbbäurischen jungen Mädchens zu einem Priester erzählt, glänzende Bilder aus dem Volksleben. Dagegen erlahmt unsre Teilnahme ein wenig in der zweiten Hälfte, in der die Heldin als Ehefrau eines Arztes in Rom geschildert und insbesondere ihre nicht ganz klare Auseinandersetzung mit der Vergangenheit dargestellt wird. Erst ganz am Schluß, bei einem Besuche des jungen Paares in Sardinien, steigert sich die Wirkung wieder zu großer Wucht. Br.

Virago. Roman von Liesbet Dill. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein reich bewegtes, in vielen Beziehungen eigenartiges und fesselndes Buch bietet uns die Verfasserin mit dieser neuen Gabe. Mit sicherer Meisterschaft ist der herbe, großzügige Charakter der jungen Friederike Konz, der „Virago", angelegt, ihre Entwicklung vom Backfisch zur reifen Frau — die darauf verzichten muß, Frauenglück zu finden — mit erstaunlicher Folgerichtigkeit durchgeführt. Mit edlem Willen nach dem Besten strebend, sucht sie die zarte weibliche Hingabe, die ihr versagt ist, durch selbstlose Arbeit im Dienst sozialer Ideen zu ersetzen; aber ihre reservierte, schroffe Art kann ihr die Herzen nicht gewinnen, und statt der Achtung und Liebe, deren sie wohl würdig wäre, erntet sie den Haß der Menge. Mit erschütternder Konsequenz reift ihr Schicksal dem tragischen Ausgang völliger Vereinsamung und der Selbstvernichtung zu. Diese einsame Gestalt aber ist mit Meisterhand in den weiten Rahmen des modernen Lebens gestellt. Ihre Umwelt, ein Bergmannsdorf im äußersten Westen Deutschlands, mit seiner fleißigen, aber hart empfindenden Bevölkerung, ist geschildert mit jener Kunst der Kleinmalerei, in der Liesbet Dill Meisterin ist. Das Ganze erscheint wie ein Gegenstück zu der Verfasserin früher erschienenem Buch: „Eine von zu vielen", das ein Durchschnittsschicksal so ergreifend und typisch wertvoll schilderte wie „Virago" einen Ausnahmefall, dem doch gleichfalls typische Bedeutung zukommt. —w—

Errichtung einer Universität in Hamburg. Antrag des Senats an die Bürgerschaft vom 20. Dezember 1912, betreffend Ausbau des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität. Hamburg 1912, L. Friedrichsen & Co. IV u. 184 S. 4°.

Hamburg wird seine Universität bekommen wie Frankfurt a. M. und verdient sie mindestens in demselben Maße, vielleicht noch mehr; gerade auf pädagogischem Gebiete, um nur — vor allem neben dem Kolonialinstitut — mein eignes Spezialarbeitsfeld zu erwähnen, ist ja bereits so vieles Wichtige, Bahnbrechende von Hamburg ausgegangen, neuerdings erst wieder der Plan des Instituts für Jugendkunde. Den vorliegenden Antrag des Senats an die Bürgerschaft braucht also diese kurze Anzeige gewiß nicht mehr sachlich zu unterstützen, aber doch lohnt es sich, auf die gründliche, wohldurchdachte, von allen Seiten das Problem energisch anpackende Schrift auch nicht unmittelbar beteiligte Leser nachdrücklich hinzuweisen, weil sie vieles enthält, was, teils geschichtlich, teils theoretisch, methodologisch und praktisch, auch allgemeines Interesse besitzt. Ein vortreffliches Register erleichtert dauernde Benutzung zu gelegentlichem Nachschlagen.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Augst, Richard, Bismarck und Leopold v. Gerlach. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 3.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 49: H. Boehmer, Die Jesuiten. Bd. 80: E. Hubrich, Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. 2. Aufl. Bd. 101: R. Schwemer, Die Reaktion und die neue Aera. 2. Aufl. Bd. 102: R. Schwemer, Vom Bund zum Reich. 2. Aufl. Bd. 128: J. Kohler, Moderne Rechtsprobleme. 2. Aufl. Bd. 174: W. Langenbeck, Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Bd. 179: P. Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Bd. 192: R. Mielke, Das deutsche Dorf. 2. Aufl. Bd. 243: R. Charmatz, Oesterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. 2. Aufl. Bd. 402: R. Hoeniger, Das Deutschtum im Ausland. Leipzig, B. G. Teubner. à Band geb. M. 1.25.

Bernt, Ferdinand, Die Liebe suchen. Kleine Geschichten. Leipzig, Abel & Müller. M. 2.—.

Beth, Prof. D. Dr. Karl, Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 5.50.

Bienenstock, Dr. M., Henrik Ibsens Kunstanschauungen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 4.—.

Brachvogel, Udo, Gedichte. Leipzig u. New York, B. Westermann & Co. Lemcke & Buechner. Geb. M. 6.—.

Čech, Svatopluk, Die Adamiten. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josef Weinberger. Dresden und Leipzig, Die Sonne, Belletristische Verlagsanstalt. M. 2.—.

Darmstaedter, Paul, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. 1. Bd.: 1415—1870 Leipzig-Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. M. 7.50.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von Nagl und Zeidler. 17. Lfg. Wien und Leipzig, Carl Fromme. M. 1.—.

Domanig, Karl, Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch. 2. Aufl. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 5.—.

Erhardt, L. Frhr. v., Das Morden durch Beerdigen Lebendiger. Dresden und Leipzig, „Globus". M. 1.50.

Fliegenschmidt, Dr. phil. Maximilian, Deutschlands Orientpolitik im ersten Reichsjahrzehnt 1870—1880. Teil I. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 10.—.

Frischeisen-Köhler, Dr. Max, Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Uebersicht der Philosophie der Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 8.—.

Gerdtell, Dr. Ludwig v., Die unchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. 8. Aufl. Eilenburg, Bruno Beckers Buchhandlung. M. 1.50.

Grumbkow, Waldemar v., Der Einsiedler, Dramatische Dichtung. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Grumbkow, Waldemar v., Der Menschengläubige. Ein Trauerspiel. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Grumbkow, Waldemar v., Heidelieder. Gedichte. Leipzig, Xenienverlag. M. 2.—.

Günzel, Franz V., Cortez und die Azteken. Kulturgeschichtlicher Roman. 2 Bde. Dresden und Leipzig, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. M. 6.—.

Handbuch der Kunstwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. 2. Lieferung. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. Koch. M. 2.—.

Harnack, O., Wilhelm von Humboldt. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Hue de Grais, Graf, Staatsbürgerkunde. Führer durch das Rechts- und Wirtschaftsleben in Preußen und dem Deutschen Reiche. Berlin, Julius Springer. Geb. M. 1.80.

Jahn, Otto, in seinen Briefen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. M. 3.60.

Jerusalem, Wilhelm, Einleitung in die Philosophie. 5. und 6. Aufl. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Geb. M. 7.—.

Kern, Prof. Dr. Reinold, Preußische Geschichte. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 4.—.

Kohlbrugge, J. H. F., Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher. Würzburg, Curt Kabitzsch. M. 3.—.

Koppermann, Alois, Die Ueberzähligen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Krupp 1812—1912. Zum 100 jährigen Bestehen der Firma Krupp und der Gußstahlfabrik zu Essen. Jena, Gustav Fischer. M. 5.—.

Kuczynski, R., Arbeitslohn und Arbeitszeit in Europa und Amerika 1870—1909. Berlin, Julius Springer. M. 24.—.

Kulenkampff, Dr. Lina, Der erste vereinigte preußische Landtag 1847 und die öffentliche Meinung Südwestdeutschlands. Berlin und Leipzig, Dr. Walter Rothschild. M. 3.50.

Kultur, Die, der Gegenwart. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil IV, Bd. 12: Technik des Kriegswesens. Bearbeitet von M. Schwarte u. a. Leipzig, B. G. Teubner. M. 24.—.

Lamberg, Dr. J., Leitfaden der ersten Hilfe. Ein Samariterbuch. Berlin-Wien, Urban & Schwarzenberg. M. 6.—.

Lauffer, Prof. Dr. Otto, Hamburg. (Stätten der Kultur, Bd. 29). Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 3.—.

Lansberg, Prof. Dr. Carl, Das Nordland. Mit mehr als 200 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. Geb. M. 12.—.

Leumann, Gerhard, Satan der jüngere. Das Spitzbubenleben eines Teufels. Berlin, Hausbücher-Verlag.

Lhotzky, Heinrich, Im Reiche der Sennerinnen. Roman. Ludwigshafen und Leipzig, Haus Lhotzky, Verlag. M. 2.50.

Lochmüller, Willy, Unsere Zukunft liegt auf dem Balkan. Leipzig, Bruno Volger. 80 Pf.

Loevenich, Joseph, An Ernst Moritz Arndt. Eine Huldigung deutscher Dichter und Denker zur Jahrhundertfeier 1813—1913. Leipzig-Raschwitz. Bruno Volger. 80 Pf.

Lyser, Johann Peter, Musikalische Novellen.

Digitized by Google

Wilmersdorf-Berlin, Hausbücher-Verlag Hans Schnippel. Geb. M. 3.—.

Mecklenburg, Dr. Werner, Grundbegriffe der Chemie. II. Teil. Leipzig, Theodor Thomas Verlag. M. 1.—.

Mendelson, Dr. M., Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.80.

Mitscherlich, Waldemar, Die Ausbreitung der Polen in Preußen. Leipzig, C. L. Hirschfeld. M. 8.—.

Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Bonn. Heft 7: Von neuer Erzählungskunst. Von Berthold Litzmann. Heft 8: Charles de Coster. II. Von Leo Ehlen. Bonn, Friedrich Cohen. Pro Heft 75 Pf.

Piechottka, Erwin, Die Morisken. Eine Tragödie in 5 Akten. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Poll, Prof. Dr. H., Die Entwicklung des Menschen. Leipzig, Theod. Thomas. M. 1.—.

Rosegger, Peter. Gesammelte Werke. Band 1: Die Schriften des Waldschulmeisters. Band 2: Das Buch der Novellen. Leipzig, L. Staackmann. Geb. à M. 2.50.

Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Herausgegeben von Max Sering. Leipzig und Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. M. 7.20.

Sammlung Göschen. Bd. 632: Dr. Hermann Lufft, Geschichte Südamerikas. I. Bd. 645: Prof. Dr. Robert von Mayr. Römische Rechtsgeschichte. II. Buch. Berlin und Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. à Bd. 80 Pf.

Sammlung Göschen. Bd. 637: Prof. Dr. K. Dove, Die Deutschen Kolonien. IV. Südwestafrika. 646/47: Prof. Dr Robert v. Mayr, Römische Rechtsgeschichte. II. Buch. 2. Hälfte. I/II. Bd. 662/63: Dr. Otto Most. Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung. II/III. Bd. 672: Dr. Hermann Lufft, Geschichte Südamerikas. II. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Pro Band 90 Pf.

Sammlung Kösel. Die Kultur der Babylonier und Assyrier. Von Dr. P. S. Landersdorfer. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geb. M. 1.—.

Schiemann, Theodor, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. III. Berlin, Georg Reimer. M. 12.—.

Schmidt, Dr. Heinrich, Goethe-Lexikon. Leipzig, Alfred Kröner. M. 5.—.

Schmidt, Max C. P., Mansfelder Skizzen. Dichtung und Wahrheit aus der alten Grafschaft. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Geb. M. 6.—.

Schmoller, Gustav, Charakterbilder. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 7.—.

Schulze, Dr. Friedrich, Urkunden der Deutschen Erhebung. Originalwiedergabe in Faksimiledrucken. Leipzig, Georg Merseburger. Jubiläumspreis in Mappe M. 3.80.

Sganzini, Carlo, Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt. Bern, A. Francke. M. 4.—.

Simmel, Georg, Goethe. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.—.

Sosnosky, Theodor v., Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte. 2. Bd. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. M. 6.—.

Spies, Georg, Zwei Denkschriften zum Petroleum-Monopol. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.50.

Thudichum, Friedrich, Darwin und die Materialisten. Halle a. S., Richard Mühlmann. M. 1.—.

Trojan, Johannes, Erinnerungen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. M. 3.—.

Tugan-Baranowsky, Michael, Soziale Theorie der Verteilung. Berlin, Julius Springer. M. 2.80.

Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. 1912 vollständig, M. 6.—, 1913, Heft 1. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Wasow, Iwan, Borislaw. Histor. Schauspiel in 5 Aufzügen. Autor. Uebers. a. d. Bulgarischen von J. Zobel. Dresden und Leipzig, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. M. 2.50.

Wertheimer, Eduard von. Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 9.—, geb. M. 10.50.

White, Andrew Dickson, Sieben große Staatsmänner im Kampfe der Menschheit gegen Unvernunft. München, Ernst Reinhardt. M. 6.—.

Wissenschaft und Bildung. Bd. 79: Einführung in die Rechtswissenschaft. Von G. Radbruch. 2. Aufl. Bd. 80: Die deutsche Reichsverfassung. Von Dr. Ph. Zorn. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. Pro Band geb. M. 1.25.

Wittmann, Franz, Das Problem der Weltentwicklung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Xenien-Almanach für das Jahr 1913. Leipzig, Xenien-Verlag.

Zimmer, Dr. Hans, Herzog Ernst der Fromme. Ein deutsches Volksbuch. Langensalza, E. G. L. Greßler.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Chauvinismus

Von dem früheren Minister des Aeußern de Beaufort im Haag

Der Chauvinismus wird durch Professor Otfried Nippold in seinem kürzlich in Stuttgart erschienenen Buche „Der deutsche Chauvinismus" umschrieben als „ein exaltierter Patriotismus oder Nationalismus". Laut diesem Schriftsteller steht er zur Vaterlandsliebe in demselben Verhältnis wie religiöser Fanatismus zu echter Religiosität und hat, ebenso wie dieser, die Eigenschaft, ansteckend zu sein. Ein religiöser Fanatiker bringt oft seine bis dahin ruhige Umgebung in einen Zustand der Aufregung, die die staunenswertesten Erscheinungen ins Leben ruft, und ebenso können einige wenige Chauvinisten Unruhe und Aufregung in so hohem Grade in einem Volk verbreiten, daß die öffentliche Meinung auf einmal dadurch beherrscht wird und kaum mehr wagt, sich beruhigend zu äußern, aus Furcht vor dem Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe und des Zusammengehens mit den Feinden.

Chauvinisten findet man in allen Ländern, und zwar nicht nur in den großen, sondern auch in den kleinen. In diesen letzteren zeigt sich zwar der Chauvinismus in andrer Form als in den großen, aber seine Folgen sind die gleichen. Ueberall sät er Mißtrauen und Argwohn gegen Nachbarvölker; er nährt den Haß der Bürger des einen Landes gegen die andrer Länder; er weckt den furchtverbreitenden Glauben an böse und verräterische Pläne der Nachbarn. In den großen Ländern heißt dann die Parole: „Laßt uns den gefährlichen Nachbar zerschmettern, ehe er uns zerschmettert"; in den kleinen: „Laßt uns unsre Wehrkraft auf den höchsten Stand bringen, den wir erreichen können, um uns so gut als möglich gegen den drohenden Angriff zu wehren." Die unvermeidliche Folge der Verbreitung des Chauvinismus ist also in allen Ländern ein starker Antrieb zur Vermehrung der Angriffs- und Abwehrmittel zu Lande und zur See.

Man kann leider nicht leugnen, daß der Chauvinismus im letzten Vierteljahrhundert ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich gebracht hat.

Obwohl der Friede zwischen den westeuropäischen Ländern und zwischen den Großmächten Europas durch einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren bewahrt blieb, sind die Ausgaben für Heer und Flotte auf eine Höhe gestiegen, die unsre Großväter für unmöglich gehalten hätten; und es besteht noch keine

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Aussicht, daß diese Steigerung ihren Höhepunkt erreicht hat oder daß sie zum Sinken kommt. Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Staaten weist keine einzige Erscheinung auf, die in so hohem Maße die Besorgnis ruhiger und bedächtiger Männer wachruft. Sie können sich nicht der Tatsache verschließen, daß durch diese riesenhafte Vermehrung der Staatsausgaben für Sachen und Einrichtungen, die das allgemeine Volkswohl nicht vermehren, sondern im Gegenteil hindern und ihm im Wege stehen, der Kredit des Staates sehr ernstlich gefährdet wird, und daß, wenn eine Zeit ungünstiger Konjunkturen hereinbrechen sollte, der finanzielle Zustand in verschiedenen Ländern in hohem Maße beunruhigend werden würde. Für diejenigen, die das Ruder des Staates zu führen haben, ist es außerdem eine schmerzliche Enttäuschung, daß so viele wirklich dringende Bedürfnisse, für die der Staatssäckel offen sein sollte, unbefriedigt bleiben müssen, weil der Kriegsmoloch mit seiner unersättlichen Begierde vor allem befriedigt werden muß.

Wer das Uebel gründlich bekämpfen will, muß es an der Wurzel angreifen. Die Wurzel der Wucherpflanze der übermäßigen Ausgaben für Kriegsrüstungen zu Lande und zur See ist das Mißtrauen der Völker und ihre Furcht vor den bösen Absichten ihrer Nachbarn. Dieses Mißtrauen entspringt zum großen Teil, wie schon oben bemerkt, den zügellosen Aeußerungen der Chauvinisten.

Wer daher diese Aeußerungen zum Schweigen bringt oder den Glauben daran zu erschüttern oder zu zerstören versteht, wird sich das größte Verdienst in dem Streit gegen das unsinnige Anwachsen der Kriegsausgaben erwerben.

Wir denken hier natürlich zuerst an das, was die Regierungen tun können. Sie können in dieser Richtung in verschiedener Weise tätig sein, z. B. durch Einführung von Strafbestimmungen, so wie die jetzt in Oesterreich vorgeschlagene, die wie folgt lautet: „Von der Gefährdung des Friedens. Wer durch eine Druckschrift eine unwahre oder entstellte Nachricht verbreitet, durch welche die Beziehungen der Monarchie zu einem fremden Staate gefährdet werden, wird mit Gefängnis oder Haft von einer Woche bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe von 50 bis 4000 Kronen bestraft."

Sicherlich darf man keine zu hochgespannten Erwartungen an die Folgen derartiger Strafbestimmungen knüpfen. Gewiß sollen sie nicht zur Verfolgung aller chauvinistischen Aeußerungen führen, sondern nur gegen solche, von denen zweifellos bewiesen werden kann, daß sie völlig unwahr sind oder doch die Tatsachen stark entstellen. Mag dann auch die repressive Kraft nicht groß sein, die Präventivwirkung wird nicht ganz ausbleiben. Das Bestehen dieser Strafbestimmung wird zur Behutsamkeit zwingen. Journalisten, politische Schriftsteller werden sich zweimal bedenken, ehe sie Tatsachen melden, von deren Richtigkeit sie nicht völlig überzeugt sind. Was zweifellos eine günstige Wirkung dieser Strafbestimmung in hohem Maße fördern würde, wäre die Aufnahme derselben in alle Gesetzbücher der europäischen Staaten. Eine internationale Uebereinkunft darüber wäre, wenn z. B. ein Schritt dazu von der österreichischen Regierung ausginge, vielleicht zu erreichen.

Digitized by Google

Außer dieser dauernden Eindämmung öffentlicher chauvinistischer Aeußerungen, die nicht im Einklang mit der Wirklichkeit stehen, haben die Regierungen noch andre Mittel in der Hand, durch die die geängstigten und durch kriegslustige Geister aufgeregten Völker beruhigt und wieder in eine friedlichere Stimmung gebracht werden können. Solche Mittel wären Mitteilungen an die Tagespresse und Erklärungen in offiziellen Publikationen oder in der Volksvertretung. Was unlängst durch den deutschen Reichskanzler im Reichstag über das Verhältnis zwischen England und Deutschland gesagt wurde, hat zweifellos in weiten Kreisen einen beruhigenden Eindruck gemacht. Mitteilungen in diesem Sinn aus dem Munde derjenigen, die in den großen Staaten die Macht in Händen haben, finden Vertrauen, weil jeder begreift, daß Minister mit größerer Befugnis ein Urteil über die internationalen Verhältnisse aussprechen können als Zeitungsschreiber oder Militärs, und auch weil es auf der Hand liegt, daß sie, die für die Sicherheit des Staates verantwortlich sind, eher geneigt sind, durch eine etwas zu düstere Auffassung der Dinge oder durch bedenkliches Stillschweigen der Meinung Raum zu geben, daß die Lage in der Tat nicht ganz unbedenklich sei, als daß sie mit leichtfertiger Sorglosigkeit durch rosenfarbige Darstellungen der internationalen Verhältnisse der Idee Vorschub leisten möchten, daß die Zeit für große Kriegsrüstungen vorbei sei.

In Ländern, wo das parlamentarische System und infolgedessen das Parteiwesen stark entwickelt ist, werden solche Erklärungen zuweilen einen weniger überzeugenden Eindruck machen. Die starke Verbitterung zwischen den politischen Parteien erhebt dann wohl einmal den Vorwurf fehlender Vaterlandsliebe. Man schleudert seinem Gegner die Beschuldigung ins Gesicht, er arbeite mit seiner Politik am Ruin der Landesverteidigung, nur um die Lasten, die auf der Nation liegen, nicht zu vermehren, und suche die von außen drohenden Gefahren durch schönklingende Versprechungen zu verschleiern. Auf solche Weise erreicht die Parteileidenschaft, daß die entgegengesetzte Absicht erreicht wird. Inzwischen wird die Gefahr einer solchen Entartung des Parteihaders stets geringer in dem Maße, als die Ausgaben für Heer und Flotte zunehmen. Alle politischen Parteien, die Verantwortlichkeitsgefühl haben, werden allmählich besorgt angesichts dieser Zunahme, sie begreifen mehr und mehr, daß man sich anschickt, einen Weg zu gehen, der zu einem finanziellen Abgrunde führt, und sie wagen nicht, durch skeptische Erörterung der befriedigenden Aussichten, die die Regierung eröffnet, sich noch zu weiterer Verfolgung dieses Weges zu verpflichten für den Fall, daß ihnen dazu die Macht gegeben würde.

Es könnte vielleicht noch ein Mittel in Erwägung gezogen werden, wodurch von Staats wegen die Unruhe besänftigt und die daraus entstehende Bewegung nach Verstärkung der Verteidigungsmittel gezügelt werden könnte. Dies Mittel, zu dem ich gleichwohl nicht raten möchte, wäre ein Verbot an aktive und pensionierte Offiziere, sich über Fragen, die sich auf die Landesverteidigung beziehen, öffentlich auszusprechen, ohne vorher durch die Regierung dazu ermächtigt zu sein. Es ist doch nicht zu verkennen, daß die Enthüllungen und Betrachtungen,

Digitized by Google

die die größte Besorgnis erwecken, zum großen Teil von Militärs herrühren, die, meist ohne jeden Hintergedanken, sich veranlaßt sehen, ihre Wahrnehmungen der Oeffentlichkeit mitzuteilen.

Diese Männer, die sich der Natur der Sache nach fortdauernd mit Fragen der Kriegskunst beschäftigen, die mit großer Aufmerksamkeit alles beobachten, was in den Nachbarländern auf militärischem Gebiet geplant und zustande gebracht wird, und die sich mit Vorliebe in die Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit vertiefen, betrachten den Krieg als eine Eventualität, die sich jeden Augenblick verwirklichen kann. Sie halten sich daher für verpflichtet, auf alle irgend denkbaren Mängel im Kriegswesen ihres Landes hinzuweisen, auf alle Gefahren, die drohen könnten, die Aufmerksamkeit zu lenken und die Regierung anzutreiben, daß sie die Angriffs- und Verteidigungsmittel zum höchsten Grad der Vollkommenheit bringe. In ihrem Feuereifer beschwören sie allerlei Schreckbilder herauf, die oft auf die Einbildungskraft des Volkes eine gewaltige Wirkung ausüben, wie töricht sie auch für den besonnenen und erfahrenen Betrachter sein mögen. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren schrieb in meinem Vaterlande ein alter Offizier eine Broschüre, in der er ein höchst besorgniserregendes Bild entwarf, was die Niederlande zu erwarten hätten, wenn in vollem Frieden, ohne jede Warnung, die deutschen Truppen nachts über die Grenzen zögen und, von allen Eisenbahnen Gebrauch machend, schon am Morgen alle wichtigen Punkte und großen Städte besetzt haben würden, ehe auch nur ein einziger niederländischer Soldat wach wäre. Es kostete in der Tat einige Mühe, um eine Anzahl Leser dieser Schrift davon zu überzeugen, daß sie vor einem solchen unvermuteten Ueberfall nicht die allermindeste Furcht zu hegen brauchten und daß dieses ganze Zukunftsbild ein Casus non dabilis sei.

Es gibt sicher Länder, wo die politische Stellung des Offiziers und selbst des Offiziers a. D. derartig ist, daß ein Verbot von Regierungs wegen, ohne vorherige Bewilligung, Schriften über irgendeine militärische Angelegenheit zu veröffentlichen, für ganz natürlich gehalten und nur eine Verschärfung schon bestehender Vorschriften sein würde. In andern Ländern würden solche Verbote völlig unmöglich sein und mit den allgemein anerkannten Grundsätzen der freien Meinungsäußerung in Widerspruch stehen.

Wie ich schon sagte: für ein Verbot würde ich nichts übrig haben; es würde nur zur Hälfte seinen Zweck erfüllen, denn diejenigen, welchen es darum zu tun ist, Unruhe zu erregen, können ihre Mitteilungen und Betrachtungen bequem in die Oeffentlichkeit bringen, indem sie sich der Vermittlung von Nichtmilitärs bedienen. Auch hier erwarte ich mehr als von gesetzlichen Bestimmungen von der Entwicklung neuer Ideen in der Gesellschaft. Die Auffassung des Berufs und der Pflichten des Militärs fängt langsam an sich zu befestigen, mag es auch in einem Lande langsamer gehen als im andern.

Wohl stellt man an den Militär nicht dieselbe Forderung wie an den Arzt, von welchem man erwartet, daß, obwohl es sein Beruf ist, die Krankheiten zu bekämpfen, er durch hygienische Vorschriften deren Ausbruch zu verhindern sucht;

Digitized by Google

doch aber kann man von ihm verlangen, daß er den Ausbruch eines Krieges nicht zu provozieren sucht und sich den Friedensbestrebungen seiner nichtmilitärischen Umgebung nicht widersetzt. Ebenso wie der hohe Beruf des Soldaten, in Kriegszeiten, wenn nötig, dem Vaterlande sein Leben zu opfern, ihm verbietet, dieses Leben ohne Not aufs Spiel zu setzen, muß er in Friedenszeiten, wie bereit er auch sein möge, auf das erste Signal an die Grenze zu ziehen, sich aller unbedachten und frivolen Handlungen und Worte enthalten, durch die das Unglück eines Krieges über seine Volksgenossen gebracht werden würde, ehe nicht das möglichste versucht worden wäre, diese Heimsuchung von ihnen abzuwenden.

Man hat in früheren Zeiten den Diplomaten häufig die Schuld gegeben am Ausbruch von Kriegen. Der Natur der Sache nach sind aber Diplomaten friedfertig; ihr Umgang erstreckt sich auf Personen aller möglichen Nationalitäten, sie bringen den größten Teil ihres Lebens in fremden Ländern zu, und nationale und antinationale Vorurteile sind ihnen dadurch meist fremd; dazu ist die Beseitigung von Hindernissen und das Beilegen von Streitigkeiten ein wichtiger Teil ihrer Wirksamkeit, wodurch bei ihnen die Anlage zu einem versöhnlichen Auftreten entwickelt wird. Die Diplomatie der Großmächte hat sich denn auch in den letzten fünfundzwanzig Jahren durch ihre Versuche, in allen internationalen Konflikten den Frieden zu bewahren, ausgezeichnet. Es haben sich in diesem Zeitraum sehr heikle Meinungsverschiedenheiten zwischen verschiedenen Ländern gezeigt, die in den meisten Fällen eine friedliche Lösung gefunden haben. Wenn der Krieg unvermeidlich war, blieb er stets möglichst eingeschränkt; vor allem bei dem letzten Streit auf der Balkanhalbinsel hat sich die Diplomatie große Verdienste erworben durch ihr vorsichtiges Vorgehen und ihr sorgfältiges Streben nach Erhaltung guten Einvernehmens zwischen den Großmächten. Dies hätte ihr sicher nicht glücken können, wenn sie nicht die Unterstützung ihrer Regierungen gehabt hätten und wenn nicht diese Regierungen allen chauvinistischen Versuchen, das wechselseitige gute Einvernehmen zu stören, entgegengetreten wären, was ohne Zweifel darauf beruht, daß sie das Bewußtsein hatten, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben. Das ist doch gewiß, daß unter den Millionen, die über die große Frage: Friede oder Krieg nicht zu Worte kommen, doch sehr wenige sind, die den Krieg wünschen. Die Kriegslustigen sind meist lärmend, die Friedliebenden dagegen still und zurückhaltend. Zu Unrecht, denn es ist auch für sie von größter Wichtigkeit, sich zu Gehör zu bringen. In der merkwürdigen Zeit, in der wir leben, in der auf der einen Seite Friedensliebe die Regierungen dazu antreibt, unermüdlich zu arbeiten, um den Krieg zu vermeiden, und sie auf der andern Seite die Furcht vor dem Krieg dazu treibt, bis auf den letzten Pfennig alles für Flotte und Heer zu verwenden, haben die Dolmetscher der öffentlichen Meinung, die für die Erhaltung des Friedens eifern, eine schwere, aber schöne Aufgabe. Sie müssen kräftig und ernst auftreten gegen den Chauvinismus, unter welcher Gestalt er sich auch zeige, und ihn verurteilen, er möge zum Kriege aufstacheln oder zu Bilderdiebstählen in den Museen reizen.

Digitized by Google

Vor allem ist es nötig, die richtigen Grenzen festzulegen zwischen der Vaterlandsliebe und dem Chauvinismus und ebensosehr die zwischen der guten, gesunden Friedensbewegung und dem törichten Hirngespinst einer Verschmelzung aller Völker zu einem Ganzen. Die Idee, daß binnen kurzem eine Zeit anbrechen werde, in der Kanonen und Kriegsschiffe völlig verschwinden, ist ebenso ungereimt wie der Glaube, daß die Völker nicht auf Bestand rechnen können, wenn sie sich nicht hin und wieder mit dem Schwert in der Hand bekämpfen. Vor allem sollte man nachdrücklich auf die unheilvollen Folgen jedes Krieges, sowohl für den Ueberwinder wie für den Besiegten, hinweisen und auf die Richtigkeit des Ausspruches, den Walter Scott einem seiner Romanhelden auf die Lippen legt: „War is the only game from which both parties rise losers."

Der wahre Rampolla

Ueber Mariano Rampolla del Tindaro hat jemand den seitdem vielzitierten Ausspruch getan, daß er ein hervorragender Mann war, weil er die feste Ueberzeugung hatte, es zu sein, und sie nicht verbarg. Er wäre es wirklich gewesen, wenn in der hohen Politik der Wille genügte, während man die Macht in Händen hat, und die Würde, nachdem man die Macht verloren hat; denn er war in der Tat ein Mann von starkem, gebietendem, beharrlichem Willen, während er unter Leo XIII. die Regierung der Kirche leitete; und als nach Leos XIII. Tode seine Hoffnung auf die päpstliche Würde fehlgeschlagen war, wußte er die Enttäuschung in einer Weise zu verwinden, daß er sich auch bei denen Achtung erwarb, die durch eine genaue Betrachtung seiner Politik sich hatten überzeugen müssen und auch heute angesichts seines Todes nur sagen können, daß er keineswegs ein hervorragender Mann war.

Gründliches historisches Wissen, scharfe Menschenkenntnis, die Fähigkeit, die Umstände klug abzuwägen und ihnen die Mittel zum Zweck anzupassen, sind einerseits elementare, anderseits unentbehrliche Gaben für jeden regierenden Staatsmann; und dieser Gaben ermangelte Mariano Rampolla vollständig — man kann geradezu sagen, daß seine Willensstärke in Eigensinn, seine Beharrlichkeit in Verblendung ausartete. So wurde der Abschnitt seines Lebens, der ihm am meisten zur Ehre gereicht, die Zeit seiner gezwungenen Untätigkeit, der für ihn traurigste, während die Periode seines öffentlichen Wirkens vollständig gegen ihn zeugt.

Mehr noch gegen ihn als gegen Leo XIII.; denn es ist jetzt allen klar, daß die Hauptverantwortung für die leoninische Politik während der Regierung Rampollas auf diesen fällt: auf Rampolla, der der verkörperte Ehrgeiz war, während Leo nur die Eitelkeit war; auf Rampolla, der vom ersten bis zum letzten Tage seiner Amtszeit nur *eine* ausschließliche Ligne de conduite hatte, die auf ein einziges, ausschließliches Ziel hinführte, während Leo mit der frauen-

Digitized by Google

haften Unbeständigkeit, die — im Verein mit der Eitelkeit — der Grundzug seines Charakters war, keine solche Richtschnur hatte, weder in seiner religiösen, noch in seiner intellektuellen, noch in seiner staatlichen Politik, und in allen dreien bald liberal und versöhnlich, bald intransigent war. So konnte er, als eben erst gewählt, auf den Gedanken kommen, sich in der großen Loggia von Sankt Peter zu zeigen, um das Volk zu segnen, wodurch er vom ersten Augenblick an die Legende von der Gefangenschaft zerstörte, während er später unversöhnlich wiederholt daran dachte, aus Rom zu fliehen; und einerseits öffnete er den Studierenden die vatikanischen Archive und begünstigte die sozialen Reformen, anderseits verfolgte er die Rosminianer und das Andenken Rosminis und verlangte von dem Pater Tosti den Widerruf seiner Broschüre über die „Conciliazione", die er selbst gebilligt und eigenhändig mit Anmerkungen versehen hatte, und die Pater Tosti nur auf seine Veranlassung der Beachtung Francesco Crispis unterbreitet hatte.

Mariano Rampolla hingegen war ein Mann von überaus starkem Willen. Welches Ziel verfolgte dieser Wille? Dem Papsttum wieder eine große weltliche Stellung zu verschaffen. Darin liegt nichts, was eines Kirchenfürsten, der rechten Hand des römischen Pontifex, nicht würdig wäre. Aber mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen suchte er das Ziel zu erreichen?

Hier muß das Urteil der Geschichte bei aller Anerkennung für das große Programm Rampollas und seiner Regierung sehr streng werden, denn jene Mittel, jene Wege standen in vollkommenem Gegensatz nicht nur zu dem Gefühl, das einen Italiener — wenn auch einen katholischen, d. h Menschheitspriester — hätte beseelen sollen, sondern auch zu der Pflicht des Christen, zu der Einsicht, die den Staatsmann hätte auszeichnen sollen. Er sah in der Tat die Größe des Papsttums nur in dem kläglichsten Anachronismus: in der Wiedergewinnung der weltlichen Macht, und zeigte so, daß er die Zeiten und die Menschen und obendrein noch die religiösen Interessen jener Kirche selbst, deren Wehr und Waffe er hätte sein sollen, vollständig verkannte.

Wie es nicht anders sein konnte, wurde ihm keine Enttäuschung erspart, und keine vermochte ihn zu überzeugen. Zuerst hoffte er ernstlich, daß ihm die Wiederherstellung der weltlichen Macht mit Hilfe Oesterreichs und Deutschlands gelingen würde, und blieb einige Zeit lang in diesem Irrtum befangen, trotzdem — zu allem andern — Oesterreich und Deutschland schon mit jenem Italien, das er zerstören wollte, verbündet waren. Es half nichts, daß ein Mann, von dem man sagen konnte, daß er päpstlicher als der Papst sei, Windthorst, ihm den rechten Weg zeigte. Als der spätere Kardinal Galimberti, der beim Tode Wilhelms I. und der Thronbesteigung Friedrichs III. nach Berlin entsandt war, im Auftrage Rampollas die römische Frage zur Erörterung brachte und dabei das Gespenst der Abreise des Papstes von Rom erscheinen ließ, erwiderte ihm Windthorst:

„Der Papst und die Kardinäle müssen bereit sein, lieber zu sterben als Rom zu verlassen, selbst im Falle eines europäischen Krieges."

Digitized by Google

Ebensowenig half es, daß Bismarck das Gespräch mit der Miene höchster Unlust auf etwas andres gebracht hatte; hartnäckig hielt Rampolla weiter an seiner törichten Hoffnung fest, so daß ein Jahr später (1889), als Monsignore Galimberti, damals noch Nunzius in Wien, den Auftrag erhielt, mit dem damaligen österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern, Grafen Kálnoky, noch einmal über die Angelegenheit zu sprechen, Graf Kálnoky auf eine Frage des Nunzius antwortete: „Jamais Monsieur de Bismarck n'a demandé mon intervention dans la question de Rome, et jamais le Comte Revertera n'a reçu des instructions dans le sens indiqué, et ainsi de suite."

Das, was so unsinnige Hoffnungen erweckt hatte, war ein geschickter Schachzug Bismarcks gewesen; dieser hatte, indem er die Karolinenfrage dem Schiedsspruch des Papstes unterbreitete, wieder einmal gezeigt, wie gut er die Menschen kannte, denn mit dieser äußeren Genugtuung, die er der Eitelkeit Leos gewährte, förderte er die Zwecke seiner inneren Politik und erreichte, daß das Zentrum gegenüber dem militärischen Septennat abrüstete; anderseits zeigte er dann, indem er die Revision der Maigesetze zugestand, daß er die Schwenkung verstand, die das Zentrum selbst vollführen mußte, indem es aufhörte, eine antiunitarische politische Partei zu sein, nur um der Verteidiger und Vertreter geistlicher Tendenzen zu bleiben. Was sodann Rampolla veranlaßte, sich Frankreich zuzuwenden, war nicht nur die offenkundige Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bei den beiden Zentralmächten, sondern eine Rückkehr zum Buche der Geschichte, in dem er, wie sich gezeigt hatte, ebensowenig zu lesen verstand wie im menschlichen Geist.

Allerdings waren Frankreich und weltliche Macht oft seit Karl dem Großen ein und dasselbe gewesen, derart, daß selbst Napoleon, nachdem er das Papsttum so hart behandelt, sich schließlich zu seiner Wiederherstellung herbeigelassen und zugunsten der weltlichen Macht eine französische Republik die römische Republik zerstört hatte, während das zweite Kaiserreich dann in seinem politischen Spiel die Karte Solferino mit der Karte Mentana vertauschte. Und daß in der ersten Zeit Rampollas Frankreich das Ziel im Auge hatte, in Italien die schlimmsten Verwicklungen hervorzurufen, ist erwiesen. Aber es hätte Rampolla klar werden müssen, daß, selbst wenn die Monarchie fallen sollte — worauf zu hoffen einfach lächerlich war —, die italienische Einheit nie wieder zerfallen würde; und selbst wenn dann auch — eine undenkbare Annahme — für einen Tag die weltliche Macht hätte hergestellt werden können, wie hätte sie sich halten können angesichts der so sehr veränderten Zeiten nach dem Jahre 1870, in dem, wie auch schon vorher, die Regierung nur mit Hilfe fremder Garnisonen geführt wurde?

Welches Schicksal die weltliche Macht gehabt hätte — und haben würde —, läßt zur Genüge, auch abgesehen vom Willen der Nation, das jüngste Pronunziamiento der vatikanischen Schweizer erkennen.

Doch was von Anfang an bei Rampolla ein einfacher, wiewohl unentschuldbarer politischer Irrtum war, wurde zu einer Sünde gegen die Religion, gegen

Digitized by Google

die geistliche Macht des Papsttums, als in Frankreich eine leidenschaftliche antireligiöse Politik das Uebergewicht bekam und er dabei beharrte, die Kirche zu Füßen der Republik halten zu wollen. Mehr er als Papst Leo. Schon Ende 1891 schrieb der preußische Gesandte beim Heiligen Stuhl, Herr v. Schlözer, an Monsignore Galimberti: „Plus qu'il baisse (Leo XIII.), plus le cardinal Rampolla tient le haut du pavé."

Dieser Zustand bildete sich seitdem immer mehr aus, denn der weiße Greis war schließlich nur noch der Schatten eines Menschen, der Schatten seiner selbst.

Auf Rampollas Rechnung also ist der Fehler, die Verantwortung, die Verblendung zu setzen. Während er in Italien die Kluft zwischen der Nation und dem Papsttum immer mehr vertiefte, erreichte er in Frankreich, trotz der niedrigsten Kriecherei, nur die Trennung des Staates von der Kirche, die Aufhebung der Vertretung jener selben Regierung beim Vatikan, die nach seiner Ansicht den Vatikan gegen Italien hätte schützen sollen.

Wo also ist der große Staatsmann, den manche Leute in ihm im Leben haben sehen wollen und der jetzt nach seinem Tode von manchen heraufbeschworen wird?

Und um wieviel nicht nur evangelischer als Priester, sondern auch scharfsichtiger als Politiker ist im Vergleich mit ihm jener Kardinal von Hohenlohe, der schon im Jahre 1889, da ihm Rampolla wegen seiner vertraulichen Beziehungen zu den italienischen Regierungskreisen Vorwürfe gemacht hatte, folgendermaßen an Papst Leo schrieb:[1])

„In der letzten Audienz sagte ich Eurer Heiligkeit, daß ich den Minister Boselli eingeladen habe, der die Herstellung der Treppe von San Gregorio zugesagt und andre Gefälligkeiten versprochen hatte. Es schien mir, daß es Eurer Heiligkeit recht sei. Um so größer war meine Ueberraschung, als ich jenen Brief des Kardinals Rampolla erhielt.

„Wir können uns heute nicht mehr von den Persönlichkeiten der italienischen Regierung durch ein chinesisches System abschließen. Gott hat die Dinge so gefügt, daß die Kirche die weltliche Macht nicht mehr zurückerhalten kann. Das Heil der Seelen fordert, daß wir uns darein ergeben, daß wir ruhig in der kirchlichen Sphäre bleiben und den Gläubigen mit unserm Hab und Gut und mit unsrer Belehrung Gutes erweisen.

„Es wird von Fortgehen gesprochen. Nun hat Seine Exzellenz Crispi mich kürzlich ersucht, Eurer Heiligkeit mitzuteilen, daß, wenn Sie Rom verlassen wollten, er sich dem nicht widersetzen und Sie mit allen Ehren geleiten lassen, daß aber Eure Heiligkeit nicht mehr nach Rom zurückkommen werde; daß, wenn Ihr Fortgehen einen Krieg hervorrufen sollte, z. B. von seiten Frankreichs, die Religion dabei ungeheuer viel verlieren würde; daß Italien keinen Krieg führen werde, wenn Frankreich es nicht angreife; daß die italienische Regierung im

[1]) Primo Levi, L'Italico: Da Leone XIII a Francesco Crispi. Roma 1907.

Digitized by Google

Kriegsfalle für die Sicherheit des Papstes in Rom Garantie leiste, daß aber der Papst sich keine Illusion machen möge; wenn er einmal fort sei, würde er nicht mehr nach Rom zurückkehren und der Heilige Stuhl werde einen furchtbaren Stoß erleiden.

„Ferner: Frankreich kommt Rußland im Orient zugunsten des Schismas in jeder möglichen Weise entgegen, um ja das politische Bündnis mit Rußland zu bekommen. Es scheint also wohl, daß recht wenig von dieser Seite zu erhoffen ist.

„Wir Kardinäle haben die strengste Pflicht, dem Papst die Wahrheit zu sagen; darum folgt sie hier:

„Zur Zeit Pius' VI. gingen die 5 Millionen Skudi verloren, die von Sixtus V. in der Engelsburg niedergelegt worden waren, und bei alldem schwor bis zum Jahre 1839 jeder neue Kardinal, jene 5 Millionen, die nicht mehr vorhanden waren, zu bewahren. Erst Kardinal Acton protestierte gegen diesen Schwur im Jahre 1839, und Papst Gregor fand die Einwendungen Actons berechtigt. So läßt man auch heute die Kardinäle Dinge schwören, die sich nicht halten lassen. Daher ist es erforderlich, Abhilfe zu schaffen."

Es konnte daher nicht anders sein, als daß ein Antagonismus zwischen den beiden Männern bestand, von denen der eine, Nichtitaliener von Geburt, aber dem Geist nach Italiener und Christ zugleich, das Wohl der Kirche im Wohl Italiens erblickte, während der andre, Italiener von Geburt und Antiitaliener dem Geist nach, die Kirche schädigte, um Italien zu schaden.

Auch auf dem religiösen Gebiet hatte Mariano Rampolla in der Tat nur Mißerfolge aufzurufen. Durch die Verfolgung der Rosminianer brachte er eine Spaltung in den Klerus, die Vereinigung der orientalischen Kirchen war nur eine Illusion mehr, und die Preisgabe der Polen zeigte wieder einmal, wie er die Religion der Politik unterordnete.

Mit welchem Erfolg, haben wir gesehen.

Wenn es also wahr wäre, daß der Heilige Geist die Kardinäle im Konklave zur Wahl des Nachfolgers Petri inspiriert, wäre Mariano Rampolla nach dem Tode Leos nicht Papst geworden, auch wenn das österreichisch-ungarische Veto nicht erfolgt wäre.

Ich will nicht auf die Frage eingehen, ob dieses Veto ein Ergebnis der Auseinandersetzung war, die darüber während des zweiten Ministeriums Crispi zwischen der Konsulta und der Wilhelmstraße unter den Auspizien des Ministers des Auswärtigen Baron Blanc und des Kardinals v. Hohenlohe, des Bruders des Kanzlers, stattgefunden hat. Wohl aber möchte ich bemerken, daß, wenn wirklich das Ministerium Zanardelli das Veto im Jahre 1903 herbeiführen wollte — wie behauptet wird —, es keine gute Eingebung hatte, denn dem liberalen Italien hätte die Wahl Rampollas zum Papst — angenommen, daß sie eigentlich möglich gewesen wäre — keineswegs Schaden gebracht. Ganz im Gegenteil.

Dem liberalen Italien wäre in der Tat ein in Worten und Taten intransigentes Pontifikat zuträglicher gewesen als ein in Worten intransigentes, in Taten

Digitized by Google

aber konziliantes, wie das Giuseppe Sartos. Zweifellos würde ein intransigentes Pontifikat, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach das Rampollas gewesen wäre, schroffe Meinungsverschiedenheiten im Lager der Katholiken hervorgerufen haben, von denen viele sich in erster Linie als Italiener und erst in zweiter als Klerikale gefühlt hätten, und es würde alle nationalen Kräfte zu einem aufs engste verbundenen Ganzen zusammengeschlossen haben, das sich jedweder Konzession in der inneren Politik gegenüber antipatriotischen, immer auf der Suche nach fremder Hilfe befindlichen Gegnern widersetzt hätte. Die Aera Giuseppe Sarto hat dagegen alles in allem jene Entwicklung der klerikalen Partei — die übrigens immer unvermeidlich, aber viel langsamer gewesen wäre — von einer antiunitarischen zu einer illiberalen nationalen Partei gefördert und beschleunigt. Dieser schlichte Priester, der persönlich ein Vorbild an christlichen Tugenden, ein lebendiges Beispiel der organischen Demokratie der Kirche ist, hat für den italienischen Klerikalismus — wie schon bei seiner Erhebung auf den Stuhl Petri der Verfasser des vorliegenden Artikels nach dem, was der Patriarch von Venedig für die Organisation der klerikalen Kräfte Venetiens zu leisten verstanden hatte —, viel mehr getan als sein stolzer, eitler Vorgänger, der sogenannte politische Papst, und als der Staatssekretär, der der internationalen Politik des Papsttums das Vaterland und die Religion zugleich geopfert hatte. In dem entscheidenden Augenblick, wo — ein undenkbarer Fall — die Hoffnungen Rampollas auf eine Intervention des Auslandes zugunsten der weltlichen Macht im Begriff gewesen wären, sich zu erfüllen, wären alle Italiener, die Klerikalen nicht ausgeschlossen, einig gewesen, und Rampolla hätte sich allein gesehen. Unter den heutigen Verhältnissen wird die italienische liberale Partei mehr als eine heiße Schlacht zu schlagen haben, um den kulturellen Fortschritt des Landes zu sichern. Heute allerdings haben wir, trotz manches Wortes, das unversöhnlich scheinen möchte, wie jenes Ausspruchs, der den König von Italien als „denjenigen, der gefangenhält" bezeichnet — eines Ausspruchs, der im Hinblick auf den internationalen Klerikalismus getan wurde, für den die nützliche Fiktion von dem „gefangenen Papst" aufrechterhalten werden soll — heute haben wir es bei den Wahlen zum nationalen Parlament mit jenem Vertrag Gentiloni zu tun gehabt und werden es wieder damit zu tun haben, der, dementiert und abgeleugnet, dennoch zum Erfolg mehrerer Kandidaten beigetragen hat, die sich gegen die Ehescheidung, zugunsten des Religionsunterrichtes in den Schulen und seiner fortschreitenden Entwicklung und sogar der Wiedereinsetzung der Toten Hand verpflichtet haben. So kann man, nachdem die klerikale Partei in Italien wie in Deutschland aufgehört hat, eine antiunitarische Partei zu sein, sagen, daß jetzt der wahre Kampf zwischen uns beginnt, in Italien unter bedeutend größeren Gefahren für den Liberalismus als in Deutschland, in Anbetracht dessen, daß Italien ein ausgesprochen katholisches Land ist, während Deutschland überwiegend protestantisch ist.

Der angeblichen Größe Rampollas ist also der Boden entzogen worden zuerst durch seinen vollständigen Mißerfolg, dann durch die Erfolge seines un-

Digitized by Google

freiwilligen Gegners. Und wer weiß? Vielleicht verriet die herbe Falte um seine Lippen, die seinem Gesicht einen so verächtlichen Ausdruck gab, daß er im Innersten seines intellektuellen Bewußtseins schließlich selbst davon überzeugt war.

Und vielleicht würde sein angeblich entwendetes Testament das bestätigen.

Rom, 1. Januar 1914.

* * *

Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient

Von

Prof. Dr. Max Eckert (Aachen)

Der Handelsverkehr ist einer der besten Kulturmaßstäbe für ein Land. Je mehr die Verkehrswege und Verkehrsvorrichtungen entwickelt sind, um so höher ist die Kultur des betreffenden Landes. Der Handelsverkehr ist die Vorbedingung des Wachstums der Staaten, nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und militärischer Hinsicht. Von der Verkehrsentwicklung ist die Volksentwicklung nicht zu trennen. Der Verkehr erleichtert die Völkerbewegungen und beschleunigt damit den Gang der Geschichte. — Diese Kernpunkte einer modernen verkehrsgeographischen und verkehrspolitischen Wissenschaft möchte ich an den Anfang meiner Erörterungen stellen und das Folgende immer im Hinblick auf diese Tatsachen betrachtet wissen.

Nachdem das blutige Ringen der Balkanstaaten im vergangenen Jahre ein Ende gefunden hat, dürfte ein nicht minder mächtiges Ringen einsetzen, dessen Ziel auf die wirtschaftliche Blüte der Balkanstaaten gerichtet ist. Wieweit sie aus eigner Kraft zu diesem hohen Ziele gelangen, läßt sich nicht voraussagen, auf alle Fälle werden internationales Kapital und Verpflichtungen verschiedenen Großmächten gegenüber ein einflußreiches Wort in der wirtschaftlichen Entwicklung der südeuropäischen Halbinsel mitzusprechen haben.

Für den Orienthandel hat die Balkanhalbinsel eine von Natur bevorzugte Lage. Da sie unmittelbar bis an Kleinasien heranreicht, ist sie das natürliche Bindeglied Mitteleuropas mit Vorderasien, und außerdem beherrscht sie die Verbindungsstraße vom Mittelmeer zum Schwarzen Meer. Trotz der Fruchtbarkeit vieler balkanischer Beckengebiete und Hügelgelände und trotz der Intelligenz einzelner Volksstämme gehört der Handelsverkehr der Balkanstaaten zu den geringsten unter den europäischen Ländern, wenn wir von Rumänien absehen, das, kaum als ein Balkanstaat zu betrachten, durch seinen Handelsverkehr allen Balkan-

Digitized by Google

staaten überlegen ist und in der Einfuhr sowohl wie in der Ausfuhr mehr als sämtliche Balkanstaaten zusammengenommen bewältigt.[1])

Der Handel auf der Balkanhalbinsel leidet auffällig unter dem Mangel an Verkehrsstraßen, obwohl der Anlage eines reichen Verkehrsnetzes wenige natürliche Hindernisse entgegenstehen, wie das Kalkgebirge im Westen und das Rhodopegebirge. Für Verkehrslinien von Norden nach Süden und Südosten ist das Land geschaffen, also gerade in den Hauptrichtungen des europäischen orientalischen Handelsverkehrs. Während die wenigen Eisenbahnen vielfach noch als Sackbahnen enden, hat sich bis jetzt nur die Linie des Orientexpreß als Hauptstrang herangebildet.

Wo vor dem letzten Balkankrieg halbwegs Ruhe und besonnenes politisches Urteil herrschte und in vernünftiger Weise dem ausländischen Kapital Eingang gewährt wurde, stellte sich bald eine reiche Anzahl verheißungsvoller Ansätze in industrieller und verkehrstechnischer Beziehung ein. Der Krieg hat viel, sehr viel vernichtet, und nur ganz außerordentliche Maßnahmen, pekuniäre Aufwendungen und Kraftanstrengungen sind notwendig, um in den nächsten Jahren die wirtschaftlichen Wunden erst einmal notdürftig zu heilen. Das kann kaum besser geschehen als durch einen mit größter Energie betriebenen Ausbau der Verkehrswege. Darum wird die fieberhafte Bahnbautätigkeit Griechenlands erklärbar; vor allem will es den Bahnanschluß an Saloniki über Papapuli an der Küste entlang gewinnen, um endlich die Jahrhunderte währende wirtschaftliche Insularität in eine verkehrsgeographische Kontinentalität zu verwandeln. Die künftige Sandschakbahn wird gleichfalls eine bedeutende Zufuhrstraße in das westliche Innere der Balkanhalbinsel werden. Ob aber all diese Bahnen und neuen Handelswege außer für den Eigenverkehr auch für den Weltverkehr den Erfolg haben werden, wie er jetzt erträumt wird, bleibt abzuwarten. Die Zukunft sieht in dieser Beziehung nicht allzu rosig aus. Das Bild ändert sich jedoch zugunsten der Balkanstaaten und der europäischen Großmächte, wenn das südosteuropäische Verkehrsproblem großzügig mit Hintanstellung aller partikularistischen Interessen beurteilt, in Angriff genommen und tatkräftig durchgeführt wird; mit einem Wort, für die südosteuropäische Halbinsel muß eine Freihandelszone geschaffen werden, sowohl der Donau entlang wie längs der Eisenbahnlinien, die als Hauptstränge des Handelsverkehrs nach dem Orient führen und Schwarzes Meer mit Aegäischem und Adriatischem Meer verbinden.

Für die Freihandelszone, für deren Breite 10 bis 20 Kilometer in Aus-

---

[1]) Handelsverkehr der Balkanstaaten (in Millionen Mark):

	Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
Rumänien	1911 (1901)	463 (234)	560 (283)
Serbien	1911 (1901)	92 (35)	94 (53)
Bulgarien	1911 (1901)	161 (57)	151 (56)
Griechenland	1911 (1901)	142 (112)	115 (75)
Montenegro	1909 (1902)	5,3 (4)	2 (2)

Digitized by Google

sicht zu nehmen wären, kommt zunächst der Donauweg in Betracht. Der Handelsverkehr darauf ist zwar durch die internationale europäische „Donaukommission" geregelt, zu der Vertreter von Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, Rußland, England, Italien, Rumänien und der Türkei gehören. Trotz dieser Regelung der Verkehrsverhältnisse wird der Verkehr auf der Donau erst dann einer neuen und dauernd erfreulichen Entwicklung zugeführt werden, wenn den industriellen Produkten der Großmächte, die für den Orient bestimmt sind, und den Erzeugnissen des Orients, zu dem wir die Balkanstaaten und die Länder Kleinasiens mit anschließenden persischen und indischen Gebieten rechnen, freie Fahrt auf der Donau gewährt wird. Ungarn hat die Kosten der Beseitigung der Verkehrsschranke im Eisernen Tore auf sich genommen und erhebt infolgedessen von allen die Engen passierenden Schiffen Abgaben. Aber trotz der physischen Verkehrserleichterung hat sich der Donauverkehr durchaus nicht gehoben, sondern er ist im Unterlaufgebiet fast auf dasselbe Minimum zurückgegangen, das er vor der Sprengung des Eisernen Tores aufwies; das wenig erfreuliche Ergebnis ist, daß Ungarn jetzt jährlich bei ½ Millionen Kronen Einnahmen am Eisernen Tore noch 1 Million Kronen draufzahlen muß, um lediglich das Anlagekapital zu verzinsen. Wird ein reger Verkehr auf dem Donaustrom geweckt, so kann Ungarn selbst bei einigem Bedenken einer Freihandelszone gegenüber nur Vorteile daraus ziehen.

Für den Verkehr auf den Eisenbahnen nach Konstantinopel und Saloniki hat die „Convention à quatre" vom Jahre 1883 zwischen Oesterreich Ungarn, Serbien, Bulgarien und der Türkei gesetzliche Vorschriften festgelegt. Nachdem jedoch durch den letzten Krieg viele Strecken des ehemalig türkischen Gebietes unter die Territorialhoheit von Serbien, Griechenland und Bulgarien gekommen sind, dürfte der bisherige verkehrspolitische Statusquo eine Aenderung erfahren, wenn dabei auch sonst alle völkerrechtlichen Grundsätze soviel als möglich respektiert werden. Weit entfernt, den Verhandlungen der Pariser Finanzkommission, die sich eingehender mit den balkanischen Eisenbahnangelegenheiten zu befassen hat, irgendwie vorzugreifen, fasse ich die Eisenbahnfrage von andern Gesichtspunkten auf, und zwar immer hinsichtlich der Bedeutung für den Weltverkehr und den europäischen Frieden. Wie von selbst bietet sich hier bei einigem Nachdenken der Plan, die Freihandelszone der Donaustrecke mit der Adria und dem Aegäischen Meere durch entsprechende Freihandelslinien zu verknüpfen. In die Zone des freien Orienthandels müßten zunächst die Eisenbahnstrecken von Belgrad über Nisch, Sofia, Adrianopel nach Konstantinopel und von Nisch über Uesküb nach Saloniki aufgenommen werden und sodann die wichtige, zum größten Teil noch auszubauende Querverbindung Medua im neuen Albanien—Skutari—Djakova—Prischtina—Nisch. Die Fortsetzung dieses Straßenzuges bildet die bekannte Strecke Nisch—Sofia; von hier aus dürfte sich die Freihandelslinie nordostwärts wenden, um bei Sanowit oder Nikopol die Donau zu erreichen. Die gesamte Strecke würde eine direkte Verbindung zwischen Schwarzem Meere und der Adria darstellen und Albanien, Montenegro, Serbien, Bulgarien und Rumänien berühren.

Digitized by Google

Längs der projektierten Eisenbahnlinien nach dem Adriatischen Meere sollen die Souveränitätsrechte der Balkanstaaten in keiner Weise angegriffen werden, sondern im Gegenteil durch die an die Linien festgelegte Freihandelszone gestärkt werden, insofern hierdurch die Balkanstaaten in die Lage kommen, einen weit größeren Verkehr nach dem offenen Meere und entfernteren Handelsgebieten zu begründen und zu fördern. Auch für Konstantinopel eröffnet sich durch die neuen Freihandelswege eine günstige Perspektive für seine künftige Handelsverkehrsentwicklung und künftige handelspolitische Kraft und Macht. Wenn es heute auch nicht mehr den Handel mit Persien ausschließlich beherrscht, wenn es heute nicht mehr der Angelpunkt für den Handel zweier Kontinente ist, so wird es doch stets im Brennpunkt europäischer Politik liegen, so wird es doch stets im inneren und äußeren europäischen Handel, insbesondere im Orienthandel, eine große Rolle spielen.

So frappierend, vielleicht vielen utopistisch der Vorschlag zur Begründung einer Freihandelszone zwischen Schwarzem Meer und der Adria klingen mag, so gewinnt er reale Kraft und greifbaren Boden, je mehr man sich in das Problem vertieft und es von höherer Warte aus zu beleuchten und zu durchdringen sucht. Gegenüber dem gewaltigen biozeanischen nordamerikanischen Welt- und Wirtschaftsreich und dem aus seiner Lethargie erwachenden chinesischen Riesen zeigt Europa, wenn wir von dem Osten des Erdteils absehen, auf wesentlich kleinerer Fläche ein Konglomerat sich oft und dauernd befehdender Wirtschaftsstaaten; und vorauszusagen, daß der europäische Kontinent infolge seiner staatlichen Zerkleinerung den außereuropäischen Weltwirtschaftsmächten — wenn nicht jetzt schon, so doch in naher Zukunft — nicht gewachsen sein wird, bedarf keiner besonderen prophetischen Begabung. Auf diese drohende Gefahr wird nicht zum erstenmal aufmerksam gemacht, und Stimmen sind laut geworden, die zu einem wirtschaftlichen Zusammenschluß der westeuropäischen Staaten mahnen und diesbezügliche Vorschläge der Oeffentlichkeit bereits unterbreitet haben. Wie es nun in den Vereinigten Staaten von Nordamerika möglich ist, daß bei jeglicher Hochhaltung der nationalen Eigenart Italiener, Franzosen, Engländer, Iren, Deutsche, Polen, Russen, Norweger, Schweden usw. friedlich beieinander wohnen und es zu Wohlstand bringen, sollte es da bei nötiger Einsicht und von wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitetem Entgegenkommen nicht möglich sein, internationale, dem Ganzen dienende Freihandelswege zu schaffen? Sicher ist, daß dadurch wie überhaupt durch eine Handelsdiplomatie mit großem Horizont das gegenseitige Mißtrauen, die gegenseitige Anfeindung und die fieberhaften Rüstungen gemildert, wenn nicht gar beseitigt werden können. Nicht allzuoft bietet sich für Europa die Gelegenheit, an die Einrichtung neuer Verkehrslinien von durchgreifender internationaler Wichtigkeit heranzutreten; außer im Alpengebiet und im Osten des Kontinents bleibt nur ein von der Natur gegebener großer und bedeutungsvoller Verkehrsweg übrig, eben die Donau, der größte Fluß Mitteleuropas.

Oesterreich-Ungarn hat offenbar das meiste Interesse an der neuen Freihandelszone. Gewiß wird es dem Donaureich bei den jetzigen veränderten

Digitized by Google

politischen Machtverhältnissen auf dem Balkan nicht schwer werden, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, die seinem Handel mit dem nahen und dem fernen Orient keinen Schaden bringen; immerhin kann es sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß mit jeder internationalen Sicherung des Orienthandels auch ihm in höchstem Grade gedient ist. Darum ist vielleicht Oesterreich-Ungarn der geeignetste Staat, eine diplomatische Auseinandersetzung bzw. internationale Verhandlung hierüber zu führen, denn für es bedeutet der Donauhandel eine Lebensfrage. Trotz der „Donaukommission" könnte eines Tages Oesterreich durch Schutz- oder Kampfzölle oder durch Krieg vom Schwarzen Meere und vom Orienthandel abgeschnitten werden. Eine größere Bürgschaft für den Frieden als die gegenwärtigen Verhältnisse bietet auf jeden Fall die internationale Freihandelszone. Nach Nordwesten und Südosten sind für Oesterreich-Ungarn die Haupthandelsrichtungen gegeben. Der nahe Orient tritt immer stärker als Rohproduzent der Doppelmonarchie gegenüber, während diese jenem gegenüber mehr als Industriestaat erscheint; die gegenseitige Abhängigkeit wird von Jahr zu Jahr intensiver.

In Ungarn sowohl wie in andern Großstaaten dürften sich die Agrarier regen und der neuen Freihandelszone Widerstand entgegensetzen, dem jedoch von vornherein zu begegnen wäre, indem die Agrarprodukte ganz oder teilweise von der Freihandelszone ausgeschlossen werden sollen. Wenn der agrarische Standpunkt besonders für Ungarn als ein schwerwiegender erscheint, so dürften andre ungarische Einwände, die sich beispielsweise auf die Antipathie den Rumänen gegenüber gründen, im Interesse der großen Sache in den Hintergrund gestellt werden; denn die Freihandelszone, die für alle europäischen Großmächte und für den Weltfrieden von größter Tragweite ist, ist eine europäische Frage, die ernst ins Auge gefaßt und durchgefochten werden muß. Kleine staatliche Sonderinteressen sollten hierbei vernünftigerweise schweigen.

Außer Oesterreich-Ungarn haben ebenfalls die andern europäischen Großmächte, soweit sie im Interessengebiet der Freihandelszone liegen, großen Nutzen von der neuen Welthandelsstraße, hauptsächlich wenn deren Machtbereich wesentlich erweitert wird. Als natürliche Fortsetzung des Donauweges bietet sich der Rheinweg dar, der mit jenem bereits eine Verbindung im Main- und Ludwigskanal besitzt. Jetzt wäre die Zeit gekommen, wo endlich die alte „Fossa Carolina", der bayrische Main-Donau-Kanal, seine Bedeutung und seinen Ausbau als Ueberlandwasserweg zwischen West- und Südeuropa erhalten würde, also das Ansehen eines der wichtigsten europäischen Wasserwege, dem schon Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann eine Wichtigkeit gleich der des künftigen Suez- und mittelamerikanischen Kanals beimaß. Zunichte würde alsdann das in neuerer Zeit öfters angeführte prophetische Wort Fr. Lists werden: „Verbindung der Nordsee mit dem Schwarzen Meer klingt groß, aber es steckt wenig dahinter. Die Nordsee ist mit dem Schwarzen Meer längst durch einen natürlichen Kanal verbunden, der zwar um Europa herumführt, aber Schiffe von 300 Tonnen trägt." An dieser neuen interozeanischen Freihandelsstraße von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer hätte Großbritannien das größte Interesse, da durch sie eine andre Handels-

Digitized by Google

straße nach Persien und Indien geöffnet und gesichert wird; denn Englands Suprematie im Mittelmeer hat durch die Entente gelitten, und der Seeweg nach Indien erscheint deshalb nicht ungefährdet.

Würde die Freihandelszone Donau-Rhein ihrer Bedeutung entsprechend ausgebaut, so dürfte sie alsbald eine andre nach sich ziehen, die endlich die diagonale europäische Wasserscheide der Schiffahrt durchbrechen wird, auf die vor kurzem erst R. Hennig in seinen „Hauptwegen des Weltverkehrs" nachdrücklichst hingewiesen hat. Diese verkehrsgeographische Wasserscheide, die die schiffbaren Wässer des europäischen Nordostens von denen des Südwestens trennt, verläuft von der Nordsee zwischen Weser und Ems südwärts, alsdann über Fichtelgebirge, Böhmerwald, Böhmisch-Mährische Höhe, Beskiden und Karpathen und erreicht zwischen Pruth und Dnjester das Schwarze Meer. Die in Oesterreich ebenso oft erstandenen wie wieder begrabenen Kanalprojekte würden mit einem Schlag neues Leben erhalten und vorzugsweise dem Projekt eines Kanals von Wien nach Prerau das Wort reden. Von Prerau würde ein Arm zur Elbe (Prerau—Pardubitz) und der andre zur Oder (Prerau—Oderberg) führen. Wie R. Hennig richtig hervorhebt, ist Oesterreich für den Bau eines solchen Kanalnetzes nicht mehr der einzige Interessent, und Deutschland, Ungarn, Rumänien und Rußland würden sich melden; letzteres hat bereits bei der Freihandelszone durch die Balkanhalbinsel kein geringes Interesse. Durch das Donau-Elbe- und Donau-Oderkanalprojekt würde die Freihandelszone weitere Ergänzungsarme nach der Nordsee und der Ostsee erhalten, und alsdann dürften außer Rußland die skandinavischen Länder mit auf dem Plan erscheinen.

Neben den europäischen Großmächten hat eine Anzahl von Klein- und Mittelstaaten unsers Kontinents, soweit sie von der neuen Freihandelszone näher oder ferner tangiert werden, Gewinn; sie einzeln aufzuzählen, mag hier unterbleiben. Selbstredend haben die Balkanstaaten den größten Gewinn, der ihnen einmal aus dem Zwischenhandel erwächst und sodann in dem Export eigner gewerblicher Erzeugnisse. Die bis jetzt daniederliegende Industrie der Balkanländer würde neue Impulse empfangen und für neue Gewerbezweige ein gedeihlicher Boden bereitet werden. Allüberall wird es sich erweisen, daß die Freihandelszone eine eminent ökonomische und politische Bedeutung hat. Infolgedessen dürfte die finanzielle Frage für die Balkanstaaten in eine neue und günstigere Beleuchtung als bisher treten. Der Einfluß der neuen Weltverkehrsstraße wird sich von der europäischen Südosthalbinsel aus gleichstark nach Nordwesten, nach Europa, wie nach Südosten, Kleinasien und den andern benachbarten asiatischen Ländern, äußern. Ein ganz andres Gesicht und reicher ausgefülltes Leben wird der Orienthandel erhalten, wenn fast alle Orientwaren von Indien, Persien, Kleinasien, von den Balkanländern durch Europa hindurch auf bestimmten Wegen frei passieren können, ebenso die Rückfrachten nach dem Orient von allen Großmächten und Balkanländern.

Die Entwicklung und Sicherung des Verkehrs auf der Donau und den verbindenden Eisenbahnlinien nach dem Adriatischen und Aegäischen Meere durch

Digitized by Google

eine Freihandelszone ist eine Notwendigkeit und bedeutet einen der größten Fortschritte im Welthandel sowie eine starke Friedensgarantie im nahen Orient. Eine großzügig denkende und tätige Handelsdiplomatie muß die Expansionsdiplomatie, die nicht selten vom Nationalitätenhaß inspiriert ist, ersetzen. Europa wird nicht zur Ruhe kommen, wenn die Diplomatie der Großmächte sowohl wie auch die der kleineren Staaten stets Grenzerweiterungen als Ziel betrachten. Die Geschichte hat als Lehrmeisterin genugsam gezeigt, daß jede Expansionspolitik selbst nach erfolgreicher Durchführung ihrer Pläne neue Keime für neue Kriege hinterläßt. Auch der erfolgreichste Sieger wird aus einem großen Kriege mit den schwersten Wunden heimkehren und Milliardenopfern, die auf Jahrzehnte den Wohlstand selbst der siegreichsten Nation vernichten; hingegen kann eine einzige große Freihandelsstraße für den Welthandel den Aufschwung und das Wohl vieler Völkerschaften veranlassen und dauernd heben. Ein solch segensreiches Werk des Friedens zu stiften, dafür bietet sich jetzt die günstigste Gelegenheit, und die Machtfrage, die sich hierbei aufrollt, ist gegenwärtig leichter zu lösen, als wenn sich die Verhältnisse anders wie heute zugespitzt haben und wenn zuletzt die Not infolge des erdrückenden Uebergewichtes der außereuropäischen Weltwirtschaftsreiche die europäischen Staaten zum wirtschaftlichen Zusammenschluß zwingen müßte, aber dann zu einer Zeit, wo es sicher zu spät ist, um mit Gewinn gegen den heranflutenden außereuropäischen Wirtschaftsstrom anzukämpfen. Mag dem heutigen Europa der Vorwurf einer Politik der verpaßten Gelegenheiten erspart bleiben. Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat.

Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen

Biographische Skizze aus den Jahren 1806 bis 1836

Von

Julie v. Goßler

Wenn uns in diesem Jahre die 1813 geschehenen Ereignisse in besonders eindrucksvoller Weise in Wort und Bild wieder vor Augen geführt werden, so gehört wohl in erster Linie in die Reihe edler Frauengestalten, deren Andenken mit jener Zeit eng verknüpft ist, das Bild der Fürstin Luise Radziwill, geborenen Prinzessin von Preußen, der Schwester Louis Ferdinands, der Freundin der Königin Luise. — Ihre im Sommer 1912 in deutscher Uebersetzung erschienenen Memoiren ergeben ein ausführliches Lebensbild bis zum Jahre 1815, das, teilweise wenigstens, fortgeführt wird durch das Werk Bruno Hennigs: „Elisa Radziwill, ein Leben in Liebe und Leid". Trotzdem bleiben noch einige Lücken auszufüllen für das letzte Drittel ihres Lebens, vor allem für die Jahre

Digitized by Google

1815 bis 1820. Dies in erschöpfender Weise zu tun, konnte selbstverständlich nicht das Ziel dieser anspruchslosen Skizze sein, die in abgekürzter Form einem zusammenhängenden Lebensbilde der Fürstin entnommen ist. Sie bezweckt lediglich, auch ihrerseits zur Belebung des Andenkens dieser Hohenzollerntochter beizutragen, indem versucht wurde, in großen Zügen ihr Leben darzustellen, und zwar beginnend von dem Zeitpunkt ab, an dem die Fürstin persönlich hineingezogen wurde in das Geschick ihres Vaterlandes, insbesondere in das des Königshauses. Das freundschaftliche Verhältnis, das sie schon damals mit fast allen seinen Gliedern verband, wurde auch in späteren Jahren, als die Liebe des jungen Prinzen Wilhelm zu ihrer Tochter Elisa sie in eine besonders schwierige Lage versetzte, nicht zerstört. Ihr seltener Herzenstakt, verbunden mit größter Klarheit und Schärfe des Verstandes, befähigte sie, in allen Lebenslagen den allein richtigen Weg zu erkennen und zu verfolgen.

Zur Orientierung sei vorausgeschickt, daß Prinzeß Luise von Preußen am 24. Mai 1770 als Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, des jüngsten Bruders Friedrich des Großen geboren wurde. Ihr folgten drei Söhne, Louis Ferdinand, Heinrich und August, von denen Louis Ferdinand und der frühverstorbene Heinrich ihre unzertrennlichen Gefährten waren. Da das Leben in ihrem Elternhause kein harmonisches war, so entfaltete sich das Wesen Prinzeß Luisens erst völlig in ihrer Ehe, die sie am 17. März 1796 mit Prinz Anton Radziwill schloß, einem Sproß aus altlithauischem Geschlecht von ehemals souveräner Machtstellung, das jedoch durch die Teilung Polens zu dem Range begüterter Magnaten herabgedrückt worden war. Diese Ehe mit dem künstlerisch bedeutenden Prinzen, der äußere Vorzüge mit den reichsten Herzens- und Verstandesgaben vereinte, gestaltete sich trotz des Rangunterschiedes wie des der Konfession, der Nationalität und des Alters — Prinzeß Luise war fünf Jahre älter als ihr Gatte — zu einer selten harmonischen Verbindung, die siebenunddreißig Jahre lang Prinzeß Luise ein in dieser Beziehung ungetrübtes Glück geschenkt hat. Bis zum Jahre 1806 waren dem prinzlichen Paar fünf Kinder geboren worden, Wilhelm 1797, Ferdinand 1798, Luise 1799, Helene 1802 (gestorben 1803), Elisa 1803.

1806 bis 1815

Es war am 11. August 1806 während der Probe zu einer Aufführung, die für Prinz Karl von Mecklenburg, den Bruder der Königin, veranstaltet wurde, als diese Prinzeß Luise Radziwill unter Tränen zuflüsterte, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei. Zwar fand das Fest am folgenden Tage noch statt, aber es glich mehr einer Trauerversammlung als einer heiteren Geburtstagsfeier. Schon am 6. September kam die Marschorder für Louis Ferdinand. Neben dem Abschiedsschmerz um den geliebten Bruder litt Prinzeß Luise tief unter einer Verstimmung, die zwischen ihm und dem König herrschte. Weder dieser noch die Königin empfingen ihn vor seinem Ausrücken, eine Härte, die Prinzeß Luise lange nicht verwinden konnte. Ihr selbst sagte eine Vorahnung, die sie so oft empfunden hat in den entscheidenden Augenblicken ihres Lebens,

Digitized by Google

daß es eine Trennung auf immer sei, d. h. für dieses irdische Leben. Als sein Vermächtnis legte Louis Ferdinand ihr in letzter Stunde seine Kinder ans Herz, den dreijährigen Louis und die zweijährige Blanche, die, hervorgegangen aus seiner Verbindung mit Paula Fromm, zärtlich geliebt von ihm, in einer Umgebung aufwachsen sollten, die geeignet war, alles Gute in ihnen zu entwickeln. Wenn je eine Bitte Erfüllung gefunden hat im weitesten Maße, so war es sicherlich diese!

Am 20. September verließ auch das Königspaar Berlin, nicht ohne bewegten Abschied von Prinzeß Luise genommen zu haben, wobei sie auch liebevoll Louis Ferdinands gedachten. Angstvolle Tage folgten, ausgefüllt durch die Bemühung Prinz Antons, schriftlich beim König Gehör für seine Landsleute zu finden, die teilweise wenigstens ihre Dienste angeboten hatten, unter ihnen Fürst Poniatowski. Unbegreiflicherweise fand dieses Anerbieten, wie so vieles für uns damals Wertvolle, keine Beachtung. Am 10. Oktober, dem Todestage Louis Ferdinands, bestärkte eine unerklärliche Erscheinung Prinzeß Luise noch in ihren bangen Vorgefühlen. Am 11. kam die Nachricht von ausgebrochenen Feindseligkeiten, aber erst der 13. Oktober brachte die volle Gewißheit. Während der ganze übrige Hof bei Prinzeß Wilhelm von Preußen[1]) zur Geburtstagsfeier versammelt war, erfuhr Prinzeß Luise in Bellevue die Bestätigung aller ihrer Ahnungen. Es war eine der schwersten Stunden ihres Lebens! Nicht nur die Gewißheit, den geliebten Bruder verloren zu haben, auch die Kluft, die sich in dieser Stunde zwischen ihr und ihren Eltern wieder auftat, die mit Ruhe, ja geradezu mit Teilnahmlosigkeit den schweren Schlag ertrugen, erschütterte sie tief. Erst ihres Gatten warmes Mitgefühl löste ihren starren Schmerz. Während ihre Eltern in Anbetracht ihres hohen Alters beschlossen, in Berlin resp. in Bellevue zu bleiben, mußte sie selbst sich schweren Herzens am 18. Oktober zur Abreise entschließen mit ihrem Gatten und ihren vier Kindern, begleitet von Gräfin Neale und Herrn v. Brancion, einem Freund ihrer Familie. Am 20. des Monats wurde Stettin erreicht, am 1. November Oliva bei Danzig. Hier in Danzig fand sich fast die gesamte königliche Familie wieder zusammen, die königlichen Kinder mit Prinzeß Solms, der Schwester der Königin, Prinz und Prinzeß Wilhelm, die eben von einer Tochter entbunden worden war, und eine Schwester des Königs, die früher so heitere Mimi, Prinzeß von Oranien, deren Gatte schon seit drei Jahren seines angestammten Landes beraubt war. Drückend war vor allem der Mangel an ausreichenden Geldmitteln. Da Prinz und Prinzeß Ferdinand jede Beihilfe verweigert hatten, eine Verbindung mit Warschau vorläufig nicht herzustellen war, so mußte eine Anleihe bei der Großherzogin von Sachsen-Weimar, die sich ebenfalls auf der Flucht nach Rußland befand, die notwendigsten Ausgaben decken. Mitte November erreichte Prinzeß Luise als erstes Mitglied der königlichen Familie Königsberg, das vorläufige Ziel ihrer Flucht.

---

[1]) Prinzeß Marianne von Preußen, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs.

Digitized by Google

Es waren Monate, ja Jahre schwerster seelischer und körperlicher Not und Sorge, die nun über sie hereinbrachen. Bald nach ihrer Ankunft erkrankte ihr ältester Sohn Wilhelm an dem in Königsberg herrschenden Typhus, der ihn wochenlang zwischen Leben und Tod schweben ließ. Dazu mußte Prinz Anton sich doch endlich zu einer Reise nach Polen entschließen, da seine Mittel vollständig erschöpft waren. Während er sich auf dem Wege nach Warschau befand, zog Napoleon dort ein, von den Polen enthusiastisch begrüßt als Vaterlandsretter, der gekommen sei, ein selbständiges Königreich Polen wieder herzustellen. Wollte Prinz Anton sich nicht, von den Verhältnissen gezwungen, gleichfalls Napoleon anschließen, so mußte er jede Begegnung mit dem Kaiser vermeiden. Er kehrte daher Anfang Dezember unverrichteter Dinge nach Königsberg zurück, wo den Flüchtlingen jetzt wenigstens einen Monat verhältnismäßige Ruhe beschieden war, aus dem erst Napoleons Heranmarsch, Anfang Januar, sie wieder aufschreckte. — Es waren vielleicht die schwersten Tage ihres Lebens für Prinzeß Luise, als der Hof am 4. Januar 1807 mit der todkranken Königin nach Memel flüchtete, als ihr Gatte sich zur Reise nach Galizien und Böhmen entschließen mußte, während sie selbst, durch Wilhelms Krankheit festgehalten, sich und ihre Kinder schutzlos dem Zorne Napoleons preisgegeben sah. In diesen Stunden höchster seelischer Qual war es, wenn wir ihre Aufzeichnungen und späteren Notizen recht verstehen, daß sie den Grund und die Richtschnur ihres ganzen späteren Lebens fand, den lebendigen Glauben an Gott. War es ihr bis dahin Bedürfnis gewesen, im Zusammenhang zu bleiben mit der göttlichen Macht, die nach ihrem Gefühl unabweisbar in unser Leben hineinragt, so wurde von jetzt ab ihr Verhältnis zu Gott das eines vertrauensvollen, demütigen Kindes.

Die schwerste Prüfung, eine Trennung von ihrem Gatten, wie eine Begegnung mit dem Kaiser, wurde ihr erspart. Durch russische Truppen aufgehalten, schlug Napoleon sein Hauptquartier in Osterode statt in Königsberg auf, so daß es Prinzeß Luise möglich war, Anfang Februar mit den Ihren dem Hofe nach Memel zu folgen. Am 10. des Monats langte sie dort an und nahm bei einem Kaufmann, dem Geheimrat Simpson, Wohnung. Hier in der am Meer gelegenen freundlichen kleinen Stadt mit den saubern Häusern, mit den von Bäumen eingefaßten Straßen, deren breiteste man scherzweise „Unter den Linden“ nannte, war den Flüchtlingen eine verhältnismäßig ruhige Zeit beschieden. Es war, als ob man auf einer entlegenen Insel gelandet sei, zu der nur undeutlich noch das Brausen des Weltgetriebes herüberdränge, und unwillkürlich folgten die meisten, äußerlich wenigstens, dem Beispiel des Königs, der seinen Tag in regelmäßiger Beschäftigung zubrachte, scheinbar unberührt von den Vorgängen des Krieges. Ganz allmählich bildete sich sogar wieder eine Art Hofleben heraus, das dem Potsdamer an Einförmigkeit und Langeweile nichts nachgab, wie Gräfin Voß schreibt. In den Morgenstunden besuchten die Königin und Prinzeß Luise fast regelmäßig Prinzeß Wilhelm, die damals leidend war nach dem Verlust ihrer beiden Kinder, und hier in der Stille schlossen die drei

Digitized by Google

Fürstinnen den festen Freundschaftsbund, der nur zu früh durch den Tod der Königin zerrissen wurde. In diesen Stunden holte die Königin sich Mut für die täglich neue Aufgabe, den unter der Maske des Gleichmuts tief erschütterten König wieder aufzurichten. Nach der Mittagstafel wurden gemeinsame Ausflüge unternommen zu Wagen und zu Schlitten oder die Königin ritt an warmen Tagen mit Prinz Anton spazieren, dessen stets gleichbleibende teilnahmsvolle Liebenswürdigkeit ihn in dieser Zeit, in der das Königspaar von so vielen unzufriedenen und verbitterten Gesichtern umgeben war, zu einem besonders willkommenen Gesellschafter machte. Der Abend versammelte dann einen größeren Kreis bei der Königin, bei Prinzeß Luise oder Gräfin Voß, dessen Teilnehmer zwar wechselten, zu dem aber doch regelmäßig Hufeland, der Arzt der königlichen Familie, gehörte und — wenn in Memel anwesend — Ludwig von der Marwitz, der Reorganisator der Landwehrkavallerie der Mark, Staegemann, der Mitarbeiter Steins, Gneisenau u. a., auch ein großer Teil der ausgewechselten Offiziere und Ausländer.

Im Frühjahr 1807, in der Abwesenheit des Königspaares, traf Prinzeß Luise ein neues Unglück, die schwere Erkrankung der siebenjährigen Lulu. Von einem umstürzenden Teekessel verbrüht, siechte das bis dahin besonders schöne und blühende Kind langsam dahin, „ma petite fiancée", wie Louis Ferdinand so oft scherzend die braunlockige, kleine Nichte genannt hatte. Auch nahten jetzt Preußens dunkelste Tage, von Prinzeß Luise aufs schmerzlichste empfunden, die Niederlage bei Friedland, das Zusammentreffen der Königin mit Napoleon, der Friede zu Tilsit. Da ihr Gatte abwesend war auf einer Reise nach Wien, wohin er mit einem Spezialauftrag der Monarchen, des Königs und des Kaisers Alexander, zur Regelung der polnischen Frage gesandt worden war, stellte sie einen ausführlichen Bericht über diese Ereignisse für ihn zusammen, der noch heute eine der wichtigsten Grundlagen für die Kenntnis jener Vorgänge bildet.

Mit der Rückkehr des Königspaares nach Memel am 10. Juli — auch Prinz Anton kehrte im Laufe des Sommers dorthin zurück — begann trotz der niedergedrückten Stimmung auf allen Seiten ein regeres, geselliges Leben in der im Sommer einem Badeort gleichenden Stadt. Fürstliche und andre Gäste kamen, vor allem Mitte Oktober, sehnlichst von allen erwartet, Freiherr vom Stein, der Nachfolger Hardenbergs. Wenn es wahr ist, daß der sittliche Wert eines Menschen durch die Wahl seines Umganges bestimmt wird, so war der Prinzeß Luisens ein ungewöhnlich hoher. Die Besten und Edelsten nicht nur ihres Landes, sondern aller Nationen, mit denen sie in Berührung kam, fühlten sich zu ihr hingezogen. Stein, Gneisenau, Marwitz, Humboldt, die Neuschöpfer eines versinkenden Preußens, zählten zu ihren Freunden, die nicht nur in ihr die Fürstin aus Hohenzollerngeschlecht verehrten, sondern vor allem die Frau mit dem klaren Verstand und dem warmen Herzen. Zu dieser ernsteren Lebensrichtung, durch Prinzeß Luise vertreten, fügte Prinz Anton die heitere Anmut des Künstlers. Wo immer er einen Kreis Gleichgesinnter fand, gleich ihm daheim in der Welt des Schönen, fühlte er sich heimisch, gleichviel ob in Berlin oder Memel. So

Digitized by Google

kam es, daß an Prinzeß Luisens Teetisch, vorübergehend wenigstens, noch eine gewisse Atmosphäre von Heiterkeit herrschte, wie sonst nirgends. Trotzdem waren auch für sie die Verhältnisse traurig genug. Wieder mußte sie, Lulus wegen, zurückbleiben, als der Hof am 3. Januar 1808 nach Königsberg zurückkehrte, wohin sie ihm erst Ende des Monats zu folgen vermochte. Hier in Königsberg traf sie endlich wieder mit einem Mitglied ihrer engeren Familie, ihrem Bruder August, zusammen, der im Oktober 1807 auf Ehrenwort aus der französischen Gefangenschaft entlassen worden war. Es war ein dauernder Schmerz für Luise, daß sie zu diesem einzig noch lebenden Bruder kein inneres Verhältnis hatte. Durch die systematische Verwöhnung der Mutter, die ihn zur Selbstsucht und Eigenliebe seinen Geschwistern gegenüber erzogen hatte, war eine Kluft zwischen ihnen entstanden, die keine Bemühung zu überbrücken vermochte. Zwar führte der gemeinsame Schmerz um Louis Ferdinand und um Preußen eine vorübergehende Annäherung herbei, aber zu einem wirklichen Verstehen ist es nicht gekommen.

Am 3. April wurde Lulu von ihren Qualen erlöst. Es war das erste, bewußte Losreißen Prinzeß Luisens von einem ihrer Kinder — ihre Tochter Helene war nur wenige Monate alt gewesen als sie starb —, aber ihr fester Glaube an Gottes Güte in allen seinen Führungen half ihr das schwere Leid zu ertragen.

Ein äußerlich stilles Jahr folgte, innerlich dagegen reich bewegt durch den Kampf hie Stein — hie Hardenberg. Während Prinzeß Luise Stein in diesen Tagen als den einzig möglichen Retter für Preußen ansah, wünschte die Königin, zu erschöpft, um den täglichen, kleinen Zusammenstößen zwischen ihm und dem König zu begegnen, ihn durch den konzilianten Hardenberg zu ersetzen. Nicht nur der Haß Napoleons gegen Stein, auch der Wunsch der Königin und ihrer Umgebung haben zu seiner Entlassung beigetragen. Am 10. Dezember 1808 schied Stein von Königsberg, mit ihm ein treuer Freund für Prinzeß Luise, der ihr teilweise wenigstens durch Wilhelm v. Humboldt ersetzt wurde. Während das Königspaar, von Prinz August begleitet, sich am russischen Hofe aufhielt, wurde am 3. Januar 1809 Prinzeß Luisens dritter Sohn geboren, Boguslaw genannt, nach dem Sohne jenes Prinzen Radziwill, der mit einer Hohenzollernprinzeß, einer Tochter des Großen Kurfürsten, vermählt gewesen war. — Noch ein Jahr fern von der eigentlichen Heimat war den Verbannten beschieden. Für Prinzeß Luise war es eine friedliche Zeit, beglückt durch das stete Zusammensein mit Gatten und Kindern, denen sie sich mit einer Ausschließlichkeit widmen durfte, wie selten wieder im späteren Leben. Nur das zunehmende Leiden der Königin warf einen dunkeln Schatten auf diese Zeit. Nach der Geburt des neunten Kindes der Königin, Prinz Albrecht, am 4. Oktober, rüstete sich der Hof zur Abreise nach dem geliebten Berlin, in dem Prinzeß Luise, wiederum als erste der königlichen Familie, am 22. Dezember 1809 anlangte.

Es war die Mittagshöhe des Lebens, auf der sie jetzt stand. In ihrem vierzigsten Jahr stehend, von Gatten und Kindern umgeben, hatte ihre Erscheinung

Digitized by Google

wie ihr Wesen durch die schweren Schicksalsschläge diejenige Harmonie und Tiefe erlangt, die sie so unendlich anziehend für alle ihr Näherstehenden machte. Ihre Gestalt war imponierender geworden, ihr Wesen noch gütiger und selbstloser bei aller Klarheit des Verstandes. Mit dem Tode der Königin wurde sie der eigentliche Mittelpunkt des Hofes, da Prinzeß Wilhelm, von Natur schüchtern und steif, sich nur den unumgänglichsten, geselligen Pflichten unterzog. Vielleicht kann man Prinzeß Luise den Vorwurf eines Zuviel in bezug auf Geselligkeit nicht ersparen, aber was sie selbst gern entbehrt hätte, war, wie es scheint, Lebensluft für Prinz Anton. Seine heitere, stets der sonnigen Seite des Lebens zugekehrte Natur bedurfte dieses Rahmens von fröhlichen, anregenden Gästen, um sich in all seiner Fülle entfalten zu können. Mit der Rückkehr nach Berlin siedelte Louis und Blanche v. Wildenbruch, die Kinder Louis Ferdinands, zu Prinzeß Luise über. Es war ein neuer Geist, der mit ihnen in das Radziwillsche Haus einzog. Während alle Kinder Prinzeß Luisens, aufgewachsen in der glücklichen Atmosphäre ihres Elternhauses, liebevoll und leicht zu leiten waren, besaßen Louis und Blanche einen mehr kritischen Verstand und waren leicht geneigt, durch Witz und Spott die tieferen Gefühle in sich zu ersticken. Wenn auch natürlicherweise diese Eigenart erst in späteren Jahren zum Ausdruck kam, so war doch von Anfang an ihre Erziehung keine leichte Aufgabe für Prinzeß Luise. Trotzdem hingen beide zeitlebens mit inniger Zuneigung an der geliebten Pflegemutter, deren Erziehungssystem durchaus auf Vertrauen und Liebe gegründet war. — Kritische Geister waren nicht immer einverstanden mit der Kindererziehung im Radziwillschen Hause. Man tadelte die vielen Maskeraden und Kinderbälle, an denen die Kleinen teilnahmen, wie überhaupt ihr vorzeitiges Heranziehen zur Geselligkeit. Wie man auch darüber denken mag, eins gewährte Prinzeß Luise ihren Kindern im vollsten Maße, entgegen aller damaligen Sitte, das stete Zusammensein mit den Eltern. Gräfin Bernstorff entwickelt in ihren Memoiren ein anschauliches Bild von diesem Familienleben (siehe I, S. 277),[1]) wie in der Mitte eines großen Saales Prinz Anton zeichnet, Prinzeß Luise ihre Korrespondenz erledigt, während in den verschiedenen Ecken des gleichen Raumes der Unterricht der Kinder stattfindet.

Das Jahr 1810 brachte Prinzeß Luise mit dem ganzen Volke den schweren, nie ganz verwundenen Verlust der Königin. Bekannt ist deren letzter Brief an die geliebte Freundin, mit der sie im Frühjahr 1810 noch acht frohe Tage im blütenumwobenen Potsdam verlebt hatte, mit seiner merkwürdigen Unterschrift „Louise, Auguste, Wilhelmine, Amalie reine de Prusse, née le 10 mars 1776, gestorben, das weiß ich noch nicht, geborene Prinzeß von Mecklenburg." Mit liebevollster Fürsorge nahm Prinzeß Luise sich der verwaisten Kinder an, besonders der heranwachsenden Söhne, von denen schon damals der dreizehnjährige Wilhelm mit seinem tiefen Gemüt bei äußerer Ruhe ihr besonderer Liebling war.

Der Winter 1810/11 verlief still und bedrückt, nicht nur durch die Trauer

[1]) Gräfin Elise v. Bernstorff. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835.

Digitized by Google

um die Königin, auch die Stimmung des ganzen Volkes war teils niedergedrückt, teils gärend in allerhand mit mystischen Reden umwobenen Plänen zur Abschüttelung des Fremdjoches, an dem vor allem die Mitglieder des Tugendbundes beteiligt waren, eines 1808 von Staegemann u. a. in Königsberg gegründeten sittlich-wissenschaftlichen Vereins, der zwar offiziell schon wieder aufgehoben war, in der Stille aber weiterwirkte und zu dessen Mitgliedern man auch, ob mit Recht, ist nicht erwiesen, Prinzeß Luise zählte. Sie selbst war leidend in dieser Zeit, so daß nur die Näherstehenden sich bei ihr versammelten, deren Häuser sich in der Wilhelmsstraße eins an das andre reihten. Die Dönhoffs, Recks, Redens, Gräfin Brühl mit ihrer Tochter Marie v. Clausewitz und ihrer Enkelin Fanny von der Marwitz, sie alle bildeten mit den Radziwills einen Kreis, dessen wahrhaft vornehme Gesinnung und innere Schlichtheit von der später in neuem Glanze auflebenden Geselligkeit nicht wieder erreicht worden ist. Am 10. Juli 1811 wurde Prinzeß Luisens vierter Sohn geboren, Wladislaus, „der", wie sie in ihren Erinnerungen schreibt, „neunzehn Jahre lang mein ganzes Glück gewesen ist" (S. 253). Vielleicht gerade, weil die Geburt jedes Kindes ihr fast das Leben kostete, liebte sie alle mit einer so innigen, wahrhaft enthusiastischen Zärtlichkeit, daß es nur zu begreiflich erscheint, daß auch ihrerseits die Kinder mit einer ganz besonders warmen und bewundernden Liebe an der Mutter hingen. Auch zu den Großeltern, Prinz und Prinzeß Ferdinand bildeten die Enkel eine Brücke, trotzdem blieb das Verhältnis durch die stets rege Eifersucht der Prinzeß Ferdinand mehr ein formelles als ein inniges.

So kam das Frühjahr 1812 heran und mit ihm Napoleons fast fabelhafte Rüstungen gegen Rußland. Auf einem Maskenball im Radziwillschen Palais erfuhr man zuerst Näheres über die Bedingungen der Allianz, die Preußen, durch die Umstände gezwungen, mit Frankreich hatte schließen müssen gegen den einzigen, aussichtsvollen Bundesgenossen Rußland. Zahlreiche Freunde der Radziwills, unter ihnen Gneisenau und Clausewitz, verließen damals ihr Vaterland, um in russischen oder englischen Diensten gegen Napoleon, aber auch gegen 20000 Preußen zu kämpfen. Unter einem dumpfen Druck, wie in der Erwartung unerhörter Ereignisse verging der Sommer. Endlich am 14. Dezember kamen die ersten, gewissen Nachrichten von dem Untergang der französischen Armee und der Ankunft Napoleons in Paris. Mitten in dieser Zeit höchster, seelischer Spannung, am 29. Januar 1813, wurde Prinzeß Luisens achtes Kind geboren, eine Tochter, die den Kinderreigen im Radziwillschen Hause beschloß. Schnell und leicht wie sonst nie, erholte sich diesmal die Prinzeß, so daß im März, in der allgemeinen Jubelstimmung Berlins über den Abzug der Franzosen, die Taufe der kleinen Wanda stattfinden konnte, bei der York und Wittgenstein Pate standen. Wieder wie im Jahre 1806 begann jedoch die Zeit des Kampfes mit einem schweren Verlust für Prinzeß Luise. Ende April erkrankte Prinz Ferdinand und schloß am 2. Mai, dreiundachtzigjährig die Augen. Kein großer Geist ging mit diesem letzten Bruder Friedrich des Großen zur Ruhe, aber ein liebevolles Herz hatte aufgehört zu schlagen, liebevoll besonders für Prinzeß

Digitized by Google

Luise, für die mit seinem Tode in Wahrheit das Elternhaus sich schloß. Wieder ließen ihr die kriegerischen Ereignisse keine Muße zu stiller Trauer. Am 16. Mai mußte sie sich gegen ihren Willen zur Flucht nach Frankfurt a. O. entschließen, da ein französisches Heer auf Berlin zu marschierte. Erst Mitte Juni traf sie mit ihrem Gatten, nach einem flüchtigen Wiedersehen in Frankfurt, in Berlin wieder zusammen. Sie schildert die Wonne eines solchen Wiedersehens in folgenden Worten (Memoiren S. 284): „Mein Mann kam völlig unerwartet ins Wohnzimmer herein. Seine bloße Gegenwart genügt schon, um unser Dasein zu beleben. Alles nimmt ein lachendes Aussehen an, wenn er in unsrer Mitte weilt. Seine Heiterkeit, seine liebenswürdige Natur, seine Liebe und Zärtlichkeit für die Seinen machen das Glück unsers ganzen Hauses aus." Trotzdem Prinz Anton seiner ganzen Anlage nach eine durchaus unpolitische Natur war, verlangte doch sein strenges Pflichtgefühl, daß er sich stets, soviel in seinen Kräften stand, den Geschicken seines unglücklichen Vaterlandes widmete. Es ist gewiß ein schönes Zeugnis für die seltene Harmonie dieser Ehe, daß in diesen Jahren, in denen oft der Preuße sich mit dem Preußen politisch nicht zu verständigen vermochte, die Verschiedenheit der Nationalität keine Störung zwischen den Gatten hervorrief. Ebenso natürlich wie es für Prinz Anton war, für Polens Einigkeit zu wirken, ebenso selbstverständlich erschien es ihm, daß sein Sohn, in dessen Adern Hohenzollernblut floß, in die Reihen der preußischen Kämpfer eintreten würde. Als daher nach Ablauf des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten von neuem begannen, zog auch der sechzehnjährige Wilhelm Radziwill, bei der Bülowschen Armee eintretend, mit ins Feld. Nicht ohne heiße Sorge sah Prinzeß Luise den Sohn scheiden, und doch war sie erfüllt von einem wehmütigen Gefühl der Genugtuung bei dem Gedanken, daß zwei ihrer nächsten Angehörigen, ihr Sohn und ihr Bruder, dabei beteiligt waren, den Tod Louis Ferdinands zu rächen. Sie selbst widmete sich in dieser Zeit, in der die persönliche Sorge völlig zurücktrat hinter der Not der Allgemeinheit, ganz der Fürsorge für die Verwundeten und Kranken, die bei den mangelhaften Einrichtungen der Lazarette und Krankenhäuser Berlins fast gänzlich auf die private Pflege angewiesen waren. In ihrem Palais, dessen Räume zu Krankensälen umgewandelt wurden, nahm sie hauptsächlich die Landsleute ihres Gatten auf, von denen 100 000 unter Fürst Poniatowski auf der Seite Napoleons gekämpft hatten.

Das Frühjahr 1814 brachte einen völlig ungeahnten Umschwung in den äußeren Verhältnissen Prinz Antons und seiner Familie hervor. Trotz des Reichtums seines Vaters hatte er in den letzten Jahren fast dauernd mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen gehabt, durch die Weigerung des Fürsten Palatin,[1]) die bei Prinz Antons Vermählung ausgemachte jährliche Apanage von 30 000 Talern auszuzahlen. Nun plötzlich versetzte ihn die unerwartete Erbschaft des im November 1813 verstorbenen sechsundzwanzigjährigen Chefs des Hauses Radziwill, Fürst Dominik, dessen ungeheure Majorate von Niesvicz, Olika und Mir, ver-

[1]) Der Vater Prinz Antons, Fürst Michael, war der letzte Palatin von Wilna.

Digitized by Google

bunden mit dem Fürstentitel, von einem Onkel auf Prinz Anton übertragen wurden, nicht nur in eine unabhängige, sondern glänzende Lage.

An ihrem achtzehnten Hochzeitstage erhielt Prinzeß Luise die Nachricht, daß das auf den Gütern ruhende Sequester, veranlaßt durch die Beteiligung Fürst Dominiks an dem Feldzug Napoleons 1812, vom Zaren aufgehoben sei. Sie schreibt: „Heut ist mein achtzehnter Hochzeitstag. Es wird gewiß wenig Frauen geben, die sich dieses Tages mit so viel Befriedigung und so dankbaren Gefühlen gegen die über ihrem Schicksal waltende Vorsehung erinnern (wie ich). Der heutige Tag brachte mir vor achtzehn Jahren mein Eheglück, vor siebzehn die Hoffnung auf Wilhelms nahe bevorstehende Geburt, im vorigen Jahre Wandas Taufe und heut morgen diese gute Nachricht. Gott sei tausendmal gedankt.“

Noch war indessen die Zeit stillen, ungetrübten Familienlebens nicht gekommen. Auf dem Wiener Kongreß bemühte sich Fürst Anton noch einmal vergebens, die Wiederherstellung seines Vaterlandes, vor allem durch Hilfe des Zaren, zu erlangen. Im Februar 1815 entschied sich Polens Schicksal, dessen Hauptmasse, das Großherzogtum Warschau, als Königreich Russisch-Polen an Rußland fiel, die Kernlande, Posen mit Thorn und Kalisch, an Preußen. Am 22. April d. J. wurde der Fürst zum Statthalter von Posen ernannt. Eine neue Phase begann in seinem und Fürstin Luisens Leben. (Schluß folgt)

Fürst Bülows „Deutsche Politik“

Von

Friedr. Noack (Rom)

Die Abhandlung über deutsche Politik am Eingang des dreibändigen Werkes „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“ hat Fürst Bülow nicht aus eignem Antrieb geschrieben. Es bedurfte dringender Bitten der Herausgeber des vaterländischen Unternehmens, um ihn aus der strengen Zurückhaltung heraustreten zu lassen, die der vierte Reichskanzler seit dem Ausscheiden aus seinem Amt sich auferlegt hat. Wenn der Fürst sich entschloß, über die Politik des Vierteljahrhunderts zu schreiben, von dem seine Regierungsjahre den bedeutsamsten Teil bilden, so geboten ihm Charakter und Gesinnung, unter Verzicht auf Enthüllungen und Polemik jeglicher Art, von Ereignissen, Zuständen und Personen ausschließlich sachlich und mit der abgeklärten, maßvollen Ruhe zu sprechen, die heute noch mehr als in den Jahren seiner staatsmännischen Tätigkeit seinem Wort das Gepräge gibt. Dadurch gerade wird diese Schrift so überaus lehrreich für alle, die am Leben des deutschen Volks teilnehmen, für alle Parteien ohne Ausnahme, für Regierende wie für die Regierten. Hätte ich staatsbürgerlichen Unterricht zu geben, so müßte diese Abhandlung vor allem in den Händen meiner Schüler, der reifen Jugend wie der Erwachsenen, sein

Digitized by Google

als Grundlage politischer Einsicht. Ihr eigenartiger Wert liegt einmal darin, daß der Verfasser keine graue Theorie darbietet, sondern aus dem praktischen Beispiel und dem Selbsterlebten politische Weisheit entwickelt, die durch eine ungemein gründliche Kenntnis der Geschichte und der Schätze der Weltliteratur genährt ist, und weiter darin, daß er mit aller nüchternen Verstandesklarheit ein echt deutsches Empfinden vereinigt, den gesunden Idealismus deutschen Pflichtgefühls und warmer Vaterlandsliebe.

Mit seinem weiten historischen Blick behandelt der Fürst Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik so meisterhaft klar, daß das Wirrsal der einander durchkreuzenden Ereignisse, Reibungen, Zwischenfälle und Verhandlungen sich in die einfachsten Linien auflöst und in so lichter Verständlichkeit vor uns liegt wie ein mathematischer Lehrsatz. Die unerbittliche Hervorkehrung unsres deutschen Interesses erfolgt dabei ohne die geringste Unbilligkeit gegen fremde Völker, weder gegen England noch gegen Frankreich. Obschon Bülow zum Beispiel von der Unversöhnlichkeit der Franzosen gegen uns überzeugt ist, läßt er ihnen doch auf Grund trefflicher Kenntnis ihres Charakters und Geisteslebens alle Gerechtigkeit widerfahren, so daß auch jenseits der Vogesen seine Schrift ohne irgendwelche Bitterkeit gelesen werden wird. Diese Behandlungsweise auswärtiger Beziehungen sollte dem ganzen deutschen Volk und den zu seiner Führung Berufenen als Muster dienen. Wenn der Fürst ebenso vollauf anerkennt, warum unser Emporkommen den Engländern äußerst unbequem sein muß, so weicht er doch darum kein Haarbreit von dem als notwendig erkannten weltpolitischen und Flottenprogramm ab; denn wir erkennen aus seiner Darlegung — und das sollte sich jeder Deutsche unveräußerlich einprägen —, daß die Schaffung unsrer Seemacht nicht dynastischem Ehrgeiz oder den Launen interessierter Kreise entspringt, daß sie weder eine Aeußerung nationalen Uebermuts noch eine unnütze Herausforderung andrer Mächte ist, sondern eine unerbittliche Notwendigkeit, hervorgegangen aus dem natürlichen, unwiderstehlichen Lebensdrang des deutschen Volkes. Zweifler und Kleinmütige mögen aus Bülows Buch lernen, daß unser starker Seepanzer, durch den Deutschland binnen weniger Jahre an die zweite Stelle der Seemächte gerückt ist, geschmiedet werden mußte, weil er ein unabweisbares Bedürfnis für ein Volk war, welches seit seiner politischen Einigung mit seiner Seelenzahl, seiner materiellen und geistigen Arbeit und mit seiner wirtschaftlichen Kraft weit über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgewachsen war, weil dieses deutsche Volk durch seine eigne Rührigkeit schon in die Weltwirtschaft und den Wettbewerb mit älteren Mächten eingetreten war, bevor seine Regierung zu weltpolitischen Fragen Stellung nahm. Indem die Reichsregierung unter Kaiser Wilhelm II. das Reich zur Seemacht erhoben und trotz der englischen Eifersucht mit einer starken Flotte ausgerüstet hat, so ist sie damit nur den im Volke lebenden und schaffenden Kräften gefolgt und hat ihre Pflicht als Beschützerin nationaler Arbeit und Wohlstands erfüllt.

Das Leben des Volkes mit seinen Daseinsbedürfnissen und seinem Schaffensdrang, das ist für Bülow der Mutterboden, auf dem Politik und Wirksamkeit

Digitized by Google

der Regierungen erwachsen soll. Darin liegt einer der wohltuendsten Eindrücke der politischen Auffassung des Fürsten, und dieser gesunde, fruchtbare Grundgedanke verleiht seinem System einen echt demokratischen Zug, wie stark er selbst auch die konservative Richtung seiner Politik betonen mag, ohne allerdings konservativer Parteimann sein zu wollen. In Bülow mischen sich die Traditionen des preußischen Militär- und Beamtenadels mit dem freien Selbstgefühl des hanseatischen Bürgers. Er mißt daher auch die innere Politik vielfach mit einem andern Maß als der preußische Konservative.

Der umfangreichere Teil seiner Schrift gilt der inneren Politik. Auch hier polemisiert er nicht, übt aber ungescheut eine großzügige Kritik an unsern Schwächen. Naturgemäß sagt Bülow hier manches, was nicht auf allen Seiten Zustimmung finden wird, aber eine starke Anregung zum Nachdenken findet hier jeder. Auch zur Selbstprüfung; und nach dieser Richtung muß man vor allen Dingen wünschen, daß die Schrift wirken möge. Schon in seiner Ministertätigkeit hat der Fürst die Gabe bewährt, dem Gegner entschieden gegenüberzutreten, ohne jemals zu verletzen. Diese wertvolle Fähigkeit des Fortiter in re, suaviter in modo tritt uns auch in jedem Urteil über Angelegenheiten der inneren Politik entgegen und wirkt wahrhaft vorbildlich. Ein reines Wohlwollen für seine Mitbürger — er gebraucht dies letztere Wort gern — und ein glühendes Vaterlandsgefühl klingen aus seinen Sätzen herzlich anmutend auch da hindurch, wo er ernsten Tadel nicht spart, und der Tadel gewinnt durch jene Beimischung erst recht an Gewicht. Die Abschnitte, in denen Bülow seine Wirtschaftspolitik, den Zolltarif von 1902 und seine Ostmarkenpolitik eingehend begründet, werden vielleicht auch heute noch, obwohl zum Teil der Erfolg schon dafür spricht, seine Gegner nicht völlig entwaffnen, aber auch diese können unmöglich taub bleiben gegen die ethischen Beweggründe und gegen das starke Nationalgefühl, das sich gerade in der Behandlung der Ostmarkenfrage zu einer schönen deutschen Begeisterung erhebt. Selbst die Sozialdemokratie, gegen die Fürst Bülow entschlossenen Kampf will, bis sie niedergerungen oder eine andre geworden ist, wird ehrlicherweise diesem Gegner die Anerkennung nicht versagen können, daß er von aufrichtigem Wohlwollen für die lohnarbeitenden Mitbürger, für den Teil des deutschen Volkes erfüllt, den die sozialdemokratische Partei mit trügerischen Zukunftshoffnungen ausschließlich an ihre Fahnen zu fesseln bemüht ist. Es würde gewiß um die soziale Lage und den inneren Frieden im Reich und in Preußen besser stehen, wenn alle Angehörigen der leitenden Klassen von dem Geist erfüllt wären, den Bülow in den Sätzen ausspricht: „Wir müssen unbeirrt um die Seele unsrer Arbeiter ringen“, wir dürfen den Haß der Sozialdemokratie gegen die besitzenden Klassen nicht mit Haß erwidern, „wir ehren auch am Arbeiter Gottes Angesicht“. Bülow sieht in der sozialdemokratischen Partei die Antithese des preußischen Staates, und schon darum schließt er eine Versöhnung mit ihr aus, weil ihm die preußische Eigenart die staatsbildende Kraft, das Rückgrat des staatlichen Lebens in Deutschland ist, welches nicht gebrochen werden darf. Wer wie der Fürst das Wohl der Gesamtnation als das

Digitized by Google

höchste Ziel der Politik betrachtet, der muß allerdings reaktionäre Strömungen ebenso verabscheuen wie revolutionäre. Darum geht er auch aufs strengste mit dem Sondergeist, mit den partikularistischen Neigungen ins Gericht, die den nationalen Gedanken zu überwuchern drohen. Der Erbfehler des Partikularismus ist ihm der gefährlichste Feind unsrer nationalen Zukunft, mag er sich in Stammeszwietracht äußern oder im Bekenntnishader, im Kastengeist, Standesdünkel, Klassenhaß oder Bureaukratismus. Gegen diese Auswüchse des Sondergeistes, mögen sie im Norden oder Süden wuchern, erhebt er mit ernstestem Nachdruck seine Stimme und bekämpft ihn auch als den Quell unsrer Parteizerrissenheit. Mit einem feinen Verständnis für Volkspsychologie weist er den kleinlichen Parteigeist als den schwachen Punkt im deutschen politischen Wesen nach, der uns zu unserm eignen schweren Schaden hinter die meisten großen Nationen stellt, und verlangt, daß sich das deutsche Volk einen kräftigen Gemeinsinn erwerbe, der über das Kleinliche, Trennende hinwegsieht und nur auf das große Gemeinsame zustrebt, der mit einem Wort das Vaterland über die Partei stellt. Vielleicht sieht Bülow etwas zu schwarz, wenn er fürchtet, das deutsche Volk müsse noch bittere Erfahrungen am eignen Leibe machen, bis es den ihm fehlenden politischen Sinn erwerbe. Er läßt sich wohl auch durch die parlamentarische Gewöhnung erlangen, die bei uns noch nicht alt ist, und durch den erzieherischen Einfluß einer starken Führung in der Regierung, wie sie Bülow dem deutschen Volke wünscht, einer Regierung, die eine lebendige nationale Politik treibt, „eine Politik, die den zahlreichen und immer zahlreicher werdenden Mittelstand anzieht, erhält und stärkt, die ohne bureaukratische Voreingenommenheit dem Talent auch im Staatsleben freie Bahn schafft, eine Politik, die an die besten nationalen Empfindungen appelliert", die den geistig regsamen Teil des Volkes und den Liberalismus nicht abstößt.

Es ist nicht möglich, auch nur die Kernpunkte der Staatsweisheit, die der vierte Reichskanzler in seiner Schrift niedergelegt hat, hier auf engem Raume alle zu würdigen; noch weniger ist es möglich, durch einen Auszug Ersatz zu bieten für die Lektüre der Schrift selbst. Bülows „Deutsche Politik" muß vielmehr in alle Hände kommen und gelesen, bedacht und wiedergelesen werden; so kann der erfahrene Staatsmann zum Praeceptor Germaniae auf dem Gebiet werden, wo es uns Deutschen am meisten fehlt. Nicht alle werden wohl den gleichen Nutzen daraus ziehen, aber eines können wir alle aus dem ehrlich und warmherzig geschriebenen Werke lernen: daß es keinen berechtigten Weg gibt, sich über die Mitmenschen zu erheben, als indem man ihnen dient.

Digitized by Google

Montenegro

Von

Graf Vay de Vaya E. A. S. M. — A. P.

I

Auf dem Wege nach dem Lande der Wolken

Die Straße, die Cattaro mit Cetinje vereinigt, bildet sicherlich den merkwürdigsten Verbindungsweg zwischen zwei Ländern. Von dem einen, am Meer gelegenen, nach dem andern in einer Höhe von etwa 1000 Fuß erbauten Ort muß sie buchstäblich erklettert werden. Um bequem hinaufzugelangen, müßte man sich eigentlich einer Flugmaschine bedienen.

Die Entfernungen könnten anstatt horizontal vertikal gemessen werden. Dalmatiens Grenze ist bei mehreren hundert Metern Höhe an der Felswand angezeichnet. Oberhalb fängt Montenegro an.

Da noch keine Aeroplane im öffentlichen Betriebe sind, erklimmen wir den steilen Berghang zu Pferde. Doch bin ich ganz einverstanden damit, denn dadurch habe ich wenigstens Gelegenheit, bei jedem Schritt den merkwürdigen Weg zu bewundern.

In die Felsenwand gehauen, bietet er die herrlichsten Ausblicke. An dem ungeheuren Absturz, der vom Meeresspiegel bis hoch in den Himmelsdom hineinragt, wurde wie ein Pfad die Landstraße mit wunderbarem Geschick angebracht. Unter uns gähnt der unermeßliche Abgrund, und über uns dehnt sich das weite Aetherblau. Wir haben wahrlich die Empfindung des Fliegens. Wenn wir umherschauen, gewinnen wir den Eindruck, als würden wir durch eine magische Kraft in den Weltenraum hinausgetragen.

An einem sonnigen Morgen verlasse ich Cattaro. Es ist gerade Markt, und die Erzeugnisse aus der Umgebung liegen auf Tüchern auf dem Boden ausgebreitet. Allwöchentlich finden sich die Leute aus nah und fern ein. Jedermann hat etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und für die abgesonderten Bewohner der Berge bilden die Märkte die einzige Gelegenheit, ihre bescheidenen Produkte zu verwerten.

Nachdem ich die Stadtmauern verlassen habe, führt der Weg noch an einigen Villen und Weingärten vorüber. Aber nach wenigen Wendungen bleiben sie zurück, und jegliche Pflanzenwelt wie menschliche Wohnungen hören auf. Dagegen weitet sich die Aussicht immer mehr. Tief unten schimmert gleich einem riesigen Saphir die Bucht von Cattaro, eingeengt durch metallisch glänzende Berge. Der Blick über die Stadt ist unvergleichlich. Die zwischen den winzigen Häusern sich bewegenden, drängenden Menschen erscheinen wie Ameisen, die ohne Zweck durcheinander rennen. Von oben herab betrachtet verliert die Einzelwelt an Wichtigkeit, alle tatsächlichen und vermeintlichen Werte vermindern sich mit der Entfernung.

Digitized by Google

Auf einem hervorragenden Höhepunkt erhebt sich die starke Festung. Ihre Türme ragen wie Zuckerhüte empor. Von unten gesehen, könnte man glauben, daß die Festungswerke die steilsten und höchsten Felsen krönen; je mehr man sich nähert, je mehr steigen noch schroffere, höhere Spitzen ringsum auf.

Eine Stunde und eine weitere vergeht; noch immer habe ich auf meinem Weg wie auf einer Art Leiter den Wolken entgegenzuklettern. Das schwindelnd steil abstürzende, massige graue Gestade, das den Bergen als Untergrund dient, ist zweifellos eine der überraschendsten Bildungen der Balkanhalbinsel. Während der unzähligen Drehungen, mit denen der Pfad sich emporschlängelt, stoße ich auf eine einzige menschliche Wohnung, das reinliche Zollhaus. Die Grenzen der beiden Länder berühren sich in dieser Höhe in der Mitte des Absturzes. Der untere Teil des Riesenblockes ist noch österreichisch, der Gipfel gehört Montenegro.

Es wird kaum ein merkwürdigeres, dramatischeres Land zu finden sein als Montenegro. Felsen über Felsen von den ungewöhnlichsten Formen erheben sich zu schwindelnden Höhen gegen das Himmelsgewölbe. Die Gipfel bilden eine Art weiter Krater. Das ist Montenegro.

Dantes Phantasie hätte keinen würdigeren Ort für sein Inferno finden können. Nacktes Gestein umgibt uns von allen Seiten, Steine jeder Form und Größe bedecken den Boden. Nirgends eine Fußspur, oft nicht die geringste Vegetation. Alles scheint ohne jedes Leben. Tiefe Stille ruht auf der ganzen Landschaft.

Auf den Wanderer, der von den lachenden Ufern der Adria kommt, muß diese Totenstimmung doppelt Eindruck machen. Neben der blühenden Bucht von Cattaro vermag man sich das Königreich der düsteren Berge auf dem Gipfel der Felsen nur schwer vorzustellen. Dort am Meere alles glänzend und leuchtend in einer sonnigen, üppigen Natur, hier die Landschaft von finsteren Wolken verhüllt.

Schon die einige Kilometer lange Straße, die in die Berge führt, ist mit ihren zahllosen Serpentinen durch die steilen Abstürze von packender Wildheit. Jede Wendung enthüllt neue Ausblicke, jeder Schritt bringt unerwartete Bilder. Mit dem Höhersteigen wechselt der Charakter der Gegend, selbst die Atmosphäre.

Nach kaum einer Stunde befinden wir uns in einem ganz andern Lande, als ob wir auf einem andern Planeten wären. Tatsächlich ruft dieser beständige Aufstieg die Empfindung hervor, auf dem Wege nach dem Monde zu sein. Die gleich hinter der Grenze des Königreichs sich erhebenden dunkeln Felsen können wohl die Meinung erwecken, daß wir uns auf den erloschenen Kratern des Nachtgestirnes befinden.

Beinahe ebenso unbekannt wie der Himmelskörper ist dieses ferne Reich. Das einzige europäische Land, zurzeit noch ohne Eisenbahnen, bietet wenig, um die Fremden anzuziehen. Außer dem Verbindungsweg von Antivari und Cattaro gibt es keine gebauten Straßen, keine bequemen Hotels. Abgesehen von jenen, die genötigt sind, dorthin zu reisen, geraten um des Vergnügens

Digitized by Google

willen nur wenige zufällig nach Montenegro. Diese vollständige Abgeschiedenheit hat dem Lande seine Eigenart bewahrt. Die physischen und moralischen Verhältnisse sind seit Jahrhunderten unverändert die gleichen geblieben. Die undurchdringlichen Felsen haben ihr wildes Gepräge behalten, und die Kinder der Schwarzen Berge sind noch ebenso kühn und kriegerisch wie ihre unbesiegbaren Vorfahren.

Eigentlich ist dieses Adlernest nie unterjocht worden, wenigstens nicht im strengen Sinne des Wortes. Der goldene Halbmond konnte als Großmacht wohl nominell seine rote Fahne dort aufpflanzen, in Wirklichkeit blieben die unangreifbaren Regionen jedem Eindringen verschlossen, und das Volk war nach wie vor vollständig frei.

Ueberdies kümmerte sich niemand viel um diesen verlorenen Weltwinkel. Er war zu unfruchtbar und zu arm, als daß man ihm Wichtigkeit beigemessen hätte. Die Bewohner führten als Bergvolk das denkbar einfachste Leben. Solange man sie in Ruhe ließ, waren sie zufrieden und beschäftigten sich mit ihrem bescheidenen Ackerbau.

Seit alten Zeiten Hirten, behielten sie ihre ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten unverändert bei. Das sehr arme Land verlangt, daß sein Volk mäßig sei, und da es zu harter Arbeit gezwungen wird, entwickelte es sich ausgezeichnet. Männer wie Frauen sind ausnehmend schön gebaut. In ganz Europa könnten keine kräftigeren und wohlgebildeteren Leute gefunden werden. Selbst auf dem Balkan, wo der Menschenschlag überhaupt so stark geblieben ist, ragen die Montenegriner hervor.

Schon an ihrer außerordentlichen Größe sind sie zu erkennen. Ueberdies läßt sie der sehr kleine, auf einem schlanken Nacken sitzende Kopf noch höher erscheinen. Die aufrechte Haltung und der stolze Gang, die im allgemeinen dem geringsten Hirten unter den Bergbewohnern eigen sind, geben ihnen ein edles Aussehen, und ihrer äußeren Erscheinung entspricht der Charakter.

Stolz und frei sind sie auch im Elend. Oft besitzen sie nichts, bewahren sich aber um so eifersüchtiger ihre Unabhängigkeit. Den Gipfel ihres Glückes bedeutet offenbar das schrankenlose Umherschweifen in ihrer undurchdringlichen Wildnis. Bis zu den Zähnen bewaffnet, machen sie den Eindruck, als seien sie stets im Begriff, in den Krieg zu ziehen. Kampf mit den Elementen ihrer finsteren Regionen oder mit den Nachbarvölkern bildet den Lebenszweck dieser Leute.

Kriegerisch veranlagt sind sie tatsächlich von jeher. Es ist interessant zu beobachten, wie tief dieser dem Menschengeschlecht im allgemeinen innewohnende Trieb bei ihnen eingewurzelt ist. Kaum vermag der Knabe zu gehen, so spielt er schon Schlachten. Die größte Freude empfindet dann der junge Mann, wenn er richtige Waffen erhält. Der erste Schuß gibt endlich die Möglichkeit, seinen Wert bestimmt festzustellen.

An Gelegenheit hierzu fehlt es gegenwärtig nicht. Scharmützel an den Grenzen mit den türkischen Posten waren immer an der Tagesordnung. Zwischen

Digitized by Google

der orthodoxen und muselmannischen Bevölkerung herrschten beständige Feindseligkeiten. Der geringste Meinungsunterschied gab Anlaß, die Waffen zu erheben. Jeden Augenblick fand der Kampfesinstinkt einen Vorwand, sich zu betätigen. Der kriegerische Beruf scheint ihnen der einzige, des Mannes würdige zu sein.

Weit weniger zieht sie der Ackerbau an. Daher wird der größte Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten von den Frauen ausgeübt. Gleich stark wie ihre Männer, schrecken sie auch vor den schwierigsten Leistungen nicht zurück; wir sehen sie von früh bis abends den steilen, harten Boden hacken, gewaltige Steine von den Feldern schleppen und auf dem Kopfe ungeheure Lasten tragen.

II

Leben und Sitten

In vieler Beziehung ist das Leben der Frau ganz orientalisch geblieben. Sie ist vollständig dem Willen und der Herrschaft ihres Mannes unterworfen. In kriegerischen Zeiten begleitet sie ihn in die Schlachten, und in den Tagen des Friedens nimmt sie gerne die mühevollsten Bürden im Kampf um das Dasein auf sich.

Die montenegrinischen Frauen besitzen außer ihrer blühenden Gesundheit eine seltene Würde. In ihrer sehr gleichmütigen, von ruhigen Bewegungen begleiteten Art und Weise stellen sie uns einigermaßen den Typus der römischen Matrone dar. Ihre selten regelmäßigen Züge, das feine, von schweren Haarflechten umrahmte Oval des Gesichtes könnte die Aufmerksamkeit jedes Künstlers auf sich ziehen. Zudem sind ihre Trachten höchst malerisch. Der weite, reich gestickte Ueberwurf mit geschlitzten Aermeln wirkt außerordentlich eigenartig. Auch die Hemden sind gestickt und gewöhnlich von ihnen selbst gewebt. Den Kopf bedeckt eine kleine zierliche Mütze, von der ein langer Schleier in breiten Falten auf den Rücken fällt.

Das alles gibt der Erscheinung der Frau ein orientalisches Aussehen. Wenn es auch mit der Zeit den europäischen Verhältnissen angepaßt wurde, hat es doch immer noch asiatisches Gepräge, und darin beruht der ästhetische Eindruck dieser malerischen Tracht in unserm farblosen Zeitalter.

Das starke Geschlecht ist noch konservativer in seinen Vorschriften. Das weite türkische Beinkleid wird noch immer ausnahmslos, wenn auch kürzer und in eine Art Gamaschen unter dem Knie mündend, getragen. Dazu die kleine türkische Weste und auf dem Kopf ein winziges rotes Käppchen. Rot ist stets auch die Weste, während das bauschige Beinkleid und die engen Gamaschen aus indigoblauem Tuch bestehen.

Alle Söhne der Schwarzen Berge tragen meist diese schöne Nationaltracht, die Prinzen der königlichen Familie wie die niedrigsten Hirten. In dem um den Leib gewundenen breiten Gürtel fehlen nie die Pistolen und geben den Trägern ein martialisches Aussehen. Oft stammen diese reich damaszierten

Digitized by Google

Waffen, die sich vom Vater zum Sohn vererben und den Stolz des Besitzers bilden, aus weit zurückliegenden Zeiten.

Wenn die Landschaft von Montenegro dramatisch wirkt, so bilden die Bewohner die würdige Staffage dazu. Die hohen Gestalten, gleich Riesenkindern, rufen in ihren prächtigen Gewändern eine merkwürdige Wirkung hervor. Die nahezu 1000 Meter Höhe, die das Land von der Adria trennen, bilden eine unberechenbare Entfernung. Es scheint, als ob alle gewöhnlichen Begriffe und Formen unten in der Ebene am Meere zurückgeblieben wären. In diesem Gebiet der Wolken stellt sich alles in einer andern Beleuchtung, unter einem andern Gesichtspunkt unerwartet dar. Schroffe Höhen erheben sich wie Mauern von allen Seiten. Finstere Berge über Berge türmen sich, wie willkürlich durch mythologische Wesen übereinander geworfen, auf. Und wie der Anblick von dem Gewöhnlichen abweicht, so ist auch das Leben von außergewöhnlichen Regeln und Vorschriften beherrscht.

Darin gerade liegt der Reiz dieser Gegenden. Wer in das jüngste Königreich mit den Erwartungen von Einrichtungen wie in einer abendländischen Monarchie kommt, wird allerdings enttäuscht sein. Wenig von allem, was der Fremde für des Lebens Annehmlichkeit oder selbst Notwendigkeit hält, wird er hier finden. Die europäische Zivilisation ist soeben erst im Begriff, ihre ersten Schritte in Tschernagora zu tun.

Trotzdem scheint überall Ordnung zu herrschen. Die Zucht der Bewohner ist vorbildlich; das Familienleben glücklich. Die sozialen Verhältnisse wie die öffentliche Sicherheit sind von guter und fester Beschaffenheit. Das Volk scheint, so bescheiden auch seine Lage sei, sich mit der Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse zu begnügen. Die Kartoffel gilt schon als eine Art Leckerbissen; Ausgaben für Rindfleisch gestatten sich nur die Reichsten, das Volk begnügt sich mit Hammel. Diese einfache und strenge Lebensweise hat die Montenegriner so sehr abgehärtet, ihnen die Stärke und guten Eigenschaften der ursprünglichen Menschen verliehen. Ihre Widerstandsfähigkeit und unermüdliche Arbeitskraft sind bekannt und lassen sie mit Leichtigkeit das tägliche Brot gewinnen. Für Erwerbung eines Vermögens oder unbestimmte Zukunftspläne haben sie keinen Sinn. Mäßigkeit, Entbehren in jeder Beziehung sind die Daseinsbedingungen in diesen südlichen Ländern. Selbst in der Hauptstadt bestehen zum Beispiel die Wohnungen nur aus kleinen, einstöckigen Häuschen, und auf dem Lande verdienen sie kaum Hütten genannt zu werden. Häuser mit einem Stockaufbau gelten als Paläste.

So gering nun auch die Wohnräume sind, so herrscht doch äußerste Reinlichkeit darin, selbst inmitten des größten Elends. Die jeden künstlerischen Schmuckes baren Wände sind wenigstens geweißt und die auf das Notwendigste beschränkten Möbel in gutem Zustand. Empfangsräume gibt es natürlich nicht. Besuche werden in das Schlafzimmer geführt. Die Häuschen sind im allgemeinen so klein, daß sie kaum mehr als zwei, höchstens drei Gelasse bergen, die vollkommen für die zahlreichste Familie genügen.

Digitized by Google

Ansprüche sind schließlich sehr relativ. Der moderne Mensch ist schwer zu befriedigen, und seine Bedürfnisse nehmen beständig zu. Unsre Vorfahren scheinen ohne all den Aufwand zufriedener gewesen zu sein. Wenn heute jeder wohlhabende Bürger auch die Zentralheizung, elektrische Beleuchtung und ein Badezimmer für unerläßlich hält, so fühlten sich unsre Großeltern doch ganz behaglich ohne die genannten Einrichtungen. So üppig das Schloß in Versailles zum Beispiel ausgestattet war, es besaß doch kein einziges Bad.

Wenn wir nach Montenegro kommen, versetzen wir uns um einige Jahrhunderte zurück, finden aber neben vielen Mängeln auch die Vorzüge der alten Zeit: die Einfachheit der alten Sitten, das schöne Familienleben und den heldenmütigen Patriotismus. Es ist wunderbar, diese sozialen Bande der Familie, der Gemeinschaft der Stämme, die durch Jahrhunderte ihren Wert behielten, zu sehen.

Das patriarchalische System hat alles überdauert. Der Herrscher ist bis zu einem gewissen Grade Vater seines Volkes. Als Abkömmling der alten Popen ist er nicht nur das Haupt des Staates, sondern auch das geistige Oberhaupt. Die Nation sieht in ihrem König gewordenen Prinzen stets den Sohn ihrer alten Priester, die sich jederzeit, selbst während der türkischen Okkupation, ihren Einfluß und sogar ihre moralische Herrschaft zu bewahren wußten.

Die so erhaltene Macht der Geistlichkeit erklärt uns manches. Nie haben die orthodoxen Balkanvölker aufgehört, ihre Popen als ihre Leiter anzusehen. Auch wenn sie den Befehlen des Paschas gehorchen mußten, in ihrem inneren Leben folgten sie doch der Führung ihrer Geistlichkeit. Und wenn auch viele unter ihnen Renegaten und als solche die unduldsamsten strengsten Mohammedaner wurden, die Hauptmasse blieben doch Christen.

Die in der Wildnis verborgenen Klöster müssen nicht nur für den Glauben, sondern auch für die Nationalität als Schutzwälle betrachtet werden. Sie bildeten den einzigen Zufluchtsort für geschichtliche Erinnerung. Hinter diesen oft unangreifbaren Mauern blieben die Ueberlieferungen erhalten.

Infolgedessen finden wir viele patriarchalische Einrichtungen bis heute tief eingewurzelt. Unter ihrer Einwirkung konnte dem Familienleben die Ehrwürdigkeit bewahrt bleiben. So herrscht denn auch in der geringsten Hütte eine beispiellose Zucht; der Vater der armseligsten Familie ist daheim ein Autokrat. Ebenso ist die Unterordnung unter den Vorstand der Ortschaften bei den Bewohnern eine unverändert vollständige, und in dem König sieht sein Volk den unumschränkten Herrscher.

III

Tschernagora

Die Sonne sendet ihre Strahlen glühend nieder, als ich endlich den letzten Anstieg überwinde. Die Aussicht wird wunderbar. Gegen Westen erstreckt sich der blaue Spiegel der Adria und vor mir gegen Osten ein Hochland, ein von steilen Felsen umgebenes Becken, offenbar ein vor undenklichen Zeiten erloschener

Digitized by Google

Krater. Heute bildet es eine der fruchtbaren Ebenen des Landes. Das heißt fruchtbar im ortsüblichen Sinn, wo an geeigneten Plätzen die Steine entfernt werden und die Bauern eine dünne Schicht meist aus weiter Entfernung hergetragener Erde über den Boden breiten.

Der erloschene, durch Mühe und Schweiß der Menschen teilweise zu einem Kulturland umgewandelte Krater macht einen ungemein schwermütigen Eindruck. In der ausgetrockneten Natur, inmitten der zerrissenen, durch furchtbare Umwälzungen übereinandergeworfenen und durch frühere Feuer verglühten Klippen nehmen sich die winzigen grünen Felder besonders armselig und gering aus.

Der Mensch scheint nicht in diese mythologische Landschaft zu gehören, die ergreifend und überwältigend in ihrer Größe wirkt.

Von den Höhen führt ein gerader Weg nach einem in der Mitte der Hochebene gelegenen Häuschen. Auch sonst erscheinen hier und dort menschliche Wohnungen, zur Seite der Landstraße Hütten, aus übereinander gelegten Steinen errichtet und mit Stroh bedeckt. Sie passen sich mit ihrer primitiven Bauart, wie Maulwurfshügel aussehend, ausgezeichnet der Landschaft an und bilden ein kleines, Nieguſch genanntes Dorf. Unter ihnen ragt eine Art Herberge hervor, die sehr an eine Karawanserei erinnert. Vor dem Gebäude sind Krippen für die Tiere aufgestellt. Während das meinige dort füttert, mache ich einen kleinen Erkundungsgang.

Viel berichtenswertes finde ich nicht. Alle die elenden Wohnungen haben das gleiche verkommene Aussehen und sind, ganz ohne Fenster, nur mit einer gewöhnlich offenstehenden Tür versehen. In den größeren gibt es Tabak und Schnaps zu kaufen. Häufige Gruppen von fröhlichen Trinkern kauern beisammen. Selbst in ihren Lumpen sehen diese Söhne der Berge noch vornehm aus. Mit einer großartigen Nachlässigkeit, würdig und gelassen geben sie sich dem Dolcefarniente hin.

Die Montenegriner sind eigentlich Serben, die sich nach der unglücklichen Schlacht von Koſſowo 1389 in die Berge der Tſchernagora flüchteten und — teils durch die unzugänglichen Felsen geschützt — teils durch ihre kriegerische Veranlagung eine gewisse Unabhängigkeit bewahren konnten.

Seit dem Einbruch der Türken auf der Balkanhalbinsel wurde Montenegro von Wladikas regiert. Sie waren Fürsten und Bischöfe zugleich, doch von äußerst bescheidener Stellung. Erst Peter I. gelang es, eine gewisse Oberherrschaft zu erringen. Er war eigentlich der erste, der als Fürst auftrat. Nach seinem Tode 1830 folgten auf mehrere innere Unruhen verschiedene Veränderungen im Lande. 1851 wurde Danilo zum Knias oder Fürsten mit Erbfolgerecht gewählt. Die Krone besitzt unbeschränktes Recht. Neben dem Herrscher stehen sechs Minister, ein von ihm selbst ernannter Senat und eine Skupschtina oder Unterhaus, deren Mitglieder die sogenannten Aeltesten bilden.

Bezüglich der Verwaltung vereinigen sich mehrere Dörfer zu Kreisen oder Kapitanaten, deren Oberhaupt juristische, administrative und militärische Tätigkeit ausübt. Der König ist oberster Kriegsherr des Heeres.

Digitized by Google

Des Lebens harte Sorge und Mühe bleibt dem Weib überlassen. Der Mann ist nur der Gebieter und wird auch von der Frau mit „gnädiger Herr" angeredet. Mit der Heirat in fast noch kindlichem Alter tritt sie in eine ganz untergeordnete Stellung und erträgt mit Ergebung das Ehejoch. Sie ist sogar stolz auf die Ueberlegenheit ihres Gatten und würde ihn tief verachten, wenn er ihr nicht zu imponieren vermöchte.

Von Nieguſch nach Cetinje ist ein neuer Bergsattel zu übersteigen, nachdem vorher die Durchquerung des Beckens eine gute Stunde beansprucht hat. Auf halbem Wege dahin wird mir ein geringes Haus als frühere Wohnstätte der königlichen Familie gewiesen. Es zeichnet sich vor den benachbarten Hütten nur durch den Aufbau eines Stockwerkes mit drei oder vier weiteren Räumen aus.

Am Ende der Hochebene beginnt der Aufstieg, weit weniger steil als der frühere. Gedrängt hintereinander lagernde Gipfel sind zu überwinden, doch die Serpentinen werden weiter, die Windungen des Weges sanfter.

Nachdem wir die Wasserscheide[1]) überschritten haben, dehnt sich unerwartet, wie mit einem Zauberschlag das ganze Montenegro vor unsern Blicken aus. Felsen über Felsen türmen sich auf, überall, wohin das Auge schweift, die gleiche Flut von grauem Gestein. Das Land, von dieser Vogelperspektive aus gesehen, macht den Eindruck eines sturmbewegten Meeres. Gleich ungeheuren, von Winden gepeitschten Wogen erscheinen die farblosen Felsengebilde.

Aber keine Beschreibung vermag einen Begriff von der gewaltigen Größe dieses phantastischen Panoramas zu geben, ebensowenig wie von den brüllenden Wassern eines sturmzerwühlten Ozeans. Die Uebereinstimmung ist so unsagbar und zugleich die Wirkung der Beleuchtung so wechselnd und strahlend, daß, ehe es recht erfaßt werden kann, alles sich schon wieder wandelt wie bei einem Märchenbild.

Ich halte mein Pferd an, um diesen einzigartigen Anblick möglichst lange in mich aufzunehmen. Ueber der ganzen Gegend ruht ein unendliches Schweigen und eine Trauer, als ob man im Lande des Todes wäre. Es ist wahrhaft das Land der Schwarzen Berge, das sich in seiner ganzen ernsthaften Gewalt vor uns entrollt. Wie eine Oase liegt die Hauptstadt inmitten der Steinwüste, etwa eine Stunde von uns entfernt. Um hinzugelangen, muß ich aufs neue zu einer andern Hochebene niedersteigen. Der Weg wird nie langweilig. So eintönig die Natur auch ist, wirkt sie doch packend in ihrer Größe, man ist ihrem Zauber fortdauernd unterworfen.

Kaum ist der Spiegel der Adria im Hintergrunde verschwunden, erscheint

---

[1]) Wenige Länder sind so wasserarm wie Montenegro, sowohl infolge des kalten, trockenen Klimas wie der Durchlässigkeit des Bodens. In den verschiedenen Niederungen sammelt sich das Wasser zu einigen Seen an, von denen die nennenswertesten Gormié-Blato, Plava und derjenige von Skutari sind. Die nichtssagenden Flüsse haben meist eine nordöstliche Richtung und vereinigen sich später zu der Drina. Die Mertoitza und Zeba gewinnen nur während der Regenzeit eine gewisse Bedeutung.

Digitized by Google

der silberne See von Skutari vor uns. Zwischen zwei Wassern eingebettet, sitzt wie ein Vogelnest Montenegro. Das ziemlich im Mittelpunkt gelegene Cetinje ist von beiden Seiten zugänglich.

Die große, bisher ganz einsame Straße zeigt jetzt einige Bewegung. Mit schweren Lasten beladene Frauen wandern der Hauptstadt zu. Von Zeit zu Zeit bringt auch die rote Uniform eines Soldaten Abwechslung in das allgemeine Grau der Landschaft.

Endlich erscheinen die ersten Häuser von Cetinje. Klein und ebenso gering wie die früher gesehenen, reihen sie sich einer breiten, staubigen und ungepflasterten Straße entlang, dem Boulevard der Residenz.

Um diese Abendstunde ist es belebt von heimkehrenden Herden. Aber keine stattlichen Rinder ziehen einher; in dem Ländchen beschränkt sich der Viehstand auf einige magere Ziegen und Hämmel. Dazu etwas Geflügel und Schweine auf den Höfen. In Ermanglung besserer Einrichtung teilen letztere häufig die Wohnungen mit den Menschen.

IV

Cetinje

Ein junger, von mehreren Freunden begleiteter Reiter galoppiert plötzlich über die Straße. Es ist der jüngste Sohn des Königs. Ohne jede Etikette hält er an, um einige Worte mit Bekannten zu wechseln, und unterhält sich mit jedermann gleich herzlich und zwanglos, wie auf dem Lande üblich.

Cetinje ist tatsächlich nur ein großes Dorf. Mit dem besten Willen kann es nicht als Stadt betrachtet werden. Aber der ländliche Charakter verleiht ihm zugleich seine Eigenart. Die Häuser sehen wie Hütten aus, und die öffentlichen Gebäude waren bis vor kurzem kaum besser. Auch die Ministerien unterscheiden sich hiervon nur durch die große Ueppigkeit, ein Stockwerk aufgebaut zu haben. Die innere Einrichtung entbehrt jeder Annehmlichkeit.

Der königliche Palast würde uns, unter einem andern Himmelsstrich gesehen, lächeln machen. Ohne Stil und Geschmack, bildet er ein gelbgestrichenes Viereck mit einigen kleinen Fenstern und einer einfachen, nach der Straße mündenden Türe. Weder Einfahrt, noch Hof, noch sonst irgend etwas könnte vermuten lassen, daß dies die Residenz des Staatsoberhauptes sei.

Das Innere erinnert sehr an ein Provinzhotel, oder besser an eines aus dem Orient. Auch die Möbel sind dementsprechend. Sofa und Lehnsessel aus zweifelhafter Zeit mit Baumwolldamast überzogen. An den Wänden hängen riesige Spiegel in reich vergoldeten Rahmen, wie in Kaffeehäusern. Teppiche und künstliche Blumen leuchten in Anilinfarben, und schwere, reich eingebundene Albums nebst sog. Galanteriewaren vertreten die Kunstgegenstände.

Diese königliche Einrichtung paßt auf den Balkan. Sie repräsentiert einen Uebergangsgeschmack vom Orientalismus zum Okzidentalismus in seinem ersten Stadium. Jedenfalls mutet sie sonderbar an. Obgleich jeder Gegenstand aus Wien, Berlin oder gar Paris kommt, ist die Wahl so außergewöhnlich und das

Digitized by Google

Durcheinander so merkwürdig, daß das Gesamte sofort die große Entfernung zwischen hier und dort vergegenwärtigt.

Dennoch ziehe ich das Haus des Königs der neuen Villa des Kronprinzen vor. Von kleinem Garten umgeben, ist sie nach Art der Villen in Industriestädten. Die Wände zartrosa angestrichen, die eiserne Veranda und das Zinkdach heben sich stark von der Umgebung ab.

Wenn Neuerungen auch unvermeidlich sind, hier passen sie sich doch gar zu schlecht allem übrigen so Rückständigen an. Die aus der Fremde herbeigerufenen Architekten haben den Vorzügen des Ortes nicht das mindeste Verständnis entgegengebracht. Auch die Legationen geben hiervon in trauriger Weise Zeugnis. Besonders die russische in falschem Barock mit Mansardendächern, aber aus wohlfeilem Material, zeichnet sich durch ein Uebermaß an schlechtem Geschmack aus. Die österreichische, die den Anspruch auf Renaissance macht, ist glücklicherweise bescheidener, so daß sie weniger bemerkt wird. Italien ließ erst vor kurzem einen prächtigen Palast erbauen, über dessen Kosten lange in der Kammer, sogar im Parlament, verhandelt wurde. Ich will ihn daher hier nicht weiter erörtern.

Kurz, man kommt zu der Ansicht, daß Hütten zu der wilden Gegend in Montenegro besser passen. Die neuen, zufällig und ohne Harmonie des Stiles, ohne Uebereinstimmung und auch ohne jedes System errichteten Bauten stechen zu sehr von der Umgebung ab und bilden, vereinzelt und zerstreut liegend, ebensoviele mißtönige Flecken in der veralteten, einfachen Hauptstadt.

Alle Verhältnisse in Cetinje sind verkleinert. Die Häuser sehen wie Schachteln aus, und der Königspalast erreicht kaum die Größe eines gewöhnlichen Hauses. Selbst die sog. Kathedrale würde überall anderweitig als Kapelle bezeichnet werden. Wenn man die Straßen durchschreitet, könnte man glauben, in Liliput anstatt in Cetinje sich zu befinden.

Die Bevölkerung dagegen ist um so größer, so daß man sich fragt, wie diese Titanen in ihren Wohnungen Platz haben. Man kann sich keine schöneren Menschen vorstellen. Wie sie in der breiten Straße in ihren reichen gestickten Gewändern und bis zu den Zähnen bewaffnet in der Sonne spazierengehen, könnten sie als Riesen auf einem Jahrmarkt ausgestellt werden.

Für die glücklicherweise noch nicht übersättigten Einwohner bildet dieser Abendkorso die einzige Zerstreuung. Nach den mancherlei Beschäftigungen des Tages legt jeder seine besten Kleider an und begibt sich auf die Hauptstraße, um dort mit Bekannten unzähligemal hin und wieder zu schreiten. Dabei besprechen die Frauen die Klatschgeschichten des Tages, und die Männer treiben hohe Politik.

An das unbedeutende Dasein sind sie so sehr gewöhnt, daß sie es kaum zu ändern wünschen. Auch wenn sie nach längerem Aufenthalt in der Fremde heimkehren, fallen sie mit Vergnügen wieder in ihre alten Gewohnheiten zurück. Sobald sie sich wieder zwischen ihren Schwarzen Bergen befinden, nimmt das dortige Leben auch wieder seinen unveränderten Fortgang.

Digitized by Google

In der abgeschlossenen Tschernagora ist alles in seinem Urzustand geblieben. Die alten Sitten sind noch kaum einer Umwandlung unterlegen. Oft infolge des Festhaltens an der Gewohnheit, oft auch aus Mangel an Mitteln hat sich die ursprüngliche Einfachheit erhalten. Die Bedürfnisse der einzelnen Familien wie die der Staatsverwaltung können nicht bescheidener und weniger kostspielig sein.

Der Hof gibt diesbezüglich das beste Vorbild. Es ist alles auf einen bürgerlichen Fuß gestellt. Die dem Lande entstammte Herrscherfamilie macht wenig Ansprüche. Die Prinzen sind in beständiger Berührung mit ihren Untergebenen. Der König empfängt jeden, der darum nachsucht, und genau wie die Patriarchen von einst hält er sich vor der Tür seines sog. Palastes auf, um die Bittsteller und die Berichte anzuhören.

Der jüngste der Könige Europas ist ein Patriarch im weiteren Sinne des Wortes. Familienvater von innigster Fürsorge, bemüht er sich um die Vorteile seiner Angehörigen wie um das Wohl seines Volkes. Nikita wurde als Jüngling nach dem Tode seines Onkels Danilo von Paris, wo er kurz studierte, zum Herrscher berufen. Seit Beginn seiner Regierung bezeigte er großen Eifer, um sein kleines Land in jeder Beziehung zu fördern.

Das größte Gewicht legte er offenbar darauf, gute Beziehungen zu den Mächten anzuknüpfen. Wir sehen ihn als treuen Freund der verschiedenen Nachbarn und gleicherweise beliebt bei den auswärtigen Kabinetten. Ueberall scheint er gemeinsame Interessen geltend zu machen und Nutzen zu erringen. Es ist ihm sogar gelungen, seine bescheidene Familie in den Rang der Dynastien emporzuheben.

Die noch vor wenigen Jahrzehnten unbekannten Petrovich Negos stehen heute in enger Verwandtschaft zu den russischen, italienischen und sogar zu den königlichen Familien von Deutschland und Großbritannien. Nikita I. wird nicht ohne Grund von seinen Landsleuten als der glücklichste Vater zahlreicher Töchter gerühmt. In der Tat hat er es mit einem ganz eigenen Geschick verstanden, nie eine dargebotene Gelegenheit des Schicksals zu versäumen.

In der Sturm- und Drangperiode, die die Balkanhalbinsel während der letzten hundert Jahre durchmachte, hat sich Montenegro wohl am wenigsten bloßgestellt und die geringsten Opfer gebracht. Vorteile sind ihm wie von selbst zugefallen, da es im gegebenen Augenblick ebenso verstand, Schwierigkeiten zu vermeiden, als sie hervorzurufen.

So sehen wir das kleine Reich sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts immer mehr aufschwingen, seine Grenzen bis an das Adriatische Meer erweitern und sich zum Königreich erheben.

In den herzlichen Beziehungen zwischen dem Herrscher und seinem Volk beruht jedenfalls größtenteils der Einfluß, den er auf alle Klassen ausübt. Die ungezwungene Art und Weise Nikitas I. half ihm zweifellos ebensowohl, sich seinem ergebenen Volke gegenüber populär zu machen, als bei den Großmächten Sympathien zu erwecken. Der Erfolg, womit er stets in seinem Lande seine Zwecke erreichte, ist der beste Beweis für seine Geschicklichkeit.

Digitized by Google

Der Aufschwung von Montenegro während seiner Regierung muß überraschen. Sowohl die innere wie die äußere Lage hat sich erstaunlich befestigt. Und wenn Nikita einerseits als Vater der Nation sein Volk emporgehoben hat, so ist er anderseits als Familienvater nicht weniger klug im Erlangen vorteilhafter Eheverbindungen gewesen. Nach so günstigen, mit geringen Opfern erreichten Ergebnissen hatte er ein wohlbegründetes Recht, sein teures Montenegro als Königreich zu proklamieren und sich die Königskrone aufs eigne Haupt zu setzen.

Welches werden seine weiteren Ziele sein? Eine geographische oder nationale Grenzlinie zu bestimmen ist schwer. Die Ausläufer der dunkeln Berge ebenso wie die Stammesgenossen seines Volkes reichen weit, weit über den Balkan hinaus. — — —

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Am 22. August/3. September sind zur Verstärkung der Westarmee ein Infanterieregiment und eine Batterie von Gornja-Studena eingetroffen, ferner zwei Kavallerieregimenter und eine Batterie aus Trnowa sowie eine Brigade der Donischen Kosaken.

Am 23. August/4. September sind die vor Plewna zu verwendenden 20 Belagerungsgeschütze in Poradim angelangt, zu deren Herschaffung aus Sistow ein großer Aufwand von Zeit und Kraft nötig war. Dieser ganze Belagerungspark bedurfte eines Trains von 5700 Fahrzeugen mit 1840 Ochsen.

Die Westarmee hatte jetzt eine Stärke von 107 Bataillonen, 74 Schwadronen und 442 Geschützen; doch ist der Mannschaftsstand der Abteilungen nur schwach, so daß die Infanterie kaum die Zahl von 75000 Mann überschreitet und die Kavallerie nur 8000 Pferde zählt.

Den 23. August/4. September begibt sich Fürst Carol zum Großfürsten nach Radenitza und erklärt ihm und dem General Nepokoitschitzki, daß er die russisch-rumänische Streitmacht vor Plewna für viel zu schwach halte, um den Angriff wagen zu dürfen, er rate deshalb entschieden, daß man Verstärkungen abwarte. Der Großfürst, dessen Stimmung durch die Erlebnisse der letzten Wochen und durch körperliches Leiden sehr beeinflußt ist, entgegnet nur: „Il faut attaquer absolument!“ Plewna müsse genommen werden, ehe Osman-Paschas Heer Verstärkungen erhält.

Digitized by Google

In der Nacht werden die Batterien erbaut und mit Belagerungsgeschützen armiert.

Fürst Carol schickt den Major v. Lignitz vom preußischen Generalstabe zu seinen Truppen, damit derselbe dem rumänischen Hauptquartier mit guten Ratschlägen zur Seite stehe. Die preußischen Majore Graf Wedell und v. Villaume sowie der österreichische Oberstleutnant v. Löhneisen kommen in das Hauptquartier des Fürsten, wo sie vorläufig verbleiben.

Am 26. August/7. September, der Disposition entsprechend, hat die Beschießung Plewnas angefangen. Fürst Carol ist am frühen Morgen in den feuernden Batterien hinausgeritten bis zu einem Punkte, der über die im Talkessel liegende Stadt einen Ueberblick gewährt. Als dem Fürsten nach der Rückkehr von diesem Inspektionsritte gemeldet wird, daß der Kaiser mit seinem Stabe auf einer Anhöhe unweit der rumänischen Batterien weilt, um Augenzeuge der Beschießung zu sein, begibt er sich dorthin und wird vom Kaiser auf das herzlichste empfangen. Es ist der Jahrestag der Krönung des Zaren. Alle vorbeimarschierenden Abteilungen begrüßen jubelnd ihren Herrscher, und auch Fürst Carol bringt ihm seine Glückwünsche dar. Kaiser Alexander freut sich, den Fürsten nun wirklich vor Plewna zu sehen, und nimmt alle Nachrichten über die rumänischen Truppen mit größtem Interesse entgegen.

Die Türken, welche erst eine halbe Stunde nach Beginn der Kanonade das Feuer zu erwidern anfangen, schießen regelmäßig und meist gut zielend; die Tragweite ihrer Geschosse ist bedeutend.

Um 5 Uhr abends kehrt Fürst Carol nach Poradim zurück. Die Kanonade aus 146 Geschützen wird die ganze Nacht durch fortgesetzt.

Am 27. August/8. September unterzeichnet Fürst Carol eine Proklamation an das rumänische Volk, welche die Vorgeschichte des Krieges in kurzen Zügen darstellt und mit einem feurigen Appell an dessen Mut und Opferfreudigkeit schließt.

Früh am Morgen begibt sich der Fürst zur Inspizierung der rumänischen 4. Division, von der seit 5 Uhr das Bombardement eifrig fortgesetzt wird, und wo er alles in bester Ordnung findet. Während der Nacht sind vier rumänische Batterien näher an die türkischen Befestigungen herangerückt und während des Vormittags fünf neue in Wirksamkeit gebracht worden. Alle neun Batterien richten ihr Feuer auf dasselbe Ziel, die Griwitzaredoute.

Gegen Mittag eröffnen die Türken aus ihren Nordbatterien ein stärkeres Feuer, und als Fürst Carol um 1 Uhr die Positionen von neuem inspiziert, bemerkt er, daß die Artillerie seiner 4. Division das Feuer eingestellt hat, weil ein nur 900 Meter entfernter türkischer Redan sie gezwungen hat, zum Teil hinter die Feuerlinie zurückzugehen. Infolgedessen wird der Befehl erlassen, dieses Erdwerk zu erstürmen, und bereits um $^1/_2$4 Uhr ist das 13. Dorobanzenregiment, das sich mit Beihilfe des 1. Bataillons des 5. Regiments und einer Sektion der 1. Batterie des 3. Artillerieregiments dieser Aufgabe mit großer Energie entledigte, Herr des Redans, welcher sofort gegen den eben vertriebenen Feind nutzbar gemacht wird. Die Batteriesektion ist beim Angriff auf freiem

Digitized by Google

Felde bis auf 800 Meter an den Feind herangegangen. Diese Waffentat hat wegen der Nähe der starken türkischen Griwitzaredoute unverhältnismäßig schwere Verluste gekostet: 2 Offiziere, 112 Mann verwundet, 20 Tote.

Am Abend kehrt der Großfürst Nikolaus mit dem Fürsten Carol als dessen Gast nach Poradim zurück und diniert mit seinem Gefolge beim Fürsten, mit dem er auch das Schlafzimmer teilt. Beide werden oft durch Rapporte geweckt. Die Türken haben unter dem Schutze der Dunkelheit den vergeblichen Versuch gemacht, den vom 13. Dorobanzenregiment genommenen Redan zurückzuerobern, und von den Rumänen ist östlich neben dem Redan, 900 Meter von den türkischen Befestigungen, eine neue Batterie aufgestellt und durch Erddeckungen geschützt worden.

Am 28. August/9. September reitet um 5 Uhr früh Fürst Carol mit dem Großfürsten von Poradim ab. Nach der Vollendung seiner Inspektionstournee begegnet er dem Kaiser, der von Radenitza kommt und den Fürsten bittet, in den Wagen zu steigen. Der Kaiser begibt sich auf eine Anhöhe unweit der Straße Rustschuk—Plewna, 4 Kilometer vom Dorfe Griwitza, die er zu seinem Observationspunkte erlesen hat; hier verläßt ihn der Fürst, um die rumänischen Ambulanzen zu besuchen, die bereits 100 Verwundete zum Weitertransport nach der Heimat abgegeben haben. Dann reitet er zu den Truppen, die gestern den Redan genommen haben, um ihnen persönlich zu danken; er zeichnet eine große Anzahl der tapferen Soldaten und Offiziere mit dem Stern von Rumänien und der Tapferkeitsmedaille aus und verleiht der Fahne des 13. Dorobanzenregiments das Großkreuz des Sterns.

Die Beschießungen der feindlichen Stellungen dauern fort; es feuern 232 Geschütze, darunter 84 rumänische. Die östlich von Griwitza aufgestellte Belagerungsbatterie wird um einen Kilometer bis auf die Höhe von Radischewo vorgeschoben.

Zum Frühstück trifft der Fürst wieder auf dem Observationspunkte ein. Kaiser Alexander erhebt sein Glas und trinkt auf die rumänische Armee, welche gestern die erste Probe ihres Mutes so glänzend bestanden hat. Er schickt den Fürsten Demidoff Lapuschin, einen seiner Flügeladjutanten, zum 13. Dorobanzen- und 5. Linienregiment sowie zu der Batterie, die dem feindlichen Feuer sich so mutig ausgesetzt hat, um diesen Truppenteilen seine Anerkennung auszusprechen und 50 militärische Georgskreuze zuzustellen.

Am 29. August/10. September läßt der Thronfolger durch den Fürsten Dolgoruki im Kaiserlichen Hauptquartier seine Hoffnung aussprechen, daß er auf Verstärkungen seitens der gegen Plewna operierenden Streitkräfte rechne.

Am Nachmittage begibt sich Fürst Carol zum Kaiser, der mit dem Großfürsten sich auf seinem gewöhnlichen Observationspunkte befindet. Hier wird Kriegsrat gehalten, zu dem alle Korpsgenerale und Generalstabschefs berufen sind. Die Dispositionen werden noch einmal geprüft und der allgemeine Angriff auf den 30. August, 3 Uhr, festgesetzt.

Kaiser Alexander, wie immer sehr zurückhaltend, äußert keine eignen Ansichten, sondern fügt sich denjenigen seines Bruders. Fürst Carol spricht sich

Digitized by Google

gegen eine Ueberstürzung der Operationen aus und rät, den Sturm auf Plewna noch abzuschieben, weil das Bombardement trotz seiner viertägigen Dauer den erwarteten Erfolg nicht gehabt habe; er hält es für besser, einen eventuellen Angriff der Türken abzuwarten und inzwischen die Straße von Sofia zu besetzen. Da er jedoch mit seiner Auffassung allein bleibt, muß er seinen Widerspruch schließlich aufgeben und sich der Entscheidung des Kriegsrates für den 30. August, den Namenstag des Zaren, anschließen. Seine Lage ist zu schwierig, als daß er allein seine Weigerung aufrechterhalten könnte; er darf nicht den Anschein erwecken, als zögere er, seine noch nicht kampferprobten Truppen der Gefahr auszusetzen.

Bis 6 Uhr verweilt der Fürst noch auf dem Terrain und stellt hier die Spezialdispositionen für die rumänischen Truppen fest. Auf der Hinfahrt nach Poradim äußert er dem Großfürsten seine Befürchtung, daß der morgige Tag keinen Sieg bringen werde. Auch der Großfürst kann sich der Besorgnisse nicht entschlagen, hält aber für notwendig, anzugreifen, ehe Osman-Pascha neue Verstärkungen aus Sofia bekommt.

Bis spät abends arbeitet Fürst Carol mit General Sotow die Dispositionen für den folgenden Tag aus.

Der Morgen des 30. August/11. September kündigt einen wolkigen, nebligen Tag an. Es hat die ganze Nacht geregnet. Die Wege sind aufgeweicht.

Bratianu trifft ein und meldet dem Fürsten Carol, daß die Brücke bei Nikopoli vollendet ist.

Fürst Carol hegt nur geringe Hoffnung, daß der heutige Tag mit einem Siege schließen wird. Der Angriff ist erst auf 3 Uhr nachmittags angesetzt: eine Bestimmung, bei welcher Fürst Carol eher einen bösen als einen guten Ausgang ins Auge faßt, insofern, als bei vorgerückter Tageszeit im Falle eines Mißerfolges die Ausnutzung desselben durch den Gegner erschwert sein würde.

Die allgemeine Kanonade aus 256 Geschützen, die schon früh morgens begonnen hat, wird um 9 Uhr eingestellt, aber um 11 Uhr wieder aufgenommen.

Um 10 Uhr trifft der Kaiser mit seinem ganzen Stabe am Observationspunkt ein. Des Fürsten Glückwünsche zum Alexandertage nimmt er mit warmer Herzlichkeit entgegen. Nach einem Tedeum unter freiem Himmel wird ein kurzes Frühstück serviert, bei dem Fürst Carol das Wohl des Kaisers ausbringt.

Um 2 Uhr steigt Fürst Carol, den der Kaiser zum Abschied umarmt, zu Pferde und reitet mit seinem russisch-rumänischen Stabe nach einem Punkte nahe der Landstraße oberhalb des Dorfes Griwitza, von wo aus ein großer Teil des Schlachtfeldes zu überblicken ist und von wo, laut der Disposition für den heutigen Tag, der Höchstkommandierende die Operationen zu leiten hat.

Als besondere Ordonnanzoffiziere, um dem Zaren Nachrichten zu bringen, hat man dem Fürsten noch des Großfürsten Nikolaus' Sohn und den Prinzen Alexander von Battenberg zugeteilt.

Inzwischen hat der Nebel sich verzogen, und genau um 3 Uhr brechen sämtliche Sturmkolonnen vor, jede gegen den ihr vorgeschriebenen Frontteil der

Digitized by Google

türkischen Erdwerke; auf dem linken Flügel haben seit dem Vormittag die Kämpfe nicht aufgehört. Trotz des mörderischen Feuers, das die Sturmkolonnen auf der ganzen Linie empfängt, avancieren sie anfangs unbeirrt, müssen aber schließlich innehalten und wieder zurückgehen, den Weg, den sie gekommen sind, mit Leichen bedeckend.

Die türkischen Granaten schlagen dicht neben dem Fürsten ein, der mit Entsetzen die niedergemähten Reihen seiner Krieger daliegen sieht. Zweimal dringen in hoffnungslosem Ansturm die rumänischen Kolonnen bis an den Graben der todbringenden Griwitzaredoute vor, zweimal werden sie zurückgeworfen; da duldet es den Fürsten nicht länger auf seinem Beobachtungspunkte, er sprengt hinab mitten unter seine Truppen, um sie durch seine Gegenwart zu ermutigen; er spricht sie an, feuert sie zu erneutem Versuche an. — Es müsse gelingen! Die furchtbaren Opfer dürften nicht vergeblich gebracht sein! Es sei jetzt Ehrenpflicht, die Redoute zu erreichen! — Das Schlachtfeld ist mit Toten und Verwundeten bedeckt, viele Offiziere sind gefallen. Die Soldaten umringen begeistert ihren Fürsten und sind bereit, sich nochmals auf den grausigen Pfad zu werfen; Fürst Carol befiehlt, mit Aufgebot aller noch verfügbaren Kräfte einen letzten Versuch zu machen, und läßt den General Schilder-Schuldner auffordern, zur Unterstützung eine Angriffskolonne bereitzuhalten.

Ein Eingreifen in die Operationen der zum Sturm vorgehenden Truppen ist um so schwieriger, als die Entfernung vom rechten Flügel der rumänischen Armee bis zum äußersten Flügel des Detachements Skobelew etwa 16 Kilometer beträgt und der dichte Pulverdampf den Ueberblick hindert. Die Mißerfolge und die großen Verluste des rechten Flügels liegen an einem verhängnisvollen Irrtum, in dem bisher alle befangen gewesen sind. Nicht eine Griwitzaredoute, wie die russische Situationskarte verzeichnet, sondern zwei gibt es, und so haben die für die eine bestimmten Kolonnen sich zersplittert, sind gegen die Ostfront der ersten und gegen die Nordfront der zweiten zugleich vorgegangen. Diese zweite Redoute aber konnte erst dann gesehen werden, wenn man ein Tal durchschritten und die dahinter liegende Höhe erreicht hatte.

Die Truppen, welche die zweite Griwitzaredoute zu erstürmen versuchten, gehören der 3. Division an. Ein soeben von dort eingetroffener Generalstabsoffizier stattet dem Fürsten Bericht ab: Oberst Ipatesku feuerte seine Brigade an und drang mit ihr bis an den Graben des Erdwerks vor; zwei Bataillonskommandeure, Major Schontzu und Hauptmann Walter Maracineanu, sind gefallen, die Verluste sowohl an Offizieren als an Mannschaften sind bedeutend. Volles Lob verdienen auch die Truppen der 4. Division, deren Sturmkolonnen mit aufopfernder Tapferkeit vorstürmten. Der Fürst ist aufs tiefste bewegt von den schweren Verlusten und von dem Tode so vieler tapferer Offiziere. Von einem abermaligen Versuche auf die zweite Griwitzaredoute muß für heute abgestanden werden.

Fürst Carol reitet zu den Verbandplätzen, die noch in der Feuerlinie liegen. Hier erreicht ihn die entsetzliche Nachricht: auf der ganzen Linie haben die Türken den Angriff zurückgeschlagen.

Digitized by Google

Gegen 5½ Uhr begibt sich Fürst Carol zum Kaiser, bei dem der Großfürst Nikolaus war, um ihm Bericht zu erstatten. Schon von weitem hat dieser ihn erkannt und kommt ihm mit der bangen Frage entgegen: „Wie steht es?" Der Wahrheit entsprechend antwortet der Fürst, daß der Sturm mißglückt ist und daß er nur noch die Hoffnung hegt, es werde wenigstens die erste Griwitzaredoute erobert werden; den Befehl habe er bereits gegeben, und so stehe zu erwarten, daß der Namenstag Seiner Majestät, wenn nicht mit einem Siege, so doch mit einem Erfolge abschließen werde.

Während Fürst Carol noch mit dem Kaiser, der sehr erschüttert ist, spricht, sprengt mit verhängten Zügeln ein Kosakenoffizier heran und meldet, daß die türkische Kavallerie aus Plewna ausgebrochen ist und auf der Straße von Griwitza herannaht. — Alle Anwesenden bestürmen den Kaiser, sofort den Observationspunkt zu verlassen und sich in sein Hauptquartier in Sicherheit zu begeben. Der Kaiser willfahrt der allgemeinen Bitte; unter dem Schutze aller hier versammelten Eskorten kehrt er nach Radischewo zurück; sein ganzes Hauptquartier, in dreißig Wagen, folgt ihm. Ein trauriges Bild für die ihm Nachschauenden. Dieser Eindruck wird auch durch die gleich darauf eintreffende Nachricht nicht ausgelöscht, daß jene Meldung des Kosakenoffiziers blinder Lärm gewesen und die türkische Kavallerie nicht durchgebrochen ist.

Das Dröhnen der Geschütze, das Knattern der Gewehrsalven dauert unausgesetzt fort, wenn auch der Tag schon seinem Ende zuneigt. Noch immer hat der Fürst keine Nachricht, ob der von ihm befohlene Angriff auf jene Redoute zunächst bei Griwitza von Erfolg gewesen ist.

Zum Schutze des Großfürsten und des Fürsten wird aus der Reserve ein Bataillon herangezogen, und auch die Eskorten, welche den Kaiser nur eine Strecke weit begleitet hatten, kehren zu ihnen zurück. Ein großes Feuer wird angezündet, und um dasselbe strecken sich die beiden hohen Herren mit ihrer gesamten Begleitung. Ueber alle ist nach der Ueberregung des Tages eine dumpfe Müdigkeit gekommen.

Abends 9 Uhr hört man plötzlich einen Reiter heranjagen. Er bringt die unverhoffte und doch heißersehnte Nachricht, daß um 7½ Uhr durch einen letzten Sturmangriff das 2. Jägerbataillon, das 14. und 16. Dorobanzen- und das 5. Linienregiment die Griwitzaredoute genommen und dabei eine Fahne und drei Geschütze erobert haben. Vier russische Bataillone haben zu gleicher Zeit gegen die Südfront derselben Redoute einen siegreichen Vorstoß gemacht.

Die Nachricht von diesem erfreulichen Erfolge, der sich verspätet hat, weil das rumänische Hauptquartier erst vor kurzem erfahren hatte, auf welcher Stelle Fürst Carol zu biwakieren gedenke und weil der Ordonnanzoffizier durch die Dunkelheit und die schlechten Wege aufgehalten worden ist, wirkt wie eine Leuchte in finsterer Nacht. Der Fürst sendet die frohe Kunde unverweilt an den Kaiser weiter.

Das Geschütz- und Kleingewehrfeuer hält die ganze Nacht an. Aus der Ferne bringt vom Schlachtfelde her das Stöhnen der Verwundeten und erschüttert

Digitized by Google

aufs schwerste die Gemüter der beiden Heerführer, die in ihren nassen Kleidern, unter dem feinen Regen, der fortwährend herunterrieselt, den Morgen erwarten. Zurückkehrende Ordonnanzoffiziere bringen detaillierte Nachrichten von einzelnen Korps: alle bezeugen, daß die Verluste gewaltig sind und daß das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt ist.

Den 31. August/12. September erhebt sich Fürst Carol bereits um 4 Uhr. Es ist ein kalter, trüber Morgen.

Bei Tagesanbruch herrscht Ruhe. Nur vom linken Flügel ertönt noch Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Die Verluste stellen sich als überaus groß heraus — über 8000 Russen und 2000 Rumänen.

Die Türken haben in der Nacht den Versuch gemacht, die Griwitzaredoute wiederzunehmen, es ist ihnen aber nicht gelungen, da die Rumänen gleich nach der Einnahme einen Frontwechsel vorgenommen und sich gesichert hatten.

General Skobelew hat in seiner exponierten Stellung die ganze Nacht durch sich gegen die Türken behaupten müssen. Er meldet, er sei mit seinen Truppen hart vor Plewna vorgedrungen; aber die ungeheuren Verluste des gestrigen Tages hätten ihn so sehr geschwächt, daß jeder Angriff der Türken zu ihren Gunsten ausfallen werde. Er erhält den Befehl, sich in den eroberten Stellungen zu verschanzen und nur im äußersten Falle auf Tutschenitza sich zurückzuziehen.

Um 11 Uhr langt der Kaiser auf dem Observationspunkte an, den der Fürst seit 15 Stunden nicht verlassen hat. Zar Alexander ist schwer bedrückt und erschüttert durch die schweren Opfer, deren ganzer Umfang noch nicht festzustellen ist, freut sich aber über die Eroberung der Redoute und über die Erfolge auf dem linken Flügel. Er umarmt den Fürsten Carol, dankt ihm und spricht ihm seine Anerkennung für die Tapferkeit des jungen rumänischen Heeres aus. Der Fürst entgegnet, er sei glücklich, daß wenigstens die Hoffnung auf einen Teilerfolg, die er dem Kaiser gestern ausgesprochen, sich verwirklicht hat.

Schon morgens früh hat Fürst Carol Befehl erteilt, daß die Russen und Rumänen in ihren gegenwärtigen Stellungen bleiben und sich verschanzen sollen.

Gegen 4 Uhr verläßt der Kaiser den Observationspunkt. Der Fürst verweilt daselbst aber noch bis 7 Uhr. Unterdessen wird ihm die türkische Fahne überbracht, welche am 30. August/11. September das von Major Cardianu-Popescu geführte 2. Jägerbataillon erobert hat; getragen wird sie von dem Soldaten mit durchschossenem Hut und Mantel, der sie in der Redoute genommen hat. Fürst Carol verleiht dem Braven die Tapferkeitsmedaille und bestimmt, daß die Fahne nach Bukarest gebracht werde. Als der Tag sich neigt, kehrt der Fürst mit dem Großfürsten nach Poradim zurück.

Den 1./13. September begibt sich Fürst Carol auf das Schlachtfeld, um dem Aufleſen der Verwundeten und dem Bestatten der Toten beizuwohnen. Leider sind zu wenig Hände da, um der großen Anzahl Hilfsbedürftiger zu helfen. Ein schauerlicher Anblick, alle diese vor Schmerz sich windenden Menschen. Ungezählte Verwundete liegen noch in Schußweite des Feindes, so daß jeder, der sich ihnen naht, selber dem Tode zum Opfer fällt.

Digitized by Google

Die Gedanken des Fürsten wandern unwillkürlich zum Jahre 1864 zurück. Es scheint ihm wie gestern, daß er den Kriegsgraus im Schleswig-Holsteinischen Feldzuge erblickte. Auch damals mochte das ärztliche und Krankenpersonal unzulänglich gewesen sein; aber hier vor Plewna, um wieviel entsetzlicher ist die Not. Viele Unglückliche harren hier seit mehr als 40 Stunden auf Hilfe. Wie viele, die noch gerettet werden könnten, gehen elend zugrunde, weil es unmöglich ist, ihnen Pflege angedeihen zu lassen.

Fürst Carol hatte den General Sotow beauftragt, Osman-Pascha eine Waffenruhe zur Bergung der Toten vorzuschlagen; da letzterer diesen Vorschlag abgelehnt hat, können nur einige Teile des Schlachtfeldes abgesucht werden, und die Leichen in der Nähe der türkischen Positionen bleiben unbeerdigt liegen.

Von hier begibt sich Fürst Carol zur Inspektion der Stellungen seiner Truppen und beobachtet dann die des Feindes. Als er spät am Nachmittage nach dem Observationspunkt zurückkehrt, teilt ihm der Kaiser, welcher während seiner Abwesenheit dort eingetroffen war, mit, daß er eben einen Kriegsrat abgehalten hat. Er bedauert, daß Fürst Carol demselben nicht beigewohnt, bittet ihn aber, jetzt noch nachträglich seine Meinung äußern zu wollen. Der Beschluß des Kriegsrats war folgender: General Todleben zu berufen, die ganze Garde nach Bulgarien kommen zu lassen, einstweilen auf jeden Angriff zu verzichten und sich in den gegenwärtigen Stellungen zu verschanzen. Die Ansichten hierüber sind verteilt gewesen; der Großfürst und sein Generalstab, die Generale Nepokoitschitzki und Lewitzki hatten empfohlen, daß man die ganze Armee hinter die Osma zurücknähme, wogegen Kriegsminister Miljutin energisch für das Verbleiben in den jetzigen Stellungen eingetreten sei. Der Kaiser selbst neige mehr der Ansicht des letzteren zu. Fürst Carol erklärt, daß auch er, und zwar sehr entschieden, auf die Seite des Kriegsministers trete und dringend rate, die Truppen vor Plewna zu belassen: dieselben müßten sich hier verschanzen und bis zum Eintreffen der mit möglichster Eile heranzuziehenden Verstärkungen sich bestreben, Osman-Pascha alle Kommunikationen mit der Außenwelt abzuschneiden.

Die genommenen Berichte über die Verluste laufen ein und erweisen dieselben als bedeutender, als anfangs geglaubt wurde: mehr als 16 000 Tote und Verwundete, wovon auf die Rumänen 2600 Mannschaften und 59 Offiziere entfallen. Der Gesamtverlust der Russen an Offizieren beträgt mehr als 300.

Nachdem Fürst Carol noch eine Besprechung mit dem Großfürsten und den Generalen Nepokoitschitzki, Sotow, Fürst Imeritinski, Lewitzki und Cernat hat, begibt er sich mit dem Großfürsten nach Poradim zurück. In dieser Besprechung ist beschlossen worden, daß man sich vollständig in der Defensive halten soll und daß die Rumänen sich um jeden Preis in der Griwitzaredoute zu behaupten haben.

Den 2./14. September bricht Fürst Carol wiederum von Poradim auf, um alle Positionen zu inspizieren und sich persönlich vom Zustande der Truppen zu überzeugen. Trotz der ungeheuren Verluste an Menschen und Material herrscht unter ihnen ein guter Geist; die taktischen Einheiten sind wiederhergestellt, und die Truppen lagern an Orten, die gegen das Gewehrfeuer gedeckt sind.

Digitized by Google

In der großen Belagerungsbatterie oberhalb Raditschewo haben der Fürst und der Großfürst mit sämtlichen Korpsgeneralen eine Zusammenkunft, um verschiedene Erfordernisse für die Truppenleitung zu beraten. Man beschließt, die zu ausgedehnte Stellung möglichst zu verkürzen. Diese Truppenverschiebungen haben gegen Abend zu beginnen. Außerdem wird noch auf Vorschlag des Fürsten beschlossen, daß jeder Truppenteil Feldbefestigungen anlegen soll, damit die Stellungen gegen das türkische Feuer geschützt seien und weiteren Verlusten vorgebeugt werde.

Am 3./15. September fährt Fürst Carol mit dem Großfürsten zum Kaiser nach Radenitza und überbringt dem Zaren das Großkreuz des Sterns von Rumänien mit den Schwertern, welches er als Erinnerungszeichen an die blutigen Kämpfe vom 30. August annehmen zu wollen bittet. Der Kaiser willfahrt mit freundlichem Wohlwollen und bindet mit eigner Hand dem Fürsten das Georgskreuz um den Hals. Auf die Bemerkung des Fürsten Carol, daß er diese hohe Kriegsauszeichnung noch nicht verdient habe, erwidert der Kaiser, dieselbe gebühre dem Fürsten durchaus, sowohl nach den Erfolgen der rumänischen Armee wie nach den Beweisen höchsten persönlichen Mutes, die er gegeben.

Im weiteren Verlaufe des Gespräches teilt der Kaiser dem Fürsten mit, daß er befohlen habe, die Verstärkungen aus Rußland eiligst heranzuziehen, und daß General Todleben demnächst eintreffen werde. Letzterer solle zum Adlatus des Fürsten Carol ernannt, Fürst Imeritinski Generalstabschef der Westarmee werden, während General Sotow sein Korps wieder übernehmen und der zum Generalleutnant beförderte Skobelew die Infanteriedivision erhalten würde.

Beim Frühstück stößt der Kaiser mit dem Fürsten Carol an, und alle Anwesenden beglückwünschen denselben zu der neuverliehenen Auszeichnung des Georgskreuzes. Beim Abschiede sagte der Kaiser dem Fürsten, daß er dem General Cernat die vierte Klasse des Georgsordens verliehen und für die rumänischen Truppen überhaupt mehrere hundert Georgskreuze bestimmt habe.

Um 3 Uhr fährt Fürst Carol mit dem Großfürsten nach Poradim zurück. Abends speist derselbe mit seinem ganzen Stabe an der Tafel des Fürsten.

Den 4./16. September um 7 Uhr vormittags begibt sich Fürst Carol mit dem Großfürsten Nikolaus zu den rumänischen Ambulanzen, wo sie den Verwundeten aufmunternd und tröstend zureden, und dann zu den rumänischen Truppenteilen, da der Großfürst ihnen seinen Dank für die bewiesene Bravour ausdrücken will. Die drei Divisionen sind bei ihren Lagerplätzen aufgestellt und begrüßen begeistert die beiden Heerführer. Großfürst Nikolaus und sein Stab sind überrascht durch die gute Haltung und das frische Aussehen der Truppen.

Hierauf besuchen Fürst und Großfürst eine Batterie, welche 1400 Meter von der zweiten Griwitzaredoute abliegt und diese beschießt; die Kugeln pfeifen rings um sie herum.

Um 1 Uhr wird im rumänischen Hauptquartier zu Wrbitza das Frühstück eingenommen. Der Großfürst bringt in bewegten Worten das Wohl der tapferen rumänischen Armee aus, und Fürst Carol erwidert. General Cernat

Digitized by Google

erhält aus der Hand des Großfürsten das Georgskreuz. Für die Verleihung russischer Orden an die Offiziere der russischen und rumänischen Truppen, die unter dem Oberbefehl des Fürsten Carol vor Plewna gefochten haben, bittet der Großfürst den Fürsten, ihm Vorschläge zu machen.

Die beiden Heerführer haben in Wrbitza noch eine Besprechung, in der die Bildung eines russisch-rumänischen Kavalleriekorps beschlossen wird, das zwischen Wid und Isker operieren und Osman-Pascha jede Verbindung nach dieser Seite abschneiden soll.

Um 4 Uhr verläßt der Großfürst Wrbitza, um nach Radenitza und von dort morgen mit dem Kaiser nach Gornja-Studena zurückzukehren. Er nimmt auf das herzlichste vom Fürsten Abschied. Dieser bleibt noch eine Zeitlang inmitten seiner Offiziere, um über die getroffenen und noch zu ergreifenden Maßregeln zu beraten, welche die Griwitzaredoute vor einem neuen Angriff sichern sollen.

Da die eroberte erste Griwitzaredoute sich ganz unter dem türkischen Feuer und in steter Gefahr befindet, wieder verloren zu gehen, so beschließt der Fürst, auch die zweite Redoute angreifen zu lassen und gibt die entsprechenden Befehle; zur Erleichterung des Sturmes sollen Approchen so nahe wie möglich an die Redoute angelegt werden.

Abends kehrte Fürst Carol nach Poradim zurück, wo er die in der ersten Griwitzaredoute genommenen Geschütze vorfindet. Er ordnet an, daß dieselben mit einem zu erlassenden Tagesbefehl gesendet werden. Dieser Tagesbefehl hebt die am 30. August bewiesene Tapferkeit des Heeres hervor und spricht die Absicht des Fürsten aus, zum ewigen Andenken die Trophäen jenes Tages in der Hauptstadt des Landes aufzustellen, und zwar: die Fahne im Arsenal, zwei Geschütze rechts und links neben der Statue Mihael des Tapferen, der einst bei Calugareni (1591) die Türken besiegt hat, und das dritte Geschütz vor der Wache des fürstlichen Palais, als immerwährendes Vorbild für das rumänische Heer.

Die Listen für die Verteilung von Orden und Medaillen an die Offiziere und Mannschaften des russisch-rumänischen Heeres vor Plewna werden zusammengestellt.

Den 5./17. September fand wie am 14., 15. und 16. ein türkischer Angriff auf die Griwitzaredoute statt, und zwar ein Nachtangriff, der aber, wie die andern, abgewiesen wurde. Die rumänische Besatzung der Redoute muß fortwährend gefechtsbereit sein und zu dem Ende häufig abgelöst werden.

Der Großfürst telegraphiert dem Fürsten: „Je te prie d'ordonner strictement au flanc gauche du IV Corps russe et de la division Imeritinski de se fortifier aussi fortement que l'a fait ton armée."

Osman-Pascha läßt fortwährend, besonders auf der Nordostfront, neue Erdwerke aufführen; die zweite Griwitzaredoute ist sehr verstärkt und von tiefen Gräben umgeben worden.

Am Abend kommt Ministerpräsident Bratianu beim Fürsten an; dieser

Digitized by Google

spricht ihm seine Zufriedenheit aus über die Weise, in der für die Verpflegung der rumänischen Truppen gesorgt worden ist.

Der 6./18. September ist zum Angriff auf die zweite Griwitzaredoute bestimmt. Fürst Carol begibt sich schon früh in Begleitung des Generals Sotow nach Wrbitza, um die letzten Anordnungen zu treffen.

Die Angriffskolonne besteht aus je einem Bataillon des 15. und 9. Dorobanzen- und des 1. Linienregiments. In der Reserve verbleibt das 7. Linienregiment. Es ist stürmisches Wetter, im Balkan hat es geschneit.

Fürst Carol steigt zu Pferde und reitet auf eine Anhöhe, von wo aus er das Gefecht übersieht. Nach einer starken Kanonade beginnt um $^1/_2$3 Uhr der Angriff; er wird aber trotz aller Bravour der stürmenden Truppen viermal abgeschlagen. Beim 2. Bataillon des 15. Dorobanzenregiments, das bis in den Graben der Redoute gelangt ist, fällt der Kommandeur, und alle vier Hauptleute sind verwundet. Beim 2. Bataillon des 9. Dorobanzenregiments sind fast alle Offiziere verwundet. Als der Fürst sieht, daß der Widerstand der Türken nicht zu besiegen und die Verluste so unverhältnismäßig groß sind, läßt er das Gefecht abbrechen.

Hauptmann Bogdan, der erst am Vormittage mit dem Oberst Slaniceanu angekommen war, hat eine tödliche Verwundung erhalten: er hatte gleich nach seiner Ankunft freiwillig einer Sturmkolonne sich angeschlossen. Fürst Carol heftete persönlich dem Sterbenden das Ritterkreuz des Sterns von Rumänien an die Brust.

Um 7 Uhr abends langt der Fürst wieder in Poradim an, wo ihm der kaiserliche Flügeladjutant Leutnant Nepokoitschitzki, ein Sohn des Generalstabschefs, folgendes Handschreiben des Kaisers überreicht: „Gornja-Studena: le 5/17 Septembre 1877. A son Altesse Sérénissime le Prince de Roumanie, Poradim. — Les troupes roumaines réunies à celles de mon armée, placées sous le Commandement de Votre Altesse Sérénissime, ont, dans les journées des 30/11 et 31 Août/12 Septembre fait preuve d'un courage héroique en combattant sous un feu des plus meurtriers de l'ennemi. Désirant consacrer le souvenir de cette confraternité d'armes, j'ai conféré à Votre Altesse l'Ordre de St. George de la troisieme classe, dont je lui ai transmis les insignes. Je La prie de recevoir l'assurance de ma sincère affection. Alexandre."

An der fürstlichen Tafel nehmen, wie allabendlich, die Obersten Gaillard und Baron Löhneisen, die Majore Graf Wedell und Villaume sowie die Timeskorrespondenten Obersten Havelock und Baker teil.

Den 7./19. September wird dem Fürsten eine Standarde nach Poradim gebracht, welche bei Kneja, jenseits des Iskers, in einem Gefechte mit Tscherkessen von einer Schwadron des 1. Roschiori- und einer Schwadron des 5. Kalaraschenregiments erobert worden ist. Fürst Carol befiehlt, die Trophäe nach Bukarest zu senden.

Großfürst Nikolaus schickt dem Fürsten eine Kibitka (kirgisisches Zelt aus Filz), die sofort im Hofe seines kleinen Hauses aufgestellt wird.

Digitized by Google

Den 8./20. September inspiziert Fürst Carol die Truppen des IX. Korps.

Telisch, das von türkischen Truppen besetzt worden ist, wird von Oberst Tutolmin mit seiner Kosakenbrigade beobachtet. General Krylow steht in Gornji-Dubnik.

Am 9./21. September trifft die Nachricht ein, daß eine feindliche Kolonne in der Richtung von Telisch auf Plewna marschiere; infolgedessen erhält General Loschkarew den Befehl, die Verbindung mit dem Kavalleriekorps des Generals Krylow herzustellen. Diesem letzteren schickt der Fürst durch einen Ordonnanzoffizier die Order, sich der heranrückenden Kolonne mit ganzer Kraft entgegenzuwerfen und ihr den Weg zu verlegen. Abends trifft die Meldung ein, daß türkische Truppen Gornji-Dubnik besetzt haben.

Fürst Carol inspiziert die Stellungen der rumänischen Truppen vor Plewna und überzeugt sich, daß fleißig an den Feldbefestigungen gearbeitet wird.

Den 10./22. September werden wiederum Ordonnanzoffiziere an die Generale Krylow und Loschkarew abgesandt, damit dieselben Maßregeln zur Sicherung der bedrohten Westfront und zur Abwehr jeder heranrückenden Verstärkung ergreifen. Da von Plewna aus eine anhaltende Kanonade stattfindet, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß Osman-Pascha eine Offensivbewegung beabsichtigt. Der Fürst ist sich über den Ernst der Lage völlig im klaren. Er schickt den Oberst Gaillard zum Großfürsten, um ihm auseinanderzusetzen, daß, falls die Verstärkungen nicht bald anlangten, der Stand der Dinge vor Plewna sehr bedenklich sein würde. Zugleich hält er mit General Cernat, seinen rumänischen Offizieren und v. Lignitz Kriegsrat und beschließt, auch rückwärts zwischen Wid und Osma Feldbefestigungen anzulegen, als Stützen gegen jeden hier zu erwartenden Offensivstoß Osman-Paschas.

Am 11./23. September besichtigt Fürst Carol die russischen Truppen in ihren Positionen; zuerst die II. Division des Generals Imeritinski bei Tuschenitza, dann die XVI. Division des Generals Skobelew und das IV. Korps bei Radischewo.

Sämtliche russische und rumänische Batterien richten ihr Feuer auf die Werke von Plewna, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken und dadurch die Bewegungen des Generals Krylow jenseits des Wid zu erleichtern. Dieser aber meldet, daß er der unter Befehl eines Paschas heranrückenden türkischen Munitionskolonne nicht energisch habe entgegentreten können, da diese, von Truppen aus Plewna unterstützt, ihm bei seinem Mangel an Infanterie überlegen gewesen sei; er habe somit nicht hindern können, daß die Kolonne bei Nacht nach Plewna hineingelangt und daß Gornji und Dolnji-Dubnik von einem starken Detachement besetzt worden sei. Der zurückgekehrte Ordonnanzoffizier berichtet, daß General Krylow ohne Nachdruck operiert und sich nach kurzer Demonstration mit einigen seiner Regimenter nach Trstenik zurückgezogen hat, während er die Kavallerie des Generals Loschkarew auf der Straße Plewna—Lowtscha hat zurückgehen lassen.

Den 9./21. September telegraphiert der Großfürst aus Gornja-Studena

Digitized by Google

an den Fürsten Carol: „Si Osman Pascha osait T'attaquer, je Te prie de tenir tête à l'ennemi et de tâcher de le battre. Le détachement de Plewna est assez fort pour le faire."

Nun gilt es dem Fürsten zwar selbstverständlich, daß er versuchen werde, einen Angriff abzuweisen, aber er kann sich nicht der Auffassung anschließen, als ob die Westarmee unter allen Umständen stark genug wäre. Die zu besetzende Linie ist zu ausgedehnt, als daß es möglich wäre, gegen einen Durchbruchsversuch Osmans auf jedem Punkte rechtzeitig genügende Streitkräfte zu konzentrieren.

Den 12./24. September wird bestätigt, daß es der türkischen Munitions- und Proviantkolonne gelungen ist, nach Plewna sich durchzuschlagen. Fürst Carol sendet General Krylow den Befehl, nachdem er seines Auftrags mit so wenig Umsicht und Erfolg sich entledigt habe, ein starkes Detachement auf dem rechten Flügel der russisch-rumänischen Armee aufzustellen, da von Westen her das Auftreten der Tscherkessenschwärme signalisiert sei, mit seiner Kavallerie aber die Verbindung Osman-Paschas mit Telisch, das von den Türken befestigt ist, zu verhindern.

Der anhaltende Regen hat die Wege grundlos gemacht.

Oberst Gaillard kehrt aus Gornja-Studena zurück. Seine dort gewonnenen Eindrücke sind wenig tröstlicher Art. Die Stimmung im kaiserlichen Hauptquartier ist gedrückt, weil auf dem ganzen Kriegstheater die Operationen stocken; doch will der Kaiser Bulgarien nicht verlassen, bevor eine günstige Entscheidung erfolgt sei.

Am 14./26. September ist General Krylow, ohne davon den Fürsten zu benachrichtigen, mit einem Teil seiner Kavallerie zu einem Rekognoszierungszuge gegen Rahowa ausgebrochen.

Den 15./27. September begibt sich Fürst Carol nachmittags nach den rumänischen Stellungen und besichtigt die am 30. August genommene Griwitzaredoute; man gelangt in dieselbe durch Laufgräben, die mit vier Bataillonen besetzt sind. Der Fürst wagt sich auf den neuangelegten Trancheen bis auf 100 Meter an die zweite, noch zu nehmende Griwitzaredoute vor, doch ist auf diesem Punkte wegen des Kleingewehrfeuers ein längeres Verweilen unmöglich. Er konstatiert, daß zwischen den beiden Redouten leider noch immer die Toten liegen.

In Gornja-Studena ist General Todleben eingetroffen.

Den 16./28. September kehrt Krylow von seinem eigenmächtigen Zuge gegen Rahowa zurück, ohne irgendeinen Erfolg davonzutragen. Der Fürst beantragt, daß er seines Kommandos enthoben wird.

Den 17./29. September ist die I. Garde-Infanteriedivision in Sistow angekommen.

General Skobelew ist abends beim Fürsten zu Tische in Begleitung seines ebenso energischen wie umsichtigen Generalstabschefs, des Majors Kuropatkin.

General Loschkarew meldet, daß die Türken sich in Telisch, Gornji und

Digitized by Google

Dolnji-Dubnik stark verschanzt haben. Seiner Kavallerie ist es gelungen, den Türken einen Wagenzug mit Proviant und einen Transport von Ochsen abzunehmen.

Großfürst Nikolaus telegraphiert aus Gornja-Studena: „Je pars demain huit heures du matin pour la position de Plewna. Installe mon quartier à la place de l'exbatterie de siège de 12 canons. Je viens direct par la chaussée sur les hauteurs, où nous avons déjeuné avec l'Empereur, sans passer par Poradim." — Um den Großfürsten zu treffen, beschließt Fürst Carol, sich gleichfalls auf jener Position einzufinden.

Den 18./30. September stellt sich General v. Todleben dem Fürsten Carol vor und wird von diesem, der sich freut, den berühmten Verteidiger Sebastopols kennen zu lernen, zum Frühstück zugezogen. Er macht einen höchst sympathischen Eindruck, ist trotz seiner Jahre von jugendlicher Erscheinung, von fesselnder Frische der Auffassung und dokumentiert sich in jedem Worte als eine bedeutende Persönlichkeit.

Nachmittags fährt Fürst Carol mit ihm nach den Positionen hinaus und gibt ihm an Ort und Stelle ein Resümee der russisch-rumänischen Angriffe. Der General spricht durchgehends den Auffassungen des Fürsten bei und erklärt sich, wie dieser, gegen jeden weiteren Sturm. Doch ist er auch nicht für eine förmliche Belagerung, sondern hofft, daß die Ergebung der türkischen Armee durch eine Blockade zu erreichen sei. Um aber hierfür hinreichend stark zu sein, müsse die ganze kaiserliche Garde herangezogen werden: erst mit ihrer Hilfe könne die Straße nach Sofia besetzt und jeder Zugang nach Plewna verhindert werden, so daß alsdann der Zeitpunkt der Ergebung nur von dem vorhandenen Proviant abhänge, falls Osman-Pascha nicht vorziehe, vorher einen Durchbruchsversuch zu machen.

In der großen Belagerungsbatterie bei Raditschewo hat Fürst Carol dann mit dem inzwischen eingetroffenen Großfürsten Nikolaus und den Generalen eine lange Besprechung über die zu ergreifenden Maßregeln. Es wird beschlossen, zur systematischen Zernierung Plewnas überzugehen und die ganze kaiserliche Garde zur Westarmee stoßen zu lassen. Die II. Gardedivision soll als allgemeine Armeereserve in Gornja-Studena zurückbehalten werden, da von dem neuernannten Befehlshaber der türkischen Streitkräfte in Rustschuk, Suleiman-Pascha, ein Angriff zu erwarten steht. General v. Todleben ist aber mit dieser letzteren Verfügung nicht einverstanden; er hält die II. Gardedivision für unumgänglich nötig zur Besetzung der Straße Plewna—Sofia und ist der Ansicht, daß, da die XVI. Division und die III. Gardedivision für die Straße Plewna—Lowtscha bestimmt sind, für die Straße Plewna—Sofia keine Truppen zur Verfügung blieben.

Bratianu kommt im Hauptquartier an und berichtet dem Fürsten, daß die Kredite zu Ende gehen, und setzt ihm auseinander, daß bis zum Falle Plewnas sicherlich noch vier bis sechs Wochen verstreichen würden, und daß es notwendig sei, warme Kleidung für die Truppen zu beschaffen.

Digitized by Google

Den 19. September/1. Oktober wird bestätigt, daß Mehemed Ali abgesetzt und Suleiman-Pascha an seine Stelle getreten ist. Reuf-Pascha soll das Kommando am Schipkapaß übernommen haben.

Fürst Carol fährt bereits um 8 Uhr früh nach der Belagerungsbatterie bei Raditschewo, die im Hauptquartier kurzweg als Position bezeichnet wird. Der Großfürst hat hier in einem Zelte übernachtet. Mit ihm wie mit General Todleben und dem ganzen Stabe reitet Fürst Carol darauf zur Inspektion des linken Flügels der russischen Stellung Tuschenitza; die beiden Heerführer gehen in alle Batterien und halten sich lange in den vordersten Linien, den türkischen Batterien gegenüber, auf, um die Dispositionen der Feinde genau zu beobachten. Es wird konstatiert, daß die Türken wiederum neue Verschanzungen errichtet haben, und man wirft die Frage auf, ob es nicht vorteilhafter wäre, die jetzigen Positionen weiter vorzuschieben, so daß man über das Tun und Lassen des Feindes stets im klaren wäre. Fürst Massalski spricht sich jedoch gegen jede Aenderung in der Aufstellung der Artillerie aus.

Erst um 2 Uhr kehren die Herren in das Quartier des Großfürsten zurück, welchem der Fürst bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Sterns von Rumänien überreicht.

In Poradim, wo Fürst Carol um 5 Uhr anlangt, konferiert er bis spät in die Nacht hinaus mit Bratianu über die Beschaffung der finanziellen Mittel zur Fortführung des Krieges; er ist der Ansicht, daß Rußland jedenfalls einen Vorschuß von mehreren Millionen Franken gewähren müsse.

Den 20. September/2. Oktober ist das Wetter kühl und regnerisch. Der Fürst fährt wiederum in der Frühe zum Großfürsten und reitet mit diesem um 9 Uhr nach den Stellungen des IX. Korps. Nach Inspizierung derselben begeben sich beide über das Griwitzadorf nach den rumänischen Positionen, gehen durch die Trancheen und kehren nach Wrbitza zurück. Hier nehmen sie gemeinschaftlich das Dejeuner ein, dem die Generale Todleben, Sotow, Massalski, Nepokoitschitzki, Krüdener, Depp und Reitlinger vom Ingenieurkorps teilnehmen. Nach Tische spricht der Großfürst mit Bratianu, der fünf Millionen zur Fortsetzung des Krieges verlangt; der Großfürst verspricht diese Forderung zu unterstützen.

Um 3 Uhr fahren Fürst und Großfürst wiederum über das Griwitzadorf unter dem Feuer der Türken nach den russischen Positionen und konferieren mit dem General v. Todleben über ein allgemeines Vorschieben und Verengern der ganzen Linie rings um Plewna, wodurch auch die einzelnen Truppenteile in engere Fühlung miteinander geraten würden. General v. Todleben erklärt abermals, daß Plewna nur durch vollständige Zernierung bezwungen werden könne, daß hierfür aber mindestens noch zwei Armeekorps notwendig wären; er bittet den Großfürsten daher, veranlassen zu wollen, daß ihm diese noch zur Verfügung gestellt würden.

Abends hört man von Poradim aus, wohin der Fürst um 5 Uhr zurückgekehrt ist, starkes Gewehrfeuer.

Digitized by Google

Den 21. September/3. Oktober konferieren mit dem Fürsten morgens General Cernat und Major v. Lignitz. Die Türken haben über Nacht Konterapprochen eröffnet und hindern dadurch die Arbeiten der Belagerer, die nunmehr in der Flanke bedroht werden. Major v. Lignitz äußert sich besorgt über die zu geringe Zahl der verfügbaren russisch-rumänischen Streitkräfte.

Zufolge eingegangener Nachricht steht Schefket-Pascha mit etwa 15000 Mann in Orhanieh.

Den 22. September/4. Oktober droht das stürmische Regenwetter zu einem Verhängnis für die Belagerungstruppen zu werden. Der Erdboden ist tief aufgeweicht und Nässe und Kälte fordern viele Opfer. Wenig erfreulich ist auch die Nachricht, daß schon wieder eine Proviantkolonne nach Plewna hineingedrungen ist.

Der Fürst fährt durch den Schmutz der grundlosen Wege früh um 9 Uhr zum Großfürsten, in dessen Zelt ein Kriegsrat stattfindet: außer Todleben, Nepokoitschitzki, Massalski, Sotow und Krüdener nimmt auch der soeben über Gornja-Studena aus St. Petersburg angekommene General Gurko daran teil. Letzterer hat das Kommando über die gesamte Kavallerie jenseits des Wid erhalten, und der Fürst, der ihn hier zum erstenmal sieht, drückt ihm die Hoffnung aus, daß jetzt mehr Leben in die Bewegungen der Kavallerie kommen und der General seine ganze Tatkraft entfalten werde, um zu verhindern, daß Plewna noch irgendeinen Zuzug erhalte. Der Eindruck, den General Gurko auf den Fürsten macht, entspricht der Vorstellung, die dieser sich von dem energischen Manne gebildet hatte. Unternehmungsgeist und kriegerischer Sinn sind auf seinen etwas derben Gesichtszügen ausgeprägt.

Drei Stunden lang wird im Kriegsrate diskutiert. Der Fürst erklärt unumwunden, daß er keine Hoffnung auf die Bezwingung Plewnas hegen könne, ehe nicht die Belagerungsarmee erheblich vermehrt und Osman-Pascha alle Kommunikationen nach außen hin abgeschnitten würden.

Das Resultat der Beratungen ist, daß um Plewna ein lückenloser Ring von Erdwerken errichtet werden und daß das Kavalleriekorps jenseits des Wid, solange die Zernierung des Platzes wegen Truppenmangels nicht möglich ist, die Verbindungen der Türken mit der Außenwelt unterbrechen und auch die Straße Plewna—Lowtscha beobachten soll. Mit der Oberleitung der gesamten russischen Artillerie wird General Moller betraut, da sich zur Erzielung der Einheit in ihren Operationen die Notwendigkeit der Ernennung eines Oberkommandeurs herausstellt, der die besonderen Instruktionen auszugeben hat. Ferner kommt man überein, die Truppen in möglichst geschützten Stellungen zu belassen und Erdhütten für sie zu errichten, damit sie tunlichst geschont werden. Doch müssen sie bei jedem Alarmsignal bereit sein, und es ist darauf zu sehen, daß die Ablösungen der vorgeschobenen Posten nur bei Nacht stattfinden. So oft wie möglich sollen, zur Erleichterung des Zusammenwirkens, die kommandierenden Generale zur Besprechung in das Zentrum der Stellung, jene Position benannte Batterie, berufen werden.

Digitized by Google

Später konferiert Fürst Carol noch lange mit General v. Todleben über die Sicherstellung des rechten Flügels am Wid, für welchen ebenfalls Erdwerke anzulegen sind. Um 3 Uhr ist der Fürst wieder in Poradim, wo abends die Nachricht eintrifft, daß die Verbindung mit dem rumänischen Donauufer durch Beschädigung der Brücke unterbrochen ist.

Den 23. September/5. Oktober ist es weniger kalt, so daß der Fürst mit dem Großfürsten und den Generalen, die am Vormittage zu ihm kommen, vor seinem Hause sitzen kann. Es sind neue Schwierigkeiten in der Frage der so notwendigen Verstärkungen aufgetaucht: der Thronfolger reklamiert die Garde, die in Friedenszeiten unter seinem Befehle gestanden hat, zur Verstärkung seines Operationskorps. Fürst Carol und General Todleben bestanden aber auf ihren Ansprüchen.

Um 1 Uhr fährt der Großfürst nach Gornja-Studena zurück, während Todleben beim Fürsten verbleibt. Zum Generalstabschef des Fürsten Carol ist Fürst Imeritinski ernannt worden.

Abends ist wieder starker Wind; der gestrige Sturm hat von der Donaubrücke mehrere Joche fortgerissen, so daß die Verbindung vollständig unterbrochen ist.

General v. Todleben bleibt mit seinem Stabe in Sgalewitza, 3 Kilometer von Poradim, während Fürst Imeritinski in Poradim beim Fürsten Carol Quartier bezieht.

Den 24. September/6. Oktober hält, zum Verhängnis für die Belagerer, das Unwetter mit Sturm, Regen und Kälte an. Die Wege sind bodenlos. Die Türken haben eine Etappenstraße vom Wid nach Dolnji- und Gornji-Dubnik gesichert; ein Ausfall, den Osman-Pascha gemacht hat, um Verstärkungen an sich zu ziehen, ist von der russisch-rumänischen Kavallerie kaum gestört worden. Schefket-Pascha ist mit zwölf Bataillonen, zahlreicher Kavallerie und einem großen Wagentransport von Orhanieh abgerückt.

Am 25. September/7. Oktober ist Schneegestöber.

Um $^1/_2$10 Uhr stellt General Krüdener die Offiziere seines Korps, die vom Fürsten dekoriert worden sind, vor. Um $^1/_2$12 Uhr meldet sich der zum IV. Korps zurückkehrende General Sotow in seiner neuen Stellung.

Die Beschädigung der Donaubrücke ist so bedeutend, daß sie nicht schnell beseitigt werden kann; die Proviantzufuhr wird dadurch sehr erschwert.

Nachmittags meldet sich General Gurko, der das Kommando über das kombinierte Kavalleriekorps jenseits des Wid angetreten hat. Der Fürst teilt ihm mit, daß es, wie ihm berichtet worden, einigen türkischen Bataillonen gelungen sei, von Telisch her in Plewna einzudringen, daß er, der Fürst, aber überzeugt sei, unter General Gurkos bewährtem Kommando würden hinfort keine derartigen unglücklichen Zwischenfälle mehr vorkommen; bisher sei das Kavalleriekorps mit wenig Umsicht geleitet worden. In Telisch ist Schefket-Pascha mit seiner Kolonne angekommen.

Der Kaiser hat der rumänischen Regierung für die Fortsetzung des Krieges mehrere Millionen zugesagt.

Digitized by Google

Am 26. September/8. Oktober hält der Regen an und dichter Nebel hüllt alles ein.

Zum Frühstück empfängt der Fürst den Kommandeur der Gardeartillerie, Baron Brewern. Nachmittags nimmt er den Vorbeimarsch der III. Gardedivision, General Katalei, ab. Die 2. Brigade der III. Gardedivision kommandiert General v. Bremsen; die Artillerie steht unter dem Befehle des Generals Sinowiew.

Später meldet General v. Todleben, daß Fürst Imeritinski nach Gornja-Studena geht, um vom Kaiser zu erlangen, daß die II. Gardedivision, anstatt, wie beabsichtigt, dem Thronfolger, der Westarmee vor Plewna zugestellt werde.

Ferner meldet Prinz Alexander von Oldenburg, daß die Brigade 1 der I. Gardedivision eingetroffen ist.

General Todleben bleibt bis spät abends beim Fürsten und erzählt höchst interessant und lehrreich über die Belagerung von Sebastopol.

Ein neuer Transport ist nach Plewna gelangt, ohne von der russischen Kavallerie gestört zu werden.

Den 27. September/9. Oktober nimmt der Fürst um 10 Uhr mit Graf Woronzow-Daschkow, dem Generalstabschef der Garde, den Vorbeimarsch der Gardeschützenbrigade ab, welche darauf nach Tauschenitza abmarschiert.

Drei Tage nacheinander, den 27., 28., 29. September/9., 10., 11. Oktober regnet es Tag und Nacht. Alle Wege sind aufgeweicht und unpraktikabel geworden.

Am 30. September/12. Oktober macht General v. Todleben brieflich Osman-Pascha den Vorschlag, in bezug auf die Beerdigung der Toten dasselbe Prinzip zu befolgen, wie dereinst in Sebastopol: es sollen von beiden Seiten je ein Kordon von Soldaten vorrücken, bis sie einander begegneten, und die Bergung der Gefallenen besorgen. Osman-Pascha nimmt diesen Vorschlag an.

Fürst Carol reitet nach den Ambulanzen von Sgalewitza, in denen Hunderte russischer Soldaten untergebracht sind, darunter viele, denen, wie es leider auch bei den Rumänen der Fall ist, in den naßkalten Trancheen die Füße erfroren sind.

Den 1./13. Oktober ist endlich klares, schönes Wetter.

Die Donaubrücke, von der zweiunddreißig Pontons fortgerissen sind, hat noch nicht wiederhergestellt werden können.

Nachmittags melden sich General und Major Lignitz beim Fürsten. Der Fürst besprach mit ihnen die Dispositionen für möglichst schnelle Erstürmung der zweiten Griwitzaredoute und betonte dabei, daß diese keilförmig in die rumänischen Linien vorspringende und die letzteren deshalb fortwährend bedrohende Position zwar nicht in den Händen der Feinde bleiben dürfe, aber doch von dem Gelingen oder Nichtgelingen eines solchen Teilangriffs der Erfolg der Gesamtoperationen vor Plewna nicht abhänge, und daß man daher den Kampf um diese Redoute keine zu großen Dimensionen annehmen lassen dürfte. Die Herren stimmten dieser Ansicht zu.

Den 2./14. Oktober reitet Fürst Carol in die Positionen hinaus und be-

Digitized by Google

sichtigt die rumänische II. Division in ihren Biwaks, darauf die Lünette bei Radischewo und die mit Kranken überfüllten Lazarette.

Um 6 Uhr ist der Fürst wieder in Poradim.

Den 3./15. Oktober geht dem Fürsten die Nachricht zu, daß die Westarmee keine weitere Verstärkung erhalten soll, da man im Großen Hauptquartier sich der Illusion hingibt, daß Plewna mit den vorhandenen Truppen zerniert werden könnte. Das letztere liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Die bisher am Raljewo dislozierten Gardetruppen sind nach großen Schwierigkeiten endlich bei Jeni- und Eski-Brkatsch konzentriert worden; das Terrain war ihren Märschen höchst ungünstig und Mann und Tier derart ermattet, daß keine Ordnung mehr eingehalten werden konnte. Auch die Verpflegung war ungenügend und die Kleidung der Mannschaft seit Tagen überhaupt nicht mehr trocken geworden.

Prinz Arnulf von Bayern trifft von Gornja-Studena beim Fürsten ein, um die Lage von Plewna kennen zu lernen. Abends kommt General v. Todleben; er ist verzweifelt, daß weitere Verstärkungen nicht bewilligt worden sind, und hat den General Gurko ins Hauptquartier gesandt, um noch einen letzten Versuch zur Abänderung dieser Verfügungen zu machen. Auch Fürst Carol ist entschlossen, darauf zu bestehen, daß eine größere Anzahl von Truppenkörpern auf Plewna dirigiert werde. Bei allen Korps ist durch die Unterbrechung der Brückenpassage Brotmangel eingetreten, und trotz des gegenwärtig herrschenden Wetters will die Zahl der Kranken sich nicht verringern.

Den 4./16. Oktober telegraphiert General Gurko, daß nach seinen Darlegungen der Sachlage der Kaiser Befehl erteilt habe, die II. Grenadierdivision sofort nach Plewna marschieren zu lassen, so daß sie am 7./19. Oktober vor Poradim eintreffen werde. Die Gardekavallerie werde auch bald folgen.

Prinz Arnulf von Bayern begibt sich vormittags nach den rumänischen Positionen, während Fürst Carol bis Mittag mit seinem Generalstabe arbeitet und erst nachmittags hinausreitet; er besichtigt alle Lager und begrüßt die Truppen. Dann sucht er die erst vor kurzem von den Rumänen vollendete Redoute Alexander auf, von der aus er einer Rekognoszierung gegen die zweite Griwitzaredoute beiwohnt: das Gefecht dauert eine Stunde, die Türken bringen ihre Reserven vor und unterhalten ein heftiges Geschütz- und Kleingewehrfeuer, drei ihrer Batterien von Bukowa schießen, und einige verlorene Kugeln fallen bis ins Fort Alexander, wo der Fürst bleibt, bis alles wieder ruhig geworden ist. Darauf begibt er sich nach Wrbitza, um die Truppen in den dortigen Verschanzungen und Feldlazarette zu besuchen.

Von hier bis Poradim ist ein zweistündiger Ritt. Abends, bei schönem Mondschein, speist Fürst Carol mit seinem Gaste, dem Prinzen Arnulf; auch J. Bratianu ist anwesend. Mit ihm konferiert der Fürst bis Mitternacht und betont die Unmöglichkeit, jetzt schon, vor der Bezwingung Plewnas, eine Entscheidung über eine etwaige weitere Teilnahme der rumänischen Truppen am Kriege zu treffen: doch werde der Fürst keinesfalls sich noch weiter von der

Digitized by Google

Donau entfernen. Bratianu hat viele Sorgen, besonders wegen den Geldschwierigkeiten.

Wie General Cernat aus Wrbitza berichtet, werden die Rumänen von der türkischen 12-Zentimeter-Batterie an dem Wege von Plewna—Griwitza fühlbar belästigt: heute zwei Tote, acht Verwundete. Die rumänischen Erdarbeiten sind sehr gefördert, und die türkischen Konterapprochen werden bald abgeschnitten sein.

Einem Befehle des Fürsten entsprechend, inspiziert ein höherer Offizier täglich die Biwaks und rapportiert darüber.

Am 5./17. Oktober konferiert wiederum Fürst Carol mit Bratianu, während Prinz Arnulf von Bayern die russischen Positionen besucht. General v. Todleben, der nach Poradim übergesiedelt ist, teilt dem Fürsten mit, daß General Gurko aus dem kaiserlichen Hauptquartier zurückgekommen ist: das letztere hat sich erst nach langer Diskussion dazu entschlossen, die II. Gardeinfanterie- und die Gardekavalleriedivision an die Westarmee abzugeben; dieselben haben Gornja-Studena bereits verlassen.

General Arnoldi stellt sich dem Fürsten vor: er ist an die Stelle des Krylow getreten. Letzterer ist nach Petersburg zurückgekehrt; nach seiner Abschiedsaudienz beim Fürsten hat er dem rumänischen Stabe desselben sein Bedauern ausgesprochen, nicht dekoriert worden zu sein.

Graf Woronzow-Daschkow in Eski-Brkatsch fragt an, ob die am Wid stehenden Gardedivisionen bei Gornji-Dubnik die Straße von Sofia besetzen sollen. Dies wird verneint, bis weitere Verstärkungen eingetroffen sein werden.

Ein gefangener Offizier sagt aus, daß Achmed Hifzi-Pascha in Gornji- und Dolnji-Dubnik kommandiert und in diesen Orten je sechs Tabors stehen, während Telisch, das gleichfalls zu seinem Kommandobezirk gehört, von drei Tabors besetzt ist.

Den 6./18. Oktober treffen Depeschen über einen großen russischen Sieg in Asien ein. Mukhtar-Pascha ist in der zweitägigen Schlacht von Wissinkioi am 2./14. und 3./15. Oktober aufs Haupt geschlagen worden. Von seiner 40 000 Mann starken Armee haben 8000 Mann, darunter 2 Paschas und 150 Offiziere, die Waffen gestreckt und etwa 4000 Mann sind gefallen. Mukhtar-Pascha selbst mit dem Rest der Truppen hat sich eiligst auf Kars zurückgezogen. Die Verluste der Russen betragen 1500 Mann.

Den 7./19. Oktober nimmt der Fürst zu Pferde den Vorbeimarsch der II. Gardedivision, die in der Nacht eingetroffen ist, ab. Sie wird von Graf Paul Schuwalow befehligt; die Truppen sehen sehr schön und stattlich aus. Am Nachmittage marschieren die Truppen nach Bagot weiter.

Hierauf besichtigt der Fürst die aus drei Brigaden bestehende Kavalleriedivision, welche gleich vor ihm defiliert. Die langen Märsche im Regen und die Biwaks auf nasser Erde haben die Schönheit des Materials dieser Truppen schon stark beeinträchtigt. Die Division soll erst morgen nach Raljewo weitermarschieren.

Im Laufe des Nachmittags empfängt der Fürst die Nachricht, daß die

Digitized by Google

zweite Griwitzaredoute nach zwei Sturmangriffen endlich mit großen Verlusten genommen worden sei. Während die Generale Todleben und Imeritinski abends beim Fürsten sind, um über die Positionen für die eben angelangten Gardetruppen zu beraten, trifft die Meldung ein, daß die zweite Redoute nicht behauptet werden konnte. Die Rumänen — das 7. Linienregiment, das 1. Jägerbataillon und je ein Bataillon vom 5. und 13. Dorobanzenregiment — haben der Uebermacht weichen müssen; nach einem heftigen Gefecht bis in die Nacht hinein, zu dem die Türken Verstärkungen hatten heranziehen können, sind sie zurückgeworfen worden. Fürst Carol nimmt diese Trauerbotschaft um so schwerer, als es sich bestätigt, daß die Verluste bedeutend sind.

General Gurko übernimmt das Kommando der I. und II. Gardeinfanteriedivision, der Gardeschützenbrigade, der II. Kavalleriedivision und zwölf russisch-rumänischer Kavallerieregimenter.

Am 8./20. Oktober arbeitet General v. Todleben vormittags mit dem Fürsten; in großen Zügen werden die Maßregeln zur Einschließung von Plewna besprochen: es gilt, vorher jenseits des Wids festen Fuß zu fassen und Osman-Pascha alle rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden, was nur möglich ist, wenn die drei stark befestigten Etappenorte der Linie Plewna—Orhanjeh, Dolnji-Dubnik, Gornji-Dubnik und Telisch ganz unschädlich gemacht werden. General v. Todleben ist der Ansicht, daß man sich zuerst in den Besitz des mittleren dieser drei Orte, Gornji-Dubnik, setzen müsse — eine Aufgabe, die der Garde zu stellen sei; Dolnji-Dubnik und Telisch brauchten nur beobachtet zu werden, während ein Kavalleriekorps in Verbindung mit rumänischen Truppen diesen Operationen seine Mitwirkung zu leihen habe.

General Graf Woronzow, der den Befehl erhalten hat, sich zum Großfürsten-Thronfolger zu begeben und bei demselben zu verbleiben, stellt sich dem Fürsten vor und spricht ihm sein Bedauern darüber aus, daß er die Garde, deren Generalstabschef er ist, gerade jetzt verlassen muß, wo sie in Aktion tritt.

Am 9./21. Oktober sind 10 Grad Kälte, aber sonniges Wetter.

Fürst Karl wohnt der Einweihung der kleinen bulgarischen Kirche bei, die er durch den Protopopen aus Turnu-Magurele und den rumänischen Feldgeistlichen vollziehen läßt. Er hatte diese Kirche unvollendet vorgefunden und, da die Bulgaren den Wunsch aussprachen, sie dem Gottesdienste übergeben zu können, aus Turnu-Magurele Bauhandwerker, Maler usw. kommen lassen, um sie fertigzustellen, und ihr auch eine Glocke geschenkt. Bisher hatte kein einziges Bulgarendorf eine Kirchenglocke haben dürfen; so ertönt heute zum erstenmal das Geläute, das zum Gottesdienst ruft. Von den benachbarten Dörfern strömt die Bevölkerung herbei, um an der Feier teilzunehmen. Dieselbe dauert zwei Stunden; nach der Liturgie findet ein Tedeum statt, dem außer dem Stabe des Fürsten viele Russen und Rumänen beiwohnen.

In sein Quartier zurückgekehrt, konferiert der Fürst mit Todleben. Währenddessen läuft die Nachricht ein, daß die Türken den zweiten Kamm des Grünen

Digitized by Google

Berges (unweit Krschin) befestigen, obgleich die russische Artillerie ihnen die Arbeit möglichst zu erschweren sucht.

General Cernat berichtet vom gestrigen Tage aus Wrbitza, daß beim Angriffe am 7./19. das 7. Linienregiment und ein Jägerbataillon sich etwa eine Stunde lang in den Laufgräben der feindlichen Redoute behauptet hatten.

Nachmittags reitet der Fürst, nachdem er das Regiment Moskau der II. Gardedivision, das später angekommen ist, und drei Batterien besichtigt hat, nach Sgalewitza, um dort die russischen Feldlazarette zu besuchen. Das Regiment marschiert weiter nach Bogot.

Den 10./22. Oktober fährt bei schönem Wetter der Fürst früh über Trstenik nach Metschka, einem Bulgarendorfe, um die dortige große Ambulanz zu inspizieren. Von Metschka begibt sich Fürst Carol nach Tschalisewat zur Zentralambulanz, die mit einer sehr großen Anzahl Verwundeter und Sterbender belegt ist, und reitet dann zu den befestigten Positionen hinaus, um die rumänische II. Division (Cerchez) zu inspizieren. Dieselbe hat vor zwei Tagen die rumänische IV. Division abgelöst, da die Truppen der letzteren, die seit dem Donauübergange stets die exponiertesten Stellungen hatte einnehmen müssen, einer Ruhezeit sehr bedürftig waren und deshalb in das Biwak bei Wrbitza gesandt wurden.

Nachdem Fürst Carol einige im Bau begriffene Redouten besichtigt hat, reitet er nach Poradim zurück und erhält von einem eben eingetroffenen Quartiermeister des Kaisers die Mitteilung, daß der letztere nach Poradim zu übersiedeln gedenkt. Der Fürst erklärt sofort, daß er dem Kaiser sein Haus, nunmehr etwas wohnlicher hergerichtet, überlassen will.

Die II. Grenadierdivision, welche ursprünglich zur Verstärkung des Großfürsten-Thronfolgers bestimmt war, hat Befehl erhalten, zur Westarmee zu stoßen und marschiert nun, nachdem sie bei Zimnitza die Donau überschritten hat, in der Richtung nach Plewna.

Heute ist endlich eine dreistündige Waffenruhe zur Beerdigung der Toten zustande gekommen. Sofort nach Ablauf der gewährten Frist beginnt die Kanonade von neuem.

Am 11./23. Oktober stellt der Fürst mit General v. Todleben die Dispositionen für die auf den folgenden Tag geplante Aktion fest.

Seit der Verstärkung der Westarmee durch die II. Gardeinfanterie- und Gardekavalleriedivision sind vorläufig genügende Kräfte vorhanden, um zur Einschließung Plewnas auch auf der Westseite zu schreiten. Infolgedessen wird folgendes beschlossen: General Gurko soll zur Besetzung der Straße von Sofia mit der I. und II. Gardedivision über den Wid gehen und durch einen Nachtmarsch in die geeigneten Stellungen einrücken, während die III. Gardedivision zur Beobachtung der Straße von Lowtscha diesseits des Wid bleibt und mit einem ihrer Regimenter Mediwen besetzt. Die II. Gardeinfanteriedivision und die Gardeschützenbrigade haben den Auftrag, einen direkten Angriff auf Gornji-Dubnik, den Mittelpunkt der türkischen Aufstellung an der Straße nach Sofia, zu machen; die feindlichen Truppen von Telisch und Dolnji-Dubnik sollen durch

Digitized by Google

starke Detachements beobachtet werden, und einer aus Orhanieh etwa vorrückenden Verstärkung oder einem Ausfallsversuch von Plewna her energisch entgegengetreten werden. Die Kavallerie hat die Flanke zu decken und auf der Straße von Orhanieh vorzugehen, um die Bewegungen Schefket-Paschas zu beobachten.

Für den Scheinangriff gegen Telisch sind das Gardejägerregiment, die 2. Brigade der Kavallerie und 20 Geschütze bestimmt, eine rumänische Kavalleriebrigade (Formak) hat, zwischen Wid und Isker, Telisch von rückwärts zu beobachten.

Zum Scheinangriff gegen Dolnji-Dubnik sind zwei rumänische Bataillone von der Brigade Cantili, die Roschioribrigade, die russische IV. Kavalleriedivision und drei Batterien ausersehen; diese Truppen stehen unter dem Befehle des Generals Arnoldi. — Bei Riben sollen fünf rumänische Bataillone über den Wid gehen und Netropol besetzen, um mit zwei Batterien und einem Kosakenregiment einem eventuellen Ausfall von Plewna entgegenzutreten; dieses Detachement wird von Oberst Cantili befehligt. — Zwischen Gornji- und Dolnji-Dubnik stehen als allgemeine Reserve die I. Gardedivision mit zwölf Bataillonen, eine Brigade Kavallerie und sechs Batterien. Die XVI. Division und eine Brigade der XXX. Division besetzen die Straße von Lowtscha. General Loschkarew hat mit seiner Kavallerie die Uebergänge über den Wid zu beobachten und die Verbindung mit den Truppen Gurkos herzustellen.

Die Angriffskolonnen haben vormittags um 9 Uhr gefechtsbereit zu sein, und zur selben Zeit hat auf der ganzen Linie vor Plewna die Artillerie das Feuer zu eröffnen und dasselbe mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag anhalten zu lassen, um Osman-Pascha zu der Annahme zu verleiten, daß es sich um einen allgemeinen Angriff auf Plewna handle.

Nachmittags kommt Großfürst Nikolaus mit General Nepokoitschitzki nach Poradim, und Fürst Carol berät mit ihnen nochmals die für den morgenden Tag getroffenen Dispositionen. Später konferiert der Fürst mit Bratianu, dem er seine Hoffnung ausspricht, daß die Kampagne sich nunmehr ihrem Ende zuneige, da Osman-Pascha nach der Zernierung Plewnas zur Ergebung gezwungen sein würde.

Gegen Abend sieht der Fürst, der nach ein paar Tagen sein bisheriges Haus dem Kaiser abtreten wird, sich in Poradim nach einer neuen Unterkunft um und findet auch am äußersten Ende des Dorfes eine Hütte, die sich notdürftig als Quartier benützen läßt. Der strohgedeckte Raum, durch dessen Außenwände von allen Seiten der Wind bläst, zerfällt in zwei Gelasse, von denen das eine, in welches man bei seinem Eintreten durch die niedrige Haustüre gelangt, zur Hälfte von einem großen Herde eingenommen ist; der Versuch lehrt aber, daß, sowie man darauf Feuer anzündet, durch den Qualm und Rauch die ganze Hütte unbewohnbar wird. Der zweite, kleinere Raum, hinter dem Herde, hat nur ein winziges, mit Papier verklebtes Fensterchen und ist feucht und niedrig, und, gleich dem Vorraum, ungedielt: er wird aber trotzdem zum Schlafzimmer des Fürsten bestimmt. Vor der Hütte liegt ein ziemlich geräumiger Hof, auf

Digitized by Google

dem die Zelte aufgestellt werden sollen. Für die Herren des Gefolges und die Dienerschaft muß in den Nachbarhütten Unterkunft gefunden werden, da in der Hütte des Fürsten eben nur für ihn Platz ist. (Fortsetzung folgt)

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, 29. November 1860.

Die Schwark-Stiebersche Angelegenheit ist eine recht unangenehme und von der Presse vielfach ausgebeutet. Will man mit der eigentlich notwendigen Strenge untersuchen und verfolgen, so wird man nach notre régime in Regionen hinaufgeleitet, die bis zum unglücklichen König hinführen, dessen Umgebung unter der Maske der Frömmigkeit sich Rechtsverletzungen zuschulden kommen ließ. Die jetzige Regierung darf dies um keinen Preis zugeben; sie ist für die Vergangenheit nicht verantwortlich, aber sie muß hindern, daß in dem Schlamm von 1850 bis 1858 herumgewühlt werde.

Schwark und Stieber sind abgesetzt worden, und damit muß die Sache beruhen. Das jetzige Ministerium trifft nirgends eine Schuld, aber es darf nicht zu Verteidigungsmitteln greifen, die nach Sanssouci führen.

Minister Simons, ein sehr würdiger Mann, wird nun nächstens auch schon scheiden und sich in das Privatleben zurückziehen. Dieser Glückliche! An Katharina schreibe ich einen langen Brief, um ihr die Unmöglichkeit wegen Altenberg darzulegen. Ich hoffe, sie wird ihn Dir zu lesen geben, damit ich die Gründe nicht wiederholen brauche.

Die Königin ist außer sich über die Reise ihrer Nichte nach Madeira und daß Erzherzogin Sophie die Reise erst erfahren hat, als alles schon bestellt und festgesetzt war. Demnach ist sie erst in Kenntnis höchstens acht Tage vor der Abreise gesetzt worden.

In Frankreich liberale Institution, um mit Hilfe des Liberalismus gegen den Klerus zu agitieren oder vielmehr den Klerus dadurch rationell bekämpfen zu lassen.

Karl Anton.

Stieber war unter der ehemaligen Aera allmächtiger Polizeidirektor gewesen, und Oberstaatsanwalt Schwark kam ebenfalls durch Enthüllungen Stiebers in Untersuchung. Der Polizeidirektor hatte durch Rücksichtslosigkeit im Amte viele Feinde sich erworben. Der Oberstaatsanwalt Schwark beim Kammergericht behauptete, die Aussage Stiebers, als sei alles geschehen mit Wissen und Willen des Justizministers, sei Unwahrheit. Die Presse beschäftigte sich längere Zeit

Digitized by Google

mit der Geschichte. Das frühere Ministerium kam nicht gut weg bei der Angelegenheit.

Dr. Simons war Justizminister in dem Ministerium Hohenzollern.

Katharina war die Witwe des Fürsten Karl, Stiefmutter des Fürsten Karl Anton. Sie trug sich damals mit dem Gedanken, eine Benediktinerniederlassung in Preußen zu ermöglichen, und hatte dazu zuerst Altenberg ins Auge gefaßt. Ein Schreiben an ihren Stiefsohn beantwortete dieser eingehend, worin er die Gründe darlegte, daß die Benediktinerniederlassung in Altenberg unmöglich sei.[1]) Später, im Jahre 1863, wurde sodann Beuron gewählt und erwies sich als sehr geeigneter Ort.

Erzherzogin Sophie ist die Mutter des Kaisers Franz Josef.

Der Tod des Königs

Berlin, 3. Januar 1861.

Kaum daß ich zum Schreiben komme, so sehr bin ich stets zwischen Potsdam und Berlin. Verzeihe mir, im Geiste stets bei Dir, in Wirklichkeit aber am Grabe eines erlösten Königs.

Gleich auf meiner Durchfahrt in Potsdam am Neujahrstage erhielt ich die Weisung, ungesäumt nach Sanssouci zu kommen; ich fuhr nur schnell nach Berlin, um sofort wieder nach Potsdam zurückzukehren.

Hier war alles versammelt; es war ein langer Neujahrstag, weil man stündlich die Auflösung erwartete. Endlich gegen 11 Uhr ging ich in das Stadtschloß nach Potsdam, um ein wenig zu schlafen. Da wurde ich geweckt, kam aber leider nach Sanssouci, als der König schon gestorben war. Ich assistierte somit nicht dem Ende, das schmerz- und lautlos war. Alles wohnt in Sanssouci; es ist entsetzlich enge. Heute ist Testamentseröffnung, und während ich hier schreibe, seziert man den König. Am Montag ist Begräbnis; aus den Zeitungen wirst Du die Details ersehen.

Der König von Hannover kommt hierher, Erzherzog Max von Oesterreich, Großfürst Nikola von Rußland, Großherzog von Baden, Weimar und Hessen usw. Ce sera un terrible trouble. Verzeihe mein décousu; ich schreibe Dir im Zimmer der Königin Augusta, weil alles so eng ist, daß man keinen Platz hat und ich nicht weiß, wo ich unterkommen soll, um ein paar Zeilen zu schreiben. Abends gehe ich wieder nach Berlin, um meinem Konseil zu präsidieren und sodann morgen wieder nach Potsdam. Du wirst schon unbefriedigt über meinen Brief sein, allein während ich in einem engen Zimmer schreibe, sprechen auf dem Sofa Königin, Prinzeß Karl, Kronprinzessin, Prinz Friedrich Wilhelm, dazwischen tritt der König ein, kommt und geht usw. Ich muß schließen! Tausend Grüße Dein

Karl Anton.

*

[1]) Siehe Zingeler, Katharina Fürstin von Hohenzollern, die Stifterin von Beuron, S. 82 ff. Köselsche Verlagsbuchhandlung, Kempten, München 1912.

Digitized by Google

Berlin, 13. Januar 1861.

Endlich heute Sonntag fasse ich einen ruhigen Augenblick, um Dir zu sagen, wie sehr und wie viel ich an Dich denke und wie ich bekümmert bin, Dich leidend zu wissen. Es war mir ein Trost, Leopold bei Dir zu wissen. — Ich weiß kaum, wo mir der Kopf steht, nicht wegen Bewältigung der Geschäfte, sondern wegen der entsetzlichen Zersplitterung und der Masse von fremden Herrschaften.

Gottlob, gestern abend ist alles fort, und das Hochgewässer der kaiserlichen und königlichen Hoheiten hat sich wieder verlaufen. Nur Baden und Weimar sind noch hier. Prinz Murat ist hier erstaunlich gut aufgenommen worden, grâce à la Reine, und er hat mir bei jeder Gelegenheit versichert, er könne nicht genug dafür danken. Es sind ihm alle Ehren und Auszeichnungen eines kaiserlichen Prinzen erwiesen worden. Je lui ai cédé mon rang, und daher waren wir stets Tischnachbarn. Vor seiner Abreise erhielt er den Großen Roten Adlerorden — kurz er war sehr enchantiert. Albert von Sachsen war liebenswürdig, aber man fühlt ihm an, daß er nicht à son aise in Berlin ist. Der Herzog von Toskana ist herzlich unbedeutend, kurz und dick — alle diese Herrschaften beachten als Schloßgenossen, ebenso der lange Flandern, der jeden freien Augenblick benützte, bei mir zu sein, kurz mir blieb kein freier Augenblick à la lettre. Dazu war ich gestern und vorgestern jedesmal acht Stunden mit dem König, bei dem aber stets Unterbrechungen wiederum stattfanden, so daß man mit nichts fertig werden konnte. Die Königin habe ich kaum gesehen und nur immer auf Augenblicke. Sie ist sehr leidend, sieht schlecht aus und agitiert sich um vieles, was nicht zu ändern ist. Sie läßt Dich besonders grüßen.

Morgen ist Eröffnung des Landtags. Vorher gibt es noch recht viel zu tun; denn die ersten vierzehn Tage gehen mit Vorbereitungen dahin. Nachher dürfte es hitzig werden. Mir sind die vielen Visiten gênant, welche von den Mitgliedern gemacht werden.

Der Tod des ꝛc. Gerlach ist für die Königin-Witwe sehr traurig. Es ist hochtragisch, mit welch schweren Schlägen diese arme Frau verfolgt und mit welchem Uebermaß von Glücksfällen hingegen der Regierungsantritt bezeichnet wird. Die Amnestie ist gut, doch hätte ich eine großartigere Auffassung gewünscht. Alles ist gespannt und in großer Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Diejenigen behalten recht, die ihre Erwartungen nicht zu hoch spannen.

Die Kälte ist hier fortwährend stark und intensiv, mir bekommt sie ganz gut. Auch Karl ist ganz wohl. Den armen Jungen sehe ich nur hier und da in den Abendstunden. Gestern hat er einen großen Tee gegeben, wozu er Prinzeß Lauchek, Richard und Mathilde geladen hat. Es war eigentlich sein Teppicheinweihungsfest mit Knöpflereminiszenzen. Er hat bis 11½ Uhr gedauert. Ich war eingeladen, zog aber mein Bett vor.

Heute ist Familiendiner bei dem Kronprinzen; bis jetzt war täglich große Tafel bei König und Königin, wir waren sogar hundert Kuverts. Es ist dies entsetzlich anstrengend für die armen gehetzten Majestäten gewesen.

Leopold wird Dir viel erzählt haben, ich freue mich, ihn in ruhiger Stunde

Digitized by Google

zu sehen, denn wie im Sturme habe ich ihn sprechen können. Er ist überglücklich und scheint allem nach, was man gehört hat, einen wahrhaften Schatz erobert zu haben.

Die sardinische Regierung hat anfragen lassen, ob es hier angenehm wäre, wenn J. Pepoli als Gesandter hierherkäme. Schleinitz hat geantwortet, daß es ein großer embarras für den Hof und die Familie wäre, wenn ein Verwandter des königlichen Hauses hier Mitglied des Diplomatischen Korps würde, daß man daher dringend bäte, eine Prinzessin von Hohenzollern nicht in eine fausse position zu versetzen.

Hoffentlich geschieht es nicht, weil Pepoli selber einsehen muß, welche Konflikte damit für die Stellung seiner Frau entstehen müßten. Mir persönlich wäre es das Unangenehmste, was passieren könnte. Karl Anton.

*

2. April 1861.

Glücklich hier angekommen und in Berlin die Temperatur auffallend wärmer und milder findend, der Tiergarten im schönsten Grün prangend — war ich heute bei den Majestäten und den kronprinzlichen Herrschaften. Alles erkundigt sich nach Dir, und ich muß viel erzählen. Die Kronprinzessin habe ich mit Vorwürfen überhäuft, daß sie so eilig durch Düsseldorf gekommen sei. Sie bereut es jetzt, nachdem sie sich in den Kopf gesetzt hatte, Dich nicht so früh zu genieren.

Mit dem König bin ich zu Winterhalter hingegangen. Sein Bild ist frappant. Alles in Berlin ist in guter Laune, und auch Herr v. Auerswald, mit dem ich schon drei Stunden konferiert habe, sagt mir, daß alles gut läge. Ueber die auswärtige Politik ist man etwas beunruhigt, obgleich nirgends Tatsachen vorliegen. Es ist die politische Schwüle daran schuld.

Karl Anton.

*

Berlin, 12. April 1861.

Gestern bin ich nicht zum Schreiben gekommen, weil ich von 3 bis 5 Uhr eine Konferenz bei dem König hatte. Sodann war ein kleines Diner bei den kronprinzlichen Herrschaften mit König und Königin, ich und Leopold, zu sechs Personen. Es war recht gemütlich und heimelnd. Heute ist große Familientafel zu Ehren der Kronprinzessin von Württemberg. Er, der Kronprinz, der erst durchfahren wollte, hat es für gut befunden, sich einen Tag hier aufzuhalten.

Soeben verläßt mich Karl, der triumphierend mit einem prachtvoll geputzten blendendweißen und tüchtig abgefeilten Gebiß direkt von Herrn Abitte kommt. Er ist wesentlich verschönert und ganz stolz über das Elfenbein seiner Zähne. Seine Nerven aber seien durch stundenlanges Feilen und Verkürzen seiner Eßwerkzeuge sehr erschüttert. Ich denke, eine wohl durchschlafene Nacht und ein paar Partien Billard auf dem Klub werden ihn wiederherstellen. Ein Heringsbutterbrot bei mir, das ich von meinem Frühstück übrig gelassen, hat ihm vortrefflich, trotz Nerven- und Kopferschütterung, gemundet.

Digitized by Google

Neuks gibt es nichts; die Kammern reden von Schwierigkeit, aber diese Fluktuationen sind wir schon gewöhnt. Es kommt am Ende immer besser, als man es sich denkt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 18. April 1861.

Als ich gestern von der Eisenbahn kam, traf ich zu Hause Wilhelm von Baden, der von Petersburg zurückgekommen ist. Gestern habe ich mit ihm und Karl bei Ihren Majestäten gegessen, ein recht gemütliches Diner.

Die Broschüre Aumale ist ein furchtbarer Schlag ins Gesicht des Prinzen Napoleon, aber auch sehr gefährlich für den Kaiser. Auf der andern Seite wird der Kaiser dadurch legitimiert, in seinen Maßregeln gegen die Orleans die größte Strenge eintreten zu lassen, was wiederum den Parteien mehr gelten und sie unversöhnlicher machen wird. Man kommt immer mehr von der Szilla in die Charybdis und umgekehrt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 22. April 1861.

... Was die gräflich Speesche Hochzeit anbelangt, so rate ich Dir, dem kirchlichen Trauungsakte beizuwohnen, Diner und Ball aber auszuschlagen, weil man der Familie sans gêne den Genuß ihres Festes allein überlassen muß. Es ist ja schön, wenn Du dem Hauptakt beiwohnst und dadurch Dein Interesse für das junge Paar und die Familie überhaupt an Tag legst.

Nächste Woche beginnen gegen das Ende derselben die großen Kammerschlachten. Ueber den Ausgang läßt sich zur Zeit nichts sagen. Ich kam soeben aus der Sitzung, wo heftige Diskussionen über die Polen von den Polen waren. Sie sind gründlich durchgefallen, und Graf Schwerin wird ihnen alle Revolutionsgelüsten benommen haben.

Karl Anton.

*

Berlin, den 27. April 1861.

... Wilhelm von Baden ist noch immer hier, ich sehe ihn viel, weil er gewöhnlich zu den kleinen Diners eingeladen ist. Das Hilpersche Bild ist soeben angekommen; ich werde es Karl heute abend in Deinem und meinem Namen überreichen. Ich finde es wunderhübsch, und es wird ihn gewiß sehr freuen. Daß die Neffen noch nicht in Bonn angekommen sind, wundert mich nicht. Es ist das ein charakteristisches Merkmal von Marie, weder zu etwas noch zu nichts gelangen zu können. — Daß es mit Marie, unsrer Tochter, besser geht, beruhigt mich sehr. Das milde Wetter wird gewiß wohltätig einwirken; wenn es nur bald einträte.

Ich schreibe Dir diesen Brief aus dem Herrenhause während langweiligen Judendebatten. Nächste Woche beginnt die Grundsteuerschlacht; wahrscheinlich geht alles nach Wunsch.

Karl Anton.

*

Digitized by Google

Berlin, den 5. Mai 1861.

Ich komme soeben von Potsdam, wo große Parade des 1. Garderegiments war, sodann Dejeuner. Leopold fuhr mit mir herüber und ist gegenwärtig bei mir. Ich bin gestern sieben Stunden im Herrenhause gewesen und kam daher nicht zum schreiben. Die Regierung hat gestern einen großen Sieg erfochten, und wahrscheinlich geht alles gut. Man kann es beinahe mit Gewißheit sagen. Die Junker knirschen vor Wut, können aber nichts machen. Desoliere Dich nicht um mich, denn ich sitze nicht während der ganzen Zeit. Wenn einer lange und langweilig spricht, so promenieren wir in einem magnifiken, von allen Seiten geschützten Garten und rauchen Zigarren, alle Hohenlohes, Fürstenberg, Salm usw. Es sind eine Masse Fürsten eingetroffen und durch die Qualität der Stimmen wird die kleine Majorität derselben reichlich aufgewogen. Es ist ganz amüsant, dieser Kampf um Leben und Tod. Herr v. Kleist-Retzow ist ganz blaß vor Wut und wird wahrscheinlich noch krank werden. Preußen geht, wenn diese Sache einmal durchgefochten ist, einer ruhigen und sichern Zukunft entgegen. Es ist ein ungeheures Evenement für den König, eine Frage zu lösen, die während vierzig Jahren der Zankapfel der Parteien war und kaum lösbar schien. Alles beschäftigt sich mit dieser Frage. Man sieht überall entweder nur vergnügte oder nur traurige Gesichter. Cela.

Karl Anton.

In denselben Tagen fand eine musikalische Abendunterhaltung bei König und Königin statt. Karl Anton, der nicht musikalisch war, schickte der Fürstin ein Programm und begleitete dasselbe mit Randglossen. So schrieb er bei 2: La Zingara, Kanzonette, gesungen von Fräulein La Grua — sie hat einen Schnurrbart. Bei einer Transkription für das Pianoforte über das Quartett aus „Rigoletto" bemerkte er: „langweilig". Unten schrieb er an die Fürstin: „Guten Appetit!"

Schon am 6. Mai hatte Fürst Karl von Fürstenberg dem Fürsten Karl Anton sagen lassen, wie schlimm seine Frau krank sei. Karl Anton nahm sich die Krankheit, von der „Reckmann sagte, daß sie nicht mehr zum Besseren sich wenden werde" sehr schwer.

... Karl ist furchtbar niedergebeugt, schreibt er am 6. an die Fürstin Josephine, und erschüttert. Der Arme ist ganz Herz und Gemüt. Dabei die armen kranken Kinder, die ihre Mutter möglicherweise nicht mehr sehen werden.

Am Morgen des 7. Mai 6 Uhr wurde Karl Anton zu Fürstenberg geholt. Er schreibt:

Berlin, den 7. Mai 1861.

Ich fand Amalie Ratibor dort, welche eine Stunde vorher von Randen angekommen war. Um $7^1/_2$ Uhr starb die arme Frau, und zum letzten Todeskampfe traten wir in das Sterbezimmer. Es war ein furchtbares Röcheln, denn die Kropfbildung erschwerte ungemein die Atmung. Es war herzerschütternd, den armen Karl in seinem namenlosen Schmerz zu sehen. Der kleine Karl Egon liegt auch krank an den Masern. — Es haben mich diese Szenen sehr an-

Digitized by Google

gegriffen; die Teilnahme ist allgemein. Jedenfalls wird die Leiche nach Donaueschingen transportiert werden. Karl wird aber seiner Kinder wegen hier bleiben müssen. Ich rate Dir, dem armen Karl ein paar Zeilen zu schreiben.

Karl Anton.

*

Berlin, den 8. Mai 1861.

Ich wollte Dir gestern schreiben, aber ich mußte mit den Majestäten und den kronprinzlichen Herrschaften eine Landpartie nach Babelsberg machen und erfreuten uns zum ersten Male der warmen Luft und eines echten Frühlingshauches.

Nach der Rückkehr bin ich bei Fürstenberg, um Max und seine junge, wunderhübsche Frau zu sehen, ebenso auch Fritz Hohenlohe aus Kupferzell. Am Abend war die Ueberführung der Leiche nach der Dorotheenkirche, wo heute abend die Trauerfeier begangen wird. Die ganze königliche Familie wird zugegen sein. Morgen wird die Leiche in Begleitung von Emil, Dr. Reckmann und Freiherr v. Bodman auf der Eisenbahn bis Freiburg und von dort mit Wagen nach Donaueschingen transportiert werden.

Karl ist möglichst ruhig und vernünftig, hat sich in seinem Kummer erschöpft und litt in seinem stillen Schmerz. Er hat ein goldenes Herz, und mich hat diese traurige Erfahrung an der Seite eines treuen Freundes geläutert und gebessert. Ich bin sehr glücklich, ihm einigen Trost durch meinen Beistand verliehen zu haben.

Am 7. ich am Sterbebette und Du am Traualtar (Graf Spee) — das sind allerdings große Kontraste. Anfangs- und Endpunkte des menschlichen Lebens!

Karl (Prinz Karl sein Sohn) hat einen männlichen Entschluß vor ein paar Tagen gefaßt. Er bekam eine ungemeine Zahngeschwulst und opferte einen vom Zahnarzt zum Herausreißen verurteilten Zahn, sofern er ihn schmerzen sollte. Die Operation ging glücklich vonstatten und jetzt ist er von allem Unbehagen befreit und wedelt vor Vergnügen, daß er nicht mehr die Aussicht auf möglichen Zahnschmerz mit sich im Mund herumtragen muß.

Die Polizei macht uns viel zu schaffen. Die Demoralisation ist in dieselbe wie Rost tief eingefressen, und es kann noch zu großen Ereignissen führen, wenn der König sich nicht entschließt, Herr v. Zedlitz zu entlassen. Wenn der König so bleibt, kann es noch zu einer Ministerkrisis kommen. Beunruhige Dich übrigens nicht; denn mich läßt mit meinem guten Gewissen diese Angelegenheit ganz kalt, und ich werde nur so handeln, wie Pflicht und Ehre es gebieten. Es kostet mir keine Minute Schlaf. Die Militärvorlagen werden glänzend durchgehen, nur ist es notwendig, daß in der Polizei aufgeräumt wird. Hoffentlich entschließt sich der König dazu! Ueber die Huldigungsfeier verlautet nichts mehr. Ich wünschte, der König ließ sie fahren. Die Königin brennt vor Ungeduld, nach Koblenz zu reisen. Sie kann und darf es aber jetzt nicht; denn es würde keinen guten Eindruck im Lande machen, wenn sie gleich wieder an den Rhein ginge, ohne vorher anderswo gewesen zu sein.

Digitized by Google

Deine Feuerangst hat mich sehr amüsiert. Ich war zu Hause, als der Lärm entstand und erfuhr es erst, als die ganze Feuerwehr bereits im Schloßhof stand. Augenblicklich sprang ich zu Prinzeß Friedrich Karl hinauf, um ihr retten zu helfen, denn gerade oben ihrer Wohnung wollte man Flammen gesehen haben. Es war aber nicht einmal ein Kaminbrand, sondern ein von der untergehenden Sonne verursachte optische Täuschung, die den unnützen Alarm hervorrief. Nach fünf Minuten war alles vorbei und viele Tausende Menschen auf dem Schloßplatz mußten um Schauspiel kommen. Als der Alarm anfing, waren gerade Leopold, Karl, Stillfried und Lauchert bei mir; ich hätte also genug Rettungsmannschaft zur Hand gehabt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 24. Mai 1861.

... Heute ist der Geburtstag der Königin von England, der aber still begangen wird. Die arme Königin soll immer noch in einer ganz ängstlichen Gemütsstimmung sich befinden, was gar nicht gleichgültig ist. Selbst Alicens Hochzeit soll sie kalt und teilnahmslos lassen.

Karl Anton.

Des Fürsten Gesundheit war nicht so gut, wie er die Gemahlin glauben ließ. Er wußte sehr wohl, daß Josephine sich sehr leicht Besorgnisse aufdrängten, deshalb teilt er ihr nicht alles mit, was ihn drückte. Und ihn drückten nicht nur die gesundheitlichen Zustände, sondern mehr noch, daß er seinen Posten nur unter Anrufung der Pflicht und der Ehre beibehielt. Was er bei der Uebernahme zu seinem Vertrauten gesagt, galt ihm noch immer als das höchste: der Wunsch, dem Prinzregenten, dem nunmehrigen König, ein zuverlässiger treuer Freund und Diener zu sein. Aber die Zustände, wie sie um ihn herum bestanden, machten ihm keine Freude. Das Nähere hierüber sehe man in meinem Buche: „Karl Anton Fürst von Hohenzollern".

Ende Mai 1861 fühlte sich der Fürst recht herunter und der Arzt schickte ihn nach Ems. Er teilt dieses der Fürstin in dem leichten Tone, den er stets anschlägt, wenn er von seiner Gesundheit spricht, mit, um sie nicht zu beunruhigen. Dann fährt er fort:

Berlin, den 28. Mai 1861.

Ich schreibe Dir diese Zeilen im Hause der Abgeordneten bei einer heißen Temperatur und noch heißern Debatte über die Militärfrage. Ich hoffe, daß alles durchgeht, doch kann man für nichts einstehen.

Wenn die Kammer aufgelöst werden müßte, so wäre es entsetzlich; denn dann würde im September das Haus wieder zusammentreten, und für mich wäre es eine Ehrensache und moralische Pflicht, noch im Amte zu bleiben. Aber ich glaube nicht an diesen tragischen Ausgang. Fort mit diesen Schreckbildern! Die Abendtees bei der Königin sind bei der jetzigen Temperatur eine wahre Tortur. Anstatt in den Abendstunden in der aromatischen Luft des Tiergartens sich zu erfreuen, muß man um 9 Uhr in dem kleinen Brutsalon sein. Die Kronprinzessin denkt so wie ich. Die Königin tut mir leid; sie hat gar kein Bedürfnis

Digitized by Google

zu einer andern Existenz und nichts stellt sie höher als die Salonatmosphäre. Das Leben in Baden-Baden zeigt hierin die Richtigkeit dieser Behauptung. Uebrigens will ich damit den vortrefflichen Eigenschaften dieser ausgezeichneten Frau nicht zu nahe treten; ich spreche nur deshalb von dieser Schattenseite, weil im Sommer diese fühlbarer ist als im Winter.

Karl Anton.

*

Berlin, den 30. Mai 1861.

Wir sind mitten in der Militärdebatte, die sehr heiß und leidenschaftlich, aber dennoch würdig ist. Morgen kommt sie zu Ende und damit wäre, wenn der Schluß befriedigend ist, ein ungeheurer Schritt in der Machtbefestigung Preußens vorwärts getan und mein Ministerium hätte weltgeschichtliche Taten für Preußen vollendet. Grundsteuer und Militärreform, Streitfragen, die vierzig Jahre lang schwebend waren und die Parteien im giftigsten Atem gehalten hatten! Also morgen ist die Entscheidungsstunde!

Velten meint, daß eine Kur von drei Wochen in Ems sehr ersprießlich wäre, um die Sensibilität meiner kleinen Blutgefäße, welche katarrhalische Zustände verursachen, zu vermindern. Ich habe eigentlich nichts dagegen einzuwenden, zumal ich mir denke, daß wir dann en famille mit Karl einige Wochen in Ruhe und Zurückgezogenheit verleben könnten, nur will ich noch vorher Böger konsultieren. Ich glaube, daß man vom 15. Juni bis 15. Juli ein Haus mieten könnte mit Garten und Stall wegen Menage, um à son aise und ungestört der Kur obzuliegen. Jedermann ratet mir, jenseits des Wassers zu wohnen, weil dort bessere Luft ist und man früher im Freien sich befindet.

Karl Anton.

*

Berlin, den 31. Mai 1861.

Die Militärvorlage ist gerettet und somit hat die Regierung einen glänzenden Sieg davongetragen. Ich habe heute bei dem Beginn der Diskussion das Gewicht meiner Person und meiner Worte in die Wagschale geworfen und habe somit durch den Eindruck meiner Erklärung die Sache gerettet. Ich halte demnach meine Mission für beendet und zwar ruhmvoll für Preußens Macht und Zukunft.

Die Debatten waren heiß, die Abspannung ist groß, und jedermann sehnt sich nach Ruhe. Ich sehe freier in die Zukunft, und wenn wir wieder vereinigt sein werden, wird es bleibend sein.

Mit dem Könige werde ich zwar noch einen schweren Stand wegen meines Abtretens haben. Die Königin habe ich schon dafür gewonnen und ich glaube, daß es mir gelingen wird. In größter Eile stets Dein

Karl Anton.

Am 5. Juni wurde die Kammer geschlossen, aber der Fürst mußte noch in Berlin bleiben, weil noch viel zu tun war, besonders auch wegen der bevorstehenden Huldigung. Karl Anton freute sich außerordentlich auf die ihm winkende Freiheit.

Digitized by Google

Wir beginnen den Briefwechsel erst wieder mit einem Schreiben von

Düsseldorf, den 12. September 1861.

Teuerste Josephine!

Heute ist ein großer wichtiger Familientag, den wir leider getrennt verleben müssen. Meine Gedanken sind bei Dir und in Lissabon. Gott segne den Bund und lasse ihn zum Glück unsrer alten und neuen Kinder erblühen!

Wir leben hier in fortwährendem Vergnügen. Man kommt nicht zu Atem. Ich schrieb Dir am 10. vormittags, nachmittags sah ich die Königin in Benrath.

Das Diner in Benrath fand um 5 Uhr in einem großen Zelte bei strömendem Regen statt. Die Königin bekam nasse Füße, mir fielen fortwährend dicke Tropfen auf die Nase. Abends war Stadtfest in Düsseldorf, dessen Beschreibung die Zeitungen liefern werden. Beide Majestäten waren von unaussprechlicher Liebenswürdigkeit und ich mußte alle Personen nennen und vorstellen. Am 21. September ist großes Ministerkonseil in Koblenz bei dem König; ich werde daher schwerlich vor dem 22. loskommen. Karl Anton.

Die Königin sah es ungern, daß Karl Anton Abdankungspläne hatte, daher ihre scheinbare Ungnade, die aber nicht lange dauerte. (Fortsetzung folgt)

Die Blinddarmentzündung

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Küttner,
Direktor der Königlichen chirurgischen Universitätsklinik zu Breslau.

Der große Krieg gegen Frankreich hat uns 42000 Menschenleben gekostet, die Nation hat sie tief betrauert, aber sie sind nicht umsonst gestorben, denn sie haben uns die nationale Einigkeit und das Deutsche Reich erkämpft. Umsonst aber starben fünfmal so viel Menschen, welche seit dem Kriege 1870 der Appendizitis erlegen sind, denn diese Todesfälle sind vermeidbar gewesen." So etwa lauten die Ausführungen des um die Appendizitisforschung hochverdienten Jenenser Chirurgen Riedel. Nach seiner Statistik betrug die Zahl der Todesfälle an Blinddarmentzündung in Deutschland vom Jahre 1870 bis 1902 nicht weniger als rund 150000. „Weder Typhus noch Cholera haben auch nur entfernt so viele Opfer gefordert wie die Appendizitis; nur die Tuberkulose ist ihr überlegen." Wir haben also Ursache genug, uns immer wieder und auf das eingehendste mit dieser Krankheit zu beschäftigen.

Man hört so oft in Laienkreisen das Wort, „Blinddarmentzündung ist heute Mode". Nein, ein Modeleiden ist das nicht, sondern eine der furchtbarsten Krankheiten, die wir kennen, und tief erschütternd ist der Jammer, den diese sog. Modekrankheit jahraus jahrein über ungezählte Familien unsers Vater-

Digitized by Google

landes ausschüttet. Ich wähle die Blinddarmentzündung zum Thema meiner heutigen Ausführungen, weil nicht nur der Arzt, sondern auch der Laie die Krankheit kennen muß, damit er die drohende Gefahr rechtzeitig bemerkt und rechtzeitig ärztliche Hilfe nachsucht. Wie oft höre ich von tiefgebeugten Angehörigen, wenn es für den lebensrettenden operativen Eingriff zu spät ist, die Klage: „Wir haben ja nicht ahnen können, daß es so ernst ist, daß die Krankheit so furchtbar schnell verläuft, und daß das Leben nicht von Tagen, sondern von Stunden abhängen kann."

Die erste Frage, welche wir uns vorzulegen haben, ist die: Was verstehen wir überhaupt unter Blinddarmentzündung? Nun, die Bezeichnung „Blinddarmentzündung" ist eigentlich ganz falsch, denn es erkrankt gar nicht der Darmteil, den der Anatom Blinddarm nennt, sondern Sitz des Leidens ist sein kleiner wurmförmiger Anhang, welcher Wurmfortsatz genannt wird. Die Bezeichnung „Blinddarmentzündung" stammt noch aus einer Zeit, in der das Wesen der Krankheit wenig bekannt war und Operationsbefunde die anatomischen Vorgänge noch nicht aufgeklärt hatten. Die alten Aerzte nahmen an, daß die Geschwulst, welche bei der Krankheit so häufig in der rechten Unterbauchgegend auftritt, der kotgefüllte eigentliche Dickdarm sei und nannten das Leiden, welches sie nicht zu Unrecht auf die Kotstauung im Dickdarme bezogen, „Typhlitis", „Blinddarmentzündung". Diese Bezeichnung ist beibehalten worden, sollte aber durch die prägnantere, das Wesen der Krankheit weit besser treffende Benennung „Wurmfortsatzentzündung" ersetzt werden. Als medizinische Bezeichnung ist am gebräuchlichsten der auch den Nichtärzten geläufige Ausdruck „Appendizitis", den die Amerikaner eingeführt haben und der, obwohl er durch die Vermengung von Latein und Griechisch ein sprachliches Ungeheuer darstellt, doch die Erkrankung des „Anhängsels", des Wurmfortsatzes, besser kennzeichnet als andre Namen.

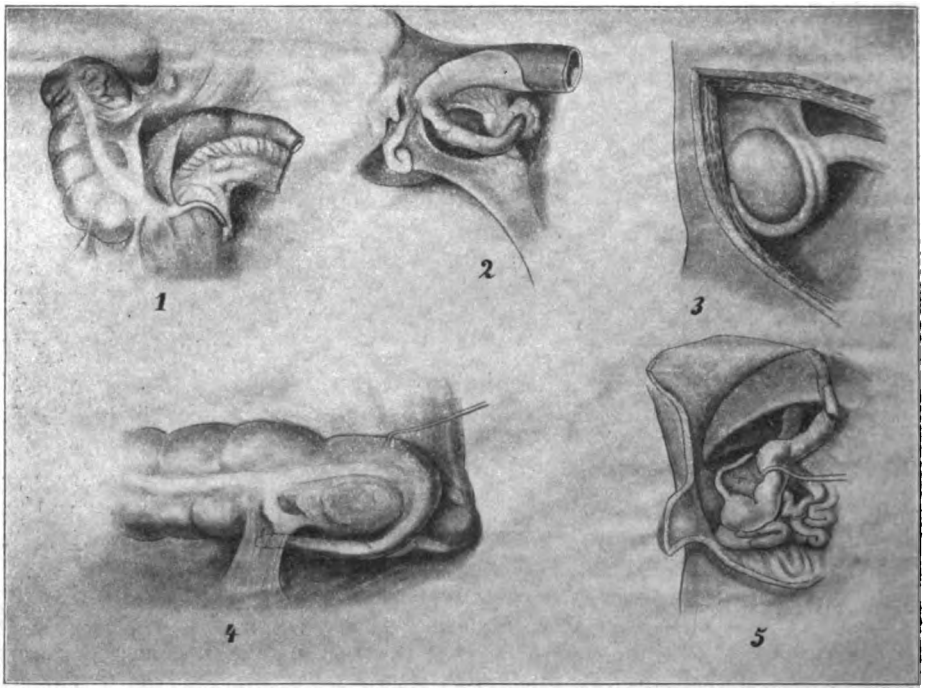
*

Einige Abbildungen mögen die anatomischen Verhältnisse wiedergeben. Auf der umstehenden Figur 1[1]) sieht man den Anfangsteil des Dickdarms, den eigentlichen, in der rechten Darmbeinschaufel gelegenen Blinddarm, in welchen das untere Ende des Dünndarms einmündet. Das wurmartige Gebilde ist der Wurmfortsatz mit seinem, die ernährenden Blutgefäße führenden Gekröse, er geht vom unteren Teile des Blinddarmes ab und hängt in das kleine Becken hinunter. Diese Lagerung des Wurmfortsatzes ist zwar die häufigste, aber durchaus nicht konstant. So geht das Organ recht häufig auch von den medialen Partien des Blinddarmes ab, eine Lagerung, welche Abbildung 2 wiedergibt; sie ist für den Verlauf der Krankheit und die operative Entfernung ungünstiger als die erstgenannte. Etwas seltener, aber immer noch häufig genug ist die dritte Gruppierung (Fig. 3), bei der der Wurmfortsatz sich nach außen,

[1]) Die Abbildungen entstammen der Arbeit von R. Liertz, Ueber die Lage des Wurmfortsatzes. „Archiv für klinische Chirurgie", Bd. 89, 1909.

Digitized by Google

lateralwärts am Blinddarme hinaufzieht. Ungewöhnliche Lagen sind die beiden in Figur 4 und 5 dargestellten. In Figur 4 liegt der Wurmfortsatz nach hinten vom Blinddarm, welcher nicht, wie in den vorhergehenden drei Figuren, von vorn, sondern von der Seite gezeichnet ist. Von vorn her ist der Wurmfortsatz gar nicht zu sehen, sondern vollkommen vom Dickdarm überlagert, er kann bis in die Nierengegend hinaufreichen und bei Entzündungen Symptome hervorrufen, welche denen eines Nierenleidens gleichen. Auf Figur 5 schließlich sieht man den Wurmfortsatz nach oben hinaufgeschlagen; er erreicht die Leber und



1. Lage des Wurmfortsatzes zum kleinen Becken hin. 2. Lage medialwärts vom Blinddarm. 3. Lage lateralwärts vom Blinddarm. 4. Lage hinter dem Blinddarm. 5. Nach oben hinaufgeschlagener Wurmfortsatz.

liegt mit seiner Spitze dicht neben der Gallenblase. Diese Lagerung ist die Ursache, warum zahlreiche Blinddarmentzündungen unter dem Bilde von Gallensteinleiden verlaufen. Alle die hier wiedergegebenen Befunde sind noch zu den typischen zu rechnen, doch gibt es kaum eine Stelle der Bauchhöhle, an der der Wurmfortsatz nicht gelegentlich gefunden wird. So liegt er gar nicht allzuselten überhaupt nicht in der rechten, sondern in der linken Körperhälfte, eine wichtige Tatsache, welche für die Beurteilung linksseitiger Erkrankungen von Bedeutung ist. Ich habe ihn sogar mehrfach in linksseitigen Leistenbrüchen, einmal in der Gegend der links oben in der Bauchhöhle gelegenen Milz gefunden. Wir werden bei Besprechung des Krankheitsbildes noch des öfteren auf diese verschiedenen Lagen zurückzukommen haben.

Digitized by Google

Im übrigen ist über die Anatomie des Wurmfortsatzes nicht allzuviel zu sagen. Seine Länge wechselt außerordentlich. Im Durchschnitte ist er etwa 9 Zentimeter lang, kann sich aber einerseits so verkürzen, daß nur ein kleiner, wenige Millimeter langer knopfförmiger Vorsprung am Dickdarm seine Stelle bezeichnet, anderseits kann er eine Länge von 20 Zentimetern und mehr erreichen. Im normalen Zustande ist er leer oder mit etwas Schleim gefüllt.

Die Wand des Wurmfortsatzes ist ganz so gebaut wie die Wand andrer Darmabschnitte und besteht aus der Schleimhaut, der Muskelhaut und dem Ueberzuge des Bauchfells. Die der Lichtung zunächstliegende Schleimhaut enthält zahlreiche schlauchförmige Darmdrüsen und ist ausgezeichnet durch einen außerordentlichen Reichtum an Lymphdrüsengewebe, welches, wie wir sehen werden, für die Entstehung der Wurmfortsatzentzündung von hoher Bedeutung ist.

*

Welche Rolle spielt nun der Wurmfortsatz im Haushalte des menschlichen Körpers? Ist er etwa ein Organ, welches in ständiger Rückbildung begriffen ist und bei dem Menschen der Zukunft nicht mehr vorhanden sein wird? Diese Frage läßt sich mit Bestimmtheit nicht beantworten, da wir vom Menschen der Vorzeit naturgemäß nur die Knochen kennen. Sehr wahrscheinlich ist aber eine solche progressive Verkümmerung nicht, wenigstens besitzen die angeführten Argumente keinerlei Beweiskraft. So wird gesagt, daß in manchen niedern Tierklassen der Wurmfortsatz weit mehr entwickelt sei als beim Menschen; dies lasse auf eine fortschreitende Rückbildung schließen. Die Tatsache ist richtig, gilt aber nur für gewisse Pflanzenfresser, z. B. das Kaninchen, bei dem der Blinddarm der wichtigste und größte Abschnitt des ganzen Dickdarmes und für die Bewältigung der massenhaft aufgenommenen Pflanzenkost von großem Werte ist. Bei manchen Fleischfressern dagegen ist der Wurmfortsatz noch weniger entwickelt als beim Menschen; von einer der fortschreitenden Entwicklung des Tierreiches parallel laufenden Rückbildung kann also keine Rede sein. Auch die andre Tatsache, daß man hie und da Menschen ohne Wurmfortsatz findet, ist als Argument für die rudimentäre Natur des Gebildes nicht zu verwerten, da das Fehlen eines Organes an fast allen Teilen des menschlichen Körpers gelegentlich als Mißbildung vorkommt.

Viel ist über die Funktion des Wurmfortsatzes diskutiert worden, denn funktionslos ist dieser Darmteil keineswegs, wie denn kein Organ des Körpers ohne Funktion ist. Er ist ein in die große Gruppe des Lymphdrüsensystems eingereihtes Gebilde, und daß er ohne Schaden entfernt werden kann, hat darin seinen Grund, daß der menschliche Körper, vor allem auch der Darm, mit gleichgeartetem und gleich funktionierendem Gewebe überreichlich versehen ist. Das gilt auch von der Bildung sog. Hormone im Wurmfortsatze, von Stoffen, welche den Darm zu gesteigerter Tätigkeit anregen. Auch diese Funktion teilt der Wurmfortsatz mit andern Darmabschnitten, und die weitgehenden Schlüsse, welche neuerdings in der Tagespresse aus den diesbezüglichen Feststellungen

Digitized by Google

Robinsons gezogen worden sind, haben keine Berechtigung. Bei allen Diskussionen über die Funktion des kleinen Gebildes ist eines nicht zu vergessen: wenn das Organ krank ist, funktioniert es mangelhaft und schädlich, zugleich aber werden durch seine später zu besprechenden anatomischen Veränderungen so große Gefahren heraufbeschworen, daß das bißchen Funktionsausfall daneben überhaupt nicht in Betracht kommt.

*

Wie hängt es nun zusammen, daß man heutzutage so viel von der Blinddarmentzündung hört, während die Krankheit früher weit weniger bekannt war? Handelt es sich hier um eine wirkliche Zunahme oder ist diese nur vorgetäuscht dadurch, daß die Erkrankung heute viel häufiger richtig erkannt wird? Daß sie weit häufiger in Behandlung kommt als früher, geht mit Sicherheit aus der Statistik der preußischen Heilanstalten hervor, welche allein für die Jahre 1903 bis 1908 eine Steigerung von 8000 auf 18000 Fälle im Jahre ergibt. Dennoch bleiben auch heute noch viele, wahrscheinlich die Mehrzahl aller Appendizitisfälle unbehandelt und unerkannt, denn wir Chirurgen finden auch in scheinbar ganz frischen Fällen sehr häufig Reste früherer, abgelaufener Erkrankungen. Würde es in Zukunft gelingen, alle diese Blinddarmentzündungen zu diagnostizieren, so müßte auch ohne tatsächliche Zunahme ein ungeheures Ansteigen der Appendizitis die Folge sein.

Zweifellos ist, daß der verbesserten Diagnostik der Hauptanteil an der Vermehrung der Blinddarmentzündungen in den letzten Jahrzehnten zukommt. Wieviel hörte man früher z. B. von Todesfällen an „Darmverschlingung"! Heute wissen wir, daß es sich gar nicht um echte „Darmverschlingungen" mit Abknickung und mechanischem Verschluß des Darmes gehandelt hat, denn diese Erkrankungen sind selten; vielmehr haben die Endzustände der schweren Blinddarmentzündung vorgelegen, bei der die Eiterung am Wurmfortsatze auf das allgemeine Bauchfell übergreift und durch die eitrige Bauchfellentzündung eine die Symptome des mechanischen Darmverschlusses vortäuschende Darmlähmung hervorgerufen wird. Früher starben diese Patienten sämtlich, und man beruhigte sich, wenn nicht in seltenen Fällen eine Sektion Aufschluß ergab, mit der Diagnose „Darmverschlingung" oder „Bauchfellentzündung". Heute machen wir selbst noch in so verschleppten und verzweifelten Fällen den nicht selten erfolgreichen Versuch einer Rettung durch den operativen Eingriff und haben gefunden, daß von fünf Patienten dieser Art höchstens einer an wirklicher Darmverschlingung, vier dagegen an Blinddarmentzündung leiden. So haben wir gelernt, schon vor der Operation klinisch die beiden einander so ähnlichen Krankheitsbilder zu unterscheiden.

Auch statistische Belege können dafür angeführt werden, daß die Ursache für die Zunahme der Appendizitis vorwiegend auf diagnostischem Gebiete zu suchen ist. Ich nenne in erster Linie die Zusammenstellung des Generalarztes Villaret aus den amtlichen Berichten des Kriegsministeriums über die Kranken-

Digitized by Google

bewegung in der Armee. Villaret konnte feststellen, daß von 1873 bis 1900 die Blinddarmentzündung in der Armee zwar um 70 Prozent zugenommen hat, daß dagegen die Leberleiden um 64 Prozent, die Bauchfellentzündungen um 70 Prozent, die chronischen Magenleiden gar um 80 Prozent abgenommen haben. Die Blinddarmentzündung verursacht nämlich sehr oft Magenbeschwerden, und so mancher „schwache Magen" ist in einer chronischen Appendizitis begründet.

Auf der andern Seite gibt es aber Anhaltspunkte dafür, daß neben der durch die verbesserte Diagnostik bedingten Zunahme auch eine tatsächliche Vermehrung der Appendizitisfälle stattgefunden hat. So ergibt zum Beispiel die Statistik der Kaiserlichen Marine ebenfalls eine wesentliche Häufung der Blinddarmentzündungen, aber keine entsprechende Verminderung der für eine Verwechslung in Betracht kommenden Erkrankungen. Auch die große Sammelforschung der Berliner Medizinischen Gesellschaft, welche für Groß-Berlin eine Zunahme der Erkrankungen von mehr als 100 Prozent in den wenigen Jahren 1903 bis 1907 feststellte, spricht dafür, daß nicht nur die verbesserte Diagnostik, auch nicht etwaige durch die Appendizitispanik veranlaßte Fehldiagnosen oder die wachsende Vorliebe der Bevölkerung für die Behandlung in Krankenhäusern die alleinige Ursache der Zunahme sein können, sondern daß wir es hier mit einer zurzeit fast alle Kulturländer der Erde überziehenden periodischen Endemie zu tun haben, welche ziemlich genau im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzte und in unvermindertem Umfange auch heute noch fortbesteht. Der untrügliche Beweis für das Bestehen dieser Endemie wird allerdings erst dann erbracht sein, wenn nach einer Reihe von Jahren die ansteigende Welle der Erkrankungen wiederum eine rückläufige Bewegung zeigen wird, wie sie zum Beispiel in der neueren Geschichte der Diphtherie beobachtet worden ist. Möge uns unsre Hoffnung nach dieser Richtung nicht täuschen!

*

Eine Frage von größtem, nicht nur theoretischen, sondern auch praktischen Interesse, weil sie außer einer gewissen Erklärung für die Zunahme der Erkrankungen auch die Möglichkeit einer Verhütung in sich schließt, ist die: Welches sind die eigentlichen Grundursachen der Blinddarmentzündung?[1])

Hier haben neuere Forschungen manch wichtige Tatsache ans Licht gefördert und viel abenteuerliche Anschauungen beseitigt. Unter den letzteren spielt auch heute noch die Beschuldigung des Fremdkörpers eine große Rolle; der Kirsch- und Apfelsinenkern wurde von den Emailsplittern der modernen Kochgeschirre, den Metallteilen der Konservenbüchsen und dem Sand der Kunst-

[1]) Vgl. die interessante Arbeit des Marineoberstabsarztes Dr. Mac Lean: „Zur Aetiologie der Appendizitis", Mitteilungen aus den Grenzgebieten der Medizin und Chirurgie. Bd. 21, 1910, S. 36 ff.

Digitized by Google

mühlsteine abgelöst. Nun, man darf sich über die Fremdkörpergefahr beruhigen, sie ist ganz unbedeutend. Wir haben unter der übergroßen Zahl von Wurmfortsätzen, welche an meiner Klinik von mir und meinen Assistenten entfernt worden sind, nur zweimal einen Fremdkörper gefunden, einmal ein Schrotkorn und das zweitemal eine Fischgräte. Die Obstkerne sind meist viel zu groß, um in den engen Kanal des Wurmfortsatzes einzudringen, und die Befürchtung, daß die Emailsplitter die Zunahme der Krankheit bedingt hätten, hat nur der Emailindustrie geschadet, entbehrt aber im übrigen, wie eine Rundfrage bei den bedeutendsten Chirurgen ergeben hat, jeder positiven Grundlage. Ueberhaupt hat sich bei dem Grübeln über die Ursache der Blinddarmentzündung gezeigt, wie reich die menschliche Phantasie ist. Ein Engländer beschuldigt die Abspaltungsprodukte des roten Gummis an den Verschlüssen der Limonadenflaschen, ein andrer die zur Fleischkonservierung benutzte Borsäure. Die moderne Aufbewahrung von Fisch, Fleisch und Gemüse auf Eis wird für ebenso gefährlich gehalten wie der Genuß von Nüssen, Ananas, Wurst, Käse, Pilzen, Muscheln und Hummer. In Amerika klagt man die Eisgetränke an, in Europa den reichlichen Biergenuß. Künstliche Nährmittel bei Kindern sollen auch nicht unschuldig sein. Nach einem englischen Autor sind „Hungarian waters, aperient salts and liver pills“ die eigentlichen Ursachen der Blinddarmentzündung, in Deutschland spielen Aloe, Aloin, Cascara und Quecksilberpräparate angeblich die gleiche Rolle: nur schade, daß so viele Leute Blinddarmentzündung bekommen, die diese Mittel nicht einmal von Hörensagen kennen! Ueberarbeitung soll nicht nur die Ursache der Neurasthenie, sondern auch die der Blinddarmentzündung sein; die Schule, das Leben an Bord und in den Tropen müssen ebenso herhalten wie die Militärdienstzeit, die ständige Fluktuation der Bevölkerung und das viele Eisenbahnfahren.

Daß alle diese Dinge mit der Grundursache der Appendizitis gar nichts zu tun haben, sondern nur, wie der Genuß von Pilzen, Muscheln und Eisgetränken, Gelegenheitsmomente schaffen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Die eigentlichen Ursachen liegen tiefer. Sie beruhen erstens darin, daß der Wurmfortsatz ein Anhängsel des Darmes ist und daher nicht nur an dessen Erkrankungen teilnimmt, sondern sie auch als blind endigender, in eine Sackgasse auslaufender, sehr enger Darmteil in eigentümlicher und meist besonders gefährlicher Form durchmacht. Ein zweites Moment für die häufige Erkrankung ist darin zu suchen, daß der Wurmfortsatz seinem ganzen Bau und seiner Funktion nach ein Organ ist, welches auf gleicher Stufe steht mit der dem Lymphdrüsensystem angehörigen Mandel im Halse, deshalb auch als die „Mandel des Dickdarmes“ bezeichnet werden kann und wie die Gaumenmandel sehr häufig Entzündungen durchmacht oder an Allgemeininfektionen teilnimmt. Ein drittes Moment schließlich liegt in besonderen Formanomalien des Wurmfortsatzes, die zur Erkrankung disponieren.

Die erstterwähnte Tatsache, die Kommunikation des engen Blindsackes mit dem übrigen Darmkanal, kann in mehrfacher Hinsicht schädlich wirken,

Digitized by Google

in erster Linie dadurch, daß der Wurmfortsatz an Darmkatarrhen teilnimmt. In der Tat sehen wir zu Zeiten, in denen Darmkatarrhe an der Tagesordnung sind, vor allem zur Zeit der Obstreife und um die Weihnachtszeit herum, auch die Blinddarmentzündung gehäuft auftreten. Ferner kann der Wurmfortsatz einen erwünschten Schlupfwinkel für Eingeweidewürmer bilden, namentlich für den so häufigen Madenwurm oder Pfriemenschwanz (Oxyuris vermicularis), der, wie auf Fig. 2 S. 213 ersichtlich, gelegentlich in großen Mengen die Appendix bewohnt und nicht nur heftige bohrende Schmerzen in der Blinddarmgegend, sondern auch echte, wenn auch meist leichte Anfälle von Appendizitis hervorruft. Auch Spulwürmer und Bandwurmglieder werden gelegentlich im Wurmfortsatz gefunden; eine große Rolle bei der Entstehung der Appendizitis spielen indessen die Eingeweidewürmer nicht.

Weit wichtiger ist eine andre, überaus häufige Affektion des Darmkanals, die chronische Stuhlverstopfung. Sie erzeugt chronische Dickdarmkatarrhe, die ihrerseits wieder die Blinddarmentzündung hervorrufen. Die chronische Stuhlverstopfung als Ursache erklärt manche Eigentümlichkeiten im Auftreten der Appendizitis, so das fast völlige Fehlen der Erkrankung im Säuglingsalter, die relative Häufigkeit bei angeblich besonders kräftigen, d. h. mit Eiern und Fleisch ernährten Kindern, das Ueberwiegen der Erkrankung bei den im Auslande wohnenden Europäern im Gegensatze zu der eingeborenen Bevölkerung. Ueber den letzteren Punkt liegen bereits zahlreiche interessante Beobachtungen vor. In Nordamerika zum Beispiel ist die Appendizitis überaus häufig bei den Weißen, fehlt fast völlig bei den Negern. In Algier erkrankt von den europäischen Truppen eine sechsmal größere Ziffer als von den eingeborenen Soldaten. Bei den Arabern ist die Blinddarmentzündung in den Städten häufig, während sie bei den nomadisierenden Stämmen vollkommen fehlt. Unter der bulgarischen Landbevölkerung kommt nur ein Appendizitisfall auf 22000 Kranke, in der Stadt Bukarest dagegen einer auf 234 Patienten. Der deutsche Arzt Naab, der jahrelang in Diabekr am Tigris tätig war, fand unter 6800 türkischen Patienten der Landbevölkerung nur 2 = 0,03 Prozent Blinddarmkranke, während im deutschen Hospital zu Konstantinopel, das von der Stadtbevölkerung des Europäerviertels frequentiert wird, die betreffende Ziffer nicht weniger als zehnmal so hoch ist. In China konstatierten unsre Marineärzte ein fast völliges Fehlen der Blinddarmentzündung bei den Chinesen, während die Europäerbevölkerung häufig erkrankt. Ich selbst habe sowohl im Orient wie in China die gleiche Beobachtung gemacht.

Es ergibt sich also aus dieser Zusammenstellung, daß Naturvölker, solange sie unter ihren natürlichen Verhältnissen leben, frei oder fast frei von Appendizitis sind; erst mit dem Einzuge der europäischen Kultur, mit dem Uebergange vom Lande zur Stadt, tritt eine Steigerung der Wurmfortsatzentzündungen ein, erreicht jedoch nicht die Höhe, die wir bei den Kulturnationen finden.

Wie kommt das? Unterschiede in Bau und Lage des Wurmfortsatzes bei Naturvölkern und Europäern können die Ursache nicht sein, sonst würden nicht

Digitized by Google

die gleichen Volksangehörigen häufiger erkranken, wenn sie unter den Einfluß europäischer Kultur gelangen. Außerdem ist durch zahlreiche und sorgfältige anatomische Untersuchungen festgestellt, daß derartige Unterschiede nicht bestehen. Die Ursache ist an andrer Stelle zu suchen, nämlich in dem Unterschiede der Lebensweise; und gerade die Unzweckmäßigkeit der Lebensweise ist es, welche die Häufung der Appendizitisfälle bei den Kulturvölkern wenigstens zum Teil erklärt. Gewiß spielt hier die moderne Unrast, das Hasten im Erwerbsleben und die dadurch bedingte Unregelmäßigkeit der Ernährung, das Hinunterschlingen mangelhaft gekauter Nahrung infolge Zeitmangels eine gewisse Rolle, es erklärt sich aber dadurch nicht die Häufung der Appendizitisfälle auch bei den Altersklassen und bei solchen Leuten, welche dieses Hasten nicht mitzumachen genötigt sind. Nein, nicht nur die Unzweckmäßigkeit der Nahrungsaufnahme ist anzuschuldigen, sondern vor allem die Unzweckmäßigkeit der Ernährung selbst, und zwar die übermäßige Fleischkost (Mac Lean), welche weit mehr als die sitzende Lebensweise, die auch der chinesische Großkaufmann, Gelehrte und Beamte ohne Schaden mitmacht, zu Stuhlverstopfung, chronischem Dickdarmkatarrh und damit zur Appendizitis führt. Der Genuß von Fleisch und Fisch ist bei den Völkern westlicher Kultur bedeutend höher als bei den Orientalen und Naturvölkern, ist höher bei der Stadtbevölkerung als auf dem Lande, ist bei uns heute höher als vor hundert Jahren und ist immer noch im Steigen begriffen. Der große französische Chirurg Lucas Championnière wies nach, daß in den Gegenden Frankreichs, in denen vegetarische Kost vorherrscht, wenig Appendizitis vorkommt, daß aber in der gleichen Gegend eingewanderte Fleischesser erkranken. In England, in den Vereinigten Staaten, in Hamburg, also in Gegenden, in denen nachgewiesenermaßen der Fleischkonsum besonders hoch ist, machte sich die Zunahme der Appendizitisfälle zuerst bemerkbar. Allgemein bekannt ist, daß die Blinddarmentzündung mehr eine Krankheit der wohlhabenden Klassen ist; diese essen aber weit mehr Fleisch als die ärmere, besonders die Landbevölkerung. Für die deutsche Marine stellte Mac Clean fest, daß die Heizer, welche in Rücksicht auf ihre anstrengende Arbeit mehr Fleischnahrung bekommen, häufiger von Appendizitis befallen werden als die Matrosen. Ueberhaupt erkranken beim Militär mehr Leute an Blinddarmentzündung als bei der gleichen Altersklasse des Zivils; auch hier dürfte der Umstand, daß die jungen Männer aus den ärmeren Volksschichten während ihrer Dienstzeit beträchtlich regelmäßiger und mehr Fleisch essen als zu Hause, die Erklärung abgeben. Forscht man bei allen Appendizitisfällen, besonders auch im Kindesalter, nach, ob der Patient mehr Fleisch- oder mehr Gemüseesser ist, so bekommt man auffallend häufig die Antwort: „Fleischesser."

Hier haben wir also Punkte, an denen Vorbeugungsmaßregeln angreifen können. Die übermäßige Fleischnahrung, überhaupt eine zu üppige Ernährung muß vermieden werden, man soll sich Zeit zu seinen Mahlzeiten lassen und soll die Nahrung gründlich durchkauen. Zu diesem Zweck ist auch eine gute Zahnpflege unerläßlich, denn auch hin-

Digitized by Google

sichtlich der Zähne ist der Angehörige eines Naturvolkes dem modernen Kulturmenschen weit überlegen.

*

Eine andre Tatsache, welche ein Licht auf die Ursachen und die Häufigkeit der Blinddarmentzündung wirft, ist die, daß die Krankheit zeitweise epidemisch auftritt. Ich meine hier nicht die schon erwähnte Häufung, welche durch die größere Zahl der Darmkatarrhe in der Zeit der Obstreife erklärt wird, sondern das eigentlich epidemische Auftreten, welches sich an Epidemien andrer Art, vor allem der Influenza, anschließt. Es ist eine sowohl in Deutschland wie in Frankreich sicher festgestellte Tatsache, daß jedesmal, wenn sich die Influenza und auch infektiöse Halsentzündungen (Anginen) stärker bemerkbar machen, die Blinddarmentzündungen ebenfalls an Zahl zunehmen; da nun die Influenza in den letzten Jahrzehnten beträchtlich häufiger geworden ist, so erklärt sich auch hieraus die Mehrung der Blinddarmentzündungen. Eine große Reihe Appendizitisforscher steht sogar auf dem Standpunkte, daß die Zunahme der Krankheit in allererster Linie auf Rechnung der Influenza zu setzen ist.

Wie erklärt sich nun die Erscheinung, daß der Wurmfortsatz an anderweitigen infektiösen Erkrankungen teilnimmt? Man könnte daran denken, daß die Erreger der betreffenden Krankheit, z. B. der Influenza oder Angina, auf dem Blutwege auch in den Wurmfortsatz gelangen und hier eine Entzündung hervorrufen. In der Tat sind einige Male Influenzabazillen in der Appendix gefunden worden, jedoch so selten, daß die Befunde zur Erklärung nicht ausreichen. Diese ist vielmehr in der schon erwähnten Tatsache zu suchen, daß der Wurmfortsatz seinem anatomischen Bau und seiner Funktion nach ein Organ ist, welches auf der gleichen Stufe steht wie die Gaumenmandel im Halse und andre ihr ähnliche Gebilde; man hat deshalb die Appendizitis mit Recht als eine „Angina des Wurmfortsatzes" bezeichnet. Wie die Gaumenmandel bei vielen Infektionskrankheiten anschwillt und sich entzündet — ich erinnere nur an die Scharlachangina —, so auch der Wurmfortsatz; da alle diese Organe ihrer Funktion entsprechend im jugendlichen Alter weit mehr entwickelt sind als in der vorgeschrittenen Lebensperiode, so kommt auch die gewöhnliche Halsentzündung wie die Appendizitis weit häufiger im jugendlichen als im höheren Alter vor, und ebenso wie viele Kinder zu Anginen disponiert sind, die in sehr schwerer, nicht selten eitriger Form auftreten können, so ist bei manchen Patienten eine Neigung zur Blinddarmentzündung vorhanden, welche die Wiederholung und die wechselnde Schwere der einzelnen Anfälle erklärt. Wie die Disposition zu Halsentzündungen in vielen Fällen nicht eher aufhört, als bis die Mandeln entfernt sind, so nehmen auch die allermeisten Blinddarmentzündungen nicht eher ein Ende, als bis der Wurmfortsatz herausgenommen ist.

*

Schließlich ist noch ein Moment zu erwähnen, welches vielleicht die Häufung der Appendizitis in manchen Familien erklärt, das sind besondere Form-

Digitized by Google

und Lageveränderungen des Wurmfortsatzes, die durch ungünstige Gefäßversorgung zur Erkrankung disponieren und erblich sein können. Hierhin gehört zum Beispiel die bereits erwähnte Lagerung des nach oben heraufgeschlagenen Wurmfortsatzes hinter dem Dickdarm. Ich habe in einigen Familien, zu denen auch meine eigne gehört, die Neigung zu Blinddarmentzündungen durch drei Generationen verfolgen können.

Man könnte einwenden, daß eine derartige Familiendisposition durch falsche Ernährung, z. B. übermäßige Fleischnahrung aller Familienmitglieder, zu erklären sei. Gewiß spielt dies Moment eine große Rolle, es ließ sich jedoch einige Male — so auch für meine eigne Familie, in der Großvater, Vater und Sohn, neben mehreren entfernteren Verwandten, sämtlich an den schwersten akuten Formen erkrankten — feststellen, daß die Lebensbedingungen in den einzelnen, ganz getrennt lebenden Generationen durchaus verschiedene waren.

Die gleiche Rolle wie angeborene Formanomalien spielen auch Knickungen und Verlagerungen des Wurmfortsatzes durch Verwachsungen, welche von früheren leichten, vielleicht gar nicht einmal klinisch hervorgetretenen Anfällen zurückgeblieben sind. Schwillt das Organ durch Vermehrung des Inhaltes, durch verstärkte Blutzufuhr oder Schwellung des Lymphdrüsengewebes im Wurmfortsatz bei leichter Entzündung, so kann eine vorher unbedeutende Achsendrehung oder Knickung so erheblich werden, daß schwere Beeinträchtigungen der Ernährung bis zu brandiger Zerstörung die Folge sind.

*

Die anatomischen Veränderungen, welche sich bei der Blinddarmentzündung am Wurmfortsatze und seiner Nachbarschaft abspielen, sind in ihrer Bedeutung zuerst von dem Berliner Chirurgen Sonnenburg gewürdigt worden, dem überhaupt die größten Verdienste um die Lehre von der Wurmfortsatzentzündung zukommen.

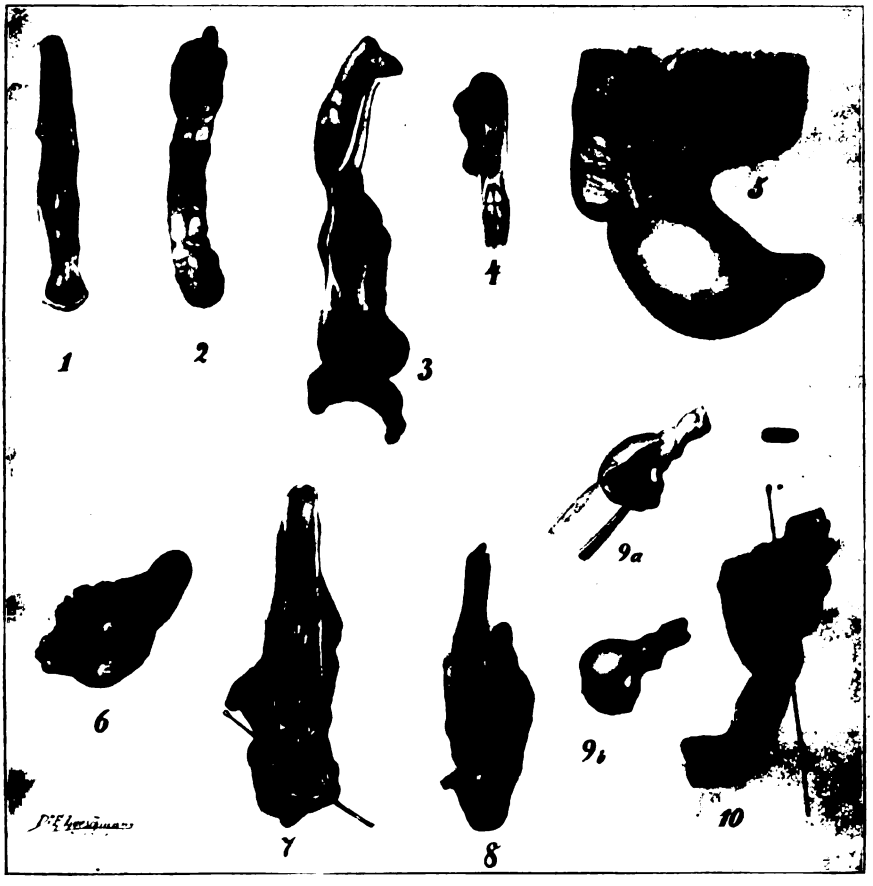
Die Veränderungen sind sehr mannigfach und ihrer Schwere nach außerordentlich verschieden.

Ist ein Darmkatarrh die Ursache der Appendizitis, so greift die entzündliche Schwellung der Darmschleimhaut, die bei jedem derartigen Katarrh vorhanden ist, auch auf den Wurmfortsatz über. Wir finden dann, wie auf den S. 213 wiedergegebenen Figuren 1, 2 und 3[1]) ersichtlich, seine Schleimhaut geschwollen, gewulstet, von kleinen Blutungen durchsetzt; das ganze Organ ist verdickt, aufgerichtet, erscheint prall gespannt und von reichlichen, entzündlich erweiterten Blutgefäßen durchzogen. Durch die starke Schwellung der Schleimhaut kommt es an der Basis des Wurmfortsatzes, also an der Stelle, die in den Dickdarm übergeht und normalerweise durch eine Art Klappe verengt ist, zu einem Verschlusse der Lichtung. Mit diesem Moment staut sich die infolge der Entzündung auch von

[1]) Alle Abbildungen auf S. 213 und 215 lassen infolge Fehlens der Farben die Veränderungen nicht in voller Deutlichkeit hervortreten.

Digitized by Google

der übrigen Wurmfortsatzschleimhaut reichlich abgesonderte Flüssigkeit, das sehr nervenreiche Organ wird ausgedehnt, gespannt, und unter heftigen Schmerzen setzt der „Anfall“ von „Blinddarmentzündung“ ein. Heilt nun der ursächliche Darmkatarrh ab, so geht in günstigen Fällen auch die Schwellung der Wurmfortsatzschleimhaut wieder zurück; der gestaute Inhalt kann in den Dickdarm abfließen, die Schmerzen hören auf, und der leichte Anfall ist vorüber, kann sich aber beim nächsten Darmkatarrh in gleicher Weise wiederholen.



Leider geht es nun aber nicht immer so glimpflich ab. Ist die Schwellung hochgradig, so drückt bei der Enge des Kanals die geschwollene Schleimhaut von allen Seiten ringförmig fest gegeneinander und wird schließlich durch den Druck brandig. Dadurch, daß die brandige Schleimhaut sich abstößt, kann die Passage wieder frei werden und der Anfall wieder vorübergehen; doch ist nun damit die Sache nicht abgetan, sondern der eigentliche Schaden kommt nach. Denn an der Stelle der durch Druckbrand abgestoßenen Schleimhaut besteht jetzt ein Substanzverlust, ein Geschwür; dieses hat die Neigung zu vernarben, die narbige

Digitized by Google

Schrumpfung aber führt, wie Figur 4 und 7 zeigen, zu ringförmigen Verwachsungen, welche die Lichtung ganz oder teilweise verschließen.

Nunmehr ist der Wurmfortsatz chronisch krank. An einer oder mehreren Stellen verengt, kann er die Sekrete der Schleimhaut nicht mehr frei in den Hauptdarm entleeren, es besteht eine chronische Stauung des Inhaltes mit all ihren schädlichen Folgen. So kann, wenn der Wurmfortsatz an der Basis vernarbt ist, der gestaute *schleimige* Inhalt ihn wie eine Blase ausdehnen. Dieser Zustand, den Figur 5 erkennen läßt, ist selten, er macht zwar dauernde Beschwerden, gibt aber nicht zu unmittelbarer Lebensgefahr Veranlassung.

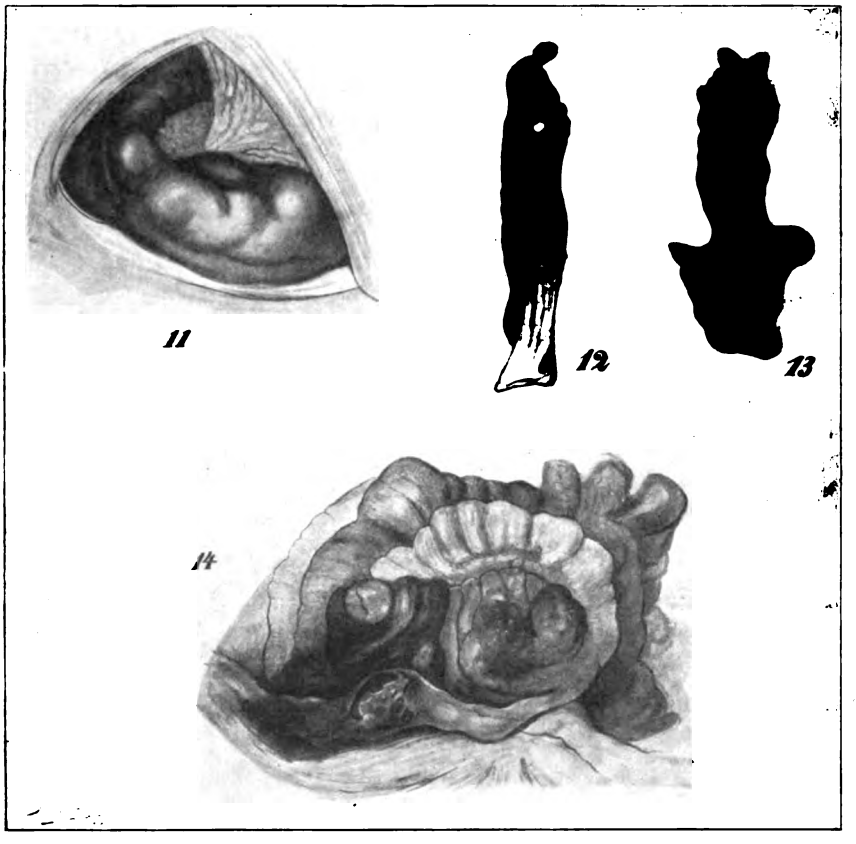
Diese tritt ein, wenn der gestaute Inhalt nicht aus Schleim, sondern infolge der Tätigkeit der stets im Wurmfortsatze vorhandenen Bakterien aus Eiter besteht. Dann stellt der Wurmfortsatz, wie Figur 6 zeigt, einen hochgradig entzündeten, eitergefüllten Schlauch dar, der schwere akute Anfälle und hochgradige Beschwerden verursacht. Jeden Augenblick kann hier die gespannte und verdünnte Wand vom Eiter durchfressen werden oder platzen, worauf der hochinfektiöse Inhalt sich in die Bauchhöhle ergießt und zum mindesten eine schwere Eiterung in der Nachbarschaft des Wurmfortsatzes, häufiger aber eine allgemeine eitrige Bauchfellentzündung veranlaßt. Figur 7 zeigt einen derartigen Wurmfortsatz mit mehreren Verengerungen; die Wand ist durchbrochen, eine Sonde steckt in dem entstandenen Loch, durch welches der eitrige Inhalt des Wurmfortsatzes in die Bauchhöhle ausgeflossen ist.

Ebenso gefährlich, aber weit häufiger noch ist der Zustand, bei dem es hinter einer oder zwischen zwei Einschnürungen, nicht selten aber auch in sonst unveränderten Wurmfortsätzen, durch Eindickung gestauten Darminhaltes zur Bildung von *Kotsteinen* kommt, die *Riedel* mit Recht als die eigentlichen Massenmörder bezeichnet hat. Solche Kotsteine sieht man in Figur 8 den ganzen Zwischenraum zwischen zwei Verengerungen einnehmen und in Figur 9a und b den kurzen Wurmfortsatz fast völlig ausfüllen. Der Kotstein wirkt in verschiedener Weise schädlich. Einmal übt er einen Druck auf die schon vorher meist chronisch kranke und infolgedessen wenig widerstandsfähige Wand der Appendix aus, wie dies Figur 9 klar erkennen läßt: er kann zu Druckgeschwüren und zur *Durchlöcherung der Wand* Veranlassung geben. Gar nicht selten findet man bei der Operation im schweren Anfall derartige Kotsteine, welche gerade im Begriff sind, das Darminnere zu verlassen, und aus der Durchbruchsstelle hervorragen. Figur 10 zeigt einen schwerentzündeten Wurmfortsatz; aus der durch eine Sonde gekennzeichneten Durchbruchsstelle ist der Kotstein bereits in die Umgebung ausgetreten.

Diese Durchlöcherung der Wand, die übrigens auch andre, hier nicht näher zu erörternde Ursachen haben kann, ist um so gefährlicher, als jeder Kotstein eine wahre Brutstätte von Bakterien, einen förmlichen Düngerhaufen, darstellt. So sehen wir in Figur 10, wie schwere Veränderungen er schon vor dem Durchbruche an der Schleimhaut des Wurmfortsatzes verursacht, wie die Schleimhaut graugrün belegt und der brandigen Zerstörung verfallen ist. Und nun denke

Digitized by Google

man sich, daß dieser Bakterienträger oder der im Innern des Wurmfortsatzes angesammelte Eiter (vgl. Fig. 6 und 7) in die vom Bauchfell ausgekleidete Leibeshöhle gelangt. Die Veränderungen, die dann eintreten, zeigt untenstehende Figur 11; man sieht die Spitze des entzündeten Wurmfortsatzes frei in die Bauchhöhle vorragen, die eigentliche Durchbruchsstelle ist nicht zu sehen, sondern von einer Eitermasse, einem Abszeß, bedeckt, der von der freien Bauchhöhle nur durch das Hauptschutzorgan der letzteren, das große Netz, abgeschlossen ist. Wird in diesem



Stadium nicht operativ eingegriffen, so vergrößert sich der Abszeß oft mit unheimlicher Schnelligkeit, sprengt die Verklebungen und spritzt den unter hohem Drucke stehenden, schwer infektiösen Eiter in den freien Raum der Bauchhöhle hinein, worauf unmittelbar die fast immer tödliche allgemeine eitrige Bauchfellentzündung einsetzt.

Trotzdem sind dies noch nicht die schwersten Formen der Wurmfortsatzentzündung, denn in diesen Fällen kommt es doch noch zu einer gewissen Abgrenzung, zu einer zunächst umschriebenen Eiterung in der Umgebung des Wurmfortsatzes. Die schlimmsten Formen geben die Figuren 12, 13 und 14 wieder, sie zeigen die brandige Zerstörung nicht nur der Schleimhaut

Digitized by Google

sondern der ganzen Dicke der Darmwand, die nun entweder, wie Figur 12 erkennen läßt, nur einen Teil oder, wie auf Figur 13 ersichtlich, den ganzen Wurmfortsatz betrifft. Derartige brandige Zerstörungen sind stets die Folge allerschwerster, ganz akut einsetzender Infektionen, an denen auch wieder, wie Figur 13 zeigt, der Kotstein nicht selten die Schuld trägt. Diese Formen sind deswegen so gefährlich, weil hier der Prozeß derart rapid verläuft, daß schützende Verklebungen, wie bei der umschriebenen Eiterung um den Wurmfortsatz in Figur 11, sehr oft nicht zustande kommen können. Ich selbst und mein ältester Sohn sind von einer derartigen Erkrankung nur infolge schleunigster Operation genesen. Trotzdem bei mir der operative Eingriff schon wenige Stunden nach Beginn der Erkrankung vorgenommen wurde, war, wie die mikroskopische Untersuchung ergab, bereits der ganze Wurmfortsatz von der Basis bis zur Spitze vollkommen zerstört; und dementsprechend blieb eine schwere Bauchfellentzündung nicht aus, von der ich durch zwei weitere Operationen gerettet wurde. Wie schwer diese von dem total brandigen Wurmfortsatze ausgehenden Bauchfellentzündungen sind, zeigt Figur 14, welche den Unterschied gegen die umschriebene Eiterung in Figur 11 gut erkennen läßt.

Man ersieht aus diesen Bildern, daß von den leichtesten Formen der Erkrankung eine kontinuierliche Kette anatomischer Veränderungen zu den schwersten Formen führt; man erkennt auch, daß trotz der Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Mandelentzündung die „Angina des Wurmfortsatzes" wegen der Lage dieser „Mandel" inmitten der Bauchhöhle unendlich gefährlicher sein muß.

*

Nach diesem Ueberblicke über die Ursachen und die pathologische Anatomie der Wurmfortsatzentzündung wenden wir uns dem klinischen Krankheitsbilde des heimtückischen Leidens zu.

Man hat, entsprechend den verschieden schweren anatomischen Veränderungen, die wir kennen lernten, leichte und schwere Fälle von Blinddarmentzündung zu unterscheiden.

Bei den leichten Fällen ist im allgemeinen der Entzündungsprozeß, entsprechend den auf Seite 213 wiedergegebenen Figuren 1, 2 und 3, auf den Wurmfortsatz selbst beschränkt, das Organ bleibt intakt, wird nicht durchbrochen, und die Entzündung greift nicht auf die Nachbarschaft und das allgemeine Bauchfell über. Hier sind nun wieder Krankheitsbilder zu unterscheiden, welche durch die bekannten eigentlichen Anfälle charakterisiert sind, und solche, bei denen die Anfälle fehlen und der chronisch entzündliche Prozeß am Wurmfortsatz auch chronische Beschwerden auslöst. Die mit Anfällen einhergehenden Erkrankungen sind die weitaus häufigeren.

Dem Anfalle von Blinddarmentzündung selbst gehen, namentlich wenn ein Darmkatarrh das auslösende Moment bildet, als Vorläufer nicht selten Erscheinungen von seiten des Magendarmkanals voraus, die als „verdorbener Magen" gedeutet zu werden pflegen; häufiger aber setzt der Anfall ganz un-

Digitized by Google

vermittelt ein, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Bei völligem Wohlbefinden wird der Patient plötzlich von einem intensiven bohrenden Leibschmerz befallen, der sich zunächst nicht bestimmt lokalisieren läßt und meist in die Magen- oder Nabelgegend verlegt wird. Dabei tritt häufig Uebelkeit und Erbrechen, bisweilen auch Durchfall auf. Die Unsicherheit der Angaben ist namentlich bei Kindern eine große, und die Unterscheidung von einfachem kolikartigem Leibweh hier oft recht schwierig. Für die Diagnose kann, allerdings nur mit großer Vorsicht, der Umstand verwertet werden, daß bei gewöhnlichen Magendarmkatarrhen Uebelkeit und Erbrechen zuerst auftreten und der Leibschmerz erst später folgt, während bei der Appendizitis der Schmerzanfall der Uebelkeit und dem Erbrechen vorausgeht. Bei Erwachsenen pflegt dann der anfänglich verbreitete, nicht begrenzte Schmerz sich in der Blinddarmgegend, also der rechten Unterbauchgegend, zusammenzuziehen, während er von Kindern meist dauernd in die Umgebung des Nabels verlegt wird. Betont muß werden, daß ein linksseitiger Schmerz keineswegs gegen eine Blinddarmentzündung spricht, da einmal, wie wir sahen, der Wurmfortsatz auch auf der linken Seite liegen kann, zweitens aber die Lokalisation des Schmerzes in der Bauchhöhle überhaupt eine unsichere ist. Naturgemäß kann der Schmerz nur dann in der sog. Blinddarmgegend empfunden werden, wenn der Wurmfortsatz sich wirklich an dieser Stelle befindet; ist er, wie auf der Abbildung Figur 5, Seite 204, weit nach oben verlagert, so betreffen Schmerz und örtliche Druckempfindlichkeit die Gegend der Gallenblase und können zu Verwechslungen mit Gallenblasenentzündungen Veranlassung geben; liegt der Wurmfortsatz nach hinten, wie in Figur 4, Seite 204, so ist die Nierengegend schmerzhaft; hängt er, wie in Figur 1, Seite 204, in das kleine Becken hinunter, so kann ein tastbarer Druckpunkt überhaupt fehlen, der Schmerz wird dann meist in der Nabelgegend oder im ganzen Unterleibe empfunden, oder aber es ist infolge der Nachbarschaft der Harnblase die Urinentleerung schmerzhaft. Bei Kindern kann sogar in solchen Fällen das ganze Krankheitsbild des appendizitischen Anfalles sich auf eine vorübergehende Behinderung der Urinentleerung beschränken.

Das Allgemeinbefinden pflegt bei leichten Anfällen nicht wesentlich beeinträchtigt zu sein, Puls und Temperatur sind entweder normal oder kehren doch schnell zur Norm zurück; der Gesichtsausdruck ist unverändert, nicht verfallen. Niemals aber darf uns dies leichte Krankheitsbild sorglos machen, denn jeder Anfall von Blinddarmentzündung ist *unberechenbar*, weil die im Vorhergehenden geschilderten anatomischen Veränderungen sich in der Tiefe der Bauchhöhle und zunächst in aller Stille abspielen, um dann unter Umständen plötzlich in ihrer ganzen Schwere auch im Krankheitsbilde hervorzutreten. Eine Blinddarmreizung, mit der sich die Patienten und ihre Angehörigen gern beruhigen, gibt es nicht, denn diese sog. „Reizungen" sind nichts als leichte Anfälle.

In den unkomplizierten Fällen, von denen wir hier zunächst reden, pflegt der Anfall in wenigen Tagen vorüberzugehen. Ist *nun aber der Kranke auch endgültig geheilt*? Diese Frage ist mit Sicherheit niemals zu beantworten, da wir den anatomischen Zustand des kleinen wurmförmigen Organes,

Digitized by Google

welches nur bei hochgradiger Verdickung und oberflächlicher Lage durch die Bauchdecken hindurch zu tasten ist, nicht kennen. Handelt es sich um einfache katarrhalische Schwellungen der Schleimhaut, so kann der erste Anfall auch der letzte sein; liegen aber schwerere Veränderungen, Geschwüre, narbige Einschnürungen, Kotsteinbildungen vor, so pflegt es bei dem einen Anfalle nicht zu bleiben, vielmehr führt der chronische Erkrankungszustand des Wurmfortsatzes zu neuen Attacken, deren Verlauf niemals berechnet werden kann. Diese Rückfälle der Blinddarmentzündungen aber sind durchaus die Regel, weil entweder der Wurmfortsatz aus dem ersten Anfalle irreparable anatomische Veränderungen davonträgt oder aber der erste Anfall nur das erste augenfällige Symptom einer schon länger bestehenden, sich allmählich verschlechternden chronischen Erkrankung des Wurmfortsatzes ist.

In der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Anfällen können alle Beschwerden fehlen, häufiger jedoch sind die Patienten nicht völlig beschwerdefrei. Sie klagen über die gleichen Belästigungen wie andre Kranke, bei denen eigentliche Anfälle überhaupt nicht auftreten, der chronische Erkrankungszustand des Wurmfortsatzes aber ein chronisches Krankheitsbild hervorruft. In diesen Fällen sind die Beschwerden von größter Mannigfaltigkeit und betreffen oft gar nicht die Blinddarmgegend, ja häufig nicht einmal den Darm, sondern äußern sich in Magenverstimmungen oder allgemeinen nervösen Störungen, deren richtige Beurteilung äußerst schwierig sein kann. Ebenso wie hier schwere, jahrelang bestehende Magenleiden oder hartnäckigste, durch nichts zu bekämpfende Stuhlverstopfung oder eine jeder Behandlung trotzende Nervosität mit einem Schlage durch die Entfernung des Wurmfortsatzes geheilt werden kann, so kommen anderseits gerade bei diesen schwer erkennbaren chronischen Formen ohne Anfälle auch nicht so selten Fehldiagnosen vor, und die nutzlosen Operationen, welche mit besonderer Vorliebe gegen die so segensreiche operative Behandlung der Blinddarmentzündung überhaupt ins Feld geführt werden, fallen gerade dieser larvierten chronischen Appendizitis zur Last.

*

Wir sprachen bisher von den leichten Formen der Blinddarmentzündung; seltener, aber leider noch häufig genug, sind die schweren Fälle. Bei ihnen beschränkt sich der Prozeß nicht auf den Wurmfortsatz selbst, sondern die Entzündung greift auf das benachbarte Bauchfell über und führt nun entweder zu einer umschriebenen oder zu einer allgemeinen Bauchfellentzündung.

Charakteristisch für die Fälle mit umschriebener Bauchfellentzündung ist das Auftreten einer entzündlichen Geschwulst, einer Ausschwitzung in der Umgebung des entzündeten Wurmfortsatzes. Das klinische Krankheitsbild kann zunächst auch hier ein ganz leichtes sein und den Ernst der in der Tiefe sich abspielenden Vorgänge verschleiern; häufiger tritt die Schwere der anatomischen Veränderungen auch in der Schwere des Krankheitsbildes zutage. Der Schmerz ist heftiger als bei den zuerst geschilderten leichten Erkrankungen, das

Digitized by Google

Fieber ist höher und setzt nicht selten mit einem Schüttelfrost ein; Erbrechen galligen Mageninhaltes fehlt selten, auch Diarrhöe kann auftreten, der schnell eine hartnäckige Stuhlverstopfung zu folgen pflegt. Die Patienten sehen verfallen aus, das Gesicht ist mit Schweiß bedeckt, der Puls klein und schnell, der Leib leicht aufgetrieben, auch bretthart gespannt und gegen Berührung äußerst empfindlich. Bei solchen stürmischen Anfangserscheinungen ist der Verdacht einer schweren, lebensgefährlichen Erkrankung stets gerechtfertigt und die sofortige Operation stets angezeigt. Gehen die ersten heftigen Erscheinungen zurück und bildet sich nicht im unmittelbaren Anschluß eine allgemeine Bauchfellentzündung aus, so gelingt es meist bald, die entzündliche Ausschwitzung, die appendizitische Geschwulst nachzuweisen. Dann ist es den Schutzkräften des Organismus gelungen, den gefährlichen Herd zunächst einzudämmen, durch Verklebungen der Därme untereinander und des Netzes die Entzündung auf die Nachbarschaft des schwer erkrankten Wurmfortsatzes zu beschränken und vom allgemeinen Bauchfellüberzuge fernzuhalten.

Der weitere Verlauf ist nun davon abhängig, ob es zur Eiterung, zur Bildung des appendizitischen Abszesses kommt oder nicht. Tritt keine Eiterung ein, so nimmt die Geschwulst langsam an Größe ab, um nach kürzerer oder längerer Zeit, oft erst nach vielen Wochen, zu verschwinden. Solange sie vorhanden ist, beweist sie einen immer noch währenden schweren Entzündungsprozeß, der jeden Augenblick von neuem aufflackern kann; größte Vorsicht und dauernde Beobachtung ist in solchen Fällen dringend geboten. Entwickelt sich aber eine Eiterung, wie sie zum Beispiel in Abbildung Fig. 11, S. 215, wiedergegeben ist, so darf nicht abgewartet werden, sondern der für das Leben höchst gefährliche Eiterherd ist durch rechtzeitige Operation zu eröffnen.

Die Entscheidung, ob eine derartige Ausschwitzung Eiter enthält oder nicht, kann recht schwierig sein. Im allgemeinen ergibt sie sich aus dem Zustande der fühlbaren Geschwulst, aus dem Verhalten von Puls und Temperatur und aus dem allgemeinen Eindruck, den der Kranke macht. Die Beurteilung der Geschwulst wird dadurch erschwert, daß sie sich bei Verlagerung des Wurmfortsatzes gar nicht in der charakteristischen Blinddarmgegend findet, sondern an ganz unzugänglichen Stellen, z. B. in der Tiefe des Beckens oder hinter dem Dickdarme liegt. Bleibt die Geschwulst dauernd sehr schmerzhaft und verkleinert sie sich nicht, sondern wächst sie auch nach den ersten Tagen noch, so kann mit Sicherheit eine fortschreitende Eiterung angenommen werden. Auf die Temperatur kann man sich dabei wenig verlassen, sie steigt in manchen Fällen, in andern bleibt sie ganz normal; wichtiger ist der Puls, der mit fortschreitender Eiterung schneller zu werden pflegt, und der allgemeine Eindruck des Kranken, dessen Verschlechterung dem geübten Auge des Arztes nicht entgeht und auch den Angehörigen aufzufallen pflegt.

Am ungünstigsten ist der Verlauf der Krankheit, wenn es zur Entwicklung einer allgemeinen Bauchfellentzündung kommt. Diese entsteht entweder gleich in den ersten Stunden und Tagen, wenn die in Fig. 12, 13 und 14, S. 215,

Digitized by Google

wiedergegebenen brandigen Prozesse am Wurmfortsatz spielen bzw. wenn die Entzündung, ähnlich wie bei der Wundrose der äußeren Haut, vom Bauchfellüberzuge des Wurmfortsatzes rapid auf das übrige Bauchfell übergreift. Oder aber die allgemeine Bauchfellentzündung entsteht dadurch, daß die eitrige Ausschwitzung um den Wurmfortsatz nicht rechtzeitig eröffnet wird; dann platzt der Abszeß und ergießt seinen furchtbar giftigen Inhalt in die freie Leibeshöhle. Diese letzteren Formen sind noch gefährlicher als die erstgeschilderten, obwohl auch diese meist tödlich verlaufen; denn zur Eindämmung des gefährlichen Eiterherdes hat der Körper bereits alle seine Schutzkräfte, seine Verteidigungsmittel aufgeboten und erliegt nun, wenn ihm das Messer des Chirurgen nicht zu Hilfe kommt, wehrlos dem übermächtigen Feinde.

Dies sind die Fälle, die unter dem schon erwähnten Bilde der Darmverschlingung verlaufen. Unter den heftigsten Schmerzen wird der Leib mehr und mehr aufgetrieben, die Därme sind gelähmt, es herrscht Totenstille in ihnen. Unstillbares Erbrechen quält den Kranken auf das furchtbarste; zuerst gallig, wird es bald braun gefärbt, und schließlich bildet sich das berüchtigte Krankheitsbild des „Miserere" aus, bei welchem der Darminhalt durch den Mund entleert wird, Koterbrechen eintritt. Unter zunehmender Erschöpfung des Kranken läßt schließlich das Erbrechen nach, die Schmerzen verschwinden, der Patient fühlt sich wohl. Aber es ist nur eine Täuschung, hervorgerufen durch die bevorstehende Auflösung, und so qualvoll das vorhergehende Leiden war, der unvermeidbare Tod tritt sanft und ohne Leiden ein.

*

Es ist klar, daß einem so schweren Leiden, einer Volkskrankheit, welche jahraus jahrein ungezählte Familien ins Unglück stürzt, mit der größten Energie entgegengetreten werden muß, und wenn es gelingt, von Jahr zu Jahr der Blinddarmentzündung immer mehr Opfer zu entreißen, so ist dies einzig und allein das Verdienst der Chirurgie, der alle Errungenschaften in der Erkenntnis und Behandlung dieser Krankheit zu danken sind. Denn die Appendizitis ist eine chirurgische Erkrankung. Handelt es sich um eine Lymphgefäßentzündung, eine Abszeßbildung, eine fortschreitende Zellgewebsweiterung oder einen Brand an Arm oder Bein, so wird niemand auf den Gedanken kommen, den chirurgischen Charakter dieser Erkrankung zu leugnen. Bei der akuten Blinddarmentzündung aber liegen, wie wir sahen, genau die gleichen Prozesse vor, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht an der Körperoberfläche, sondern in der Tiefe der Bauchhöhle in unmittelbarer Nähe des Bauchfelles abspielen, also weit schwerer in ihrer Tragweite abzuschätzen und unendlich gefährlicher sind. Deshalb soll heute in jedem Falle von Blinddarmentzündung der Chirurg der frühzeitige sachverständige Berater sein.

Noch bedeutungsvoller aber ist die Rolle des Hausarztes. Er stellt die Diagnose, er trifft die ersten so wichtigen Maßnahmen. Wenn es mir gelingt,

Digitized by Google

in einem schweren Falle von Blinddarmentzündung durch die sofortige Operation den Patienten in Kürze zu heilen, so verfehle ich nie, das Verdienst an der Rettung des Kranken auf den Hausarzt zu übertragen, denn er hat die drohende Gefahr rechtzeitig erkannt und für die Zuziehung des Chirurgen Sorge getragen. Unendlich viel Unheil aber wird dadurch herbeigeführt, daß die beginnende Krankheit, namentlich bei Kindern, zu leicht genommen, der Arzt überhaupt nicht zugezogen und der richtige Zeitpunkt für eine rationelle Behandlung versäumt wird.

Es ist sicher, daß mit einer nicht operativen Behandlung, welche zwecks Ruhigstellung des entzündeten Wurmfortsatzes hauptsächlich in strengster Diät und absoluter Bettruhe, vor allem aber in sorgfältigster Beobachtung des Kranken besteht, die Mehrzahl der akuten Anfälle von Blinddarmentzündung abheilt. Ebenso sicher ist es aber auch, daß trotz der rationellsten Behandlung der Charakter auch einer scheinbar harmlosen Erkrankung sich in jedem Augenblicke vollkommen ändern und die größten Gefahren mit sich bringen kann. Dann kann nur der frühzeitigste chirurgische Eingriff Rettung bringen, und da nun bei einem appendizitischen Anfalle nie vorhergesehen werden kann, wie er verlaufen wird, die Krankheit aber mit dem glücklichen Ablaufe des einen Anfalles nur ganz ausnahmsweise endgültig geheilt ist, vielmehr in ihren chronischen anatomischen Veränderungen weiterbesteht, so ergibt sich daraus die *Forderung der Frühoperation innerhalb der ersten 24 Stunden*, denn diese stellt die einzige Möglichkeit dar, gleichzeitig den gefährlichen Herd dauernd zu beseitigen und die zahlreich möglichen Komplikationen des Anfalles zu verhüten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frühoperation das Ideal jeder Behandlung der Blinddarmentzündung darstellt, deshalb ist sie unbedingt zu fordern. Ich bin in der glücklichen Lage, daß ich von den zahlreichen Patienten, welche ich innerhalb der ersten 24 Stunden der Operation unterzog, keinen einzigen verloren habe. Hier beträgt also die Sterblichkeit der Krankheit, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten Tausende und aber Tausende von Menschen entrissen hat, 0 *Prozent*! *Nach* den ersten 24 Stunden steigt die Sterblichkeit fast von Stunde zu Stunde. Die große, 2705 Fälle umfassende Sammelforschung der Berliner Medizinischen Gesellschaft ergab, daß von den am ersten Tage Operierten 0,9 Prozent starben, also nicht einmal einer von hundert Operierten; am zweiten Tage erreichte die Sterblichkeit bereits 7, am dritten Tage 18 Prozent, und von den später Operierten starben nicht weniger als 22 Prozent. Diese 22 Prozent der Spätoperierten aber starben nicht *infolge* der Operation — denn diese ist einfach und an sich ganz ungefährlich —, sondern *trotz* der Operation, sie wurden nicht nur spät, sondern *zu spät* operiert. Wenn wir uns die Abbildungen Fig. 11 bis 14 auf S. 215 vergegenwärtigen, so wird uns die Ursache dieses „Zu spät" recht eindringlich im Gedächtnis haften.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Frühoperation, diese wegen der überaus geringen Sterblichkeit ideale Behandlung der Blinddarmentzündung, oft schwierig

Digitized by Google

durchzuführen ist. Einmal gibt es Fälle, in denen die Diagnose nicht innerhalb von 24 Stunden gestellt werden kann, sie sind aber durchaus in der Minderzahl, und gerade die schweren Formen, welche der Frühoperation am meisten bedürfen, sind meist leicht zu erkennen. Das zweite, wichtigere Hindernis ist der Widerstand der Patienten oder ihrer Angehörigen gegen den operativen Eingriff, ja selbst schon gegen die Zuziehung des Chirurgen. Hier aber gerade kann die Aufklärung des Publikums segensreich wirken, denn wer die Krankheit mit allen ihren Gefahren kennt, wird die Scheu vor der Operation leicht überwinden und sich sagen, daß es weitaus das beste ist, mit einem Schlage allen Komplikationen des Anfalles aus dem Wege zu gehen und gleichzeitig den gefährlichen Herd endgültig loszuwerden. Denn wird der Wurmfortsatz nicht im Anfalle entfernt, so muß er nach Ablauf der akuten Erscheinungen beseitigt werden. Wer einmal eine Blinddarmentzündung durchgemacht hat, kann jederzeit die zweite bekommen und befindet sich in dauernder Gefahr, denn wie der zweite Anfall verlaufen und wann er einsetzen wird, kann niemand berechnen. Ich habe einen guten Bekannten verloren, der auf einer Hütte in den Alpen erkrankte und sterbend nicht mehr operiert werden konnte, als endlich der Chirurg eintraf. Der große Maler Segantini starb an Blinddarmentzündung auf dem Schafberge bei Pontresina. Während meiner Kriegstätigkeit in der Türkei, in Südafrika und China habe ich fünfmal unter den ungünstigsten Verhältnissen in verlassenen Häusern Appendizitiskranke operieren müssen, und selten geht eine Ferienreise vorbei, in der mein stets mitgeführtes Operationsbesteck nicht bei einem an entlegenem Orte an Blinddarmentzündung Daniederliegenden in Funktion getreten wäre.

So habe ich, als ich selbst einen schweren Anfall bekam, nicht eher geruht, als bis ich noch in der gleichen ersten Nacht operiert wurde, und auch mein ältester Sohn ist von einer schweren brandigen Blinddarmentzündung durch Frühoperation rasch geheilt worden. Folgende zahlenmäßige Angabe wird die Leistungsfähigkeit der Frühoperation ganz besonders klar hervortreten lassen: Während der ersten Zeit meiner Breslauer Tätigkeit boten die uns im akuten Anfalle zugeführten Fälle von Wurmfortsatzentzündung ein geradezu trostloses Bild. Nur bei 10 Prozent der Patienten war der Prozeß noch auf den Wurmfortsatz beschränkt, 70 Prozent kamen so spät zur Operation, daß bereits schwere Eiterung bestand, die bei 35 Prozent der Kranken schon zu allgemeiner eitriger Bauchfellentzündung geführt hatte. Die Gesamtsterblichkeit der im akuten Anfalle Operierten betrug, weil die Operation zu spät kam, vom 1. März 1908 bis zum 1. März 1909 fast 30 Prozent. So konnte es nicht weitergehen, und ich begann nun mit einer ganz systematischen Agitation für die Frühoperation, ließ keinen ärztlichen und militärärztlichen Fortbildungskurs vorübergehen, ohne eifrigst für die Frühoperation einzutreten, hielt Reden in ärztlichen Vereinen und populäre Vorträge. Und der Erfolg: Vom 1. März 1909 bis zum 1. März 1910 stieg gegenüber dem Vorjahre, dessen traurige Resultate ich mitteilte, die Zahl der Frühoperationen an meiner Klinik um das 9,5fache, die Zahl der umschriebenen Eiterungen ging von 35 auf 19 Prozent, die der allgemeinen

Digitized by Google

Bauchfellentzündungen gar von 35 auf 8 Prozent herunter, und die Gesamtsterblichkeit der im akuten Anfall Operierten sank von 29,4 auf 8,5 Prozent. Gewiß ein Beweis, welche Bedeutung der Frühoperation in der Behandlung dieser heimtückischen Krankheit zukommt, die fast in jeder Familie schon ihr Opfer gefordert hat! Bei keiner Krankheit tönt das furchtbare „Zu spät" erschütternder in den Ohren trostloser Angehöriger, bei keiner Krankheit aber erntet auch der Arzt so viel Dankbarkeit und erlebt so viel Freude am Erfolg wie bei der rechtzeitig operierten Blinddarmentzündung.

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

II

Am 7. September zogen schwere, graue und düstere Wolken am Himmel hin; sie hingen so weit herunter, daß sie die Gipfel der Bäume zu berühren schienen. Es fiel ein Nebel ein, der in der Atmosphäre wie bei allen Wesen eine trübe Stimmung hervorrief.

Es war ungefähr 7 Uhr morgens. Die Feldwachen des VI. französischen Korps, die zwischen Vigneulles und Woippy standen, sahen von Saulny auf der Landstraße von St. Privat eine geschlossene, ungleichförmige Gruppe von fünfhundert Menschen herunterkommen, die mit weißen Taschentüchern winkten.

Neugierig gemacht, verließen Wachtposten und Soldaten ihre Deckungen und ihre Gräben und gingen vorwärts, um besser zu sehen, wer so daher käme.

Bald war die Gruppe in den französischen Linien. Sie wurde umringt, und das Fragen begann.

Es waren Soldaten von der Armee des Marschalls de Mac Mahon, und zwar von allen Korps derselben; vier Feldwebel befanden sich darunter. Sie waren am 1. September bei Sedan im Verlaufe einer großen Schlacht, deren Ausgang sie nicht mit angesehen hatten, gefangengenommen worden. Eine Woche lang waren sie marschiert, und gestern hatten sie in Saulny übernachtet. Diesen Morgen hatten die Soldaten, von denen sie bewacht wurden, sie bis an die deutschen Vorposten geführt, ihnen die französischen gezeigt und ihnen befohlen, zu diesen zu gehen, mit der Drohung, daß auf sie geschossen würde, wenn sie umkehren würden. „Wir sind auf der Landstraße weitergegangen und da sind wir jetzt," sagten sie.

Der die Feldwache befehligende Offizier führte die Feldwebel zum Marschall Canrobert, dessen Hauptquartier in geringer Entfernung lag, während die Gefangenen sich nach rechts und links in die Biwaks zerstreuten.

Digitized by Google

Vom Marschall ausgefragt, wiederholten die Feldwebel ihre ersten Erklärungen und fügten hinzu, daß ihnen die Deutschen, als sie sie freiließen, von der völligen Niederlage der französischen Armee, ihrer Kapitulation und der Gefangennahme des Kaisers Mitteilung gemacht hätten.

Als Marschall Canrobert dies erfahren hatte, ließ er alle Gefangenen wieder zusammenrufen, die sich bereits über die verschiedenen Lager zerstreut hatten und eben dabei waren, den Soldaten, die sich in Gruppen um jeden einzelnen von ihnen scharten, „Geschichten" zu erzählen.

Als sie wieder versammelt waren, wurden sie nach Ban St. Martin geführt, wohin sich auch der Marschall mit den Feldwebeln begab.

Während Marschall Canrobert mit dem Marschall Bazaine sprach, wurden die vier Unteroffiziere in das Bureau des Generalstabs geführt und erzählten hier zum drittenmal, wie sie nach Metz gekommen waren.

Ein Billett, das ihnen von einem deutschen Offizier mitgegeben worden war, wurde sogleich übersetzt. Es lautete ungefähr folgendermaßen:

„General v. Stiehle an den Oberbefehlshaber der französischen Armee:

„Es war notwendig, so zu handeln, weil am 19. August mittags die Vorposten auf unsern Parlamentär, der im Interesse der französischen Verwundeten abgesandt worden war, geschossen haben.

„Die 134 Gefangenen, die fehlen, werden binnen kurzem geschickt werden."

In ein paar Augenblicken war die Neuigkeit bei den Stäben, den Verwaltungsbehörden, den Eskorten und in den bei Ban St. Martin zunächst befindlichen Lagern bekannt, und eine Menge Neugieriger kam, die Gefangenen zu betrachten und auszufragen.

Vor der Villa Herbin warteten auf der kotigen, mit großen Blättern übersäten Landstraße, deren Kastanienbäume in Wasserlachen standen, in dem feinen, unaufhörlich fallenden Regen 500 Soldaten mit abgezehrten, seit acht Tagen nicht rasierten und von langen Haaren umrahmten Gesichtern, angetan mit schmutzbefleckten Mänteln oder Röcken, einen Sack auf den Schultern und mit gekrümmten Rücken.

Bald wurden sie umringt und ausgefragt, und in einem Nu verbreiteten sich die Nachrichten, die sie brachten, im Umkreis des Hauptquartiers und im Innern der Stadt Metz, wo sie noch schneller kolportiert wurden.

Der Major Samuel nahm die Feldwebel beiseite, um sie auszufragen, und die andern Gefangenen wurden auf den Bahnhof jenseits der Porte Serpenoise gewiesen. Hier fragten sie Oberst Fay, Major Vanson und die Hauptleute Méquillet, Costa de Serda und Guioth aus.

Als alle Gefangenen ihre Aussagen gemacht hatten, ließ sich mit einiger Gewißheit feststellen, daß in der Nähe von Sedan zwei Schlachten stattgefunden hatten: in der ersten hatte das Korps des Generals de Failly, das allein daran beteiligt war, schwere Verluste erlitten; in der zweiten, die am 1. September unter den Mauern von Sedan stattgefunden, hatte die ganze Armee bis zum

Digitized by Google

Abend gekämpft, aber die Gefangenen, die im Verlaufe der Schlacht die Waffen niedergelegt hatten, wußten nichts über ihren Ausgang.

Als Marschall Bazaine von diesen Tatsachen durch den Hauptmann Guioth Kenntnis erhalten hatte, begnügte er sich zu antworten: „Also kam uns Marschall de Mac Mahon wirklich entgegen."

Den ganzen Abend wurden diejenigen, die die Berichte der Gefangenen kannten, die Angst nicht los.

Was mochte das Ergebnis dieser großen Schlacht sein, die der Marschall de Mac Mahon geliefert hatte, um der Metzer Armee Entsatz zu bringen?

Die Pessimisten meinten, Marschall de Mac Mahon müsse geschlagen worden sein, andernfalls würde sich seine Ankunft in der Umgegend schon bemerklich gemacht haben. Manche Leute hielten sogar die von den Preußen berichtete Kapitulation seiner Armee und die Gefangennahme des Kaisers für Wahrheit.

Die Optimisten hingegen machten geltend, daß die von dem Feinde stammenden Nachrichten erfunden sein könnten, um einen Mißerfolg auf seiner Seite zu verbergen. Was die Erzählungen der Gefangenen betreffe, sagten sie, so seien sie sicherlich übertrieben, wenn nicht falsch; denn die Leute, die mitten in einer Schlacht die Waffen streckten, hätten immer die Gewohnheit, die Dinge in den düstersten Farben darzustellen, um ihr Verhalten zu entschuldigen.

Schwere Sorge herrschte im Generalstab, wo man imstande war, die Folgerungen, die sich aus dem an diesem Tage angestellten Verhör ergaben, zu beurteilen. Aber der Traurigkeit, die sich der Herzen bemächtigte, gesellte sich ein Gefühl des Unwillens und des Aergers über das Billett des Generals v. Stiehle, das die Feldwebel gebracht hatten. Seine Form wie sein Inhalt und die Art der Uebermittlung waren verletzend. Der Feind erklärte sich genötigt, von der Beobachtung der zwischen zivilisierten Völkern geltenden Höflichkeitsbräuche absehen zu müssen, weil wir sie nicht beobachteten, und behauptete, daß er, da wir auf einen seiner Parlamentäre am 19. August geschossen hätten, keine weiteren der Eventualität aussetzen könne, getötet zu werden.

Diese Vorwürfe wegen Verletzung des Respekts, den man sich unter Gegnern gegenseitig schuldet, schienen unannehmbar und sogar höchst ungehörig.

Am 24. August hatte Marschall Bazaine den Deutschen alle ihre vor Metz gefangengenommenen Offiziere und Soldaten zurückgeschickt und ihnen geschrieben, er hoffe, daß man ihm dafür eine gleiche Anzahl französischer Offiziere und Soldaten zurückschicken werde.

Der deutsche Generalstab hatte mit einem Dankesbrief geantwortet, in dem sich der unterstrichene Satz befand: „Der französische General vertraut mit Recht dem deutschen Ehrgefühl."

Als aber der Oberst Fay, der beauftragt war, dem deutschen Generalstab den Entschluß des französischen Generals über die Rücksendung der Gefangenen mitzuteilen, sich bei den Vorposten eingefunden, hatte er mehrere Schüsse aus nächster Nähe von einigen Ulanen erhalten, die dann wie Schuldige geflohen waren. Dabei hatte eine Trompete fortwährend Halbappelle geblasen und ein

Digitized by Google

Unteroffizier eine riesige, $1^1/_2$ Meter lange weiße Fahne geschwungen. Oberst Fay hatte diesen Vorgang zuerst dem Leutnant Emmich, der die deutsche Feldwache befehligte und zu dem er geführt worden war, und in zweiter Instanz dem Generalstabschef des Generals v. Goeben, Oberst v. Witzendorff, gemeldet. Der französische Oberbefehlshaber hatte jedoch diesen wenig liebenswürdigen Empfang auf Rechnung der Unerfahrenheit oder Unwissenheit der deutschen Vedetten gesetzt und nicht daran gedacht, deswegen die ganze deutsche Armee zu beschuldigen.

Oberst d'Andlau, der unter den Offizieren des Generalstabes die größte Erregung über den Fall an den Tag gelegt hatte, übernahm es, dem General v. Stiehle zu antworten. Er tat es in einem Brief, in dem er die Tatsachen anführte und dem deutschen Generalstabe das Urteil darüber überließ, welcher der beiden Gegner mit mehr Höflichkeit gehandelt hatte.

Ohne Zweifel fand Prinz Friedrich Karl, dessen hoher ritterlicher Sinn bekannt war, die Bemerkungen im Briefe des Obersten d'Andlau berechtigt, denn ein neues, von Offizier zu Offizier übergebenes Schreiben dankte dem französischen General für die Art und Weise, wie er den deutschen Gefangenen gegenüber gehandelt hatte.

Am 7. September hatte es fast den ganzen Tag geregnet. Am folgenden Tag, den 8., war das Wetter noch schlechter, und die Truppen blieben überall untätig.

Im Laufe des Vormittags berichtete der Agent Flahaut dem Marschall Bazaine, daß er vergebens versucht habe, durch die Linien durchzukommen, und brachte ihm die Depesche, die er drei Tage vorher erhalten hatte, mit dem Bemerken wieder, daß er es aufgebe, sie zu überbringen.

Der Marschall sagte kein Wort zu ihm und begab sich einige Augenblicke, nachdem er ihn empfangen hatte, ins Lager des 90. Linienregiments, um mit einem Musiker dieses Regiments namens Antermet zu sprechen, der sich als Ueberbringer von Depeschen angeboten hatte. Dieser Antermet war ein schlechter Soldat; man hatte ihn mehrere Male in einen andern Truppenteil versetzen müssen, und im Jahre 1867 war er sogar desertiert.

Trotz dieser wenig ermutigenden Antezedentien befragte ihn der Marschall und befahl ihm, im Laufe des Nachmittags nach Ban St. Martin zu ihm zu kommen.

In die Villa Herbin zurückgekehrt, hatte Marschall Bazaine eine Unterredung mit dem Obersten Napoléon Boyer und dem Major Samuel. Die Angst war allgemein, und es schien wünschenswert, sobald wie möglich Gewißheit über die Ereignisse zu bekommen und zu erfahren, was man von den im Umlaufe befindlichen Gerüchten glauben sollte.

Am vorvorigen Tage war ein Brief des Obersten v. Hertzberg, des Oberquartiermeisters der Armee des Prinzen Friedrich Karl, eingelaufen, der anfragte, ob man etwas von dem Obersten v. Schack vom 13. Ulanenregiment und dem Unteroffizier Eckert von den Zietenhusaren wisse, die beide am 16. August verschwunden seien.

Digitized by Google

Es war nicht das geringste über ihr Schicksal bekannt. Ihre Namen fanden sich weder in den Totenlisten noch in den Listen der Verwundeten oder der Gefangenen. Oberst d'Andlau entwarf wieder einen Brief, der von der Erfolglosigkeit der bisher angestellten Nachforschungen berichtete, und schlug einen Austausch zugunsten des Majors de Musset vom 7. Linienregiment vor, der an der Wirbelsäule schwer verwundet und wahrscheinlich für den Rest seiner Tage gelähmt war. Major Samuel hatte diesen Brief zu überbringen und sollte sich mit deutschen Offizieren unterhalten, um etwas Bestimmtes zu erfahren.

Drei Stunden später war er zurück. Man hatte ihm seinen Brief zwischen den Linien der beiden feindlichen Armeen abgenommen und ihn nicht zu den Deutschen durchgelassen.

Am Nachmittag kam Antermet nach Ban St. Martin in Begleitung einer Person, die er als seine Frau vorstellte.

Das Paar wurde in das Kabinett des Marschalls geführt, wo sich Oberst Lewal, Major Samuel und der Leutnant Albert Bazaine befanden.

Oberst Lewal erteilte den beiden Boten verschiedene Ratschläge, übergab jedem eine kugelförmig zusammengedrehte, mit Guttapercha überzogene Depesche und eine Summe Geldes, deren Betrag sich einschließlich einer andern vorher gezahlten Summe auf 1100 Franken belief. Dann wendete sich der Marschall an die Frau, der er sein Vertrauen zu schenken schien, und beauftragte sie, seiner Gemahlin Nachrichten über ihn und die Seinigen zu geben.

Die Eheleute Antermet kehrten, wie nach ihren Antezedentien zu erwarten war, nachdem sie zweimal versucht hatten, durchzukommen und von den deutschen Wachen zurückgetrieben worden waren, nach Metz zurück.

Die Frau begab sich nach der Kapitulation nach Brüssel und übergab dem französischen Gesandten Tachard am 4. November die Depesche, die ihr am 8. September anvertraut worden war. Ihr Mann, der seine Mission dazu ausgenutzt hatte, sich in den Kneipen von Metz herumzutreiben, wurde von der Gendarmerie aufgegriffen und wieder zu seinem Truppenteil geführt. Bei der Kapitulation desertierte er abermals und ließ sich, nachdem seine Frau wieder zu ihm gekommen war, mit ihr für die Truppe des Zirkus Bazola engagieren, der in der Welt herumreiste.

Die Depesche, die ihnen übergeben worden war, war dieselbe wie jene, die am 1. September an den Kaiser gerichtet und Flahaut am 5. übergeben worden war. Nur war folgender Passus hinzugefügt: „Ich habe 500 französische Gefangene, die aus den Kämpfen bei Sedan gekommen waren, im Austausch für diejenigen, die ich zurückgeschickt hatte, erhalten. Die Preußen verbreiten das Gerücht, daß Mac Mahon kapituliert habe und der Kaiser gefangengenommen oder in Sedan eingeschlossen sei."

In dem strömenden Regen sahen die Lager aus, als wären sie leer. Jeder suchte Schutz unter seinem kleinen Zelt und vermied es so viel wie möglich, in dem Meer von Schmutz herumzupatschen, das sich über das ganze Moseltal, besonders auf dem linken Ufer, ausdehnte.

Digitized by Google

Diejenigen, die sich eines Hauses oder einer soliden Unterkunft erfreuten, schlossen sich darin ein und kamen nicht heraus. Wenn sie allein waren, ließen sie die Ereignisse an ihrem Geist vorüberziehen und versuchten die Wahrheit zu ergründen von alle dem, was erzählt worden war. Wenn mehrere beisammen waren, tauschten sie ihre Gedanken aus, diskutierten und stritten sich sogar manchmal.

Die eine Partei bildeten die Apathischen, die Sorglosen und die Resignierten, die bereit waren, die Ereignisse hinzunehmen und ihnen ihren Lauf zu lassen.

Die andre bildeten die Energischen, die irgend etwas unternehmen wollten und ungeduldig wurden über die Unbeweglichkeit, in der die Armee verharrte.

Die Armee des Marschalls de Mac Mahon, ob sie nun geschlagen ist oder nicht, kommt uns zu Hilfe — warum reicht man ihr nicht die Hand?

Im Stabe der Garde wurden diese verschiedenen Fragen erörtert. „Nach der Ansicht des Generals d'Auvergne ist es unmöglich, jetzt noch irgend etwas zu unternehmen. Alles ist von der auswärtigen Politik zu erwarten. Die militärische Frage ist in die zweite Reihe gerückt ..."

Diese Worte versetzten den Major Le Perche in Wut: „Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder hierbleiben; dann muß man, wenn die Vorräte erschöpft sein werden, kapitulieren. Oder ernstlich versuchen durchzubrechen. Wir," rief er aus, „wir bilden den besten und größten Teil der französischen Armee, und wir warten, bis man kommt, uns zu befreien! Wenn wir nur ein klein wenig rasch handeln, können wir uns auf irgendeinen beliebigen Punkt der Einschließungslinien werfen, und es wird dem Feind unmöglich sein, dort 100 000 Mann zu versammeln. Der Erfolg ist sicher, wenn wir mit unsrer ganzen Macht vorgehen.

„Wir werden noch immer zahlreich genug bleiben, um den Widerstand hinter der Loire fortzusetzen. Schande über die Regierung, die sich in Unterhandlungen einläßt und sich dazu versteht, auch nur einen Fußbreit Landes abzutreten, Schande über den Führer, der kapituliert! Je größer unser Unglück wird, desto heftiger müssen wir einen Kampf auf Leben und Tod führen, vor dem die Sieger erschrecken würden."

Streitreden dieser Art wurden von Tag zu Tag häufiger; sie steigerten sich in der Folge bis zu einer sehr unangenehmen Heftigkeit und führten peinliche Szenen unter Freunden herbei.

Im Innern der Stadt flogen die zusammenhanglosesten Schwätzereien von Mund zu Mund.

Hauptmann de Rochas vom Stabe des Gouverneurs hatte erzählen hören, daß General de Failly, nachdem er sich habe überfallen lassen, von seinen wütenden Soldaten erschossen worden sei. Er erzählte es dem General Coffinières weiter, und dieser antwortete: „Der arme Failly, diesmal wird er kaum gefunden haben, daß die Chassepots Wunder tun."

Am Ende der Nacht vom 8. zum 9. ereignete sich ein Vorfall, der auf eine Abschwächung im moralischen Zustand der Armee hindeutete und zeigte, wie die

Digitized by Google

Untätigkeit dieser letzten Tage und der Widerwille oder die Enttäuschung, die den verfehlten Unternehmungen vom 26. und 31. August entsprangen, den Geist der Truppe beeinträchtigt hatten.

Vor Tagesanbruch hörte man im Hauptquartier des Marschalls Leboeuf, das im Dorfe St. Julien aufgeschlagen war, Gewehrfeuer von der Dauer einiger Minuten in südöstlicher Richtung.

Sofort ritten Marschall Leboeuf und General Changarnier in der Richtung ab, aus der die Schüsse gefallen waren, und eine halbe Stunde später kamen sie auf der Landstraße nach Saarbrücken heraus.

In dem Regen und der trüben Dämmerung, die alles grau und traurig erscheinen ließ, wurde eine Truppe auf der Chaussee sichtbar. Als der Marschall mit seinen Begleitern näher herankam, erkannten sie den General Metman, der zu Fuß war, und einige Meter von ihm entfernt ein Bataillon in aufgelöstem Zustand: die Soldaten waren durchnäßt und schmutzig und sahen müde, abgespannt und verschlafen aus. General Metman, der gefragt wurde, was los sei, wußte nichts und konnte keine Auskunft geben. Der Bataillonskommandeur, der ganz verstört war, gab ebenfalls keine Antwort.

Indes gelang es schließlich, herauszubringen, was geschehen war.

Das vorgeschobene Bataillon, das den Meierhof Bellecroix besetzt hielt, war gegen das Ende der Nacht angegriffen worden und hatte sich in der Dunkelheit und bei dem Regen, ohne zu kämpfen, zurückgezogen. Während des Rückzuges waren zwei Mann getroffen worden.

Der Marschall Leboeuf benachrichtigte den Marschall Bazaine durch ein Schreiben, erteilte aber keine Befehle; als dies der General Changarnier sah, trat er vor und sagte mit seiner dünnen Stimme zu ihm: „Herr Marschall, Sie sollten den Offizier, der seinen Posten verlassen hat, ohne zu kämpfen und ohne angegriffen zu sein, auf dem Platz erschießen lassen. Sie sollten auch den General Metman tadeln, daß er nicht sofort den Pachthof hat wieder besetzen lassen, in dem der Feind sich nicht gehalten zu haben scheint ...“ In diesem Augenblick meldete ein Unteroffizier, der vom Obersten Davout hergeschickt war, daß eine Kompagnie des 95. Infanterieregiments Bellecroix wieder besetzt habe; sie hatte dort nur drei Deutsche gefunden, die damit beschäftigt waren, einen Brand anzufachen, den sie angelegt hatten und der sich nicht ausbreiten wollte.

Man wußte in diesem Augenblick nicht, daß der eine der Generale von der Division Metman, als er den Befehl erhalten hatte, den Pachthof wieder zu nehmen, eingewandt hatte, es sei mindestens eine Division erforderlich, um ein derartiges Unternehmen zu wagen. Auf die Weigerung dieses Generals hin hatten dann General Clinchant und Oberst Davout, als sie davon erfuhren, den Pachthof, obwohl er außerhalb ihres Befehlsbereichs lag, durch eine Kompagnie wieder besetzen lassen.

Etwa hundert Deutsche hatten jenen Handstreich unternommen. Zwei 300 Meter nördlich und südlich aufgestellte Schildwachen von der französischen

Digitized by Google

Feldwache waren auf ihren Posten geblieben, wo die Kompagnie des 95. Infanterieregiments, als sie die Stellung wieder besetzte, sie ablöste.

„Als alles zu Ende war," erzählt uns einer der Begleiter des Marschalls Leboeuf, „kehrten wir beschmutzt und durchnäßt, aber vor allem betrübt über das, was wir gesehen hatten, zurück."

Diese Schwäche einer Truppe wie die unaufhörlich sich wiederholenden Auseinandersetzungen unter den Offizieren offenbarten die Abnahme des Wertes der Armee.

Die Schuld daran lag vor allem bei ihrem Oberbefehlshaber. Durch die Scheinausfälle vom 26. und 31. August hatte er seine Armee enttäuscht, und durch die Untätigkeit, in der er sie hielt, lähmte er den Geist der Initiative und die Energie in der Truppe, während er zu gleicher Zeit die Offiziere dahin brachte, über alles zu reden und alles zu tadeln.

Man ging geradeswegs auf die Kapitulation los. Gewiß hätte Marschall Bazaine sie gern vermieden, aber wie hätte er das machen sollen? Das sagten ihm sein Geist und sein Herz nicht.

Eine oder zwei Stunden nach der Wiedereinnahme des Pachthofes Bellecroix, aber auf der entgegengesetzten Seite von Metz, auf der Straße von Ars, führte ein deutscher Offizier die 134 französischen Gefangenen heran, die den Franzosen noch auszuliefern und tags zuvor angekündigt worden waren. Er übergab sie dem Kommandanten der französischen Vorposten mit einem Briefe.

Kaum befanden diese neuen Gefangenen sich innerhalb der französischen Linien, so ergingen sie sich in Vorwürfen gegen ihre Generale. Sie seien ohne Patronen und ohne Brot gelassen worden ... Vier Armeekorps seien infolge der Unfähigkeit ihrer Führer gezwungen gewesen, zu kapitulieren ...

Major Debize vom Stabe der Division de Cissey sammelte sie, setzte sie in Marsch und führte sie nach Ban St. Martin, wo die Offiziere des Generalstabes sie ausfragten.

Sie hatten ebenso wie die am vorigen Tage zurückgeschickten Gefangenen zu der Armee des Marschalls Mac Mahon gehört und waren nach einer großen Schlacht, in der die Armee bei Sedan umzingelt worden war, durch eine daraufhin abgeschlossene Kapitulation Gefangene geworden. Der Kaiser war wie seine Truppen gefangen, und sie hatten in Ars sagen hören, daß die deutsche Armee vor Metz eine Verstärkung von 70000 Mann erhalten werde.

Obwohl Marschall Bazaine den Offizieren, die beauftragt waren, Erkundigungen einzuziehen, befohlen hatte, alles zu verschweigen, was sie erfahren hatten, so verbreitete sich doch die Nachricht von der Kapitulation von Sedan rasch bei den Stäben und in der Stadt. Es war für die edelsten Naturen ein furchtbarer Schlag.

„Nachrichten von Sedan," lesen wir in dem Notizbuch des Hauptmanns Sounois, des Adjutanten des Generals Picard, „verwünscht! ... Und Marschall Bazaine hält uns hier ohne Sinn und Zweck zurück! Er bleibt lächelnd, teilnahmslos in seiner Villa, nur für die Seinigen sichtbar. Er ahnt die Unzu-

Digitized by Google

friedenheit und die Besorgnis nicht, die in den Gemütern, selbst den disziplinierteſten, groß wird ...

„Was tut man, um die Arbeiten des Feindes zu hemmen? Niemals wird ein Handſtreich unternommen, niemals eine jener Operationen bei Nacht oder bei Tag, wie ſie bei Belagerungen üblich ſind.

„Bei dieſer Untätigkeit wird die moraliſche Kraft der Armee ſchwinden. Jeder Tag vermehrt unſre Sorge."

Nur die Generale und die Offiziere, die nicht weit entfernt von Ban St. Martin kampierten, waren erſt über unſre Niederlage unterrichtet, als es um 2 Uhr, ehe die Nachricht davon in die entfernteſten Lager und Hauptquartiere gelangt war, zu regnen begann. Bald ſtrömte der Regen in Güſſen herab. Jeder ſchützte ſich, ſo gut er konnte, und niemand verſpürte Luſt, ſich über die in Umlauf befindlichen Gerüchte zu erkundigen.

Um 7 Uhr ſetzte der Regen mit doppelter Gewalt ein, und alles hatte ſich unter irgendein Obdach gekauert. Plötzlich dröhnte ein Kanonenſchuß, und in kurzer Zeit wurde das Feuer äußerſt lebhaft. Ununterbrochen folgten die Detonationen aufeinander, von den verſchiedenſten Punkten der deutſchen Linien aus.

Fluchend verließen die Truppen ihre Zelte und traten in der Dunkelheit und im ſtrömenden Regen an.

Eine Granate platzte im Lager der Eskorte des Generals de Ladmirault und ſprengte ſie auseinander. Zwei oder drei andre explodierten bei den Zelten des IV. Korps, und einige Soldaten liefen bis zur Porte de France, um ſich in Sicherheit zu bringen.

General de Ladmirault, den dieſe Kanonade beſorgt machte, ſchickte den Leutnant de Vaſſoigne zum General Bourbaki und ließ dieſen um die Hilfe der Garde bitten. Dann erſchienen im Zeitraum von zehn Minuten die Majore Tierſonnier und de l'Eſpée vom Generalſtabe triefend vor Näſſe bei General Bourbaki mit der Weiſung, er ſolle ſich bereithalten, das IV. Korps zu unterſtützen, wenn es angegriffen würde; die Kanonade ſcheine ſich aber bis jetzt hauptſächlich gegen Montigny und das II. Korps zu richten.

Es regnete immer ſtärker. Es war finſter wie in einem Keller, und man ſah nur die Lichtblitze von der Exploſion der Granaten oder die Feuerſtrahlen der ſchweren Geſchütze des St. Quentin, die nachdrücklich auf das Feuer der Deutſchen antworteten.

Nirgends griff der Feind an; man fragte ſich, wofür der Lärm ſei, der doch keine andre Wirkung hatte, als daß alles wachgehalten und durchnäßt wurde.

„In der Stadt," ſo ſchrieb der Korreſpondent des „Gaulois", Spoll, der mit der Armee eingeſchloſſen war, „hatte die Turmuhr der Kathedrale eben 7 Uhr geſchlagen, und wir ſaßen beim Abendeſſen, als eine furchtbare Kanonade auf allen Punkten des Kreiſes der Einſchließungslinien begann.

„Alles ſpringt auf und fragt ſich gegenſeitig. Woher kommt dieſes Geſchützfeuer? Man öffnet die Fenſter. Der Regen peitſcht einem ins Geſicht. Es iſt finſter wie in einem Ofen. Viele ſtürzen auf die Straße hinaus und eilen nach

Digitized by Google

der Esplanade. Alles glaubt an einen allgemeinen Angriff des Feindes. Dieser Höllenlärm dauert eine Stunde, dann tritt wieder Stille ein."

Man wartete ungefähr vierzig Minuten nach Einstellung des Feuers, dann wurde den Truppen der Befehl erteilt, in ihre Lager zurückzukehren. Sie kamen dorthin zurück mit nassen Füßen und in Kleidern, die wie vollgesogene Schwämme waren.

Der Rest der Nacht verstrich ohne Störung der Ruhe, nur der noch immer fallende Regen trommelte eintönig und unaufhörlich auf die Leinwand der Zelte.

Am andern Morgen hörte der Regen mit Anbruch des Tages auf, und sobald dieser erschien, ließ Marschall Bazaine den General du Preuil, den Kommandeur der Gardekürassiere und -karabiniers zu sich bitten unter dem Vorwand, sich mit ihm über die Belohnungen, die in seiner Brigade zu verteilen wären, besprechen zu wollen. Nachdem er einige Augenblicke von Kreuzen und Medaillen gesprochen hatte, wechselte der Marschall das Thema und bemerkte mit gespielter Gleichgültigkeit: „Ich habe zuviel Kavallerie hier. Ich kann ihre Pferde nicht füttern. Wählen Sie vier Regimenter von dieser Kavallerie aus, sehen Sie sich die günstigsten Durchbruchspunkte genau an, schlagen Sie sich durch die Linien durch und suchen Sie ins Innere des Landes zu gelangen. Sie haben volle Aktionsfreiheit."

Voll Eifer rief General du Preuil seinen Adjutanten und seine Ordonnanzoffiziere, den Rittmeister Furst und die Karabinierleutnants St. James und de la Redorte. Er wiederholte ihnen die Worte des Marschalls und bezeichnete jedem von ihnen den Sektor des Einschließungskreises, den sie untersuchen sollten.

Den ganzen Tag suchten die drei Offiziere die günstige Stelle, kamen aber am Abend zurück, ohne sie gefunden zu haben. Schon bei genauerer Ueberlegung hatte sich der Feuereifer des Generals du Preuil gelegt; er begriff die Nutzlosigkeit eines solchen Unternehmens.

Marschall Bazaine hatte einen Brief von General Desvaux erhalten, der darin gegen den allzu großen Anteil an Auszeichnungen protestierte, der der Gardekürassier- und Karabinierbrigade zugewiesen worden war. Als General du Preuil fort war, ließ der Marschall den General Desvaux rufen. Er hörte seine Bemerkungen an, und als der General damit fertig war, sprach der Marschall auch zu ihm von einem Ausfall der Kavallerie als von einer „möglichen" Sache. Dann fügte er sogleich hinzu: „Aber dafür brauchen wir schönes Wetter, und es regnet alle Tage ... Wir werden wieder darauf zurückkommen."

Daraufhin verabschiedete er den General Desvaux, indem er bemerkte, daß er „die Kapitulation des Marschalls Mac Mahon als sicher betrachte", aber ohne ihm zu sagen, daß er eben den General du Preuil empfangen habe, mit dem Desvaux wegen der Belohnungen auf gespanntem Fuße stand.

Jetzt kam die Reihe an den General de Ciffey. Er wurde in die Villa Herbin gerufen, und kaum hatte Marschall Bazaine ihn in sein Kabinett eintreten lassen, so teilte er ihm mit (wie General de Ciffey selbst in seinen Tagebuch-

Digitized by Google

aufzeichnungen erzählt), daß er durch den Generalstab einen Durchbruch nach Süden, in der Richtung nach Château-Salins, erwägen lasse. Man müßte die Bahnlinie nach Remilly abschneiden und auf das Plateau von Langres zu gelangen suchen, um sich auf diese Festung und auf Besançon zu stützen. „Ich weiß nicht," fährt General de Cissey fort, „welche Erwägungen ihn bestimmt haben, darauf zu verzichten. Ich glaube, er hat gedacht, daß Paris einem Angriff der Deutschen nicht standhalten, daß man Verhandlungen anknüpfen und daß seine Armee intakt und ohne Niederlagen erlitten zu haben übrig bleiben würde."

Marschall Bazaine hatte niemals die Absicht, irgendeine dieser Operationen zu unternehmen, denn sonst würde er nicht mit einem Brigadegeneral und zwei Divisionsgeneralen, sondern mit den Korpskommandeuren und den Chefs der verschiedenen Dienstzweige wie auch mit dem Leiter der Intendantur davon gesprochen haben. Er hätte vor allem seinen Stab benachrichtigt und durch ihn Pläne vorbereiten und ausarbeiten lassen, die nur nach sorgfältigsten Studien und auf bestimmte und eingehende Befehle hin ausführbar gewesen wären. Wenn man eine militärische Operation gelingen lassen will, begnügt man sich nicht, darüber ein paar Worte in einem Gespräch so nebenher in die Luft zu reden.

Seit einigen Tagen hatten mehrere Generale dem Marschall Bazaine seine Unbeweglichkeit vorgeworfen. Von ihnen hatte General Lapasset ihm ausdrücklich zu einem Durchbruch seiner unnütz und sogar hinderlich gewordenen Kavallerie geraten. Wenn es ihr glückte, ins Freie zu gelangen, so könnte sie um so leichter durch Streifzüge dem Feind zusetzen, als die deutsche Armee vor Metz nur eine kleine Anzahl von Pferden besäße. Ebenso hatte General Bourbaki mehrere Male von den günstigen Aussichten eines Durchbruches in der Richtung nach Château-Salins gesprochen, und im Großen Generalstab hatten die Obersten Lewal, d'Andlau und Fay in mehreren Besprechungen erklärt, daß dies der einzige Versuch sei, den man mit Aussicht auf Erfolg machen könne.

Marschall Bazaine hoffte, indem er in der Form vertraulicher Mitteilungen energische Pläne ankündigte, die fiebernde Ungeduld zu beschwichtigen, seine wirklichen Absichten zu verschleiern und den Glauben zu erwecken, daß lediglich Umstände, die mit seinem Willen nichts zu schaffen hätten, ihn hatten zwingen können, sich nicht vom Fleck zu rühren.

Als General de Cissey sich verabschiedet und der Marschall, der jetzt allein war, dejeuniert hatte, bat bald nach 12 Uhr General Castagny, ihm eine Meldung von höchster Wichtigkeit machen zu dürfen.

Wir müssen hier auf den Tag nach der Schlacht bei Rezonville zurückgreifen, an dem die Hospitäler von Metz und alle Lokale, die es ebenfalls werden konnten, von Verwundeten voll waren und lange Reihen von Wagen fast ohne Unterbrechung weitere Verwundete vom Schlachtfelde herbrachten.

Der Gouverneur, der nicht mehr wußte, wo er sie unterbringen sollte, hatte einen Aufruf an die Bevölkerung gerichtet, der seine Wirkung nicht verfehlte.

Digitized by Google

In allen Gesellschaftskreisen wetteiferte man, die Leute, deren sich die Verwaltung nicht annehmen konnte, aufzunehmen und mit rührender Hingebung zu pflegen.

Der Brücken- und Straßenbauingenieur Petsche, der mit dem Bau der Straße von Verdun nach Metz beauftragt war und später Direktor der Ostbahn wurde, hatte sich an die Porte de France begeben, durch die die Wagenzüge kamen, um einen Verwundeten zu suchen und ihn mit sich zu nehmen. Als er über den Pont des Morts kam, begegnete ihm ein Wagen, in dem sich ein deutscher Offizier befand. Nachdem er ihm angeboten hatte, ihn zu beherbergen, und das Anerbieten angenommen worden war, wurde der Offizier Gegenstand der sorgsamsten Pflege von seiten der Frau Petsche. Vierzehn Tage später war er hergestellt und beabsichtigte, sich gemäß den Bedingungen des Abkommens vom 24. August auswechseln zu lassen, aber er wollte seine Gastfreunde nicht verlassen, ohne sie zu fragen, wie er ihnen seine Dankbarkeit bezeigen könne.

Frau Petsche hatte einen Bruder, Hauptmann Lejoindre, der bei Forbach verwundet worden war und sich noch in Behandlung in Saarbrücken befand. Frau Petsche hätte gewünscht, daß er nach Metz komme. Sie trug diesen Wunsch dem General Coffinières vor und bat auf dessen Rat ihren Gast, sobald er in Freiheit gesetzt sei, sein möglichstes zu tun, daß Hauptmann Lejoindre gegen ihn ausgewechselt würde.

Der deutsche Offizier versprach es, und er hielt sein Wort.

Er verließ Metz am 3. November, und am 10., eine Woche später, stellte sich gegen 10½ Uhr morgens, von Saarbrücken kommend, Hauptmann Lejoindre bei den französischen Vorposten in Grigy ein.

Der Offizier der Feldwache, zu dem er geführt wurde, brachte ihn zum General Castagny in das Dorf Queuleu. Obwohl es 11 Uhr war, lag General Castagny noch zu Bett, und als er von der Ankunft eines bei Forbach gefangengenommenen und von den Deutschen ausgelieferten Offiziers in seinem Lager erfahren hatte, stieß er zuerst einen Fluch nach dem andern aus, bequemte sich aber dann, aufzustehen.

Hauptmann Lejoindre erklärte ihm, wie es komme, daß er sich hier befinde, dann gab er ihm einen Ueberblick über die Ereignisse, bestätigte die Kapitulation von Sedan und die Gefangennahme des Kaisers und berichtete von der Abreise der Kaiserin und der Proklamation der Republik.

Ein Zweifel war nicht möglich. Der Hauptmann hatte die offiziellen Depeschen gelesen, die am Rathaus von Saarbrücken angeschlagen waren.

General Castagny blickte den Hauptmann Lejoindre durchbohrend an, er wollte ihm nicht glauben und fuhr fort zu fluchen und zu schwören.

„Ich schaue Sie an," sagte er, „weil ich sehen will, ob Sie auch richtig bei Sinnen sind ... Ich glaube jedoch, daß Sie nicht verrückt sind ... Ich werde Sie zum Marschall Bazaine führen."

Als sie den Hof der Villa Herbin betraten, bat der General seinen Begleiter, auf ihn zu warten, und ging zum Marschall hinein.

Digitized by Google

Er wollte ihn vor den Erzählungen warnen, die er zu hören bekommen würde. Vielleicht hatte der von den Preußen zurückgeschickte Offizier den Verstand verloren ... vielleicht war es ein überspannter Mensch, der geneigt war, alles zu übertreiben ...

Nach viertelstündigem Warten sah der Hauptmann Lejoindre den Marschall Bazaine in Begleitung des Generals Castagny erscheinen. Auf ein Zeichen des Marschalls folgte er ihnen in den Garten, und nachdem er dazu aufgefordert worden war, erzählte er, was er erfahren hatte.

Auf und ab gehend in den Hainbuchenalleen oder um das runde, mit Grottensteinen besetzte Bassin, bestätigte er die Kapitulation der Armee, die Gefangennahme des Kaisers, die Abreise der Kaiserin und die Proklamation der Republik in Paris und in den großen Zentren. Die angeschlagenen offiziellen deutschen Depeschen ließen keinen Einwand zu, und das „Journal des Débats" vom 5. September bestätigte die Tatsachen. Er gab auch die Liste der Regierungsmitglieder und der Minister wieder, und er bemerkte, daß, als er den Namen de Kératry aussprach, der Marschall lächelte.

General Jarras, der im Laufe des Gespräches herangekommen war, hörte dessen Schluß mit an.

Nachdem Hauptmann Lejoindre in Gegenwart der Generale Castagny und Jarras versprochen hatte, absolutes Stillschweigen zu bewahren, wurde er entlassen und zu seinem Regiment zurückgeschickt, wo er einige Tage lang trotz der dringendsten Fragen so gut die Rolle eines Stummen spielte, daß seine Vorgesetzten und seine Kameraden ihn einen Augenblick für einen Tölpel hielten.

Ueber einige neuere Ergebnisse der Spektralanalyse

Von

Professor E. Goldstein (Berlin)

(Schluß)

Doch nicht nur als Zerfallsprodukte so seltsamer und seltener Substanzen, wie es die radioaktiven Körper sind, lehrte uns die moderne Spektroskopie ganz neue Elemente kennen, sondern sie fand neue elementare und zugleich stabile Bestandteile auch in tausendfach durchforschtem Material, das wir im eigentlichsten Sinne des Wortes fortwährend vor Mund und Augen haben: die atmosphärische Luft dürfte wohl als die am besten bekannte und am meisten untersuchte Substanz gelten, — in ihr noch Neues aufzufinden mochte gegenüber der Feinheit chemischer Methoden als hoffnungslos erscheinen. Wirkt es unter diesen Umständen nicht verblüffend, daß es neuerdings gelungen ist, in der Luft, die wir einatmen, vier ganz neue Elemente und außerdem das schon erwähnte, früher nur in der Sonnenatmosphäre beobachtete Helium nachzuweisen? In

Digitized by Google

der Tat haben Sir W. Ramsay und Lord Rayleigh in der atmosphärischen Luft das Argon, Ramsay außerdem noch das Neon, Krypton, Xenon sowie das Helium entdeckt. Wenn die neuen Gase auch nur in sehr kleinen Mengen der übrigen Atmosphäre beigemengt sind (Helium und Neon zum Beispiel bilden in ihr nur je $^1/_{200\,000}$), scheint ihre so späte Auffindung nicht beschämend für die Chemie zu sein? Nicht so sehr, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Denn wie kann die Chemie verfahren, wenn sie in einem Körper eine kleine Beimengung erkennen will? Sie wird sie mittels eines andern Körpers, mit dem die Beimengung sich chemisch verbindet, von dem ersten abtrennen und kann dann, wenn große Massen des Gemisches zur Verfügung stehen, die neue Substanz prinzipiell in beliebig großen Mengen herausholen und rein darstellen. Wie aber, wenn das gesuchte Element sich mit keinem andern Stoffe chemisch verbindet? Vor kurzem noch hielt man ein derartiges Verhalten für unmöglich und sah es als selbstverständlich an, daß jedes Element zu andern ein größeres oder geringeres Verbindungsstreben hat; in jenen fünf neuen Bestandteilen aber hat man, und zwar zum ersten Male in der Geschichte der Chemie, tatsächlich Substanzen kennen gelernt, die keinerlei chemische Verwandtschaft zu irgendeinem andern Körper besitzen! Darin liegt zu einem wesentlichen Teil der Grund ihrer so späten Auffindung — hat man sie doch in der Tat hauptsächlich auf physikalischem und nicht auf chemischem Wege zu isolieren und zu erkennen vermocht. Denn so träge sie in chemischer Hinsicht sind, so stark ist anderseits ihre physikalische Wirksamkeit, z. B. ihr Lichtausstrahlungsvermögen im elektrischen Strome noch bei äußerster Verdünnung. Durch das Spektrum ihres hellen Leuchtens sind sie daher auch in äußerst kleinen Mengen noch zu entdecken, und Soddy fand zum Beispiel, daß noch der zweitausendste Teil eines Kubikmillimeters Helium zum Nachweis dieses Gases durch sein Spektrum genügt.

So erfuhren wir durch die Spektralanalyse, daß die Zahl der existierenden Elemente eine bei weitem größere ist, als man noch vor wenigen Dezennien angenommen hatte. Aber auch für die schon lange bekannten und untersuchten Elemente sind wir neuerdings zu einer ausgedehnteren Kenntnis ihrer Spektra gelangt. Nach zwei Richtungen wurde dabei unser Wissen bereichert: die eine führte zu einer erweiterten Kenntnis der einzelnen Spektra und dabei zugleich zur Kenntnis von Strahlen mit teilweise ganz neuen und unerwarteten Eigenschaften.

Für die gewöhnliche Betrachtung beginnt ein Spektrum im Rot und endet im äußersten Violett, wo für das menschliche Auge wieder dunkle Nacht beginnt. Aber weiter als das Auge sieht die photographische Platte, und auf ihr dehnt eine Aufnahme des Spektrums sich noch tief in das Gebiet der sogenannten ultravioletten Strahlen aus, deren Schwingungswellen geringere Längen als das sichtbare Licht besitzen. Ihre Erforschung gelingt nur durch besondere Kunstgriffe: Glas ist für sie undurchsichtig, und man muß an seiner Stelle Bergkristall oder Flußspat zu Prismen und Linsen benutzen. Für die kürzesten Wellen aber wird selbst die Luft undurchsichtig. Schon Luftstrecken von

Digitized by Google

wenigen Millimetern Dicke halten diese Strahlen auf wie ein ganz schwarzer Körper. Um sie trotzdem studieren zu können, muß man nach dem Vorgang von Schumann (Leipzig) die gesamte Apparatur in einen luftleeren Raum versetzen. Ueberaus merkwürdig sind die Eigenschaften dieser äußersten Strahlen des Spektrums: selbst unsichtbar, erregen sie doch intensives, phosphoreszierendes Leuchten fester Körper, erteilen sonst farblosen Körpern wie Kochsalz, Bromkalium u. dgl., lebhafte Farben auch nach dem Leuchten; sie verwandeln elektrische Isolatoren in leitende Körper, sie üben intensive chemische Wirkungen aus, und sie sind sogar imstande, aus den Atomen der Körper Elektronen auszutreiben (lichtelektrische Wirkungen). Eine Schilderung ihrer bemerkenswertesten Eigenschaften würde eine ausgedehnte besondere Darstellung erfordern. In dem hier gegebenen Rahmen müssen wir darauf verzichten und werfen lieber noch einen kurzen Blick auf das andre Ende des Spektrums, das für das Auge mit rotem Lichte schließt.

Auch an dieser Seite verlängert die photographische Platte das Spektrum über seine sichtbare Grenze hinaus in das Gebiet der ultraroten oder Wärmestrahlen. Aber schon nach einer kurzen Strecke versagt hier die Platte, das sonst so vielfach bewährte Hilfsmittel der Forschung. Nicht aber versagte die Erfindungskraft des Physikers, und der Amerikaner Langley schuf in seinem Bolometer (Strahlenmesser) ein überaus empfindliches neues Instrument, mit dem er im Spektrum bis zu Wellen vordrang, die etwa 32mal länger sind als die Wellen des äußersten spektralen Rotlichts! In Schwingungszahlen ausgedrückt, wurde das Spektrum, dessen ganze sichtbare Region eine Oktave einnimmt, um volle fünf Oktaven verlängert. Glaubte man hiermit schon Aeußerstes erreicht zu haben, so führte Rubens (Berlin) durch weitere Ausgestaltung der Untersuchungsmethoden abermals in noch unerforschte weite Regionen des Wärmespektrums. Seine Arbeiten sind bereits bis zur zwölffachen Länge der längsten Langleyschen Wellen vorgedrungen und haben somit das Wärmespektrum abermals um $3^1/_2$ Oktaven verlängert.

Welchen Zweck hat nun dieses Streben, im Spektrum immer längere Wellen zu erreichen? Handelt es sich gewissermaßen nur um eine Art Rekordsport, dem ein tieferer wissenschaftlicher Gedanke nicht zugrunde liegt? Eine solche Auffassung würde das Motiv derartiger Arbeiten völlig verkennen. In ihnen winkt der Forschung eine Frucht, die voraussichtlich eine der größten wissenschaftlichen Errungenschaften bilden wird. Einige Andeutungen seien hierzu gestattet. Unumstößlich haben bereits ältere Untersuchungen erwiesen, daß von den großen Agentien der Natur Licht und Wärme qualitativ identisch sind und sich nur durch die verschiedene Länge ihrer Schwingungswellen unterscheiden. Seit den berühmten Untersuchungen von Heinrich Hertz weiß man, daß auch die Elektrizität sich durch den Raum in Wellen fortpflanzt. Während aber die Lichtwellen im Mittel etwa $^1/_{2000}$ Millimeter lang sind, gibt es zum Beispiel in der drahtlosen Telegraphie elektrische Wellen, die mehrere Kilometer lang sind. Die Physik hat an solchen elektrischen Wellen alle wesentlichen Eigenschaften der

Digitized by Google

kurzen Lichtwellen nachgewiesen, z. B. Spiegelung, Brechung, Beugung, den transversalen Schwingungszustand, und besonders die lichtgleiche Fortpflanzungsgeschwindigkeit (300000 Kilometer in der Sekunde). Sie nimmt daher an, daß auch diese Riesenwellen von gleicher Natur sind wie die kurzen eigentlichen Lichtwellen und die nicht viel längeren Wellen der strahlenden Wärme, d. h. sie nimmt an, daß Elektrizität, Wärme und Licht im Prinzip ein und dasselbe Agens sind. Aber doch wünscht man zu jenen überzeugenden Indizien noch den ganz direkten Beweis für diese Identität, bzw. für den lückenlosen Uebergang von elektrischen zu Wärmewellen. Wie könnte ein solcher direkter Beweis wohl gestaltet werden? Man müßte offenbar versuchen, auf elektrischem Wege möglichst kurze elektrische Wellen herzustellen und anderseits durch hohe Temperaturen ebenso lange Wärmewellen. Zeigen beide dann völlig identische Eigenschaften, so ist offenbar der gesuchte direkte Beweis geliefert. Und dank den Untersuchungen, die Nichols, Righi, Bose von der einen Seite, Rubens und seine Mitarbeiter auf der andern Seite ausgeführt haben, ist die Spalte, die im Spektrum noch zu überbrücken bleibt, schon überraschend klein geworden. Denn Rubens hat die Wärmewellen schon auf $^1/_3$ Millimeter verlängern können, während die längsten elektrischen Wellen eine Länge von etwa $^1/_2$ Zentimeter besitzen. In Schwingungszahlen ausgedrückt, bedeutet jenes enge Intervall, da jede Verdoppelung einer Oktave entspricht, freilich immer noch fünf Oktaven, aber von beiden Seiten wird rüstig an der Ueberbrückung gearbeitet, und hoffnungsvoll sind die Aspekten, daß das angestrebte Ziel erreicht wird — denn schon zeigen die längsten Rubensschen Wärmewellen gewisse merkwürdige Eigenschaften, die den kürzeren Wärmewellen fremd sind, dagegen bei allen elektrischen Wellen sich wiederfinden!

Noch nach einer zweiten Richtung aber hat die Kenntnis der Spektra altbekannter Elemente sich neuerdings erweitert; die fortschreitende Forschung hat die Zahl der Spektra dieser Elemente gesteigert, indem sie zeigt, daß ein und dasselbe Element unter verschiedenen Bedingungen ganz verschiedene Spektra ausstrahlen kann!

In den ersten Jahren der Spektralanalyse kannte man nur „das" Spektrum eines Elements, man war überzeugt, daß jedes Element ein Spektrum, aber nur ein einziges besitzt, und es galt als ein besonderer Vorzug der Spektralanalyse, daß sie Substanz und Spektrum in ganz eindeutiger Weise miteinander verknüpfte.

Aber bereits 1865 führten Plücker und Hittorf den Nachweis, daß zahlreiche Elemente zwei Spektra, und zwar von ganz verschiedenem Habitus besitzen: das eine besteht aus vereinzelten schmalen, scheinbar unregelmäßig verteilten Linien auf dunkelm Grunde, das andre aus dicht aneinander anschließenden breiten Bändern von überaus regelmäßiger Verteilung und Struktur. Man fand sich mit der Erscheinung durch die Annahme ab, daß das Linienspektrum den freien einzelnen Atomen des Elements, das Bandenspektrum seinen aus Atompaaren zusammengesetzten Molekülen zukomme. Da freie ein-

Digitized by Google

zelne Atome wieder etwas Eindeutiges waren, so galt es nun wieder lange Zeit als selbstverständlich, daß ein Element nur ein einziges Linienspektrum besitzen kann.

Aber wiederum hat sich gezeigt, daß die Natur mannigfaltiger ist als die aprioristische Annahme ihr gestatten möchte. Vor wenigen Jahren hat man beobachtet, daß viele und vermutlich alle Elemente die Fähigkeit besitzen, unter verschiedenen Bedingungen zwei ganz verschiedene Linienspektra auszustrahlen: das eine, das sogenannte Serienspektrum, besteht nur aus verhältnismäßig wenigen Linien von einfach gesetzmäßiger Verteilung und tritt bei relativ niederer Temperatur der Lichtquelle auf. Es verschwindet bei höherer Temperatur und wird durch ein völlig verschiedenes Spektrum (das „Grundspektrum") aus zahlreichen, scheinbar regellos verteilten Linien ersetzt, die aber wieder von Element zu Element verschieden sind. Man hat zur Erklärung des Phänomens die Vermutung geäußert, daß das Grundspektrum die völlig voneinander losgesprengten Atome charakterisiert, während das Serienspektrum von Atomen geliefert wird, die in geringer Zahl aneinander haften. Noch komplizierteren Aggregaten der Atome würde das Bandenspektrum entsprechen.

*

Von früh an hatte man sich gewöhnt, von der Spektralanalyse leuchtender Substanzen neue Erkenntnisse nur durch die Spektra des gasförmigen Zustandes zu erwarten. Denn wenn Körper in festem Zustande ins Glühen gebracht werden, so geben sie sämtlich, welches auch im übrigen ihre chemischen oder physikalischen Unterschiede sind, ein für alle gleichartiges Spektrum in Gestalt eines kontinuierlichen Lichtbandes. Zwar konnte man eine Anzahl fester Substanzen und auch viele Flüssigkeiten auch bei relativ niedrigen Temperaturen durch bloße Bestrahlung zu sogenanntem phosphoreszierendem Leuchten bringen, aber auch dann zeigte sich bei allen das gemeinsame kontinuierliche Spektrum. So war es wiederum ein Glaubenssatz geworden: Diskontinuierliche Spektra werden nur von glühenden gasförmigen Substanzen geliefert.

Da entdeckte W. Crookes (London), daß eine ganze Gruppe von Elementen existiert, die auch im festen Zustande diskontinuierliche Spektra aussenden, welche für jedes Element charakteristisch sind. Das sind die Elemente der sog. farbigen seltenen Erden. Ihre Zahl ist groß, und sie wächst durch Neuentdeckungen noch immer an, ohne daß die Kenntnis dieser merkwürdigen Substanzen bisher tiefer in weitere Kreise eingedrungen ist. Namen von Elementen, wie Neodym, Praseodym, Yttrium, Erbium, Thulium, Lutetium, Dysprosium usw., sind wohl auch vielen Gebideten noch wenig geläufig. Das hängt wohl damit zusammen, daß sie überall nur in sehr geringen Mengen vorkommen, ein Umstand, der ja auch ihren Namen — die „seltenen" Erden — veranlaßt hat. Aber dem seltenen Vorkommen entspricht anderseits umgekehrt eine ungeheure Wirksamkeit kleinster Mengen dieser Stoffe.

Mischt man zum Beispiel zu reinem Gips auch nur den millionsten Teil von einem Salze dieser Elemente, so gewinnt der Gips die Fähigkeit, in den Kathoden-

Digitized by Google

strahlen im luftleeren Raume mit hellem Lichte zu phosphoreszieren, und das Spektrum dieses Lichtes ist, obwohl es von einem festen Körper stammt, diskontinuierlich. Jedem Element der erwähnten seltenen Erden gehört dabei ein besonderes Phosphoreszenzspektrum an, an welchem es ebenso sicher wie durch die gewöhnliche chemische Analyse erkannt werden kann. — Daß so überaus geringe Mengen, die der chemischen Analyse sich entziehen, bei der spektralen Analyse noch wirksam sind, hat natürlich dazu geführt, daß bei solchen Spektraluntersuchungen bisweilen neue, unbekannte Phosphoreszenzspektra aufleuchteten, die auf die Existenz neuer, noch unbekannter seltener Erden hinweisen. Mehrfach ließen die letzteren dann in der Tat durch systematische chemische Arbeit, indem man große Ausgangsmengen heranzog, sich so weit konzentrieren, daß sie in greifbaren und wägbaren Mengen isoliert und nun auch auf ihre sonstigen physikalischen und chemischen Eigenschaften untersucht werden konnten.

So war denn der Bereich der Spektralanalyse durch Crookes auch auf den festen Aggregatzustand ausgedehnt. Aber wieder erschien es als selbstverständlich, daß man bei der Spektraluntersuchung fester Körper sich für immer auf das Reich der anorganischen Substanzen zu beschränken haben würde. Denn organische Substanzen werden natürlich durch Glühen zersetzt; sie verdampfen, wenn man sie in luftleere Gefäße bringt, und nicht verdampfte Reste werden ebenfalls zersetzt, wenn man sie auch nur bei Zimmertemperatur den Kathodenstrahlen aussetzt.

Da erstand der Forschung eine unerwartete Unterstützung von einem ganz andern Untersuchungsgebiet her: Pictet und Cailletet, nach ihnen andre ingeniöse Physiker und Chemiker, hatten den „permanenten" Gasen diesen jahrhundertelang gewahrten Titel entrissen und die sämtlichen Bestandteile der Atmosphäre, zunächst Stickstoff und Sauerstoff, in Flüssigkeiten verwandelt — in Flüssigkeiten von überaus niedrigem Siedepunkt, der für Sauerstoff und Stickstoff bei ungefähr minus 190 Grad Celsius liegt. Das bedeutet: Wenn wir Sauerstoff und Stickstoff oder ihr Gemenge, die atmosphärische Luft, als Flüssigkeit vor uns haben, so hat diese Flüssigkeit jederzeit mindestens eine Kälte von — 190 Grad Celsius. Umgekehrt, wenn wir irgendeinen Körper in hinreichende Mengen flüssiger Luft eintauchen, so können wir ihn auf diese tiefe Temperatur von — 190 Grad abkühlen. Ein so stark abgekühlter Körper — mag er auch bei gewöhnlicher Temperatur flüssig und beliebig flüchtig sein — verdampft starr gefroren auch im luftleeren Raum nicht mehr erkennbar, und wenn wir ihn bei der tiefen Temperatur mit Kathodenstrahlen behandeln, so erleidet er ebenfalls jetzt keine Zersetzung mehr.

Nun können wir also auch jede beliebige, sonst noch so empfindliche organische Substanz in den Kathodenstrahlen prüfen. Und da zeigte sich, daß eine ausgedehnte Klasse von organischen Verbindungen in diesen Strahlen hell leuchtend wird, und daß dieses Leuchten diskontinuierliche Spektra liefert, dergestalt, daß jeder einzelnen Verbindung ihr besonderes, für sie charakteristisches Spektrum zukommt.

Digitized by Google

Man sieht leicht, inwieweit hier wieder ein prinzipieller Fortschritt erreicht ist: Die Crookesschen Mischungen charakterisieren ein in der Mischung enthaltenes Element und nicht die dem Gips usw. zugesetzte einzelne Verbindung dieses Elements. Bei der Bestrahlung der organischen Substanzen aber haben wir nicht nur den Schritt vom anorganischen ins organische Gebiet zurückgelegt, sondern wir beobachten auch zum erstenmal Leuchtspektra, die für feste Verbindungen charakteristisch sind, dergestalt, daß von einer zur andern Verbindung bei noch so geringem Unterschiede der Zusammensetzung das Spektrum sich in der auffälligsten Weise ändert. Wie fein die spektrale Reaktion hierbei ist, zeigt sich zum Beispiel darin, daß innerhalb irgendeiner Gruppe sogar chemisch ganz gleich zusammengesetzte Verbindungen, in denen die identischen und in gleichen Mengenverhältnissen verbundenen Bestandteile nur verschieden gegeneinander gelagert sind, die sog. Isomeren — völlig verschiedene Spektra besitzen. — Man kennt, einschließlich der radioaktiven, in runder Zahl gegenwärtig etwa hundert Elemente. Die Spektra der Elemente könnten nach oben angeführten also bis zur Gesamtzahl von einigen hundert steigen. Aber es gibt jetzt schon Zehntausende und in wenigen Jahrzehnten wahrscheinlich Hunderttausende von organischen Substanzen, die jede ihr besonderes Leuchtspektrum besitzen. —

Als dieses Gebiet sich zuerst der Forschung eröffnete, wurde vorausgesetzt, daß jede der betreffenden Verbindungen, wie sie stofflich für den Chemiker eine eindeutige Substanz ist, auch nur ein einziges Spektrum besitzt. Aber wieder zeigte, wie so oft, die Wirklichkeit sich reicher als die menschliche Voraussetzung. Denn die weiteren Untersuchungen haben ergeben, daß im allgemeinen jeder Verbindung drei verschiedene Spektra zukommen. Sie werden mit besonderen Namen bezeichnet: das Anfangsspektrum (oder Vorspektrum), das Hauptspektrum und das Lösungsspektrum. Das Vorspektrum zeigt sich, wenn man die (gekühlte) Substanz in dem Zustande bestrahlt, in welchem sie aus der Hand des Chemikers kommt. In kurzem aber tritt unter dem Einfluß der Bestrahlung ein komplizierteres, für jede einzelne Substanz besonders charakteristisches Spektrum hervor — das Hauptspektrum. Die bestrahlte Substanz selbst hat dabei keinerlei chemische Veränderung erfahren; nur die physikalische Anordnung ihrer Teilchen ist eine andre geworden. Und abermals nimmt dieselbe Substanz ein ganz neues, aber wieder nur ihr eigentümliches Spektrum an, wenn man sie in irgendeiner andern Substanz löst. (Die Lösung wird wiederum durch Abkühlung in den festen Zustand übergeführt.) Ueberraschend ist nun, in welcher Verdünnung dabei das Spektrum einer Substanz noch erkennbar bleibt: $^1/_{100\,000}$ einer solchen Verbindung und weniger läßt sich in einer Mischung durch ihr Lösungsspektrum noch mit Sicherheit nachweisen. Die Erkennung wird noch dadurch erleichtert, daß das Lösungsspektrum, also das Spektrum der Beimengung, die Eigenschaft zeigt, die erregende Strahlung zu überdauern, daß es „nachleuchtet", während das dem Lösungsmittel (d. h. der

Digitized by Google

weit überwiegenden Komponente der Mischung) zugehörige Spektrum mit der Bestrahlung zugleich erlischt.

Wie man sieht, liegen hier die Ansätze zu einer neuen, äußerst empfindlichen Prüfungsmethode für die Homogenität und Reinheit organischer Verbindung vor.

In rein wissenschaftlicher Beziehung interessieren daneben die Lösungsspektra durch die auch schon in andern Gebieten der physikalischen Chemie beobachtete Erscheinung, daß eine Substanz in starker Verdünnung völlig andre Eigenschaften zeigen kann als in konzentriertem oder ganz reinem Zustande.

*

Die Spektralanalyse ist, wie auch die obigen Darlegungen zeigen, in neuerer Zeit mit Vorliebe Problemen nachgegangen, die sich auf das Gefüge und das Spiel von Atomen und Molekülen beziehen. Doch hat sie darüber niemals den Blick auch für die Vorgänge im Makrokosmos verloren und hat auch hier bis in die neueste Zeit zu mannigfachen interessanten Resultaten und Ausblicken geführt. Wenigstens auf zwei von diesen Ergebnissen soll zum Abschluß dieser Mitteilung noch eingegangen werden: Die Entdeckung der spektroskopischen Doppelsterne und die neuere Erklärung der Sonnenflecken.

Seit mehr als hundert Jahren weiß man, daß am Himmel zahlreiche Sonnen als Zwillingssterne strahlen, die, physisch miteinander verbunden, einen gemeinsamen Schwerpunkt umkreisen — die sogenannten Doppelsterne. Die Umlaufszeiten dieser im Fernrohr als enge Doppelpunkte erscheinenden Gestirne betragen mehrere Jahrhunderte bis herab zu einigen Jahren. Die Anzahl der Doppelsterne wuchs für die Astronomie nicht nur mit dem Fleiß der Beobachter, sondern naturgemäß auch mit der fortschreitenden Größe und Güte der Fernrohre, die bei gesteigerter Vergrößerung und zunehmender Schärfe der Bilder auch immer mehr bisher für einfach gehaltene Fixsterne in Paare und selbst in drei- und mehrfache Systeme auflöste. Aber endlich fingen auch die mächtigsten Teleskope an zu versagen. Da trat hilfreich wieder die Spektralanalyse ein. Wenn nämlich zwei Sterne einander so nahestehen, daß sie durch Fernrohr und Auge nicht mehr getrennt werden, sondern ihre Strahlen wie die eines einzigen Lichtpunktes gemischt zu uns senden, so kann immer noch die Spektralanalyse das Leuchten beider trennen und unterscheiden. Denn wenn von den beiden um den gemeinsamen Schwerpunkt kreisenden Sternen der eine in seiner Bahn sich auf uns zu bewegt, bewegt der andre sich von uns fort. Die Fraunhoferschen Linien des ersten müssen dann gemäß dem schon erwähnten Dopplerschen Prinzip sich nach Violett verschieben, die Linien des zweiten Sterns müssen nach Rot wandern. Nach einem halben Umlauf kehren beide Verschiebungen, wie man unmittelbar einsieht, ihre Richtungen um. Es pendeln daher in dem Spektrum des Doppelsterns zwei Systeme von Linien gegeneinander in regelmäßiger Periode. Sind die beiden Sterne ungleich hell und ist der eine so lichtschwach, daß man sein Spektrum nicht wahrnimmt, so müssen doch die Linien des andern während der

Digitized by Google

Umlaufsperiode hin und her wandern. Umgekehrt also, wenn man bei einem scheinbar einfachen Fixstern ein solches periodisches Schwanken seiner Linien beobachtet, so darf man schließen, daß es sich in Wirklichkeit um einen Doppelstern handelt, wobei in jedem Falle die Periode der Schwankung zugleich die genauen Umlaufszeiten ergibt.

Die kürzeste Umlaufszeit in einem Doppelsternsystem, das in den gegenwärtigen Fernröhren noch direkt und deutlich auflösbar ist, beträgt nahe sechs Jahre. H. C. Vogel aber hat nach der spektroskopischen Methode zahlreiche Doppelsterne entdeckt, die noch außerordentlich viel kürzere Umlaufszeiten, bis herab zu anderthalb Tagen, besitzen. Der gegenseitige Abstand der beiden Sterne eines solchen Systems ist so gering, daß auch das mächtigste Fernrohr sie nicht trennen könnte. Als Beispiele teleskopischer Doppelsterne seien erwähnt: der Polarstern, der im Fernrohr bereits als ein visueller Doppelstern erscheint; der hellere der beiden Sterne aber hat sich wieder als ein spektroskopischer Doppelstern vor nur vier Tagen Umlaufszeit erwiesen. Mizar, der mittlere Stern in der „Deichsel" des „Wagens" (großer Bär) ist ebenfalls schon visuell doppelt; jede seiner Komponenten erweist sich aber wieder als spektroskopischer Doppelstern, so daß das ganze System also einen vierfachen Stern darstellt. Das Gleiche findet statt bei dem hellen Stern Castor im Sternbild der Zwillinge. Die beiden visuellen Komponenten haben hier eine Umlaufszeit von einigen hundert Jahren — die beiden spektroskopischen Paare dagegen nur von etwa drei Tagen und neun Tagen. — Von besonderem Interesse ist auch, daß der lange bekannte Lichtwechsel des Sterns Algol (im Perseus), dessen Helligkeit in Perioden von nahe drei Tagen zwischen der zweiten und vierten Größe wechselt, durch Vogel und Scheiner mittels des Spektroskops definitiv erklärt worden ist: Algol ist, wie die im Rhythmus seines Helligkeitswechsels erfolgende Verschiebung seiner Linien zeigt, ein enger Doppelstern, und zwar besteht derselbe aus zwei ungleich hellen Komponenten. In Perioden von nahe drei Tagen tritt der schwächer leuchtende Körper zwischen uns und den helleren Stern und verfinstert dadurch für uns den letzteren teilweise.

Die Zahl der Doppelsterne, die man neben den visuellen mittels des Spektroskops schon bisher als solche erkannt hat, ist so außerordentlich groß, daß vielleicht die Mehrzahl der überhaupt existierenden Sterne Doppel- oder mehrfache Systeme darstellen, und daß unsre Sonne als einfacher Stern sich nur einer Minderzahl von Gestirnen anschließt.

Auch als „einfacher" Körper bietet die Sonne noch genügend Rätsel und Probleme dar. Eines derselben, die Natur der sog. „Flecken" der Sonne, ist in den letzten Jahren durch den amerikanischen Astronomen Hale der Lösung entgegengeführt worden. Hale ist zu der Anschauung gelangt, daß die Sonnenflecken ungeheure Wirbel glühenden Wasserstoffs darstellen. Glühende Körper zeigen, da aus ihrem Innern Elektronen austreten, elektrische Ladungen, und wenn diese Ladungen in Wirbeln herumkreisen, so stellen sie kreisförmige elektrische Ströme dar, von denen, wie von allen elektrischen Strömen, zugleich magnetische

Digitized by Google

Wirkungen ausgehen. Danach müßten in den Sonnenflecken starke magnetische Kräfte wirksam sein. Aber nach Zeemans Entdeckung beeinflussen, wie wir oben sehen, magnetische Kräfte das Spektrum in sehr charakteristischer Weise: sie spalten die einfachen Spektrallinien in doppelte und dreifache Linien, und das Licht dieser Linien ist, wie wir ebenfalls sahen, in ganz bestimmter Weise „polarisiert". War Hales Theorie der Sonnenflecken also in der Tat zutreffend, so müssen die sonst einfachen Fraunhoferschen Linien in den Sonnenflecken gespalten und polarisiert sein — und das ist es, was die Beobachtung wirklich gezeigt hat. Dabei gibt die Größe der Spaltung uns zugleich die Stärke der elektrischen Ströme an, die in den Flecken kreisen.

Dieser durch die Spektralanalyse gewonnene Erfolg einer Zurückführung solarer Phänomene auf elektrische Wirkungen hat den Versuchen neue Nahrung gegeben, auch andre kosmische Phänomene auf ähnliche Wirkungen und elektrische Strahlungen zurückzuführen. So ist zum Beispiel die zuerst vor zirka dreißig Jahren in Deutschland aufgestellte Hypothese, daß das Nordlicht durch Kathodenstrahlen verursacht werde, die von der Sonne durch den Weltraum bis zur Erdatmosphäre fließen, in neuester Zeit durch die skandinavischen Forscher Birkeland und Stoermer wieder aufgenommen und eingehend bearbeitet worden.

In noch bestimmterer Weise werden als elektrische Wirkungen gewisse Strahlungsphänomene gedeutet, deren direkter Zusammenhang mit der Sonne unmittelbar beobachtet und deren materielles Substrat durch die Spektralanalyse festgestellt worden ist. So werden die schon erwähnten Protuberanzen der Sonne, gewaltige rosenrot leuchtende Hervorragungen von mannigfachen Formen am Sonnenrande, deren Spektrum die hellen Linien des Wasserstoffs, Heliums und einiger Metalle zeigt, von manchen Forschern als elektrische Strahlungen angesehen, die den Kanalstrahlen verwandt sind. Noch viel gewaltigere Lichtbündel breiten in Gestalt der silberweißen bis gelblichen „Korona" sich als leuchtender Strahlenkranz rings um die ganze Sonne aus und werden bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbar, wenn die diffuse Erhellung der Erdatmosphäre, durch die das Koronalicht sonst überdeckt wird, für kurze Zeit wegfällt. Sie werden von verschiedenen Forschern als ungeheuere Bündel von Elektronenstrahlen angesehen, deren Länge bisweilen auf mehr als eine Million Kilometer, also auf das Mehrfache des Abstandes von Erde und Mond sich erstreckt. Das Spektroskop weist in der Korona neben bereits bekannten Stoffen ein auf der Erde bisher noch nicht aufgefundenes Gas nach, dem man vorläufig den Namen Koronium beigelegt hat.

Wie können nun auf der Sonne solche Strahlungen zustande kommen, zu denen die Erdatmosphäre anscheinend keinerlei Seitenstück bietet?

Man hat es versucht, für diese und manche andre kosmische Phänomene eingehende Erklärungen aufzubauen, neuerdings besonders unter Zuhilfenahme der mit dem radioaktiven Zerfall von Elementen verknüpften Erscheinungen. Vielleicht wird man in der Tat einmal eine große Anzahl kosmisch-physikalischer Erscheinungen erklärend von der Annahme aus zusammenfassen können, daß Sonne

Digitized by Google

und Fixsterne Weltkörper mit einem ganz besonders großen Gehalt an radioaktiven Substanzen sind, deren Zerfallsprozesse zu mächtig entwickelten Strahlungserscheinungen Anlaß geben. Doch kann dabei von feststehenden Ergebnissen noch nicht gesprochen werden und verschiedene, teilweise einander ausschließende Hypothesen wetteifern noch miteinander. Ihre allgemeine Rechtfertigung mag vorerst gefunden werden in der zu aller Zeit unabweisbaren Sehnsucht der Menschenbrust, von dem planetarischen Pünktchen aus, das sie bewohnt, sich ein wenn auch nicht dauernd gültiges, so doch für die jeweilige Generation widerspruchslos vorstellbares Bild des Universums, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft zu gestalten. Oft wird dann die Hypothese — die unschädlich ist, so lange sie weder als Wahrheit verkündet noch dafür genommen wird — mit wirklicher Erkenntnis verwechselt. Gern drängen ernste Forscher deshalb die Hypothese zurück, um mit der Aufstellung von Theorien bis zur Entdeckung sicher und eindeutig darauf führender Tatsachen zu warten. Gleichwohl kann auch die Hypothese den wissenschaftlichen Fortschritt fördern, wenn ihre Konsequenzen mit der Wirklichkeit verglichen werden und dann auf neue Erscheinungen führen, die der planlos und ungeleitet vorgehenden Forschung zunächst entgangen wären. Sehr oft wird dann durch die mit ihrer eignen Hilfe gewonnenen Tatsachen die Hypothese selbst widerlegt und vernichtet. Doch zeigt dann regelmäßig die nun erkannte Wirklichkeit sich reicher und schöner als das durch sie zerstörte Bild. So darf auch in dem jetzt noch unvollkommenen Zustand kosmologischer Lehren der menschliche Geist hoffen, für Hypothesen, die an sich dem Untergange geweiht sind, bei geduldigem und sorgfältigem Weiterforschen wirkliche Erkenntnisse einzutauschen, die reicher und mannigfaltiger sein werden als alle Bilder, welche die glänzendste menschliche Phantasie der Erfahrung vorauseilend sich erschaffen konnte.

Englische Märchen

Von

Universitätsprofessor Dr. Albert Eichler (Graz)

Bei der Beschäftigung mit englischen Märchen fällt uns vor allem auf, daß dort kein einheitliches Wort für diese auf der ganzen Welt bekannten und beliebten Geschichten üblich ist: man nennt sie hier Volkserzählungen, Feengeschichten, Kindergeschichten, Geschichten schlechtweg. Aber ein deutlicher Name fehlt: ein Rätsel, dessen Lösung schnell gefunden ist, wenn wir die Art der englischen Märchen näher ins Auge fassen: sie ist selber bei weitem nicht so einheitlich als die unsrer deutschen Märchen. Dem nüchternen Sinn des Engländers gebildeter Stände und der Jugend dieser Schicht, aber auch der gesamten Fabrikarbeiterklasse erscheint das eigentliche Märchen offenbar als etwas Abergläubisches und daher Sinnloses. Nur in den Kreisen der bäuerlichen

Digitized by Google

Bevölkerung, die jedoch bekanntlich durch den Industrialismus immer mehr zurückgedrängt wird, und bei der phantasievolleren keltischen Rasse in Großbritannien, also in Wales, Cornwall, Irland und Schottland hat es sich bewahrt. Hier wird es nun heute, vielleicht knapp vor seinem Aussterben, eifrigst von Erforschern der Volkskunde aufgezeichnet und gesammelt, nachdem bereits zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts trotz aller aufklärerischen, märchenfeindlichen Bestrebungen jener Zeit Interesse an der Erhaltung dieses Volksgutes zutage getreten war. Das englische Kind der großen Städte, also der kleine Londoner etwa, weiß so gut wie nichts von diesen noch im Volksmunde lebenden, bodenständigen, ins Englische übersetzten Märchen. Auch ihm wird ja in Jugendschriften mancherlei an Feengeschichten und ähnliches aufgetischt: im besten Falle sind das mehr oder minder gute Bearbeitungen der Märchen der Brüder Grimm oder Wilhelm Hauffs oder Andersens; im gewöhnlicheren, schlechteren Falle aber sind es entweder von Kinderstubenmoral triefende schale Erzählungen mit äußerem Aufputz an Feen, Riesen, Zwergen u. dgl. oder für unser Empfinden albern übertriebene Phantastereien, natürlich alles beides ganz moderne Mache. Aber auch den echten Volksmärchen des eigentlichen England fehlt sehr häufig jene für das deutsche Märchen bezeichnende Mischung von Gemüt und Humor, jenes liebevolle Ausmalen der Beziehungen des Menschen, insbesondere des Kindes zur Natur, jene optimistische Verherrlichung der guten alten Zeit. Dagegen bieten diese englischen Märchen meistens, dem Wirklichkeitssinne der Briten entsprechend, einen Zusatz durch eine oft recht äußerliche Anknüpfung an bestimmte historische oder sagenhafte Figuren, vornehmlich an König Artur und seine Tafelrunde, oder Oertlichkeiten, so etwa in einem Stiefmuttermärchen von der Prinzessin von Colchester. Solche Bemühungen, die Wahrhaftigkeit der Geschichte zu erhärten, sind wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Sagen, von denen auch in England noch manche lebendig sind.

Die echt volkstümlichen Märchen zeigen eine solche Reichhaltigkeit und Originalität in der Anreihung der einzelnen Motive, verbunden mit wirklicher Anpassung an die Volksart, daß sie hierin wohl an die deutschen „Kinder- und Hausmärchen" heranreichen. An die Odysseussage, in die massenhaft Märchenmotive eingedrungen sind, erinnern zum Beispiel zwei Geschichten, eine aus Yorkshire, die andre aus Northumberland.

Der geblendete Riese. In einer Mühle bei Dalton hauste ein einäugiger Riese, der Menschenknochen zu Mehl mahlte. Eines Tages fing er sich einen Burschen namens Hans, der ihm nun ohne Lohn dienen mußte. Nicht einmal Urlaub zu dem in der dortigen Gegend berühmten Jahrmarkte von Topcliffe gewährte der hartherzige Herr seinem Knecht. Das nahm sich dieser so zu Herzen, daß er dem schlafenden Riesen dessen eignes Messer, das einer nicht gekrümmten Sense glich, ins einzige Auge stieß. Nun versperrte der wütende Riese die Hütte, in der sein Diener noch steckte; der schlaue Hans aber tötete seines Herrn Hund, häutete ihn ab, warf sich die Haut über den Rücken und kroch so, indem er das Bellen des Hundes nachahmte, zwischen den Beinen des Riesen, als dieser in der geöffneten Türe Wache hielt, hinaus ins Freie.

Ainsel (d. h. Selber). Ein Knabe, der Sohn einer armen Witwe, war eines Tages noch nicht schläfrig. Anstatt zu Bett zu gehen, blieb er, trotz der Warnung seiner Mutter,

Digitized by Google

die Elfen würden kommen und ihn fortführen, am Herdfeuer sitzen. Alsbald kam nun wirklich ein Wesen, das etwa so groß wie eine Kinderpuppe war, den Schornstein herabgestiegen. Die Elfe nannte sich „Selber", der Knabe aber gab hierauf seinen Namen als „Ich Selber" an. Die beiden plauderten und spielten recht vergnügt miteinander; als jedoch der Knabe das dem Verlöschen nahe Feuer aufschürte, sprang ein Funke auf Ainsels Fuß, worüber sie fürchterlich aufheulte. Der Knabe flüchtete entsetzt hinter seine Mutter ins Bett. Da hörte man aber auch schon die alte Feenmutter rufen: „Wer hat dir etwas getan?" Und die Tochter antwortete nun: „Oh, Ich Selber war's!" — „Nun dann," sagte ihre Mutter, und trieb sie mit Stößen den Schornstein hinauf, „wozu der Lärm? Da kann niemand sonst etwas dafür."

Kobolde freundlicher und widriger Art, Menschen, die für eine lange Zeit vollständig oder mit Unterbrechungen in Bären oder andre wilde Tiere verwandelt sind („Der braune Bär von Norwegen"; „Schönheit und das wilde Tier"), Katzen, die besonders in Irland und Schottland mit ganz außerordentlich gespenstischer Gewalt und Wildheit ausgestattet sind, gehören zu den beliebtesten Motiven der Märchen Britanniens. An die Melusinengeschichte erinnert ein Motiv in einem Märchen aus Shropshire.

Der wilde Edrik. Dieser Ritter verirrte sich auf der Jagd und traf auf ein Schloß, in dem Elfen tanzten; er raubte sich eine der schönsten weiblichen Elfen und brachte sie glücklich heim. Nachdem sie drei Tage lang geschwiegen, versprach sie ihm am vierten Glück, Gesundheit, Frieden und Wohlstand, solange er ihr nicht ihre Schwestern (d. h. ihre Abkunft) vorwerfen wolle. In diesem Falle müßte sie ihn verlassen, er aber werde dann einem frühen Tode entgegenwelken. Unter dieser Bedingung wurde die Hochzeit gefeiert, und die Schönheit der jungen Frau erregte allgemeines Staunen. Sogar König Wilhelm I. (1066—1087) ließ sie vor sich kommen, um sie zu bewundern. Die Gatten lebten eine Zeitlang glücklich. Eines Abends aber kam der wilde Edrik von der Jagd heim und fand seine Frau nicht zu Hause. Als sie endlich spät eintraf, schalt er mit zornigen Blicken: „Dich haben wohl deine Schwestern so lange aufgehalten, he?" Auf diese Worte verschwand die Elfe sofort, der bekümmerte Gatte jedoch, der sie auf keine Weise mehr zurücklocken konnte, starb bald darauf an gebrochenem Herzen.

Die Elfen in ihrem Treiben zu stören, ist überhaupt sehr gefährlich; man darf sie wohl als einzelner still belauschen, aber jedes laute oder gar beleidigende Wort ist von Uebel.

So wird ein verwegener Bursche bei Midridge in Durham (Nordengland), als er sie auf ihrem Tanzplatz auf einem Hügel reizt, von Hunderten der kleinen Gesellen verfolgt und entgeht nur mit Mühe dem Tode, der ihm von Oberons abgeschleudertem Wurfspieß drohte. Oder Cherry, ein Mädchen aus Zennor in Cornwall, wird von einem geheimnisvollen Fremden in Dienst genommen und in sein unterirdisches Haus geführt. Als sie sich gegen sein Verbot die Augen mit einer wunderbaren Salbe bestreicht, erblickt sie ihren Herrn, der über tags nie zu Hause ist, in winzig kleiner Gestalt mit Elfen im Wasser eines Brunnenschachtes sein Wesen treiben. Sobald er merkt, daß sie ihn durchschaut hat, entläßt er sie, reich beschenkt. Aber die an die Oberwelt zurückgeführte Cherry ist seither nicht mehr recht bei Sinnen und sehnt sich stets nach dem Hause des Elfen zurück.

Eine merkwürdig bösartige Rolle weisen englische und irische Märchen dem Hasen zu, als dem einzigen einheimischen freilebenden Vierfüßler, der erheblichen Schaden anrichtet. Er gilt, besonders wenn er sehr dunkelhaarig ist, als das Tier, in das sich gerne Hexen verwandeln, um den über Nacht frei weidenden Kühen Milch abzuzapfen. Nicht selten werden dann diese an-

Digitized by Google

scheinenden Hasen von Hunden verfolgt und verwundet, entrinnen aber doch noch in eine Hütte, in der die Verfolger dann das blutende alte Weib noch atemlos oder schon im Sterben antreffen.

Natürlich fehlen auch nicht Geschichten von besonders schlauen und mutigen Burschen oder von außergewöhnlich starken Leuten.

Hans der Riesentöter, ein Bauernsohn aus Cornwall, lebte zu König Arturs Zeiten (!) und war so listig, daß er einen 27 Fuß hohen und 3 Ellen dicken Riesen leicht in einer Grubenfalle fing und dann mit der Spitzaxt erschlug. Ein zweiter Riese überraschte ihn dann im Schlafe und brachte ihn auf sein Zauberschloß. Dort gelang es Hans abermals, seinen Gegner und noch einen zweiten Menschenfresser zu töten und so drei Damen zu befreien. Durch List vermochte er auch einen sehr tölpischen zweiköpfigen Riesen dazu zu bewegen, sich selber den Bauch aufzuschlitzen u. dgl. mehr.

Gegenüber diesem kleinen Kerl, dessen Heldentaten etwas dick aufgetragen erscheinen, steht dann der zu Wilhelms I. Zeiten lebend gedachte Cambridger Thomas Hickathrift, unser „starker Hans", dessen Hand so groß ist wie eine Schöpsenschulter, der ein Fuder Stroh von 2000 Pfund Gewicht tragen kann, der ganze Bäume aus dem Boden reißt u. dgl. mehr. Auch er vollbringt ungeheuerliche Heldentaten im Kampfe mit Riesen und Bestien. Doch wirkt auch dieses Märchen durch seine unwahrscheinlichen Häufungen und Uebertreibungen und den Mangel jeder Gemütstiefe wenig anziehend.

Auch im Däumlingsmärchen (Tom Thumb) und in Hans und der Bohnenstengel sind uns wohlbekannte Motive in allzu großer Häufung verwendet. Lügenmärchen- und andre Motive vereinigt das Märchen von Herrn und Frau Essig, das sehr an unsern „Hans im Glück" anklingt. In ähnlicher Weise erzählt ein Märchen „Der faule Hans" von einem dummen Gesellen, der aber sein Glück macht.

Als seine arme Mutter droht, den faulen Schlingel endlich hinauszuwerfen, entschließt er sich zur Arbeit und vermietet sich einem Bauer um einen Pfennig für den Tag. Als er aber am ersten Abend heimkommt, verliert er die Münze beim Sprunge über den Bach. „Du hättest sie in die Tasche stecken sollen," meint die Mutter; das merkt er sich, als er am nächsten Tage von einem Kuhhirten mit einem Krug Milch bezahlt wird. Als er so heimkommt und die Mutter die Bescherung sieht, sagt sie: „Du hättest sie auf deinem Kopfe tragen sollen." Am dritten Tage dient er einem Bauern, der ihn mit einem weichen Rahmkäse entlohnt. Hans trägt ihn auf dem Kopfe heim, wobei er die eine Hälfte verliert, die andre in seinen Haaren festklebt. „Du hättest ihn sorgsam auf den Händen tragen sollen," rügt die Mutter, und am nächsten Tage befolgt er diesen Rat, als ihm der Bäcker, bei dem er gearbeitet, einen Kater gibt, der ihm natürlich die Hände zerkratzt und zerbeißt, so daß er ihn schließlich entschlüpfen lassen muß. „Du hättest ihn an einen Strick binden und hinter dir herziehen sollen," lautet diesmal die mütterliche Mahnung, die aber wenig glücklich befolgt wird, als Hans am nächsten Tage mit einer durch den Straßenschmutz gezerrten Hammelschulter anrückt. „Du hättest sie auf der Schulter tragen sollen," heißt es nun. Und am nächsten Tag belohnt ihn ein Viehhändler mit einem Esel, den er trotz seines Gewichtes mit zusammengebundenen Füßen auf den Rücken lädt. Da sieht ihn aber ein Edelfräulein, das taubstumm ist und nicht früher gesund wird, bis sie einmal lacht. Der Anblick des sich heftig sträubenden Esels und seines schwer keuchenden Trägers bringt sie nun zum Lachen. So wird sie also geheilt und heiratet zum Danke dafür den faulen Hans.

Digitized by Google

„Sie wohnten in einem prächtigen Hause, und Hansens Mutter lebte mit ihnen in großem Glück, bis sie starb."

Erheblich schlechter ergeht es dem Burschen in Tölpels dummen Sprüchen, der die ihn gelehrten Redensarten jedesmal auf ganz verkehrte Dinge und Lagen anwendet, weshalb er oft geprügelt, schließlich sogar eingekerkert und gehenkt wird. Zum Unterschiede hiervon feiert das Märchen „Vom Müller bei der Professorsprüfung" den Sieg des verschmitzten Mutterwitzes über akademische Gelehrsamkeit, erinnert also an den „Abt von St. Gallen", dessen Motiv Bürger ja übrigens auch aus England übernahm. Sehr wirksam ist hier stummes Gebärdenspiel als Situationskomik verwendet.

Eines der schönsten Märchen ist das zum Teil im Suffolker Dialekt geschriebene „Tom Tit Tot", das die Hauptmotive unsers „Rumpelstitzchen", aber in echt englischem Kostüme in humorvoller, naiver Weise wiedergibt. Von irischen Märchen haben die Brüder Grimm etliche prächtig übersetzt; als besonders charakteristisch seien hiervon genannt „Die Brauerei von Eierschalen", „Die Flasche" und „Der verzauberte See".

In letzterer Geschichte ist das in der Artursage meist als Schluß verwendete keltische Motiv vom „Land der ewig Jungen" märchenhaft frei ausgestaltet, das auch sonst (etwa im Märchen „Die drei Kronen") in den glänzendsten Farben ausgemalt wird. In diesem Elfenreich, das durch das Wasser eines Sees oder durch einen tiefen Ziehbrunnenschacht zugänglich ist, gibt es allerhand Wunder, aber weder Alter noch Tod; wer es aber einmal betreten hat, kann es nur nach bestimmter Frist wieder verlassen, doch ist die Rückkehr auch dann meist unheilvoll, ja todbringend. Es ergeht den Betreffenden dann oft wie unserm Mönch von Heisterbach, daß er mehrere hundert Jahre dort verlebt hat, ohne es zu wissen, und nun in eine völlig fremde Welt zurückkommt.

Auch das „Schlummern im Berge", ein altes Märchenmotiv, treffen wir in Verbindung mit den Artursagen an, nach denen dieser König bei seiner Wiederkunft die alte keltische Herrschaft wiederherstellen wird.

Zum Unterschiede von unsern deutschen Märchen ist der sicher nachzuweisende altgermanische Motivenschatz viel geringer als der keltische, wenn auch moderne englische Märchensammlungen über den Umfang des letzteren im englischen Vollbesitz vielfach täuschen, indem da allerhand künstliche Neubelebungen, Ausgestaltungen altertümlicher Dichtungen u. dgl. mit aufgenommen erscheinen. Jedenfalls bedarf es sorgsamer und feinfühliger Hände, hier das reichlich vorhandene, unbewußt vererbte Gut von hochpoetisch Nachempfundenen zu scheiden.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Tierpsychologie

Ein Besuch bei dem denkenden Hunde

Es kann kein Zweifel sein, die Tiere denken wirklich, und denken viel mehr als man je geglaubt hat. Die Elberfelder Pferde und der Mannheimer Hund sind jetzt von so vielen kritischen Beobachtern verschiedener Nationen geprüft worden, daß die Tatsachen nicht mehr zu bestreiten sind.[1]) Zwischen den Elberfelder Beobachtungen und den Mannheimer Berichten besteht eine merkwürdige Uebereinstimmung, so daß sie sich gegenseitig zur Bestätigung dienen. In beiden Fällen liegen nun zahlreiche sog. unwissentliche Versuche vor, bei welchen die Antwort keinem der Anwesenden bekannt war, und an beiden Orten haben die Tiere sehr oft ganz unerwartete Antworten gegeben, so daß von irgendwelchen Zeichen, absichtlichen oder unabsichtlichen, nicht mehr gesprochen werden kann.

Ueber die erstaunlichen Leistungen der Elberfelder Pferde habe ich schon in einem früheren Artikel berichtet.[2]) Heute will ich nun von einem Besuche bei dem denkenden Hunde „Rolf" erzählen. Die Besitzerin, Frau Dr. Moekel in Mannheim, nahm diesen Hund — einen Airedale-Terrier — vor etwa zwei Jahren aus Mitleid in ihr Haus auf. Als durch Zufall seine Begabung entdeckt worden war, hat sie ihn im Rechnen unterrichtet und ihm die von W. v. Osten und Karl Krall bei den Pferden angewandte Buchstabiermethode gelehrt. Seine Leistungen setzen jetzt alle Besucher in Erstaunen.

Ich hatte den Hund schon im Frühjahr gesehen[3]) und wollte nun noch einige neue Versuche vornehmen. Frau Dr. Moekel gestattete mir freundlichst eine zweite Prüfung, zu welcher ich am 6. Dezember in Begleitung zweier Fachkollegen[4]) nach Mannheim fuhr. Der Hund erkannte mich sofort wieder, kam auf mich zu und gab mir die Pfote, während er meine Begleiter kaum beachtete. Ich sprach ihm zu und nahm vom Tisch die Schachtel mit Gebäck, welche ich mitgebracht hatte, um ihn durch einige Leckerbissen in eine gute Stimmung zu bringen. Er wurde gefragt, ob er sich meiner noch erinnere, und antwortete sofort „ja", was bei ihm durch zwei Schläge mit der Pfote auf einen von seiner Herrin hingehaltenen Pappendeckel ausgedrückt wird. Auf die Frage, wann ich früher dagewesen war, schlug er 4, 5; in der Tat war ich am 4. Mai dort gewesen. Er wurde nun gefragt, ob er noch wisse, wer damals dabei war; er antwortete wieder „ja" und gab richtig die Namen Sarasin und Grmr (soll heißen Kraemer) an.[5]) Die Buchstaben werden wie bei den Elberfelder Pferden durch Zahlen ausgedrückt, und zwar kommen hier die Zahlen 1 bis 23 in Betracht; der Hund schlägt alle Zahlen mit der linken Pfote, während bei den Elberfelder Pferden jeder Buchstabe durch eine zweistellige Zahl bezeichnet wird, wobei die Einer mit dem rechten Fuß, die Zehner mit dem linken Fuß angegeben werden.

Wir hatten unterwegs eine Quadratzahl ausgerechnet und stellten dem Hund die Aufgabe $\sqrt{2809}$; Frau Dr. Moekel sagte, daß Rolf neuerdings Wurzelrechnungen verweigere und statt dessen zu sagen pflege: „Herr sagt nicht nötig;" es hatte nämlich ein Besucher eines Tages die Aeußerung getan, daß das Wurzelrechnen überflüssig sei, da zuweilen auch bei Idioten und Epileptikern eine erstaunliche Fähigkeit im Rechnen vorhanden sei. Aber

---

[1]) Eine Zusammenstellung der Berichte findet man in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" (Elberfeld 1913/14) und in der neuen Zeitschrift „Die Tierseele" (Bonn 1918).

[2]) „Deutsche Revue", Dezember 1912.

[3]) Vgl. den Bericht von Prof. Dr. Kraemer in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" Nr. 2.

[4]) Prof. Dr. Klunzinger und Dr. Lindner.

[5]) Dr. Paul Sarasin (Basel) und Prof. Dr. H. Kraemer (Hohenheim).

Digitized by Google

ich versprach Rolf mehrere Stückchen Gebäck, so daß er lieber von seinem Eigensinn abstand und ohne Schwierigkeit die Zahl 53 schlug, was uns alle in freudiges Erstaunen versetzte. Es ist zwar nicht besonders schwierig, zu einer vierstelligen Quadratzahl die Wurzel anzugeben, aber es verlangt doch immerhin eine gewisse Ueberlegung; die erste Zahl muß im vorliegenden Falle 5 sein, denn 28 liegt zwischen 5^2 und 6^2; die zweite Zahl kann nach der Endziffer 3 oder 9 sein, es muß aber hier 3 richtig sein, weil 28 näher an 25 als an 36 liegt.[1])

Da der Hund das Geld kennt, legte ich ihm zwei Zweimarkstücke und ein Zehnpfennigstück vor; er wurde gefragt: „Wie viele Mark?" Antwort: „Vier." „Wie viele Pfennige?" Antwort: „Zehn."

Nun nahm ich das Bilderbuch vor, das ich mitgebracht hatte und das allen andern Anwesenden unbekannt war. Ich bat Frau Dr. Moekel, eine beliebige Seite so aufzuschlagen, daß sie selbst das Bild nicht sehe und wir das Bild auch nicht sehen könnten; wir traten alle hinter ihren Stuhl, und sie hielt das Buch so vor den Hund hin, daß ihr und uns der Rücken des Buches zugewandt war. Der Hund klopfte die Buchstaben: „glei medllib", also „klein Mädel, lieb". Wir betrachteten nun das Bild; es stellte ein kleines, etwa einjähriges Kind dar, das nach einer Milchflasche griff.

Wir wiederholten den Versuch mit einem andern Bilde des Buches. Rolf klopfte: „ein bal rod braun br", also „ein Ball rot, braun Bär". Wir kehrten wieder das Buch um und sahen rechts einen blau und rot gemalten Ball, links einen Bären.

Es wurde nun noch ein dritter solcher „unbewußter" Versuch gemacht. Frau Dr. Moekel schlägt wieder eine Seite auf, welche sie und wir alle nicht sehen. Rolf gibt eine Reihe von Buchstaben: „sdiflwasgosd," also „stiefel, was kost?" Das Bild zeigt ein Paar Kinderschuhe. Der Zusatz beruht auf einer leicht verständlichen Assoziation. Denn einer Hausfrau, welche mehrere Kinder hat, werden gar oft Kinderstiefel vom Schuhmacher gebracht, und sie wird wohl manchmal beifügen: „Was kost's?"

Um die Reihe dieser Versuche zu beenden, schlage ich nun eine Seite des Bilderbuches auf, welche ein Kind in einer Badewanne zeigt. Frau Dr. Moekel darf aber das Bild nicht sehen und hält das Buch wie vorhin vor den Kopf des Hundes. Er antwortet: „badmidgarla," d. h. „Bad mit Carla." In der Familie ist ein kleines Kind Namens Carla, welches oft in einer Wanne gebadet wird, wie es das Bild zeigte.

Ich hatte vier Postkarten mitgebracht, auf welchen Pferde, Hunde und Katzen dargestellt waren. Sie werden Rolf gezeigt und er soll sagen, was ihn dabei interessiert hat. Er antwortet: „gadsingorbhundlasdirnidgn," d. h. „Katz in Korb, Hund laßt ihr nicht gehen." Auf einer der Postkarten war eine Katze gezeichnet, die sich auf einen Korb geflüchtet hat und von zwei Hunden angebellt wird. Diese dramatische Szene hatte offenbar auf Rolf einen tieferen Eindruck gemacht als die andern drei Bilder, welche ruhig stehende Tiere zeigten.

Um festzustellen, daß der Hund die Schreibschrift lesen kann, schreibt Dr. Lindner auf ein Blatt Papier ein Wort, worauf das Blatt Rolf vorgehalten wird, ohne daß wir die Schrift angesehen haben. Der Hund wird von seiner Herrin aufgefordert, das Wort zu lesen und orthographisch zu buchstabieren. Ganz richtig schlägt er nun die Buchstaben des Wortes „Affe".

Der Hund benutzt seine Buchstabierkunst auch zu eignen Meinungsäußerungen. Es liegen darüber sehr merkwürdige Nachrichten vor. Ich will aber hier nur berichten, was ich selbst gesehen habe. Da Frau Dr. Moekel leidend ist, habe ich ihr dringend abgeraten, sich auf langdauernde Vorführungen einzulassen und ausländische Psychologen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, zu mehrtägigen Versuchen zuzulassen. Plötzlich fängt Rolf ungefragt etwas zu buchstabieren an; es ergab sich: „had rgd," d. h. „hat Recht".

---

[1]) Ich verweise auf meinen Artikel über das Angeben der Wurzeln zu Potenzzahlen in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" Nr. 2 und 3.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß der Leser dasselbe sagen wird, wenn ich nun mit der Behauptung schließe, daß der Verstand der Tiere unzweifelhaft erwiesen ist.

Nachschrift. Unser Besuch bei dem Mannheimer Hund hatte noch ein kleines Nachspiel, von dem ich erst später Kenntnis erhielt. Zwei Tage nach uns kam der Privatdozent der Zoologie, Dr. Karl Gruber aus München, und wollte ähnliche Versuche anstellen; der Hund kannte ihn bereits und hatte ihm früher sehr gut geantwortet.[1]) Aber diesmal weigerte sich Rolf ganz entschieden, auf die Fragen einzugehen, um so mehr, als Frau Dr. Moekel nicht im Zimmer war und ihre Tochter die Antworten entgegennehmen sollte. Schließlich fing er an zu buchstabieren und klopfte folgende lange Buchstabenreihe, in welcher er seinen Unwillen ganz unzweideutig aussprach und mit einer etwas unhöflichen Redensart schloß, die er von einem Knaben im Haus gelernt hat und öfters in solchen Fällen anwendet: „sr fil bildr gsn und sagd was is bei dsigir gnug is nigd mr sagn wil was is dum lign lasn r al hrs mir bugl sdeign." Wenn man diese Worte aus der eigenartigen Schreibweise in die gewöhnliche Orthographie überträgt, so ergibt sich folgendes: „Sehr viele Bilder gesehen bei Ziegler und gesagt, was ist; genug ist, nicht mehr sagen will (ich), was ist; dumm; liegen lassen er (ihn); alle Herren mir Buckel steigen!"

Prof. Dr. H. E. Ziegler (Stuttgart).

Literarische Berichte

Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. 3., 4. und 8. Band. Leipzig 1912/13, Insel-Verlag. Geb. je M. 3.—.

Von den drei neuesten Bänden dieser schönen Heine-Ausgabe enthält der dritte, den Jonas Fränkel herausgegeben hat, das dichterische Hauptwerk Heines, den „Romanzero", den Zyklus „Gedichte 1853 und 1854" in derselben Gestalt, in der ihn Heine seinen Lesern dargeboten hat, ferner „Rimini" und eine „Nachlese"; in dieser sind in vier Reihen („Liebesverse", „Romanzen und vermischte Gedichte", „Zeitgedichte", „Aus der Matratzengruft") solche vom Dichter einzeln in Zeitschriften gedruckten oder nach seinem Tode veröffentlichten Gedichte zusammengestellt, deren Entstehen in die Zeit nach Abschluß des „Buchs der Lieder" fällt, während die zwei Schlußabteilungen „An Personen. Widmungen" und „Fragmente" das ganze Leben Heines umfassen. Band 4 (herausgegeben von J. Petersen) enthält die drei Teile der „Reisebilder" mit einem Anhang zur „Harzreise", Band 8 (herausgegeben von O. Walzel) eine Reihe kleinerer Prosaschriften („An die hohe Bundesversammlung", „Ueber die französische Bühne", „Shakespeares Mädchen und Frauen", „Der Schwabenspiegel", „Schriftstellernöten", „Ludwig Börne" usw.). Wir hoffen, bald über den Abschluß der Ausgabe berichten zu können. B—r.

Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Uebersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen von Max Frischeisen-Köhler. Erster Jahrgang. Berlin, Mittler & Sohn. M. 8.—.

Das genannte Werk, dessen erster Band uns vorliegt, gibt einen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Philosophie in der Weise, daß für jedes ihrer Gebiete in einem besonderen Abschnitt eine kritische Charakteristik der herrschenden Lehren, gewonnen aus dem Gedankeninhalt der wichtigsten Erscheinungen der Literatur, dargeboten wird. Ist selbst für denjenigen, der sein Leben der Beschäftigung mit der Philosophie widmet, bei dem außerordentlichen Umfang der jährlichen literarischen Produktion und der Teilung der Philosophie in viele Zweige ein derartiges Werk als Hilfsmittel der Orientierung von höchstem Wert, so wird es die große Zahl derer um so mehr zu schätzen wissen, die, in einer Einzelwissenschaft tätig, aus dem Bedürfnis über deren Grenzen hinauszublicken und auf Fragen eine Antwort zu finden, die

[1]) Dr. Gruber berichtet darüber im 4. Heft der „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie".

Digitized by Google

nur in einem tieferen Zusammenhange gelöst werden können, eine Kenntnis der heutigen Philosophie erstreben. Diese zu vermitteln, sind die „Jahrbücher“ durch ihre Einrichtung vortrefflich geeignet. Sie beschränken sich nämlich keineswegs darauf, wie der Name vermuten lassen könnte, die philosophische Literatur des letzten Jahres zu berücksichtigen, sondern greifen überall soweit zurück, als die Begründung und der Zusammenhang der dargestellten Lehren es erfordert. Der vorliegende Band behandelt Erkenntnistheorie, Naturphilosophie, Psychologie, Geschichtsphilosophie, Soziologie und Aesthetik. Zwei besondere Kapitel sind den interessanten, Raum und Zeit betreffenden Problemen gewidmet, welche, aus Untersuchungen der neuesten Physik erwachsen, zu den unter dem Namen des Relativitätsprinzips bekannten Theorien geführt haben. Selbst die Darstellung dieses außerordentlich schwierigen Gegenstandes ist in einer für jeden höher Gebildeten verständlichen Sprache gehalten. Die nächsten Bände werden die praktische Philosophie, die Metaphysik und die Religionsphilosophie umfassen, und in Zwischenräumen weniger Jahre sollen die Berichte über die Hauptgebiete sich regelmäßig wiederholen. Dr. G. M.

Die Geschichte Judas und Israels im Rahmen der Weltgeschichte. Von Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt. Tübingen 1911, Mohr. 93 S. M. 1.—.

Um der Sache willen ist es mit lautem Danke anzuerkennen, wenn die Geschichte Israels auch von Vertretern der allgemein weltgeschichtlichen Forschung zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht wird. Wie dies bei Ed. Meyer in seiner großen Geschichte des Altertums der Fall ist, so auch bei C. F. Lehmann, der kürzlich von Berlin nach England berufen worden ist. Die Darlegungen des letztgenannten Gelehrten über die Geschichte Israels sind um so mehr zu beachten, als er bei aller Kritik doch auch die Glaubwürdigkeitsspuren der hebräischen Berichterstattung vor der jetzt so häufigen Verkennung zu schützen sucht. So entwirft er ein in vielen Beziehungen interessantes Bild von den geschichtlichen Schicksalen des Volkes der Religion. Ed. König.

Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren. Von Jakob Hoffmann. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. XVI und 280 S. 8°. M. 2.80.

Eine Pädagogik der Flegeljahre, der Backfischlaunen, des ganzen rätselhaften Pubertätsalters des Menschen versucht dieses Buch zu entwerfen, vernünftigerweise auf der Grundlage der physiologischen Verhältnisse des Heranwachsenden. Der Versuch ist auf jeden Fall interessant als erster seiner Art, interessant aber auch durch manches frische Anpacken von Problemen, um die unsre Pädagogik bisher scheu und ängstlich herumgeschlichen ist, endlich durch die starke Betonung des religiösen Moments. Nicht jeder wird jeden Satz des Buches unterschreiben wollen, aber Hoffmann ist ein ernst zu nehmender Mann der Praxis und hat darum nicht nur das Recht, gehört zu werden, sondern hat uns auch allen wirklich etwas zu sagen.

Dr. Hans Zimmer.

Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 147. Band. 1. Teil. Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. 1. Band: Deutsch-Ostafrika (als Siedelungsgebiet für Europäer unter Berücksichtigung Britisch-Ostafrikas und Nyassalandes). Bericht der 1908 unter Führung des damaligen Unterstaatssekretärs Dr. v. Lindequist nach Ostafrika entsandten Kommission. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Der genannte Verein eröffnet mit diesem Bande nach einem einheitlichen Plane eine Reihe von Untersuchungen, durch die etwas mehr Klarheit über eine Grundfrage unsrer Kolonial- und Auswanderungspolitik geschaffen werden soll. Bekanntlich gehen die Ansichten über die Besiedelungsfähigkeit von Deutsch-Ostafrika weit auseinander. Lindequist kommt zu dem Ergebnis, daß in den von ihm bereisten Gebieten des Innern im Norden 12000 Quadratkilometer, im Süden 15000 Quadratkilometer zur dauernden Besiedelung wirtschaftlich und gesundheitlich geeignet sind. Er betont zum Schluß mit Recht, daß das bei den Verkehrsverhältnissen von heute etwas ganz andres ist als früher, wo die Kolonisten durch mehrere Generationen ohne jede persönliche, wirtschaftliche und kulturelle Verbindung mit der Heimat in den Tropen leben mußten. — Wenn das Ergebnis der Lindequistschen Reise richtig ist, rechtfertigt und fordert es zugleich eine ganz andre Besiedelungspolitik als die zurzeit geübte! — 2. Band. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Karl Sapper, Prof. Dr. van Blom und Dr. J. A. Nederburgh: Mittelamerika, Kleine Antillen, Niederländisch-West- und Ostindien. Ebenda. Mittelamerika ist wirtschaftlich viel günstiger gestellt als gesundheitlich. Seine weiße Bevölkerung setzt sich zum größten Teil aus Leuten zusammen, die nur vorübergehend sich dort aufhalten. Auf den Kleinen Antillen ist das weiße Element gegenüber dem schwarzen und farbigen zurzeit im Zurückgehen begriffen, weniger aus gesundheitlichen Gründen als aus politischen. Der Abschnitt über Niederländisch-Westindien bringt zahlreiche Belege dafür, wie die Kolonisten ohne Blutauffrischung durch weitere weiße Einwanderung unfehlbar durch In-

Digitized by Google

zucht degenerieren. Für Niederländisch-Ostindien läßt sich die gestellte Frage nicht beantworten, da es dort eine scharfe Trennung von Farbigen und Weißen nicht gibt. Klimatisch günstig für dauernden Aufenthalt von Europäern sind nur einzelne, nicht zu große Teile. Wirtschaftlich ausnützen läßt sich der indische Archipel nur mit Hilfe einer starken Eingeborenenbevölkerung.

Lothar Franke.

Der unbekleidete Mensch in der christlichen Kunst seit 19 Jahrhunderten. Von B. Haendke. Straßburg, Ed. Heitz. Broschiert M. 6.—.

Dem antiken Kunstideal, der Darstellung des nackten Menschen, stand die beginnende christliche Periode verständnislos, ja feindlich gegenüber: selten trat der Gegensatz von griechischem Lebensgefühl und asketisch-pessimistischer Weltbetrachtung so klar zutage wie hier. Und dieser Gegensatz zog sich durch die Kunstgeschichte der folgenden Jahrhunderte hindurch, in denen die Nacktkunst immer breiteren Boden, immer größere Bedeutung gewann, bis ihr die Renaissance ungeahnte Triumphe bereitete. Heute ist sie berufen, das Ringen unsrer Zeit nach harmonischer Einheit der physischen und geistigen Kräfte künstlerisch widerzuspiegeln. In diesem Sinne charakterisiert der bekannte Kunstforscher die Geschichte der Nacktdarstellung, indem er — keineswegs erschöpfend — nur die großen Bahnbrecher zu Worte kommen läßt und die großen Zusammenhänge beleuchtet. Einzelnen kleinen Mängeln (manches ist entschieden zu leicht skizziert, und gelegentlich durch den Stoff bedingte Einseitigkeiten sind nicht zu leugnen) steht so viel Hervorragendes gegenüber, daß der Gesamteindruck dieses mit sprachlicher Meisterschaft geschriebenen Werkes ein selten erfreulicher ist.

O. B.

Das deutsche Kolonialreich. Von Paul Rohrbach. 156 Seiten. Gebunden M. 3.20. Leipzig, Gloeckner.

Eine Darstellung der deutschen Kolonien aus der Feder Rohrbachs, der wie nur wenige unsrer Landsleute offenen Auges weite Gebiete der Erde gesehen hat, der selbst drei Jahre in südwestafrikanischen Reichsdiensten gestanden hat und fast alle Kolonien aus eigner Anschauung kennt, wird jedem Anregung zu bieten wissen. Dankenswerterweise hält er mit seinem offenen Urteil nicht zurück. Besonderes Interesse können daher die beiden ersten Kapitel: Der Entwicklungsgang unsrer Kolonialpolitik und kolonialpolitische Grundfragen, die zur Eingeborenenfrage, zur europäischen Besiedlung usw. Stellung nehmen, beanspruchen. In den folgenden Kapiteln gibt uns dann der Verfasser in knappen Zügen ein umfassendes Bild der einzelnen Schutzgebiete. Der wirtschaftliche Ueberblick endlich ist bei der schnellen Entwicklung unsrer Kolonien schon überholt. Wer sich ein treffendes Urteil über unsre Schutzgebiete bilden will, wird gern nach dem Buche greifen.

Dr. Johannes Riedel.

Erinnerungen einer Erzieherin. Nach Aufzeichnungen von *** mit einem Vorwort von Professor Ernst Mach. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 319 Seiten. M. 4.— (5.50).

Die Verfasserin erzählt in schlichter, geist- und gemütvoller Darstellung von ihren oft seltsamen, auch zuweilen traurigen Erfahrungen als Erzieherin im südöstlichen Europa. Das Werk zeigt gute Beobachtungsgabe, schriftstellerisches Geschick und eine ernste und gediegene Lebensauffassung. Die einzelnen Erinnerungsbilder werden teilweise zu fesselnden Erzählungen und liefern daneben beachtenswerte Beiträge zur Völker- und Rassenpsychologie. Angefügt sind einige anschauliche und lehrreiche Betrachtungen über das Seelenleben der Kinder und der Tiere.

Br.

Das goldene Buch der Sitte. Verlag W. Spemann, Stuttgart. Preis gebunden M. 6.—.

Dieses prächtige Vademekum des guten Tones, der Höflichkeit und Nächstenliebe, das sich schlicht eine „Hauskunde für jedermann" nennt, zieht soeben in einer neuen, durchgesehenen und von W. Graf v. Baudissin bearbeiteten Ausgabe hinaus in die Welt. Wie alle „Goldenen" Bücher Spemanns, so enthält auch dieses auf seinen mehr als 700 Seiten eine unendliche Fülle gediegener Schätze, die hier von um so praktischerer Bedeutung sind, als sie dem täglichen Leben dienen, dem persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr förderlich sein sollen. Was dabei diesen vorzüglichen Ratgeber noch besonders auszeichnet, ist, daß er voll Geist und Laune seines Amtes waltet und den mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen der Menschen untereinander Rechnung trägt. —Kz—

Erziehungslehre in Verbindung mit der Psychologie. Von Max Jahn. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. VI und 112 S. 8°. M. 1.40.

Das Werkchen ist zunächst für künftige Erzieherinnen in Familie und Kindergarten bestimmt, aber der Kreis derer, die es mit Vorteil benutzen können, ist größer: Lehrern und Lehrerinnen aller Stufen, auch Vätern und Müttern kann es eindringlich empfohlen werden. Seine Vorzüge sind völlige Beherrschung und übersichtliche Gliederung des Stoffes, ferner möglichste Gedrängtheit, dabei aber sicherste Klarheit der Darstellung, wie

Digitized by Google

sie nur oft wiederholte Erprobung in der Praxis gewährleisten konnte. Der Gedanke der psychischen Entwicklung steht im Mittelpunkt. Man sieht erstaunt, welche Fülle gewichtigen Inhalts sich auf diesen hundert Seiten zusammendrängen ließ, bedauert aber freilich um so mehr das Fehlen eines Registers.

Dr. Hans Zimmer.

Musikergeschichten. Von Karl Söhle, Wilh. Schmidtbonn, Rud. Hans Bartsch, Ernst v. Wolzogen. Verlag der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung. Hamburg-Großborstel. Geb. M. 1.—.

Als 38. Band der Hausbücherei der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung, zugleich 8. Band des Novellenbuches, erscheint hier, zu einem artigen Strauße zusammengefaßt, von Richard Batka kurz angekündigt, eine Anzahl beliebter Erzählungen, deren Verfassernamen für sich selber sprechen. Sehr anzuerkennen ist das Entgegenkommen der verschiedenen Verleger, die den Abdruck mit Rücksicht auf den gemeinnützigen und edlen Zweck des Unternehmens gestatteten. Am erfreulichsten ist wohl Söhles „Eroica", worin der entscheidende Eindruck geschildert wird, den ein Dorflehrer von einem Beethovenkonzerte in der Stadt bekommt.

Dr. K. Gr.

Einsame Seelen. Reimbuch eines Einsiedlers von Rolf Leidfried. Berlin, K. Siegismund. M. 2.50.

Die Sammlung zerfällt in die zwei Abschnitte „Nachklänge der Liebe" und „Stimmen der Einsamkeit". An diesen Gedichten ist in sprachlicher und metrischer Hinsicht manches auszusetzen. Der Verfasser hätte vor dem Druck eine sorgfältige Auswahl und genaue Durchsicht vornehmen sollen. Einzelnes Gelungene rechtfertigt nicht die ganze Sammlung.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus vergilbten Pergamenten: Band X: Christian v. Martens: Vor hundert Jahren; Band XI: v. Wachholtz: Unter der Fahne des schwarzen Herzogs 1809; Band XII: Die Hansestädte unter dem Kaiserreich Napoleons. Leipzig, Georg Wigand. à Band geb. M. 3.—.

Bode, Wilhelm, Goethes Liebesleben. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 8.—.

Brause du Freiheitsgesang. Ein Gedenkbuch zur Jahrhundertfeier. Schweidnitz, L. Heege. M. 1.50.

Bruck-Auffenberg, Natalie, Die Frau comme il faut. Berlin, J. Gnadenfeld & Co. Geb. M. 5.—.

Büttner, A., Von der Materie zum Idealismus. Skizze eines einheitlichen Weltbildes. Krefeld, Albert Fürst Nachf. Geb. M. 6.—.

Dove, Prof. Dr. Karl, Marokko. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

El Monsajero de Ultramar. Revista ilustrada mensual de literatura, ciencias, artes é industrias, editada por el Instituto Sud-Americano Alemán. 1. Jahrg. Nr. 1. Jährlich 12 Hefte M. 20.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Flaubert, Gustave, La Légende de Saint Julien l'hospitalier. Troppau, Buchholz & Diebel. 30 Pf.

Fleischmann, Dr. Max, Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. Tübingen, J. C. B. Mohr. Pro Lief. M. 2.—.

Frankfurter, Dr. S., Wilhelm von Hartel. Sein Leben und Wirken. Wien, Carl Fromme.

Franze, Paul Christian, Das höchste Gut. Führer auf den Pfaden der Vollendung. Berlin, Leonhard Simion Nachf. Geb. M. 5.—.

Frels, Dr. Wilhelm, Bettina von Arnims Königsbuch. Ein Beitrag zur Geschichte ihres Lebens und ihrer Zeit. Schwerin i. M., Alfred Schmidt. M. 2.50.

Freud, Prof. Dr. Sigm., Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. 2. Aufl. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. M. 5.—.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. Heft 10. XIV. Jahrg. Wien XI/2, Selbstverlag.

Friedrich, Theodor, Der arme Fischer. Erzählung. Leipzig-Leutzsch, Gustav Abel. Geb. M. 2.80.

Grabowsky, Dr. Norbert, Blutreinigung und ihre Bedeutung für den Gesunden wie Kranken. Leipzig, Max Spohr. 50 Pf.

Günther, Prof. Dr. S., Das Zeitalter der Entdeckungen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Hellen, Eduard von der, Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 1.70.

Heltau, Karl, Rom-Not. Kulturpolitische Briefe gegen welsche Anmaßungen, Zentrums-Legenden und andere reaktionäre Intrigen. Augsburg, Theodor Lampart. M. 2.40.

Henkelmann, Karl, Auf dem Frankenstein. Roman. Darmstadt, Heinrich Schroth. M. 3.—.

Herbertz, Dr. Richard, Die philosophische Literatur. Ein Studienführer. Stuttgart, W. Spemann. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Histoire de l'Europe. Paris, Librairie C. Klincksieck.

Holzhausen, Paul, Die Deutschen in Rußland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.

Digitized by Google

Hundert Jahre Bote aus dem Riesengebirge. Festschrift. Hirschberg i. Schlesien, Verlag des Boten aus dem Riesengebirge.

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. 1. Jahrgang. Heft 1. Leipzig und Wien, Hugo Heller & Cie. 6 Hefte M. 15.—.

Keyserlingk, Dr. Graf R. von, Wege und Ziele preußischer Verwaltungsreformen. Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 1.—.

Kipling, Rudyard, Puck. Geschichten aus alten Tagen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Geb. M. 4.—.

Koppin, Richard O., Grundlagen zu einer Philosophie der Relation. Leipzig, Excelsior-Verlag. M. 1.50.

Kroczak, Ferdinand, Der Liebespreis. Schauspiel. Brünn, Carl Winiker. M. 3.—.

Kromayer, Prof. Dr. J., Roms Kampf um die Welt-Herrschaft. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Kürschners Jahrbuch 1913. Berlin, Hermann Hillger Verlag. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.80.

Kuh, Emil, Biographie Friedrich Hebbels. 3. Aufl. Wien, Wilhelm Braumüller. Zwei Bände geb. M. 12.—.

Kurze, Prof. Dr. F., Deutsche Geschichte. II. Zeitalter der Reformation und der Religionskriege. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Geb. 80 Pf.

Loosli, C. A., Ist die Schweiz regenerationsbedürftig. Bümplitz, Selbstverlag des Verfassers. Fr. 1.50.

Liliencron, Adda Freifrau von, Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Berlin, R. Eisenschmidt. Brosch. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Lodge, Olivier, La Survivance Humaine. Étude de Facultés non encore Reconnues. Paris, Librairie Félix Algan. Fr. 5.—.

Mühlenhardt, Karl, Agni-Christus, der Feuergott! Berlin-Wilmersdorf, Theismus-Verlag. 50 Pf.

Müller, Georg, Das Recht in Goethes Faust. Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung. Berlin, Carl Heymanns Verlag. Brosch. M. 12.—.

Müller, Prof. P. Joh., Die Welträtsel im Lichte der neueren physikalisch-chemischen und astronomischen Forschung. Wien, Karl Prochaska. M. 3.—.

Sarason, Dr. D., Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Gebunden in Leinw. M. 15.—, gebunden in Halbfr. M. 18.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 147 II. Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen. 2. Bd. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 4.60.

Schücking, Walther, Der Staatenverband der Haager Konferenzen (Das Werk vom Haag. 1. Band). München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 8.50.

Schubart, Wilhelm, Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 4.50.

Schulze, Berthold, Kleists „Penthesilea" oder von der lebendigen Form der Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. Band 3. Briefe und Lebensabriß. Berlin, Georg Reimer. Geb. M. 9.—.

Schwittau, G., Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung auf dem Gebiete der gegenwärtigen Arbeiterpolitik. Berlin, Julius Springer. Geb. M. 14.—.

Strecker, Karl, Lebensstudenten. Roman. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3.50.

Stüber-Gunther, Fritz, Der Schönheitspreis. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.50.

Stubenberg, Gräfin Mathilde, An der Sehnsucht ew'gem Wanderstab. Gedichte. Wien und Leipzig, Carl Fromme. M. 3.50.

Sulzer, Georg, Die Willensfreiheit oder der ichbewußte menschliche Wille und seine Entwicklung. Leipzig, Oswald Mutze. M. 2.50.

Sturm, Bruno, Auguste Brunetti-Pisano. Ein Kampfruf. Wien, Carl Konegen.

Sturm, Bruno, Gegen Weininger. Ein Versuch zur Lösung des Moralproblems. Wien. Wilhelm Braumüller. M. 1.20.

Veith, Georg, Cäsar. Ein Lebensbild des Feldherrn und des Staatsmannes in seinem Heldentum und seiner Tragik. Leipzig, Quelle & Meyer. Geh. M. 1.25.

Wellner, K., Akt-Zeichnen. Zwölf Vorlagen. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.—.

Widmann, J. V., Buddha. Epische Dichtung. Bern, A. Francke. Geb. M. 2.40.

Winternitz, M., Geschichte der indischen Literatur. 2. Band, 1. Hälfte. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Brosch. M. 7.—.

Wirth, Dr. Albr., Geschichte der Türken. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.80.

Wissen ist Macht. Monatshefte für lebendiges Wissen. Berlin, J. B. Neumann. Einzelhefte 30 Pf., 12 Hefte M. 3.—.

Wolff, Johanna, Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die englisch-deutschen Beziehungen und der Weltfriede

Von

Sir Charles Bruce

Als ich vor einigen Wochen die Einladung des Herausgebers der „Deutschen Revue", einen kurzen Artikel über den Fortschritt der englisch-deutschen Beziehungen für diese Zeitschrift beizusteuern, annahm, konnte ich die kräftige Reaktion gegen die künstliche Steigerung der Rüstungen nicht vorhersehen, die in Europa mit dem Beginn des neuen Jahres zum Ausdruck gekommen ist. Ein deutliches Zeichen der Reaktion in England war die Rede, die Herr Churchill als Vertreter der Admiralität im Hause der Gemeinen am 26. März 1913 hielt. Er erklärte, obwohl die Erhaltung unsrer maritimen Sicherheit immer als die erste Aufgabe betrachtet würde, deren Erfüllung die Finanzkraft des britischen Reiches in Anspruch nehmen müsse, sei die schlimme, unsinnige Torheit, die in dem liege, was jetzt in England und in der ganzen Welt vor sich gehe, selbst für die geringste Intelligenz so offenkundig, daß ein planmäßiges Bestreben, ihr Einhalt zu tun, das erste aller internationalen Ziele sein sollte. Und bei dem Lordmayorbankett in Guildhall am 9. November, einer Veranstaltung, der alle europäischen Staatskanzleien wegen der Andeutungen, die bei dieser Gelegenheit über die auswärtige Politik Englands gemacht zu werden pflegen, erwartungsvoll entgegensehen, erklärte Herr Churchill, indem er die Notwendigkeit eines erhöhten Aufwandes für die Flotte darlegte, daß die Regierung jede Gelegenheit ergreifen und herbeizuführen suchen würde, „dem Wetteifer in den Aufwendungen für Marine und Militär ein Ende zu machen, der der Ruin und eine Schande für das moderne Europa ist". Bei derselben Gelegenheit erklärte der Premierminister, wenn es mit dem Anwachsen der Rüstungen so weiterginge, würde es der Steuerkraft und dem Kredit der Nation mehr und mehr eine schwere und sogar gefährliche Belastungsprobe auferlegen, die ihrerseits auf die Quellen der Industrie und auf den allgemeinen Fortschritt des materiellen Wohlstands zurückwirken müsse. Er erklärte nachdrücklich, daß es für Staatsmänner und Geschäftsleute Zeit sei, miteinander zu erwägen, wie sich für eine vernünftigere und fruchtbarere Benutzung der gemeinsamen Hilfsmittel der Menschheit sorgen ließe.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Diesen Erklärungen der Minister folgte eine ebenso entschiedene Erklärung von seiten der liberalen Partei. In Leeds wurde im November folgende Resolution von der „National Liberal Federation" angenommen:

„Die Versammlung gibt ihrer lebhaften Hoffnung Ausdruck, daß angesichts der augenfälligen Besserung in den Beziehungen zwischen Großbritannien und auswärtigen Mächten keine Gelegenheit versäumt werden wird, in freundschaftlichen Unterhandlungen mit diesen Mächten fortzufahren, damit dem Mißtrauen und den Mißverständnissen, den fruchtbarsten Ursachen der verhängnisvollen Rivalität im Rüsten zwischen den Nationen Europas, ein Ende gemacht werde."

Daß das Streben der Regierungen wie des Volkes darauf gerichtet war, bessere Beziehungen zwischen dem Dreibund und der Tripelentente herbeizuführen, um das europäische Konzert wiederherzustellen, wurde vom deutschen Reichskanzler, Herrn v. Bethmann Hollweg, in einer Rede, die er im Reichstag am 9. Dezember hielt, dargetan. Er erklärte, daß während der ganzen Balkankrisis die Großmächte zusammengehalten hätten und ihre Anerkennung der Tatsache, daß der allgemeine Friede durch die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auf dem Balkan nicht gestört werden dürfe, stärker und nicht schwächer geworden sei. Das Verdienst an diesem Zusammenwirken komme allen Mächten zu, und eine zukünftige Zeit werde wahrscheinlich zeigen, wieviel Dank wir der Londoner Botschafterkonferenz schulden. Deutschland würde auch weiterhin in demselben Geist wie bisher mitarbeiten. Es habe die besonderen Interessen seiner Verbündeten, Oesterreich-Ungarn und Italien, nachdrücklich und wirksam unterstützt und zugleich in loyalem Zusammenwirken mit England und gestützt auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, den Interessen des europäischen Konzerts gedient. Seine Bemühungen seien durch seine glücklicherweise vollkommen korrekten Beziehungen zu Frankreich erleichtert worden.

Einem Leitartikel der „Times" über die Rede des deutschen Reichskanzlers entnehme ich folgenden Passus, der unzweifelhaft die Anschauungen eines guten Teils der öffentlichen Meinung in England wiedergibt:

„Alle Großmächte, meint er, befinden sich in wesentlicher Uebereinstimmung über die Zukunft der Türkei. Alle, meint er, akzeptieren die Grundprinzipien, die von Sir Edward Grey und Mr. Asquith über diese Frage aufgestellt worden sind. Alle wünschen, daß die Besitzungen der Türkei unangetastet bleiben und deren Prestige aufrecht erhalten wird, aber auf der Grundlage jener inneren Reformen, die durchzuführen, und zwar mit europäischer Hilfe durchzuführen — wie wir ihr so oft gesagt haben und wie auch er wiederholt — in ihrem eignen Interesse liegt. Der Kanzler hat unter diesen Umständen nicht gezögert, die Hoffnung auszusprechen, daß wegen der Zukunft dieses Reiches kein politischer Zwist unter den Großmächten zu erwarten sei. Was die wirtschaftliche Rivalität betrifft, so versichert er seinen Landsleuten, daß ihre Interessen der Gegenstand seiner wachsamen Sorge sind. Das ist besonders in Kleinasien der Fall, wo die Bagdadbahn in vergangener Zeit eine Quelle der Reibung mit uns zu werden drohte. Die Unterhandlungen, die mit unsrer Regierung geführt werden, um

Digitized by Google

die Möglichkeit dieser Reibung zu verhindern, haben, wie man uns mitteilt, einigen Fortschritt gemacht. Sie sind, wie es scheint, ein Teil eines allgemeinen Bestrebens, die Beziehungen der beiden Länder wieder dauernd in die ruhigen Bahnen zu leiten, die sie einige Zeit lang zu verlassen drohten. Dieses Ziel hofft man durch die Methode zu erreichen, die sich bei der Beilegung unsrer lange Zeit bestehenden Differenzen mit Frankreich als erfolgreich erwiesen hat; nämlich durch ein Uebereinkommen über die besonderen Fragen, die aus unserm Wettbewerb im Welthandel und in der Kolonialpolitik entstehen."

Der Rede des Reichskanzlers, die eine Unterstützung in den Kommentaren der „Times" und die allgemeine Zustimmung der Presse des vereinigten Königreichs fand, folgte bald, am 17. Dezember, die Entsendung einer großen Deputation von Parlamentsmitgliedern zum Premierminister, deren Aufgabe es war, auf die Einschränkung der Flottenrüstungen zu dringen und ihm die Besorgnisse der Anhänger der Regierung über die wachsenden Ausgaben für Verteidigungszwecke zu schildern. Der Premierminister gab, wenn er auch den für die Vervollständigung der bereits beschlossenen Rüstungen notwendigen Aufwand verteidigte, zu, daß die für Marine und Heer aufgewendeten Summen ein Gegenstand schwerer Sorge für die Regierung seien, die sich der Bedeutung der Frage und ihrer Einwirkung auf die soziale Gesetzgebung völlig bewußt sei.

Der Neujahrstag bietet immer eine natürliche Gelegenheit zur Aussprache von Hoffnungen für den internationalen Frieden und den sozialen Fortschritt, und am Neujahrstag 1914 veröffentlichte „The Daily Chronicle" einen Bericht über ein Interview mit dem Schatzkanzler, Mr. Lloyd George, in dem dieser nachdrücklich die Notwendigkeit eines entschiedenen Versuchs zu einer Einschränkung unsers übertriebenen Aufwandes für Rüstungen betonte. Der Kanzler gab drei Gründe an für seine Ueberzeugung, daß die Zeit für eine Revision unsers Rüstungssystems günstig sei. Ueber diese Gründe hat er sich folgendermaßen ausgesprochen:

„Der erste Grund ist, daß unsre Beziehungen zu Deutschland unendlich freundschaftlicher sind, als sie seit Jahren gewesen sind. Die Spannung ist zum großen Teil dank der klugen und geduldigen Diplomatie Sir Edward Greys vollkommen gemildert. Beide Länder scheinen eingesehen zu haben, daß ... sie alles zu gewinnen und nichts zu verlieren haben durch eine Rückkehr zu der alten Politik freundschaftlicher Gesinnung, die zwischen Deutschland und unserm Lande Jahrhunderte hindurch bis in die letzten Jahre befolgt worden war.

„Mein zweiter Grund ist, daß die Nationen des Kontinents ihre Kräfte mehr und mehr der Verstärkung ihrer Landstreitmacht zuwenden ... Die deutsche Armee ist unbedingt notwendig nicht allein für die Existenz des Deutschen Reiches, sondern geradezu für das Leben und die Unabhängigkeit der Nation selbst, da Deutschland von andern Nationen umgeben ist, die beinahe ebenso mächtige Heere besitzen, wie es sein eignes ist ... Es ist daher durch die jüngsten Ereignisse besorgt geworden und gibt ungeheure Summen Geldes für die Vergrößerung seiner Militärmacht aus. Infolgedessen bin ich überzeugt, daß, selbst wenn

Digitized by Google

Deutschland je irgendeinen Gedanken gehabt hätte, unsre Suprematie zur See in Frage zu stellen, die Erfordernisse der militärischen Situation ihn ihr notwendigerweise aus dem Kopf schlagen müssen. Unter diesen Umständen scheint es mir, daß wir die Ueberlegenheit, die wir gegenwärtig besitzen, ganz ruhig aufrechtzuerhalten vermögen, ohne daß wir fieberhafte Anstrengungen machen, sie noch weiter zu vergrößern. Wenn wir diesen Stand der Dinge erhalten, kann sich niemand beklagen, wenn wir aber fortfahren würden in unsern Bemühungen, darüber hinauszugelangen, würden wir nur andre Nationen herausfordern.

„Der dritte Grund ist der hoffnungsreichste von allen. Es ist das Umsichgreifen der Auflehnung gegen die militärische Bedrückung in der ganzen Christenheit, jedenfalls im ganzen westlichen Europa ... Der gesunde Menschenverstand der industriellen Klassen, sei es der Kapitalisten oder der Arbeiter, hat sich gegen diesen organisierten Wahnsinn erhoben."

Die von dem Schatzkanzler am Neujahrstag ausgesprochenen Ansichten fanden Unterstützung durch einen Brief des Präsidenten der National Liberal Federation, der am gleichen Tage in der Presse erschien. Er schlug vor, daß vor Ende Januar alle liberalen Vereinigungen Resolutionen zugunsten einer Einschränkung der Rüstungsausgaben annehmen sollten.

Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten, in verschiedenen Organen der Presse die Ansicht ausgesprochen, daß es keinen dauernden Frieden in Europa geben kann, bis das Konzert der Großmächte vollendet ist, und daß das Konzert niemals vollendet werden kann, solange nicht eine Verständigung zwischen England und Deutschland erzielt ist, die als Brücke für eine Verständigung zwischen der Tripelentente und dem Dreibund dienen kann. Die Rede des Herrn v. Bethmann Hollweg im Reichstag am 9. Dezember zeigte, daß die Erhaltung des europäischen Friedens während der Krisis, die sich aus dem Balkankrieg entwickelte, dem offenen und aufrichtigen diplomatischen Zusammenarbeiten der beiden Gruppen der Großmächte zu danken war. Und es wird, denke ich, nicht bestritten werden, daß dieses Zusammenwirken in nicht geringem Grade auf die gebesserten Beziehungen zwischen England und Deutschland zurückzuführen ist. Beide Mächte widmeten sich bis zum Aeußersten ihrer Kräfte der Erhaltung des Friedens. England mit seinem Einfluß auf Frankreich, Rußland und Italien, und Deutschland mit seinem Einfluß auf Oesterreich, Italien und Rußland bildeten einen Bund, der alle Schwierigkeiten überwand, ohne daß Deutschland dem Dreibund untreu oder England illoyal gegen die Tripelentente gewesen wäre.

Die Frage des Tages ist, wie sich der Fortbestand des Konzertes sichern läßt. Erstens muß man den Gedanken aufgeben, daß irgendeine ernstliche Einschränkung des Aufwandes für die Flotte dadurch möglich ist, daß England allein vorgeht. Daß die englische Flotte für Englands Feinde oder Verbündete eine „quantité négligeable" werden dürfte, ist undenkbar. Ebenso absurd wäre es, anzunehmen, daß irgendeine ernstliche Einschränkung der Ausgaben für Heereszwecke von Deutschland allein ausgehen könnte. Mr. Asquith, der vor einigen Wochen in Leeds sprach, sagte: „Ich fürchte, es ist wahr, daß nichts

Digitized by Google

geschehen kann ohne das durch die Forderungen der Völker zustande gebrachte Zusammenwirken der Großmächte der Welt." Und weiter: „Was ich in meiner Kollegen und in meinem eignen Namen Ihnen sage, ist: Sie können versichert bleiben, daß wir eifrig jede Gelegenheit ergreifen werden, die wir entdecken oder schaffen können, einer gemeinschaftlichen Verminderung der Lasten und der übermäßigen Ausgaben Vorschub zu leisten, die auf die Hoffnungen und die Bestrebungen der Menschheit drücken."

Ich würde gerne noch meine Ansichten über zwei Fragen aussprechen, die der deutsche Reichskanzler in seiner Reichstagsrede behandelt hat: die Interessen Deutschlands in der asiatischen Türkei und in Zentralafrika — Interessen, die, wie ich glaube, mit dem Interesse Englands vollkommen vereinbar sind. Doch die Raumverhältnisse zwingen mich, meine Ausführungen zu beenden, und ich schließe mit einem Auszug aus einem in der englischen Zeitschrift „The Nation" vom 13. Dezember 1913 erschienenen Briefe aus der Feder Mr. Holford Knights. Er gibt vortrefflich meine eignen Ansichten wieder:

„Ohne Ausnahme sind die Großmächte der Welt über die Steigerung der Flottenausgaben in Schrecken geraten. Diese Last bringt eine allgemeine Verantwortung mit sich, der alle der Reihe nach zu entfliehen wünschen. Der Weg dazu kann, wie uns der Premierminister sagt, nur durch ein internationales Uebereinkommen eröffnet werden. Das Hauptwerkzeug zu einer internationalen Verständigung ist die Haager Konferenz. Wird die nächste Haager Konferenz, die im Jahre 1915 zusammentreten soll, Erlösung bringen von dieser Last? Wenn nicht, wird der Wettlauf im Rüsten mit unheilvollen Ergebnissen weitere sieben Jahre lang fortgesetzt werden. Bringt die Konferenz Abhilfe, so wird sie die Hilfsquellen des modernen Europa vom Wege des Zerstörens auf den des Aufbauens leiten; jedes Land wird in eine neue Periode wirtschaftlicher Entwicklung eintreten, und der Weltfriede kann auf Jahre hinaus ausreichend gesichert werden. Würde uns als Volk nur eine Möglichkeit geboten, diese große Aussicht zu verwirklichen, so würden wir uns gegen die Zivilisation versündigen, wenn wir sie uns entgehen ließen. Großbritannien darf nichts ungeschehen lassen, um das größte Maß von segensreichen Wirkungen der Haager Konferenz zu sichern."

Nachschrift

Ich möchte gern noch ein paar Worte über den Besuch anfügen, den Fürst Lichnowsky kürzlich der Stadt Newcastle und andern großen Industriezentren im Norden Englands gemacht hat. In mehreren Reden von sehr glücklicher Form betonte er, daß in der Vervollkommnung der Mittel zum Austausch der Produkte der beiden Nationen die Hoffnung für die Zukunft beider liege. Bei einem Bankett zur Unterstützung der Deutschen Mission für Seeleute in Newcastle sagte Seine Exzellenz: „Mein Wunsch ist immer gewesen, in die Fußstapfen meiner Vorgänger zu treten und den freundschaftlichen Geist zu pflegen, der unsre beiden mächtigen Nationen in den Stand gesetzt hat, auf Jahrhunderte ungetrübten Friedens und harmonischen Strebens zurückzublicken, denn ich bin

Digitized by Google

fest überzeugt, daß mit Hilfe eines vollständigen gegenseitigen Einvernehmens und einer noch besseren Verwirklichung der Möglichkeiten einer friedlichen Entwicklung diese guten Beziehungen immer aufrechterhalten bleiben werden."

Die Begeisterung, mit der Fürst Lichnowskys reges Bemühen, nicht nur in seinen Beziehungen zum Auswärtigen Amte, sondern auf dem weiteren Felde der internationalen Handelsinteressen aufgenommen worden ist, kann als Beweis dienen, daß das britische Volk entschlossen ist, nicht zuzugeben, daß etwas zwischen ihm und den guten Absichten Deutschlands steht. Diesen Entschluß gegen die Tripelentente mit der Loyalität in Einklang zu bringen, ist das für das Schicksal von Europa bedeutungsvolle Problem des Tages. Die Ankündigung des angeregten Besuches Ihrer Majestäten des Königs und der Königin in Paris ist ein glückliches Vorzeichen, denn er wird, wie nicht zu bezweifeln ist, als ein Pfand und eine Versicherung dafür aufgefaßt werden, daß ein vollständiger Ausgleich mit Deutschland und ein treues Festhalten an der „Entente" mit Frankreich wohl vereinbar sind.

Kardinal Rampolla

Von

Raffaele de Cesare, Senator des Königreichs Italien (Rom)

Der Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro entstammte einer vornehmen Familie, die aber weder von altem noch von feudalem Adel ist. Polizzi-Generosa, wo er im Jahre 1843 zur Welt kam, ist eine große alpine Gemeinde der Provinz Palermo in den sog. Madonischen Bergen, in einer Höhe von mehr als 1000 Meter über dem Meer. Sein Vater, ein reicher Grundbesitzer, schickte ihn als Jüngling nach Rom und brachte ihn zuerst in das Seminar von St. Peter, dann in das Seminar Capranica. Da er von dem starken Wunsch erfüllt war, Karriere zu machen, und seine vornehme Abstammung nachweisen konnte, trat er in die Akademie der adeligen Geistlichen ein und verließ sie als Sekretär der Kongregation für die außerordentlichen geistlichen Angelegenheiten; dann wurde er als Sekretär der Nunziatur unter Monsignore Simeoni nach Madrid gesandt. Als Simeoni nach Rom zurückkehrte, um der Nachfolger des Kardinals Antonelli zu werden, wurde Rampolla zum Nunzius befördert und blieb in diesem Amt bis zum Jahre 1887, in dem ihn Leo XIII. zum Kardinal und Staatssekretär ernannte. Die rasch aufeinanderfolgenden Beförderungen des jungen Prälaten, der nur wenig mehr als vierzig Jahre zählte, riefen in den hohen geistlichen Kreisen allgemeines Erstaunen hervor, weil nichts so viel Glück bei ihm hatte vorausahnen lassen, weder bedeutende Geistesgaben noch andre hervorragende Eigenschaften. Doch mit einer sehr hohen Auffassung von seiner Pflicht widmete er sich den Geschäften des neuen Amtes. Seine fast aszetisch strenge Lebensführung, sein Mißtrauen gegen die Menschen, das seiner von den Arabern ab-

Digitized by Google

stammenden Rasse im Blut liegt, seine Abneigung gegen jede Mitteilsamkeit, die ihn so wenig wie nur möglich sprechen ließ, und eine grenzenlose Ergebenheit gegen Leo XIII. machten ihn zum ersten Minister eines Papstes, der in der Geschichte als eine der unbeugsamsten Persönlichkeiten, die je auf dem Stuhl des heiligen Petrus gesessen haben, fortleben wird — eines politischen und streitbaren Papstes, der im Kampf mit dem neuen Italien keine Ermüdung, kein Nachlassen kannte. Rampolla verstand ihn, wurde seine Stütze und erwarb sein ganzes Vertrauen, in höherem Maße als seine drei Vorgänger. Der Kardinal Franchi, der erste Staatssekretär Leos XIII., starb nach sechs Monaten eines beinahe unerwarteten Todes; der Kardinal Lorenzo Nina, der ihm folgte, harmonierte nicht mit dem Papst, der ihn in brüsker Weise entließ; und der Kardinal Ludovico Jacobini starb nach zwei Jahren, wie man sagte, infolge des vielen Aergers, den ihm der unzufriedene Papst bereitete. Rampolla hingegen war und blieb der geschätzte Staatssekretär Leos XIII. von dem Tage seiner Ernennung an bis zu jenem, an dem Leo XIII. starb, d. h. sechzehn Jahre lang, ohne sich je von Rom zu entfernen, ohne je seine Amtsgeschäfte aus der Hand zu geben, ohne einen einzigen Tag der Ruhe und der Erholung. Er bewohnte das Stockwerk, das sich über den Gemächern des Papstes befand, und ging zu diesem tagtäglich zur gleichen Stunde auf der kleinen innern Treppe hinunter, um den Papst über alles, was vorging, zu unterrichten und seine Befehle entgegenzunehmen, sowohl für die interne Leitung der allgemeinen christlichen Kirche, wie für die politische Haltung in den verschiedenen Fragen, die in jenen Jahren Europa in Aufregung hielten — Fragen, in denen der Papst um jeden Preis seine Rolle spielen wollte.

*

Die Arbeit Leos XIII. und seines Ministers war zum großen Teil politisch und ganz auf das Ziel gerichtet, die Welt davon zu überzeugen, daß ohne die Wiedereinsetzung des Papstes in die weltliche Herrschaft weder die Kirche noch die bürgerliche Gesellschaft in Italien und in Europa Friede haben würde. Mit Halbheiten war hier nichts getan; das hatte Leo bei früheren Gelegenheiten noch in ziemlich gemäßigter Weise erklärt, aber in dem berühmten Brief vom 15. Juni 1887 an den Kardinal Rampolla, der damals das Amt des Staatssekretärs übernahm, und dem er hier das zu befolgende Programm entwickelte, offenbarte er seine ganzen politischen Pläne. Es muß daran erinnert werden, daß der Eindruck, den dieser Brief hervorrief, verhängnisvoll war. Er zerstörte jede Hoffnung und Aussicht auf einen Ausgleich mit Italien, während er zugleich den europäischen Regierungen die ganze Hilfe der Kirche und des ganzen päpstlichen Einflusses zur Ueberwindung der inneren Schwierigkeiten, die den verschiedenen Staaten durch die Unruhe verbreitenden revolutionären Parteien erwuchsen, anbot und einzig und allein verlangte, daß der Papst in eine unabhängige Lage, mit einer wirklichen und wahrhaftigen Souveränität, versetzt werde. Ich wiederhole es, der Brief vom 15. Juni zerstörte jede Illusion über

Digitized by Google

einen Ausgleich mit Italien, die durch die Konsistorialallokution vom 23. Mai — also vierundzwanzig Tage vorher — entstanden war und den Benediktinerpater Tosti dazu begeistert hatte, in einem kleinen Werk, das Aufsehen erregte, die Versöhnung Italiens und des Vatikans zu besingen. Auch in der Abgeordnetenkammer wurde darüber gesprochen, und die illustrierten Zeitschriften stellten den König Umberto dar, wie er Leo XIII. die Hand reichte. Die Periode der Illusionen war kurz, und nach dem Briefe vom 15. Juni änderte sich alles von Grund aus; es begann jetzt die Periode jenes heftigen Kampfes, der von beiden Parteien mit Erbitterung geführt wurde, zumal sich zwei Sizilianer gegenüberstanden, die die Eigenschaften der Unversöhnlichkeit und der Impulsivität miteinander gemein hatten und einander auch persönlich wegen ihres verschiedenen politischen Ursprungs haßten, denn Rampolla gehörte einer bekannten, den Bourbonen ergebenen Familie an, während Crispi die rechte Hand Garibaldis bei der Eroberung Siziliens gewesen war.

Crispi, der vor kurzem die Regierung übernommen hatte, die er sozusagen als Diktator ungefähr vier Jahre lang führte, nahm die im Briefe des Papstes enthaltene Herausforderung an, und der Kampf wurde mit der größten Erbitterung geführt. Crispi setzte in der ersten Erregung den Herzog von Torlonia als Bürgermeister von Rom ab, weil er in dieser Eigenschaft dem Kardinalvikar die Glückwünsche für den Papst überbracht hatte, der am 1. Januar 1888 sein Priesterjubiläum feierte. Es war die Periode des heftigsten Kampfes, in der auch das Denkmal Giordano Brunos mit offizieller Feierlichkeit eingeweiht wurde und Leo XIII. ernstlich daran dachte, Rom und Italien zu verlassen, wie es hieß auf den Rat Frankreichs, dem aber wegen der Schwierigkeit seiner Ausführung keine Folge gegeben wurde.

In der diplomatischen Arbeit trat keine Pause ein, und die Noten und Allokutionen des Papstes folgten einander, eine immer heftiger und anmaßender als die andre. Es war die reine Verschwörerarbeit; die Fäden des Netzes liefen durch die Kanzleien und die Sakristeien, durch die Kabinette der Minister und die Diözesen, durch die Parlamente und die Presse. Frankreich blies aus vollen Lungen ins Feuer und täuschte dem Papst und seinem Staatssekretär sogar die Möglichkeit eines Krieges mit Italien vor, so daß sie auf diesen hinarbeiteten. Es war eine verblendete und starrsinnige Politik, die erst mit dem Tode Leos XIII. ihr Ende fand und in der selbst nach dem Attentat von Monza kein Stillstand eintrat — eine Politik der Mißerfolge, denn es wurde nichts von dem, was man wollte, erreicht, und zum Schluß spielten der Papst und Rampolla die Rolle der Getäuschten. Der Dreibund, gegen den sie mit so großer Hartnäckigkeit arbeiteten, wurde nicht zertrümmert, und noch weniger trat an seine Stelle der andre Dreibund, den sie sich wünschten, der von Frankreich, Rußland und dem Vatikan gebildete.

*

In einem vor zwei Jahren erschienenen Buch mit dem Titel „La politica di Leone XIII. da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla“ sind interessante

Digitized by Google

Enthüllungen und merkwürdige Schriftstücke über jene Zeit veröffentlicht worden. Ehe Leo XIII. den Brief vom 15. Juni geschrieben hatte, waren die beiden genannten Prälaten Freunde gewesen, so daß Rampolla in seinem Testament vom Jahre 1879 dem Kardinal Galimberti das kostbare Hirtenkreuz vermachte, das er vom Deutschen Kaiser nach dem endgültigen Frieden zum Geschenk erhalten hatte. Es sei hier daran erinnert, daß dem beharrlichen und einsichtsvollen Wirken Galimbertis das Ende des Kulturkampfes zu verdanken war. Das genannte Buch frischt die Erinnerung an jene Tage wieder auf und ist daher sehr interessant. Galimberti, der sich von den Intransigenten und von Frankreich gehaßt wußte sowie vorhersah, daß er sich unter der neuen vom Papste inaugurierten Politik unbehaglich fühlen und das Vertrauen des neuen Staatssekretärs nicht genießen würde, bat den Papst, ihn als Nunzius nach Wien zu schicken, und begab sich auf seinen neuen Posten, ehe Rampolla die Geschäfte des Staatssekretärs übernahm. Doch solange er in Wien war, mußte Galimberti jemand haben, der ihn über die Vorgänge in Rom getreulich informierte und ihm sozusagen den Rücken deckte, und er wählte für dieses Amt Monsignore De Montel, einen intelligenten, ihm befreundeten Prälaten, den Vertreter Oesterreichs in der Sacra Ruota. De Montel schickte ihm merkwürdige, aufmunternde Briefe. Auch Schlözer schrieb an ihn; er ermutigte ihn, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen, und sprach die Hoffnung aus, ihn bald in Rom wiederzusehen. Es gibt noch andre, sehr charakteristische Briefe De Montels. In einem vom 6. Januar 1889 datierten schrieb er: „Der hochwürdigste Staatssekretär, der häufig die beklagenswerte Lage des Heiligen Stuhles zum Gegenstand seiner Gespräche mit den Diplomaten macht, wobei er auf den unbarmherzigen Kampf hinweist, der von der italienischen Regierung gegen das Papsttum geführt wird, und die ihm drohende ernste Gefahr sowie die nicht fernliegende Folge, daß es außerhalb Italiens eine Zuflucht suchen muß, hervorhebt, beobachtet über dieses Thema dem Herrn Gesandten Schlözer gegenüber vollkommenes Schweigen ...“ In einem andern Briefe, vom 22. Dezember 1888, heißt es, immer in bezug auf den erbitterten Kampf zwischen dem Vatikan und Italien und das eventuelle Fortgehen des Papstes von Rom: „Viele schreiben diese Erbitterung und diesen rücksichtslosen Kampf, der von der italienischen Regierung gegen die Kirche geführt wird, zum großen Teil der Rivalität der beiden sizilianischen Landsleute zu, richten in dem lebhaften Wunsche, daß wieder ein wenig Ruhe eintrete, ihre Augen auf Wien, auf Eure Eminenz, und wünschen sehnlichst, daß Sie recht bald als Staatssekretär unter uns weilen mögen.“ Dies wünschte in der Tat der gemäßigtere Teil der klerikalen Welt, die überzeugt war, daß Rampolla, statt den leidenschaftlichen politischen Eifer des Papstes zu zügeln, ihn immer mehr ermutigte. Das war die allgemeine Ansicht, und man nahm an, daß Leo XIII., wenn eine andre Persönlichkeit Staatssekretär würde, weniger Eigensinn in seiner Politik zeigen würde, die ganz auf die Erlangung der weltlichen Souveränität gerichtet war und alles diesem Ziel opferte. An einer Stelle des genannten Buches, wo von andern Erinnerungen aus jenen Tagen

Digitized by Google

die Rede ist, wird erwähnt, daß Monsignore Galimberti mit Zustimmung des Papstes in den Zeitungen die Notwendigkeit des religiösen Friedens mit Deutschland verfochten hatte, daß Herr v. Schlözer, als er nach Rom kam, in ihm einen wertvollen Verbündeten fand und seitdem die Arbeit zielbewußter wurde, wenn sie auch immer schwer blieb. Schlözer war in Rom kein Neuling; er war vor 1870 unter Arnim dort gewesen. Er sprach gut Italienisch, wenn auch mit stark teutonischem Akzent; er war ungezwungen in seinen Umgangsformen, einfach in seiner Lebensweise und besaß ein genügendes Kapital von Schlauheit und Energie, um den großen Kampf zu unternehmen, der sich gleichzeitig gegen die Intrigen Frankreichs, das nicht ohne heimlichen Grimm den neuen Papst sich Deutschland nähern sah, gegen die in Rom durch den Kardinal Ledochowski gestützten deutschen Intransigenten und die hitzköpfigen und kurzsichtigen italienischen Intransigenten richtete. Doch den schwersten Stand hatte er gegenüber den Intrigen Frankreichs, das damals Graf Lefebvre de Béhaine, ein herrischer und rücksichtsloser Diplomat, vertrat.

*

Es war ein denkwürdiger Kampf, der einige Jahre lang unter mannigfachen Wechselfällen fortging, aber durch die Energie des Herrn v. Schlözer und die Gewandtheit Galimbertis zu Ende geführt werden konnte, als der letztere im Juli des Jahres 1886 zum Sekretär der Kongregation für die außerordentlichen geistlichen Angelegenheiten, die eine politische Behörde und ein Appendix des Staatssekretariats ist, ernannt wurde. Die Freundschaft zwischen dem deutschen Diplomaten und dem römischen Prälaten wurde völlig intim, und es war selbstverständlich, daß in der mißgünstigen geistlichen Gesellschaft diese große Intimität Anlaß zu Verdächtigungen und zu üblen Nachreden in Rom und in Paris, unter den deutschen und italienischen Intransigenten wie unter den eifernden Bischöfen Preußens und Oesterreichs bot. Günstig gestimmt zeigte sich dagegen der Papst; er hatte sich durch die wiederholten Aufmerksamkeiten des Fürsten Bismarck betören lassen, der ihn zum Vermittler in dem Streit mit Spanien wegen der Karolineninseln hatte haben wollen, dann ihn in einem berühmten Briefe mit „Sire" angeredet hatte und ihn nicht ohne Bosheit die Hoffnung nähren ließ, daß die römische Frage nicht abgetan sei, daß man aber die Dinge ganz allmählich regeln müsse.

Unter den Dokumenten, die in dem erwähnten Bande veröffentlicht sind, befinden sich auch einige Instruktionen, die Rampolla als Staatssekretär an den Nunzius in Wien bezüglich der zweiten Mission Galimbertis nach Berlin schickte. Sie offenbaren das Bestreben, ihm Schwierigkeiten zu schaffen, sei es dem großen Kanzler, sei es dem Papst gegenüber, und beziehen sich immer auf das ewige Thema der Stellung des Papstes in Rom und der Notwendigkeit, ihm die wirkliche Souveränität zu verschaffen. Andre Instruktionen scheinen absichtlich erteilt zu sein, um dem Nunzius bei der Staatskanzlei in Wien Schwierigkeiten zu schaffen, wie in dem verwickelten Streit über die slawische Liturgie; wieder andre

Digitized by Google

sind geradezu kindisch, wie die Weisung, beim Episkopat, beim Klerus und bei den intransigenten Katholiken für die Veranstaltung von Kongressen zu wirken, die die Notwendigkeit dartun sollten, dem Papst die weltliche Macht zu geben. Gleichzeitig bereiteten sie auf andern Wegen, aber mit größerer Vorsicht, dem Deutschen Reiche Schwierigkeiten, vor allem nach dem zweiten Besuch Kaiser Wilhelms II. beim Papste, und den bekannten Vorfällen, die ihn begleiteten. Die Mißstimmung gegen Schlözer wuchs bis zu dem Grade, daß seine Abberufung erwirkt wurde; und schließlich wurde Galimberti im Konsistorium von 1893 zum Kardinal ernannt und nach Rom zurückberufen: promoveatur, ut amoveatur. Nach Rom zurückgekehrt, lebte er nur noch zwei Jahre und starb, ehe er noch die Sechzig vollendet hatte. Rampolla verlor in ihm seinen Rivalen, der sicherlich dazu beigetragen hatte, die Regierung in Wien zu veranlassen, von dem Veto Gebrauch zu machen.

*

Das historisch sensationellste Ereignis im Leben Rampollas war seine Ausschließung vom Pontifikat in dem Augenblick, wo er es erreichte. Er sah es unerwartet seiner Hand entgleiten. Er hatte aufrichtige und zahlreiche Freunde. Leo XIII. erneuerte während seines langen Pontifikats fast das ganze Heilige Kollegium, und die neuen Kardinäle waren wenn auch nicht alle vom Staatssekretär ausgesucht, doch alle mit seiner Genehmigung gewählt. Indessen hatte er auch beharrliche und offene Gegner, wie den kürzlich verstorbenen Kardinal Oreglia, und mehr heimliche Widersacher, als man glaubte. Seine lange Amtsführung hatte ihm Freunde und auch Gegner eingetragen, die sich an das Motto erinnerten, das dem Kardinal Lambruschini, dem Staatssekretär Gregors XVI., im Konklave von 1846 verhängnisvoll wurde, an das Motto nämlich, daß man nicht zweimal Papst sein könne. Es gab auch nicht wenige Kardinäle, gottesfürchtige und erleuchtete Männer, die nicht ohne Sorge für die Kirche und für Italien das lange Sichhinziehen der Richtung Leos XIII. mitansahen, deren getreuer und strenger Fortsetzer Rampolla als Papst geworden wäre; zu erwähnen sind da der durch seine Werke, seine Gelehrsamkeit und seine Frömmigkeit bekannte Kardinal Capecelatro, der im vorigen Jahre starb, und der Kardinal Agliardi, der gegenwärtig noch lebt und durch seine Antezedenzien bekannt ist. Aber weder den einen noch den andern wäre es gelungen, die Wahl Rampollas zu hindern, wenn nicht das Veto Oesterreichs erfolgt wäre, das der Kardinalbischof von Krakau bei der ersten Abstimmung des zweiten Tages, am 2. August, aussprach, als die Zahl der für Rampolla abgegebenen Stimmen mehr als ein Drittel aller ausmachte: 29 von 62 Anwesenden. Niemand sah das Veto voraus, das ein reiner politischer Anachronismus war, da der Papst ja kein weltlicher Fürst mehr ist. Das Veto traf den Fürsten, nicht den Papst. Die Kardinäle hätten sich nicht daran zu kehren brauchen, aber das Veto lähmte sie; es nahm den Anhängern Rampollas die Kraft und steigerte die seiner Gegner. Wir möchten hier an die dramatische Szene erinnern, die sich im Konklave ab-

Digitized by Google

spielte, nachdem der Kardinal Puzyna, beinahe stammelnd vor Erregung, die Ausschließung des Kardinals Rampolla vom Pontifikat ausgesprochen hatte. Dieser erhob sich von seinem Sitze und sprach, seine majestätische Gestalt hoch aufrichtend, mit lauter und fester Stimme die historischen Worte: „Vehementer doleo de gravi vulnere illato Ecclesiae libertati; quod autem ad me attinet, nihil gratius, nihil iucundius accidere poterat.“ Dann nahm er, anscheinend ruhig, wieder Platz auf seinem Sitz, sagte nichts weiter und beeilte sich nur, unter den ersten zu sein, die dem eben gewählten Kardinal Sarto huldigten. Ehe das Veto ausgesprochen worden war, hatte der spanische Kardinal Vives, sein begeisterter Anhänger, nach der ersten Abstimmung, bei der Rampolla 24 Stimmen erhalten hatte, beantragt, daß er durch Akklamation ernannt werde. Der Kardinal-Camerlengo Oreglia, der den Vorsitz im Konklave führte, widersprach, da der Antrag den Bestimmungen nicht entspreche. Und wenn auch unmittelbar nach dem Veto die Zahl der Stimmen auf 30 stieg, so begann sie dann merklich zu sinken, und am Morgen des 4. August ging sie auf 10 herab, während die Zahl der für den Kardinal Sarto abgegebenen auf 50 stieg und er gewählt wurde. Die Zahl der anwesenden Kardinäle betrug 62, daher genügten 42 Stimmen für die Wahl. Die spanischen Kardinäle mit Vives an der Spitze und beinahe alle französischen blieben bis zuletzt Rampolla treu, der keine Erregung zeigte, vielmehr, wie erzählt wird, bei der Rückkehr in seine Gemächer, den Hut hinwerfend, ausrief: „Gottes Wille geschehe!“ Dieser Ausruf wurde von seinem Konklavisten Don Filippo Rocchi gehört, und es wurde allgemein bemerkt, daß bei der Feier der Krönung des neuen Papstes, die im Vestibül von St. Peter am 9. August stattfand, Pius X. und Kardinal Rampolla sich mit überströmendem Gefühl umarmten; Pius X. hatte Tränen in den Augen.

Das österreichische Veto, das den Kardinal Rampolla von der päpstlichen Würde ausschloß, war mit Deutschland und Italien verabredet worden. Man sah von vornherein und fürchtete in ihm den Fortsetzer der Politik Leos XIII. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen den Kabinetten des Dreibundes waren schon zu jener Zeit begonnen worden, da Monsignore Galimberti Nunzius und Graf Nigra italienischer Botschafter in Wien war. Die italienische Regierung hatte in diesem Sinne eingewirkt. Es sei hier daran erinnert, daß von den beiden letzten Vetos in der Geschichte das eine, das vom Kardinal Marco ausgesprochen wurde, gegen den Kardinal Giustiniani von seiten Spaniens gerichtet worden war und die Wahl des Kardinals Cappellari della Colomba herbeiführte, der sich Gregor XVI. nannte; das andre Veto ging von Oesterreich aus in dem Konklave, das auf den Tod Pius' VII. folgte. Es traf den Kardinal Severoli, weil er sich der Sanktionierung der Ehescheidung Napoleons und dessen zweiter Heirat mit der Prinzessin Marie Luise widersetzt hatte. Unter den veränderten Verhältnissen des Papsttums wird das Veto der drei katholischen Mächte hinfort nur noch eine Erinnerung an andre Zeiten sein. Der jetzige Papst hat es durch eine Bulle abgeschafft.

*

Digitized by Google

Nachdem Kardinal Rampolla das Amt des Staatssekretärs niedergelegt hatte, verließ er ganz ruhig und ohne jedes Bedauern die große Wohnung im Vatikan, zog in die bescheidene, stille Wohnung des Erzpriesters von St. Peter bei Santa Marta und widmete sich vollständig den Studien und den Geschäften der zahlreichen Kongregationen, denen er angehörte. Hier führte er das schwierige Werk „Santa Melania Giuniore, Senatrice Romana" zu Ende, das in einer großen Luxusausgabe der vatikanischen Druckerei mit dem Datum MDCCCCV erschien. Den Text begleiten zeitgenössische Urkunden und Anmerkungen, die durch Untersuchungen und Gegenüberstellungen Zeugnis von seiner tiefen Gelehrsamkeit ablegen und den Ruf befestigten, in dem er stand, daß er mehr Gelehrter als Kritiker war.

Grundlage und Keim dieses großen Werkes ist das unveröffentlichte synchronische Leben der heiligen Melania in lateinischer Sprache, das Rampolla im Kloster Eskurial fand, als er Nunzius in Madrid war; aber es ist zugleich eine sorgfältige kritische Studie über jene Periode.

Die Ereignisse im Leben der Heiligen sind weder zahlreich noch von außergewöhnlicher Bedeutung. Sie entstammte der Senatorenfamilie der Valerier und war die einzige Erbin eines ungeheuren Vermögens. Sie wurde, noch nicht vierzehnjährig, von ihrem Vater Valerius Publicola gezwungen, ihren Verwandten Valerius Pinianus, einen Jüngling von 18 Jahren, zu heiraten. Nachdem sie zwei Söhne geboren hatte, die nur ganz kurze Zeit am Leben blieben, auch ihr Vater gestorben war, der ihr vollständig freie Verfügung über sein Vermögen ließ, ergab sie sich dem strengsten Aszetismus und faßte den Entschluß, sich ihrer Reichtümer zu entäußern, um sie den Armen zu schenken; nachdem sie auch ihren Gatten bewogen hatte, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, ergab sie sich ganz dem Dienste Gottes. Im Jahre 404 verließ sie ihren herrlichen Palast auf dem Caelius und zog sich, schlicht in Kleidung und Lebensweise, in ein vorstädtisches Landhaus zurück; dann ging sie, unterstützt von der Prinzessin Serena, der Adoptivschwester des Kaisers Honorius, an den Verkauf ihrer Erbgüter in Rom, in Kampanien, in Sizilien, Afrika und Spanien, um den Erlös unter die Armen zu verteilen, reiste mit ihrer Familie nach Messina hinüber, dann nach Tagaste in Afrika und hierauf nach Jerusalem. Dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens mit Gebeten und Bußübungen, gründete und dotierte Klöster und Kirchen und starb im Jahre 439.

*

Diese Erzählung füllt einen kleinen Teil des Buches; den Hauptinhalt bildet der lateinische Text der Lebensbeschreibung und eine griechische Fassung derselben, die erst in neuerer Zeit von den Bollandisten nach einer barberinianischen Handschrift veröffentlicht und von Rampolla mit einer ausgezeichneten italienischen Uebersetzung versehen und aufs genaueste mit andern bekannten Handschriften, griechischen und lateinischen, verglichen worden ist. Voraus geht eine gelehrte Untersuchung über diese historischen Quellen, die die Beziehungen zwischen dem

Digitized by Google

lateinischen und dem griechischen Text darzulegen und die Frage, wer der Verfasser der Biographie ist, zu beantworten sucht. Hinsichtlich der ersten Frage kommt er zu dem Schlusse, daß nicht die griechische, sondern die lateinische Fassung den Originaltext darstellt; daß jene, wie sie im Kodex Barberini erhalten ist, nicht nur der Zeit nach die neuere, sondern außerdem in späterer Zeit, zwischen dem sechsten und dem neunten Jahrhundert, überarbeitet worden ist. Die Untersuchung über den Verfasser, die mit großer Feinheit und Meisterschaft durchgeführt ist, kommt zu dem Ergebnis, daß die Biographie einem Augenzeugen der Taten der Heiligen zu verdanken ist, dem Priester Gerontius, der aus Jerusalem gebürtig und als Kind in Rom im Hause der Melania aufgenommen worden war, die ihn für das Studium und den Priesterberuf erziehen ließ, ihn dann zu ihrem Kaplan machte und ihn fünfunddreißig Jahre lang als Vertrauten ihrer frommen und barmherzigen Werke bei sich hatte.

Doch von dem begrenzten Feld der Hagiographie werden wir auf das der Geschichte im ersten Kapitel der Einleitung geführt, die uns ein Bild gibt von der römischen Gesellschaft um die Wende des vierten und in den ersten dreißig Jahren des fünften Jahrhunderts, von den Verhältnissen des Christentums, der Reaktion des Heidentums und dem orientalischen Aszetismus, wie ihn vor allem der heilige Athanasius und der heilige Hieronymus verkündeten, den die heilige Melania kannte und häufig in seiner auf dem Aventinus im Palast der Marcella eröffneten Schule besuchte. Ebenso bedeutsam und reich an vielseitigem gelehrtem Wissen sind die Anmerkungen, die den Inhalt des Bandes vervollständigen oder sogar seinen größten Bestandteil bilden und in denen nicht nur strittige Stellen aus der Lebensbeschreibung der heiligen Melania, ihrer Freunde und ihrer ebenfalls heilig gesprochenen, durch das Beiwort „die Aeltere“ gekennzeichneten Großmutter gleichen Namens, sondern auch historische, archäologische, theologische und liturgische Probleme besprochen und untersucht werden. Hier offenbart sich die Vielseitigkeit und der tiefe Geist des Verfassers, und hier werden Ergebnisse gewonnen, die dem Fortschritt der Wissenschaft dienen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen in archäologischer Hinsicht die Anmerkungen, die das Haus der Valerier auf dem Caelius und die von Melania bewohnte vorstädtische Villa betreffen, in historischer Hinsicht das Kapitel „Santa Melania e la schiavitù“, in religiöser die Abhandlung über das Bekenntnis zur Jungfräulichkeit, wie es in den römischen Familien seit der konstantinischen Zeit erscheint, in liturgischer Hinsicht die Bemerkungen über den Brauch der täglichen Kommunion, das Abendmahl für die Kranken, die Fasten und die Verehrung der heiligen Melania in den Kirchen des Orients und des Okzidents. Es ist ein Werk, das einen zu den schwierigsten Forschungen befähigten Geist offenbart und eine der verworrensten und dunkelsten Perioden des frühen Mittelalters beleuchtet.

*

In seinem Familienkreise erlebte er wenig Glück. Er verlor seine Eltern, ehe sie alt waren, und von seinen beiden Brüdern, die ebenfalls schon längere

Digitized by Google

Zeit nicht mehr leben, war einer in einen Strafprozeß verwickelt, der sich vor einer Reihe von Jahren in Mailand abspielte und Aufsehen erregte. Die Brüder starben ohne Nachkommenschaft, daher war der Kardinal der letzte seines Stammes. Seine einzige Schwester hatte den Baron Perrana, der ebenfalls Sizilianer war, geheiratet, und dieser Ehe entstammte der Fürst von Campobello. Um die Familie immer fester mit dem Adel zu verknüpfen, hatte der Kardinal diesen einzigen Neffen mit einem Fräulein aus dem Hause Altieri verheiratet, trotz des Widerstandes des Fürsten und der Familie Altieri. Dieser Ehe sind zwei Söhne entsprungen, denen der Kardinal sein Vermögen in seinem zweiten Testament vermacht haben soll, das noch nicht aufgefunden und, wie angenommen wird, in den ersten Stunden nach seinem Tode beiseite geschafft worden ist. Nach dem ersten Testament, das aus dem Jahre 1887 stammt, ist die Universalerbin seine Schwester, die Mutter des Fürsten Campobello. Dieser, der von seiner Gemahlin getrennt ist, war nicht in Rom, als der Onkel starb, und erschien nicht bei der Beisetzungsfeier, die in St. Peter mit Pomp und wahrhaft königlichem Zeremoniell begangen wurde. Für die Familie des Verstorbenen war eine besondere Tribüne errichtet worden, auf der der Baron und die Baronin di Perrana und die Fürstin von Campobello, außerdem einige Verwandte Leos XIII. Platz nahmen.

Die beständigste und vielleicht am besten vergoltene Zuneigung des Kardinals besaß sein Kammerdiener Giuseppe, den alle unter dem Diminutiv „Peppino" kannten, ein treuer und intelligenter Mann, der ihm ungefähr vierzig Jahre lang diente, seit der Zeit, wo Rampolla Zögling der geistlichen Akademie und dann Nunzius in Madrid war. Peppino war es, der ihn am besten kannte und verstand; er drückte ihm in jener verhängnisvollen Nacht, in der der Kardinal fast unerwartet entschlief, die Augen zu und beweinte ihn mit dem aufrichtigsten Schmerze. Er besaß eine Hingebung für seinen Herrn, die an das Unglaubliche grenzte, aber er hatte keinen Einfluß auf das intime Leben des Kardinals, der geradezu wie ein Anachoret unter Mühsalen und Entbehrungen dahinlebte. Das Haus, in dem der Kardinal wohnte, seitdem er den Vatikan verlassen hatte, und in dem er auch starb, ist, wie ich schon andeutete, in völliger Einsamkeit gelegen. Es enthält wenige Zimmer, im ganzen acht, von denen der Kardinal nur vier bewohnte; sie waren alles eher als reich möbliert, das Schlafzimmer fast kahl, ohne Tapeten, ohne Ofen und ohne weiteren Schutz gegen die Tramontana, die in dieser Gegend der Stadt stark bläst.

*

Das Begräbnis Rampollas in St. Peter war, wie gesagt, das eines Fürsten. Etwas Großartigeres hatte man bisher nicht gesehen. St. Peter ist die päpstliche Basilika; und da Rampolla ihr Erzpriester und Baupräfekt war, läßt sich die Großartigkeit bis zu einem gewissen Punkt erklären. Tatsächlich hatte er sich um die Basilika verdient gemacht wie kein Erzpriester und Präfekt vor ihm. Er hatte reiche Schenkungen von Kelchen und Meßgewändern gemacht und zwei

Digitized by Google

Pilaster des Gebäudes wiederherstellen lassen. Man muß wissen, daß die Basilika von St. Peter in ihrer kolossalen Größe noch nicht fertig genannt werden kann. Nicht alle inneren Pilaster sind von Stein. Es ist jetzt davon die Rede, sie in gleichartigem Marmor neu herzustellen. Einen davon hatte das Kapitel einsetzen lassen, zwei der Papst, zwei weitere Rampolla, der die Verpflichtung übernahm, noch einen dritten herstellen zu lassen. Und außer den Säulen hatte er das Pflaster der sog. Gregorianischen Kapelle zu erneuern beschlossen, in der sich das Monument Gregors XVI. erhebt. Am 8. Dezember hatte er Monsignore De Bisogno, dem Bauschatzmeister und ältesten Kanonikus des Kapitels, sein Wort dafür gegeben. Sie trafen sich in der Basilika in den Nachmittagsstunden jenes Tages; dabei tat ihm der Kardinal seinen vorerwähnten Entschluß kund und sagte ihm, daß er 30000 Lire für die Kosten reserviert habe. Monsignore De Bisogno, ein Neapolitaner, ehemaliger Geheimkämmerer Pius' IX., war ein Jugendfreund Rampollas und mit ihm zusammen in der geistlichen Akademie gewesen; daher genoß er verdienterweise sein ganzes Vertrauen. Der Kostenvoranschlag lautete auf 30000 Lire, aber es ist deswegen nicht gesagt, daß der Kardinal die entsprechende Summe beiseite gelegt hatte, wie behauptet wird. Alle seine Vertrauten sind überzeugt, daß ein zweites Testament vorhanden war. Seit dem Jahre 1889 hatten sich die Familien und die politischen Verhältnisse erheblich geändert. Im Jahre 1889 war die Ehe seines Neffen, die einen so bedauerlichen Verlauf nehmen sollte, noch nicht geschlossen, und in dem Testament ist dem Kardinal Galimberti ein reiches Andenken vermacht. Noch fester überzeugt, daß ein zweites Testament vorhanden war, ist Peppino, der Kammerdiener, der wirklich untröstlich ist, weil er annahm, daß er darin reichlicher bedacht worden sei. Dieser Peppino, ein leidenschaftlicher Lottospieler, erzählt interessante Einzelheiten aus dem häuslichen Leben seines Herrn: vor allem von den Wohltaten, die der Kardinal andern erwies, und seinen wirklich unglaublichen Entbehrungen im Essen und Trinken und in allem übrigen. Er gönnte sich nichts Ueberflüssiges, nur das, was notwendig war zum Leben, und war in allen Dingen von der größten Strenge gegen sich selbst. Oftmals ließ er sich das Essen auf seinem kleinen Schreibtisch servieren, zwischen Papieren und Nachschlagewerken: ein höchst frugales Mahl, auf das er möglichst wenig Zeit verwendete, denn er studierte fortwährend und nahm eifrig teil an den Arbeiten der vielen Kongregationen, deren Mitglied er war, so daß seine Gutachten immer die gründlichsten und vollkommensten waren und fast autoritative Geltung hatten. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß er Mitglied der bedeutendsten Kongregationen war, so derjenigen für die Inquisition, die Propaganda, der Congregatio Consistorialis, der Kongregationen für die geistlichen Angelegenheiten und die Studien; ferner war er seit dem Tode des Kardinals Capecelatro Präfekt der vatikanischen Bibliothek, außerdem Großprior des Malteserordens und Protektor unzähliger religiöser Orden, männlicher und weiblicher. Es gab keinen Kardinal, der unermüdlicher in der Arbeit gewesen wäre. Seine einzige Erholung war eine Spazierfahrt vor die Tore, die

Digitized by Google

er an schönen Tagen unternahm, oder nach Santa Cecilia, solange die Restaurierungsarbeiten an der Krypta dauerten, die seinen Namen in der Geschichte der christlichen Archäologie der Stadt Rom lebendig erhalten werden.

*

Seit dem Tage, an dem er Kardinal wurde, war er nach der Kirche der heiligen Cecilia betitelt. Die Basilika ist eine der ältesten und interessantesten. Sie hat einen höchst charakteristischen Glockenturm aus dem elften Jahrhundert, den ich für den schönsten von Rom halte. Die Basilika erhebt sich auf den alten Häusern, die nach der Ueberlieferung der Familie der Märtyrerin Cecilia im zweiten Jahrhundert gehörten. Sie steht auf dem rechten Ufer des Tiber, in dem tiefst gelegenen Teil der Stadt und ist daher Ueberschwemmungen stärker ausgesetzt. Um hinzugelangen, muß man noch durch die alten, schmutzigen und engen mittelalterlichen Straßen gehen. Das Kloster gehörte und gehört noch den Benediktinerinnen, mit denen jetzt die Franziskanerinnen von St. Silvester vereinigt sind. Das Kloster ist geräumig und besitzt einen großen Obstgarten. Mit einem Kunstsinn, der in Wahrheit der großen Renaissancekardinäle würdig gewesen wäre, begann und vollendete Kardinal Rampolla die Restaurierung der Basilika und verknüpfte für alle Zeiten seinen Namen mit ihr. Er hatte das Glück, einen Architekten von großer Genialität und Bildung zu finden, Herrn Giovenale, einen Römer, der ein Kenner der Antike und Künstler und Archäologe zugleich ist. Die von ihm und dem Kardinal ausgeführten Restaurierungsarbeiten haben Santa Cecilia geradezu zu einem Museum der ersten christlichen Jahrhunderte gemacht. Alles, vom Portikus an, der mit Grab- und Reliefragmenten aus dem vierten und fünften Jahrhundert und einem vortrefflich mit dem Ganzen harmonierenden Mosaikfußboden geschmückt ist, bis zur Krypta, die hinter andern Räumen unter dem Niveau der Kirche liegt und noch tieferliegende Böden aus der letzten Zeit der Republik aufweist, ist wirklich von außerordentlichem Interesse. In der an Marmorwerken und Gemälden reichen Krypta sind Episoden aus dem Leben der Heiligen dargestellt; die venezianischen Mosaikbilder sind aszetische Figuren voll Gefühl und einer beinahe rührenden Gläubigkeit. Sie erinnern an die Gemälde Fra Angelicos. Diese Arbeiten wurden in verschiedenen Jahren ausgeführt und sind in einem an Gelehrsamkeit reichen Werk desselben Architekten Giovenale eingehend behandelt. Sie kosteten den Kardinal 160000 Lire. Außerdem schenkte er der Kirche Sant' Agnese auf der Piazza Navona, die unter dem Patronat des Hauses Doria steht, und deren Protektor er war, ein kostbares Reliquiarium, für das er 50000 Lire ausgab; ferner stiftete er einen bedeutenden Beitrag zum Monument Leos XIII. in San Giovanni Laterano, einem hervorragenden Werk des römischen Bildhauers Giulio Tadolini. Er schenkte, und zwar stets freigebig, daher ist nicht anzunehmen, daß sein hinterlassenes Vermögen bedeutend ist. Manche behaupten, daß es sich auf eine Million beläuft, andre versichern, daß es nicht die Hälfte davon beträgt. Allerdings bezog er an Renten und an Vergütungen für die vielen Aemter, die er

Digitized by Google

bekleidete, ungefähr 90000 Lire, aber wenn er auch wenig für sich ausgab, da er mönchisch sparsam lebte, so verbrauchte er doch viel für Geschenke und Almosen. Er war freigebig gegen alle, ausgenommen seine eigne Person. Er hat verfügt, daß er in Santa Cecilia begraben werde. Die Stelle seines Testaments, die sich auf seine Beisetzung bezieht, lautet:

„Gleich nach meinem Tode sollen meine Erben 200 Messen für mein Seelenheil lesen lassen gegen eine Entschädigung von je 5 Lire. Mein Leichnam soll provisorisch in der bescheidensten Weise auf dem Friedhof von Campo Verano in der Kapelle der heiligen Propagandakongregation, der ich angehöre, beigesetzt werden. Wenn die vom Gesetz vorgeschriebene Zeit abgelaufen ist, befehle ich meinen Erben, ihn exhumieren zu lassen und seine Reste in völlig privater Weise in meine Kardinalskirche von Santa Cecilia überzuführen, wo ich meine dauernde Ruhestätte haben möchte. Ich will also, daß meine Reste in der Gruft der genannten Kirche bestattet und unmittelbar bei dem Grabe der ruhmreichen Jungfrau und Märtyrerin Cecilia beigesetzt werden, neben dem Grabmal des Kardinals Sfrondato, auf der Seite gegen den Altar der heiligen Agnes zu.

„Mein Grab soll mit einer einfachen Marmorplatte bedeckt werden, auf der nur oben das Monogramm Christi und unten die biblischen Worte eingemeißelt werden sollen: „Expecto donec veniat immutatio mea."

„Ich verbiete meinen Erben, auf meinem Grabe Inschriften irgendwelcher Art anzubringen."

*

So war der Mensch und der Kardinal beschaffen. In der Bilanz seines Lebens überragen die Aktiva sicherlich die Passiva. In unsrer Zeit hat die Kirche keinen Kardinal gehabt, der an Frömmigkeit, Freigebigkeit und mystischem Empfinden größer gewesen wäre als er. Sein Glaube war tief, wiewohl politisch nicht erleuchtet, und gewiß nicht glücklich. Er war von einer Konsequenz, die beinahe bis zum Absurden ging. Weder der Papst noch er regten sich über die Mordtat von Monza auf; was die skandalöse Note betrifft, die jedes menschliche und christliche Gefühl verletzte und beleidigte, so hieß es, daß sie nicht sein Werk gewesen sei oder daß er widerstandslos dem Papst gehorchte und ihm nicht einmal bei den offenkundigsten und unentschuldbarsten Fehlern zu widersprechen wagte. Das Verhalten des Vatikans bei dieser Gelegenheit war direkt grausam. Wenn Rampolla dem Papste nicht offen entgegenzutreten wagte, so hatte er andre Mittel, seine Entschlüsse abzuschwächen und seine Gefühle zu mildern; aber diese Mittel wandte er nie an. Leo XIII. und sein Minister ergänzten sich. Rampolla übte mehr Einfluß aus, als man glaubte, aber er widersprach dem Papst nie direkt, war vielmehr immer unterwürfig und demütig und schmeichelte ihm in einer Form, die dem Papst sehr gefiel. Er war ganz anders als Antonelli, der sich in vielen Fällen dem Papst Pius IX. bei seinen Entschlüssen ab irato widersetzte. Doch der Kardinal Antonelli war ein Skeptiker, und Rampolla war ein Mystiker, der im Papst den unfehlbaren Menschen und den Stellvertreter Christi sah. Leo XIII. war seinem Wesen nach nicht zu halben Maßregeln

Digitized by Google

geneigt, aber er war eine mittelalterliche Natur, die vom Papsttum die ausgesprochene Vorstellung menschlicher und göttlicher Allmacht hatte. Und Rampolla war sechzehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, sein Minister, der Minister des stolzesten Papstes, den die Geschichte der Kirche vielleicht aufzuweisen hat.

Rampolla ist aus der Welt geschieden, nachdem er eine Seite in der politischen und Kirchengeschichte unsrer Zeit geschrieben hat, die nicht ausgelöscht werden wird. In dem hohen Bestreben, seinen Namen an bleibende Werke zu knüpfen, hat er sich auch um die Kultur, die Kunst, die Archäologie verdient gemacht. Man sagt, daß er in den letzten Zeiten seine politischen Anschauungen geändert und die Dinge der Welt mit weiterem Blick angesehen habe und sich der Gefahren vollkommen bewußt gewesen sei, die die bürgerliche Gesellschaft wie die Kirche bedrohen und auf die Notwendigkeit hinweisen, alle konservativen Kräfte, katholische und freisinnige, zu sammeln, vor allem in Italien, um der Flut der revolutionären Parteien zu widerstehen. Persönlichkeiten, die ihn intimer kannten, versichern es und meinen, daß er, der bei niemand mehr Verdacht erregte und fast wie ein Mann erschien, der sich selber überlebte, der Nachfolger Pius' X. geworden wäre. Der Tod hat diesen Konjekturen ein jähes Ende bereitet. Sicherlich war im Heiligen Kollegium kein Kardinal von größerem Ansehen als er; aber er hatte die Siebzig überschritten, und sein Pontifikat würde nicht lang gedauert haben. Gewiß haben sich die Verhältnisse des Heiligen Kollegiums während der letzten zehn Jahre vielfach geändert, ebenso die politischen Verhältnisse Italiens, derart, daß jener Staatssozialismus auf religiöser Grundlage unzulänglich erscheint, von dem Leo XIII. und mit ihm sein Staatssekretär schwärmte, der aber dennoch ein Segen wäre, wenn er ohne Unterschied des Landes, der Religion und der Regierungsform angewendet würde.

Deutsch-englische Interessengemeinschaft in Afrika

Von

Prof. Dr. Karl Dove

Es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, daß die Kriege der Neuzeit ihre Ursache weit weniger in dynastischen Strebungen als in dem Gegensatz wirtschaftlicher Interessen haben. Das klare Erkennen dieser unbestreitbaren Wahrheit führt von selbst zur Stellung der Frage: Ist unter solchen Umständen die Gemeinsamkeit wichtiger Lebensinteressen großer, an Kultur einander ebenbürtiger Völker nicht das denkbar stärkste Mittel, den Frieden zwischen ihnen zu erhalten? Jeder verständige Mensch wird diese Frage wenigstens bedingt bejahen, d. h. er wird unumwunden zugeben, daß diese Verknüpfung in der Tat das festeste Band zwischen solchen Nationen abgeben müsse, wenn nicht innere Gründe leidenschaftlicher Natur, wie wir sie etwa in übertriebener Ruhmsucht,

Digitized by Google

in der Sorge um einen eingebildeten Vorrang vor andern Reichen und ähnlichen Gefühlen erblicken dürfen, eine Verständigung verhindern oder gar unmöglich machen. Bei einem Rückblick auf die Vorgänge der letzten Jahre wird man bei oberflächlichem Hinschauen kaum begreifen, warum zwei so praktisch veranlagte Völker wie das deutsche und das britische, in deren gegenseitigem Verkehr jene gefährlichen Gedankengänge kaum eine Rolle spielen, nicht ganz gut sollten miteinander auskommen können, ohne daß jemals ein Kampf zwischen beiden ausgefochten würde. Bei genauerem Zuschauen ist die Erklärung hierfür indessen gar nicht so schwer zu finden. Trotz aller Fortschritte der Bildung und trotz ihres Eindringens in immer weitere Kreise beider Länder ist die Kenntnis der Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens, wie sie uns in den Kolonien entgegentreten, noch recht mangelhaft. Das liegt daran, daß die vernunftgemäße Arbeit in den unfertigen Gebieten, um die es sich dabei zumeist handelt, überhaupt erst seit wenigen Jahrzehnten eingesetzt hat; es liegt aber auch daran, daß die den Unterricht und die Erziehung leitenden Stellen bisher diesen Dingen in beiden Reichen nicht die wünschenswerte Beachtung haben zuteil werden lassen.

Um so wichtiger scheint hiernach die Aufklärung der Beteiligten wenigstens über einige der wichtigsten gemeinsamen Interessen, die sowohl Deutschland wie Großbritannien mit den überseeischen Ländern verbinden und die für ihre Staatsbürger ein Ansporn zu gemeinsamer friedfertiger Arbeit über See sein werden, wenn ihre Bedeutung erst allgemein erkannt wird. Dazu wenigstens in etwas beizutragen ist die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen, die das Thema zwar in keiner Weise erschöpfen können, die aber zu weiterer Arbeit auf dem Gebiet der Aufklärung vielleicht eine Anregung geben können.

Es ist vielleicht ein günstiger Zufall, daß Großbritannien und Deutschland in besonderem Maße an dem afrikanischen Kontinent beteiligt sind und daß die jungen, noch auf den untersten Stufen der Entwicklung stehenden Wirtschaftsgebiete gerade dieses Weltteils zum großen Teile dem Einfluß zweier Völker unterstellt sind, die beide den lebhaften Wunsch hegen, sich neue Produktions- und Absatzländer zu schaffen. Nun gibt es aber eine gemeinsame Gefahr, die beide in ihren Lebensinteressen gleichermaßen bedroht und die abzuwehren beide den gleichen schwerwiegenden Anlaß haben. Gemeinschaftlicher Kampf gegen dieselben Mißstände bildet aber schon ein starkes Band zwischen Einzelnen so gut wie zwischen Völkern. Die Sorge, die die Industriestaaten mit ihrer dichten Bevölkerung immer mehr zum Handeln drängt, ist die durch die ungeheuer schnelle Entwicklung einzelner Riesenländer entstandene Monopolwirtschaft in einigen für Westeuropa unentbehrlichen Welthandelsgütern. Sie zu brechen, ist eine Aufgabe, die eine nahe Zukunft lösen muß, und in diesem Bestreben werden wir unsre beiden am meisten bedrohten europäischen Reiche voraussichtlich einiger sehen als die letzten Jahrzehnte sie der Welt gezeigt haben.

Greifen wir nun einige der bedeutsamsten Beispiele heraus, um diese sichere Folgerung zu begründen. Der wichtigste Rohstoff, mit dem die deutsche wie die englische Industrie neuerdings zu rechnen hat, ist zweifellos die Baumwolle.

Digitized by Google

Nächst den Vereinigten Staaten sind an ihr hauptsächlich Großbritannien und Deutschland interessiert, denn diese Länder beschäftigen von den auf der Erde tätigen Spindeln gegenwärtig: Großbritannien 38, die Union 21 und das Deutsche Reich 8 vom Hundert. Nun ist noch immer die Baumwollerzeugung der Vereinigten Staaten der aller andern Ländern so sehr überlegen, daß dies riesige Reich den Weltmarkt in dem wichtigen Stoffe völlig beherrscht. Zugleich wächst aber der Eigenverbrauch Nordamerikas von Jahr zu Jahr, ohne daß die Erntemengen, von ungewöhnlich guten Jahren abgesehen, eine erhebliche Steigerung erfahren hätten. Damit wird die Gefahr, die das Handelsmonopol der Union ohnedies für die westeuropäischen Industrieländer bedeutet, durch die Wahrscheinlichkeit einer immer schwächer werdenden Baumwollausfuhr aus dem Haupterzeugungsgebiet immer mehr gesteigert. Will England nicht seine beinahe wichtigste Industrie zugrunde gehen sehen, so muß es mit aller Kraft auf die Schaffung neuer Baumwollgebiete hinarbeiten. Deutschland aber hat ein, wenn auch nicht gleich, so doch ähnlich starkes Interesse an solchen. Denn während die britische Baumwolleinfuhr abzüglich der Ausfuhr 1911 einen Wert von 1200 Millionen Mark hatte, erreichte diejenige Deutschlands ebenfalls schon einen solchen von 550 Millionen Mark. Das sind Summen, die ein einzelnes Kolonialprodukt betreffen und deren Ersparung für das eigne Nationalvermögen allein hinreichenden Anlaß zu gemeinsamer Arbeit auf dem Felde friedlichen Wettbewerbes wäre. Nur energische und nach gleichen Grundsätzen befolgte Tätigkeit in dem nächst Nordamerika größten Produktionsgebiet der Zukunft, im tropischen Afrika, vermag die britische wie die deutsche Industrie vor schweren Krisen zu bewahren, da Indien aus verschiedenen Gründen für eine sonderliche Steigerung der Erzeugung ebensowenig in Frage kommen kann wie Aegypten. In Sachen der Baumwollerzeugung in Afrika kann es sich für beide Länder nicht um eine Konkurrenz, sondern im eigensten Interesse nur um eine in vielen Einzelheiten einheitliche und gemeinschaftliche Kulturarbeit handeln. Auch müssen beide die ihnen nicht gehörenden, für Baumwolle geeigneten Gebiete des Südkontinents auf Grund gemeinsamer Sorge für die Zukunft wirtschaftlich in ihrem Sinne zu beeinflussen suchen. Ein Gegeneinanderarbeiten in dieser Angelegenheit würde jedem der zwei Leidensgefährten nachteilig sein und noch mehr natürlich ein Gegensatz, der die Entwicklung der Kolonien des andren Teiles durch Maßnahmen beliebiger Art zu hemmen sucht. Wenn die Mächte, von denen hier die Rede ist, nicht schon jetzt zu dieser Einsicht kommen, so wird in einer nahen Zukunft die Not der Industrie sie ihnen aufzwingen. Daß die afrikanischen Besitzungen Englands in erster Linie für die künftige Lieferung von Baumwolle in Betracht kommen, beweist nichts besser, als daß sie trotz der Jugend der Kulturen 1911 schon fast die Hälfte der aus allen britischen Besitzungen (natürlich mit Ausnahme von Indien) überhaupt ausgeführten Menge dieses Stoffes lieferten.

Zeigt uns das Beispiel dieses wichtigsten von allen kolonialen Rohstoffen, in welcher Richtung das gemeinsame Ziel der afrikanischen Kolonialwirtschaft beider Länder liegt, so hat Großbritannien auf einem anderen Gebiet einen

Digitized by Google

ganz persönlichen Grund, sich mit seinem deutschen Nachbar daselbst freundschaftlich zu stellen, ebenso wie wir, uns in ihm einen der wichtigsten Abnehmer zu sichern. Ebenso wichtig wie die Einfuhr von Rohstoffen ist für das Vereinigte Königreich diejenige von Lebensmitteln und unter diesen beansprucht bei der Lebensweise seiner Bevölkerung die Zufuhr von solcher tierischen Herkunft eine der wichtigsten Stellen. Betrug doch bereits im Jahre 1908 der Wert des von Großbritannien und Irland eingeführten Fleisches fast 700 Millionen Mark, zu denen noch eine Summe von mehr als 400 Millionen allein für Butter kam, der sonstigen Dinge wie kondensierte Milch usw. nicht einmal zu gedenken. Es darf somit ohne weiteres behauptet werden, daß das Inselreich alle Veranlassung hat, sich einen weitgehenden Einfluß auf die großen Fleischmärkte der Erde zu sichern, denn es ist als Käufer mehr als irgendein Land der Welt an diesen interessiert. Von denen, die es unmittelbar zu beeinflussen vermag, liefert Australien nur Hammel, während Kanadas ohnehin beschränkte Weidegebiete mehr und mehr von der schnell wachsenden eigenen Bevölkerung in Anspruch genommen werden. Hat doch dort die Ausfuhr von Nahrungsmitteln tierischer Herkunft im Laufe des letzten Jahrzehnts eine nicht unwesentliche Abnahme erfahren. Die andern amerikanischen Fleischländer aber geraten immer mehr auf eine Bahn, die letzten Endes zu einem Riesentrust führen muß. Somit bleibt zur Sicherstellung einer nach Güte und Preis der Ware geregelten Fleischeinfuhr abermals nur Afrika, dessen höchst entwicklungsfähige Viehzuchtgebiete, der außertropische Süden und die innern Hochländer von Ostafrika, sich abermals in den Händen beider Mächte, Deutschlands und Englands, befinden. Dieses muß einen außerordentlichen Wert darauf legen, daß hier ein großzügiges System der Viehhaltung durchgeführt werde, das in wahrhaft wirksamem Seuchenschutz und ähnlichen Maßnahmen der Zukunft ein unmittelbares Hand in Hand gehen beider Mächte voraussetzt. Andrerseits müssen wir, deren Fleischmarkt aus verschiedenen Gründen für die Einfuhr südafrikanischer Ware wenig in Frage kommt, besonders im Interesse unsrer südafrikanischen Kolonie großen Wert darauf legen, uns einen solchen in Großbritanniens längst übervölkerten Landschaften zu sichern.

Auch hinsichtlich ihrer Ausfuhr müssen beide Länder mit einer Schaffung neuer, von ihnen abhängiger außereuropäischer Absatzgebiete rechnen. Deutschland aus dem einfachen Grunde, weil es bis vor nicht gar so langer Zeit überhaupt noch keine Kolonien besaß — diese allein sind solche Absatzländer. Großbritannien aber ist ebenfalls in dieser Lage. Denn je selbständiger seine von Europäern besiedelten Länder werden, um so wahrscheinlicher wird auch die allmähliche Befriedigung vieler Handelsbedürfnisse durch deren sich steigernde eigne Gewerbetätigkeit. Indien ist dann das einzige Gebiet unter britischer Herrschaft, das als Käufer britischer Erzeugnisse in großem Maßstabe bestehen bleiben würde. Gerade Indien mit seinen bedürfnislosen, vorwiegend Ackerbau treibenden Menschenmassen wird schwerlich eine starke Steigerung seiner Abnahmefähigkeit erfahren. Wenigstens ist das für eine irgendwie absehbare Zukunft nicht anzunehmen.

Digitized by Google

Es bleibt also wieder nur ein großes Gebiet des britischen Weltreiches übrig, das berufen ist, dem Mutterlande einen Ersatz für die dereinst fortfallenden Käufer englischer Ausfuhrgegenstände zu bieten. Und das ist abermals die afrikanische Riesenprovinz des Imperiums. Nun könnte man meinen, daß ja der Wettbewerb auf dem Gebiete des Einfuhrhandels in Afrika zwischen Deutschland und England, weit entfernt, sie zu einen, zu einem Widerstreit der Interessen und damit zu Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten führen werde. Ich will durchaus nicht bestreiten, daß das an einzelnen Stellen gelegentlich einmal der Fall sein wird. Aber doch nur in Kleinigkeiten. Sieht man sich die Aufgaben, die beider Reiche bei der immer weiteren Förderung des Einfuhrhandels harren, etwas genauer an, so erkennt man, daß gerade hier das Hand in Hand Arbeiten eine ungemein große Bedeutung gewinnen muß, ja, daß es wie schließlich alles vernünftige Tun und Treiben auf der Welt auch wirtschaftlich unmittelbaren Nutzen bringt.

Es handelt sich darum, in der Erziehung der Afrikaner zu einer höheren Zivilisation die am meisten geeigneten Wege einzuschlagen. Daß die beiden an der Spitze der europäischen Kulturvölker stehenden Nationen dazu in erster Linie berufen sind, haben sie bereits an vielen Stellen der Erde bewiesen. Dagegen läßt eine volle Entwicklung der in den Eingeborenen des Südkontinents schlummernden wirtschaftlichen Kräfte sich nur denken, wenn dabei nach einheitlichen, von großen Gesichtspunkten ausgehenden Grundsätzen verfahren wird. Das ist abermals nur bei engem Zusammenarbeiten zu erreichen, wie wir es nicht etwa nur auf dem Gebiete der Schule und Mission, sondern auch auf dem weiten Felde unmittelbar praktischer Arbeit wünschen. Die Formen der Seßhaftmachung wie der Wanderung (namentlich der immer wachsenden Scharen farbiger Arbeiter), die Einführung bestimmter Kulturen, hygienische Maßnahmen, die Ueberleitung der bloßen Sammelarbeit der Naturvölker zu einer wirklichen Gütererzeugung und vieles andre fordern jetzt, wo Afrika erst so recht eigentlich zu erwachen beginnt, mit zwingender Gewalt jene Regelung, wenn anders die beiden Hauptindustrievölker Europas für ihre Zukunft sorgen wollen. Daß zugleich die Ordnung des gesamten Verkehrs sowie die Ausnutzung der ungeheuren, in der Tropenzone vorhandenen Wasserkräfte des Weltteils sich ebenfalls nur dann in wünschenswertem Grade durchführen läßt, wenn die genannten Mächte für- und nicht gegeneinander arbeiten, bedarf kaum noch einer weiteren Ausführung. Kurz, auf den verschiedensten Gebieten erwachsen uns so gut wie den Briten Aufgaben kultureller Art, deren Lösung zugleich den Wohlstand beider Nationen in staunenswertem Maße zu heben vermag, wenn sie über das Trennende, über den Konkurrenzneid hinweg sich die Hand zu freundschaftlichem Zusammengehen zunächst wenigstens in Afrika reichen. Wachsende Einsicht in die äußeren und inneren Vorteile des Zusammenstehens gegen die rücksichtslosen Handelskreise der Neuen Welt wie gegen die Stumpfheit weniger hochstehender Völker und Staaten in den verschiedenen Teilen der Erde wird sie schließlich auch in der europäischen Heimat enger zusammenführen.

Digitized by Google

Freilich, ohne Opfer von beiden Seiten geht es auch in Afrika nicht. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß Großbritannien den größeren und in einzelnen Gebieten auch den wertvolleren Besitz in Händen hat und behalten wird. Großbritannien aber wird sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß es nicht nur über die Verteilung von Interessensphären fremder Staatshoheit Verträge schließt, sondern dem deutschen Nachbarn auch einmal von dem eignen Besitz das gibt, was dieser zur Entwicklung seiner eignen Kolonien notwendig braucht. Dahin gehört nicht nur der Verzicht auf Vorrechte, wie etwa auf die ganze Stromrinne des wasserspendenden Oranjeflusses bis hinüber zum deutschen Ufer und auf ähnliche unsinnige Festsetzungen einer früheren Zeit, sondern auch die eine oder andre wirkliche Landabtretung, wie etwa die des zwischen Niger und Benuë gelegenen Gebiets, das unserm Kameruner Hinterland erst zu seiner vollen Bedeutung verhelfen würde. Das alles aber sind Dinge, die das riesige afrikanische Reich der Engländer ohne jeden Schaden seinerseits zu bewilligen vermag und die mit einem Male die bei uns verbreitete Meinung zerstören würden, als sei Großbritannien stets nur der nehmende, nie dagegen der gebende Teil. Hier, auf afrikanischem Boden, wo außer im äußersten Süden noch keine seit Menschenaltern festbegründeten Werte vorhanden sind, wo alles erst noch geschaffen werden soll, vermag das Britenvolk diese Anschauung am leichtesten zu widerlegen. Und wir dürfen vielleicht hoffen, daß es sich dazu entschließt, denn es ist ein klug rechnendes Volk, das sicher auch geben wird, wenn es den Vorteil solchen Handels nur erst eingesehen hat. Und wie bei uns schon jetzt kein vernünftiger Mensch einen Kampf mit der britischen Welt wünscht, so wird bei wirklichem Entgegenkommen unsrer Blutsverwandten über dem Meere das Mißtrauen schwinden, das durch die bisherige, wie ich gezeigt zu haben glaube, für England selbst auf die Dauer unvorteilhafte und einseitige Richtung seiner außereuropäischen Politik so lange genährt wurde.

Lola Montez und die Studenten

Unedierte Berichte

Mitgeteilt von

August Fournier

Die kurze Herrlichkeit der Favoritin König Ludwigs I. von Bayern, die sich einen Platz in der Geschichte zu sichern wußte, ist an der sittlichen Entrüstung der Münchner Studenten zuschanden geworden. Merkwürdig: ein junges, ausnehmend schönes Weib, voll durchstrebenden, leidenschaftlichen Wesens, das mit seinem heißen Temperament gierig nach den Zärtlichkeiten männlicher Kraft verlangt, wird der gehaßte Abscheu von über tausend Jünglingen bester Art, und kaum ein Dutzend von ihnen gibt es, die ihr freundlich gesinnt sind.

Digitized by Google

Freilich, ihr Ruf war der schlechteste, als sie nach München kam, und ihr Auftreten hier eine Kette brutaler Ungezogenheiten.[1]) Aber das mochte die Polizei angehen. Nur, daß man alsbald keinen Geringeren als den König in den Fesseln dieser Unwürdigen sah, deren unbändige Skandalsucht selbst jeder Fessel spottete, die königliche Würde zum Spielball einer Abenteurerin herabgesunken, das ertrug man nicht, das Volk nicht und nicht seine Jugend, soweit sie zu eigner Meinung und selbständigem Urteil gelangt war. Sie, die leichter zur Tat neigte, empörte sich und riß die Bevölkerung aller Stände mit sich fort. Die Empörung siegte; die Favoritin mußte das Feld räumen, auf dem sie es durch die Gunst des Monarchen zu hohem Rang und Einfluß gebracht hatte. Der äußere Hergang dieser Dinge ist oft erzählt worden. Von dem psychologischen Prozeß aber, den er begleitete, ist bisher noch manches dunkel geblieben. Vielleicht vermögen die unten mitgeteilten Dokumente einiges aufzuklären.

*

Die Neigung des alternden Königs für die spanische Tänzerin Lola Montez, die in aller Welt das größte Aufsehen erregte, hatte im Februar 1847 den Sturz des klerikalen Kabinetts Abel herbeigeführt und das liberale Ministerium Maurer an dessen Stelle gesetzt.[2]) Dieser Systemwechsel würde wohl der allgemeinen Stimmung entsprochen haben. Da man aber anfangs in weiteren Kreisen noch nicht wußte, daß Abel wegen der Indiskretion entlassen worden war, durch die er ein vertrauliches, bloß für den König bestimmtes Memorandum in die Oeffentlichkeit brachte, sondern glaubte, nur seine mannesmutige Offenheit in der Beurteilung der königlichen Liebelei hätte ihm sein Portefeuille gekostet, war alles, ob liberal oder klerikal, in großer Aufregung. Der Magistrat und die Stadtverordneten Münchens sandten eine Dankadresse an Abel, und im Senat der Universität regte Professor Ernst v. Lasaulx, Philologe von Beruf und seiner politischen Gesinnung nach ultramontan, den Gedanken einer Zustimmungserklärung für das geschiedene Ministerium an, obgleich dieses die hohen Schulen nicht gerade mit freundlichen Maßregeln bedacht hatte. Es kam auch nicht zu der vorgeschlagenen Kundgebung, aber Lasaulx' kräftige Agitation dafür blieb dem König kein Geheimnis, der sofort, Ende Februar, den Professor mit geringer Pension quieszierte. Nun war aber der Gemaßregelte — vielleicht, weil er seinerzeit für ein paar Jugendtorheiten einige Wochen in Haft gesessen hatte — ein Liebling der Studenten, die ihm gleich am andern Tage eine solenne Huldigung darbrachten. Und da sich von der Demonstration die unteren Schichten der Bevölkerung nicht fernhalten ließen und der Anlaß zu der Verfügung des Königs in der Spanierin gesucht wurde, so artete die Bewegung noch am

[1]) Siehe „Deutsche Revue", September 1902, den Polizeibericht an Metternich vom März 1847.

[2]) Siehe den Aufsatz „Lola Montez und der Regierungswechsel in Bayern 1847" in der „Deutschen Revue", Oktober 1909, und in meinen „Historischen Studien und Skizzen", III.

Digitized by Google

1. März in einen argen Tumult vor deren Wohnung und später sogar vor der Residenz aus, die dabei einige Fensterscheiben einbüßte. Dabei wurden acht Studenten verhaftet und in Untersuchung gezogen. Man hatte Militär aufbieten müssen, um Ordnung zu schaffen, und Militär und Gendarmen hielten auch an den nächsten Tagen die Ruhe aufrecht.[1])

An der Universität war sie bald wieder eingekehrt. Ein mahnender Aufruf des Senats und eine kräftige Rede des Professors Thiersch, Dekans der philosophischen Fakultät, aus der sich die erregtesten Elemente rekrutierten, taten ihre Wirkung, und da mit Schluß des Wintersemesters viele Kommilitonen die Stadt verließen, herrschte bald Friede an der Hohen Schule, der auch den Sommer über nicht gestört wurde. Der König hatte wohl noch einige Professoren ultramontaner Richtung: Moy, Höfler, Philipps, entlassen, denen man nicht gerade nachweinte, er hatte aber auch den Prozeß gegen die acht Studenten niedergeschlagen. Und als die neue Regierung den akademischen Verbindungen größere Freiheiten gewährte, trug dies viel zur Besänftigung der jungen Gemüter bei. Sie kamen erst im nächsten Winter wieder in Wallung.

Auch in der übrigen Bevölkerung war mehr Beruhigung eingetreten. Man hatte schließlich erfahren, daß Abel nicht ohne eigne Schuld verabschiedet worden war, und gab dem neuen Kurs der Politik seinen Beifall. Als der König nach kurzer Krankheit wieder im Theater erschien, wurde er mit Jubel empfangen, und so auch auf der Fahrt nach seinem Sommersitz Brückenau, in Kissingen, in der Pfalz. Damals war es ja, wo Ludwig das gegen die Jesuiten gerichtete Sonett verfaßte, worin er sie zürnend apostrophiert:

„Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!"

und in dem es am Schlusse heißt:

„Die Wolken fliehn, der Himmel ist gelichtet;
Ich preis es, das entscheidende Ereignis,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet."

Der im Abelschen Memorandum angedrohte Abfall des Volkes von seinem Herrscher war ausgeblieben, und der Landtag, der im Herbst 1847 zusammentrat, funktionierte, ohne daß sich das Verhältnis zwischen Fürst und Volksvertretung geändert hätte. Ja man ertrug jetzt auch die Beziehung zu der Tänzerin etwas leichter, in der die liberalen Kreise den Anlaß zum Systemwechsel erblickten und der sie deshalb weniger gram waren. Man kennt ja die Verse, die Grillparzer dazumal niederschrieb:

„Kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In dessen Arm ein König ward zum Mann."

Und man nahm es schließlich auch hin, als „die Maria von Porris und Montez (Lola Montez)", wie es im „Regierungsblatt für das Königreich Bayern"

[1]) Siehe über Einzelheiten den Bericht an Metternich in der „Deutschen Revue", September 1902.

Digitized by Google

vom 9. September 1847 hieß, zur Gräfin v. Landsfeld erhoben und ihr das Indigenat in Bayern verliehen wurde.[1]) Man duldete es, wenn auch mit Indignation und in den Taschen geballten Fäusten. Denn die Favoritin, die anfänglich sich in ihrem äußeren Benehmen gebessert zu haben schien, war bald wieder in ihre frühere unartige Heftigkeit zurückgefallen, zu der sich nun auch noch der Ehrgeiz gesellte, als einflußreich in Staatssachen zu gelten. Daß man sie als den Grund zum Umschwung der Politik bezeichnete, hatte ihr außerordentlich geschmeichelt, und sie nahm es jetzt übel, wenn einer an ihrer Geltung beim König auch in diesen Dingen zweifelte. Maurer selbst mußte es erfahren. Als er im Herrenhaus auf einen Vorwurf Abels in scharfen Worten antwortete, unter seinem Ministerium sei der Dame des königlichen Herzens nie der geringste Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingeräumt worden, erklärte sich Lola für beleidigt, und Maurer sah sich aus diesem Anlaß zur Demission genötigt.[2]) Ebenso der Kriegsminister v. Hohenhausen, der eine Einladung in die Barerstraße, wo die Gräfin jetzt ihr eignes Haus bewohnte, nur für die Zeit der Anwesenheit des Königs angenommen hatte. Und da auch Zu-Rhein und die andern nunmehr nicht bleiben wollten, war bald das ganze Februarministerium entlassen (30. November 1847). Fürst Wallerstein bildete ein neues und meinte sich gegen die Ränke der Landsfeld am besten dadurch zu sichern, daß er ihren Reisekavalier, Herrn v. Bercks, als Minister des Innern ins Kabinett aufnahm, womit er es allerdings von vornherein schwer belastete. Denn die Geltung der Montez beim Könige, die in der Entlassung oder Quieszierung von ihr nicht genehmen Persönlichkeiten zutage trat, erzeugte nun doch, und zwar in jedem Parteilager, eine immer steigende Aufregung. Voraus beim Adel, dessen Vorrechte die neue Gräfin auch für sich in Anspruch nahm und der seine ablehnende Haltung ihr gegenüber keineswegs aufgab. Einer nach dem andern von den aristokratischen Flügeladjutanten des Königs, denen es oblag, die Majestät in die Gesellschaften der Tänzerin zu begleiten, legte seine Charge nieder und zog sich zurück. Das änderte aber alles nichts daran, daß das Verhältnis Ludwigs zu Lola dasselbe blieb, und derselbe blieb auch ihr Einfluß.[3]) Darunter litt nicht nur das Ansehen des Königs, sondern auch das seiner Regierung, trotz mehrfachen liberalen Maßregeln, die sie traf, trotz der Aufhebung der Zensur für Schriften, die sich mit

[1]) Maurer hatte, als er im März das Indigenatspatent unterzeichnete, vom König die Gunst erbeten und zugestanden erhalten, daß nicht sofort davon Gebrauch gemacht werde. Es ist nicht zutreffend, wenn man heute noch erzählt, der König habe seine Zusage nicht gehalten. Ein halbes Jahr verfloß bis zur Kundmachung.

[2]) Maurer hatte sich bei Uebernahme des Portefeuilles ausbedungen, nicht der Tänzerin aufwarten zu müssen, und der König war darauf eingegangen. Danach scheint die Annahme unrichtig, das Ministerium sei darüber gestürzt, daß Maurer die Favoritin nicht besuchte. Vgl. Stern, Geschichte Europas, VI, 287. Politische Differenzen mit dem Landtage mögen ihm das Scheiden erleichtert haben.

[3]) Ueber diese Dinge enthalten die Briefe Therese Kaulbachs an den entfernten Gatten anschauliche Schilderungen. Sie sind auf der Münchner Bibliothek deponiert und verdienten veröffentlicht zu werden.

Digitized by Google

Landesangelegenheiten beschäftigten, und trotz einer freisinnigen Studienordnung für die Universitäten.

An der Münchner Hohen Schule hatte die große Mehrheit der Studenten ihre tiefe Abneigung gegen Ludwigs Geliebte nicht aufgegeben. Sie äußerte sie aber erst, als die Gräfin die Veranlassung zu neuen Zwistigkeiten wurde. Einige Mitglieder der akademischen Verbindung „Palatina" hatten an Gesellschaften im Hause der Montez teilgenommen und waren dafür von ihrem Korps ausgeschlossen worden, ja noch mehr, dieses selbst mußte sich auflösen. Darauf gründeten die Ausgeschlossenen mit einigen neuen Ankömmlingen ein neues Korps „Allemannia" — der König selbst gab ihm den Namen —, dessen Mitglieder, etwa ein Dutzend an der Zahl, förmlich in den Dienst der Spanierin traten, mit ihr, und zuweilen, wie man sagte, mit Seiner Majestät, in ihrem Hause kneipten, zu ihrer ständigen Begleitung gehörten und sicher auch ihren verlangenden Reizen dienten, wogegen der hohe Gönner ebensowenig wie gegen jene Offiziere einzuwenden hatte, denen die Sultanin ihr Schnupftuch zuwarf. Er förderte vielmehr die „Lolamannen", wie sie hießen, durch allerlei Aushilfen und Stipendien und wollte damit wohl nur aufs neue erhärten, was er seinem Freunde, dem Bischof Diepenbrock von Breslau, in einem Briefe feierlich versichert hatte, daß *seine* Neigung für die Landsfeld keine banale Liebschaft sei.

Des Königs ausgesprochene Gnade bewahrte aber die Alemannen nicht davor, daß sie von den andern Studenten in Verruf erklärt wurden. Und als dann auch noch Minister Bercks auf einem ihrer Kommerse unkluge Worte sprach, die sie verteidigen sollten und nur die andern tief erregten, da gedieh die Sache soweit, daß man mit ihnen nicht mehr in einem Kolleg sitzen wollte. Beim Begräbnis des großen Ultramontanen Görres, Ende Januar 1848, dem Lola mit ihren Satelliten beiwohnte, kam es zu einem argen Konflikt, den die Polizei schlichten mußte, und seitdem gab es an der Universität keine Ruhe mehr. Die Alemannen wurden entweder aus den Hörsälen hinausgewiesen oder man ging selbst hinaus und machte dadurch die Vorlesungen unmöglich. Fürst Wallerstein, der auch das Unterrichtsportefeuille übernommen hatte, kam zu den Studenten, um Ruhe zu stiften; aber es gelang ihm nicht, obgleich man wußte, daß er bei der Landsfeld in Ungnade gefallen war. Der Tumult dauerte fort und nahm am 9. Februar einen bedrohlichen Charakter an, als einer der Verfemten — ein Graf Hirschberg — sich durch Dolchstiche seiner Bedränger zu erwehren suchte. Es erfolgte eine Massendemonstration, an der sich auch viel Volk beteiligte und die sich später gegen die Montez, als die Ursache alles Uebels, wandte. Der König selbst erschien nun auf der Universität. Aber er fand nicht die gewohnte Ehrerbietung, und als er eine barsche Anrede an die Kommilitonen hielt, machte sie wenig Eindruck. Schließlich gab er Befehl, die Vorlesungen zu schließen und erst im Oktober wieder zu eröffnen. Das hatte aber seine Nachteile für die Bürgerschaft, die mit den Studenten einen Teil ihres Erwerbs sich entgehen sah und nun gemeinsame Sache mit ihnen machte. Es kam zu Deputationen des Magistrats an den König, von den Massen unterstützt, und so erregt war

Digitized by Google

die Stimmung der ganzen Bevölkerung, daß die Zurücknahme des Verbots der Vorlesungen nicht mehr hinreichte, sie zu besänftigen. Ludwig mußte auch die neue Forderung der Bürgerschaft erfüllen und Lola aus München abschaffen lassen. Unter Hohn und Spott verließ sie die Stadt, in der sie noch vor kurzer Zeit dominiert und sogar den Wahn gehegt hatte, von ihrem königlichen Freunde noch höher erhoben zu werden. Schon hatte sie ernstlich gegen die Verwandten der Königin und gegen diese selbst zu intrigieren begonnen und zu ihrer Umgebung gesagt, es stünden zwischen ihr und dem Thron nur noch zwei Augen. Dieser Thron aber war in einer Zeit, die allenthalben gegen die monarchische Autorität heranbrandete, auch für Ludwig I. ein unsicherer Besitz geworden. Er hatte vielleicht gemeint, daß seine königliche Würde durch die Göttlichkeit ihrer Herkunft alles, was er tue, mit ihrem Glanze zu veredeln und unanfechtbar zu machen imstande sei. Daß sie dennoch abbröckelte und in den Staub fiel, merkte er lange nicht. Als er es endlich gewahr wurde, verzichtete er darauf.

Diese Vorgänge sind bereits im ganzen und großen in unsre Geschichtskenntnis übergegangen.[1]) Was diese im einzelnen noch zu erweitern imstande wäre, sind die aus München nach Wien, an Metternich, gerichteten Geheimberichte, von denen eine Anzahl bereits in diesen Blättern veröffentlicht wurde. Als ernste historische Dokumente sind sie von besonderem Wert, da sie auch dort einiges Licht verbreiten, wohin die Beobachtung des Zuschauers aus dem Publikum nicht leicht zu gelangen vermochte.

Berichte an Metternich

1.

1. März 1847.

[Im neuen Ministerium ist der Minister für Kultus und Unterricht und der Finanzen Freiherr Zu-Rhein die Hauptperson. Er ist in der Rechtswissenschaft und in der Literatur gut bewandert, hat vorteilhafte gesellige Eigenschaften und liebt die Tafelfreuden. In der letzten Ständeversammlung hatte er sich in Gemeinschaft mit Fürst Wallerstein „unter der Aegide der vier Prinzen" gegen die kirchlichen Ansichten der Regierung (Abel) gewandt. Der Protestant Maurer ist ein gelehrter Jurist, aber kein praktischer Geschäftsmann und auch kein selbständiger Charakter. Der Kriegsminister General Hohenhausen, früher Erzieher des Kronprinzen, gilt für einen ehrgeizigen Projektenmacher.][2])

Ein gestern eingetretener Vorgang hat eine lebhafte Bewegung unter den Studenten hervorgerufen. Professor Lasaulx (!), ein durch Wissenschaft und

---

[1]) Wertvoll, wenn auch nicht immer zutreffend, sind die in der „Neuen Deutschen Rundschau", September 1901, von Richard Reuter veröffentlichten Briefe einer in München damals lebenden Dame, die für manches, das sie berichtet, als Augenzeugin gelten will.

[2]) Das in Klammern Mitgeteilte wird im Auszug wiedergegeben. Längst Bekanntes oder Unwesentliches wurde weggelassen. Die Berichte sind nicht immer von demselben Vertrauensmann verfaßt. Die meisten rühren von Diplomaten her, die sich wohl vorzugsweise in konservativen Kreisen unterrichteten.

Digitized by Google

5.

5. September 1847.

Herr v. Maurer hat zu dem preußischen Gesandten gesagt, die Standeserhöhung der Gräfin v. Landsfeld sei erfolgt, weil der König in einer schwachen Stunde sie ihr zugesagt und letztere sie ihm förmlich abgedrungen habe.[1]) Er habe dem König erklärt, daß kein Minister wagen dürfe, vor den Ständen zu erscheinen, der seinen Fuß je in das Haus der Gräfin Landsfeld gesetzt hätte, und er sei seinerseits fest entschlossen, dies nicht zu tun. Uebrigens, behauptet er, sehe der König selbst ein, daß er hier zu weit ging, es sei nun von ferneren Gunstbezeugungen keine Rede; der König bleibe auch darum so lange von München fern, weil er zeigen will, daß ihm dieser Umgang nicht unentbehrlich sei. Ich gestehe, daß ich nicht imstande bin, zu beurteilen, inwieweit den Aeußerungen Herrn v. Maurers überhaupt Vertrauen zu schenken sei; manche seiner obigen Behauptungen scheinen mir, aus sonstigen bekannt gewordenen Umständen zu schließen, nicht ohne Grund bezweifelt werden zu dürfen ...

6.

26. September 1847.

... Ein Abgeordneter, welcher keineswegs der sog. ultramontanen Partei angehört, hat mich versichert, daß alles in bezug auf die erwähnten Personen[2]) Vorgefallene in jeder Bauernhütte Bayerns bekannt sei und in verschiedener Richtung seine Nachwirkung fühlbar mache. So würden Grundherren, Geistliche u. dgl. häufig in Verlegenheit versetzt, wenn sie Leute aus der unteren Volksklasse wegen eines unsittlichen Verhältnisses zurechtweisen und von diesen zur Antwort erhalten: „Macht's ja unser König auch so."

7.

30. Januar 1848.

Der alte Görres ist vorgestern gestorben, mit großer Ruhe und Bewußtsein. Er sprach noch viel in den letzten Tagen, und seine Aeußerungen über sein ereignisreiches Leben und die heutige Weltlage sollen höchst merkwürdig und poetisch erhaben gewesen sein. Der König, der ihn einst so sehr liebte, hat nicht einmal sich nach seinem Befinden erkundigen lassen ...

Im übrigen dauert hier der gewöhnliche klägliche Zustand fort. Ein Freiherr v. Seefried, ehemaliger Leutnant, zuletzt Unternehmer des Theaters in Bamberg, war hierhergekommen, um vom König die Wiederherstellung des Isartortheaters und die Uebergabe der Direktion an ihn zu bewirken, zu welchem Zweck er sich mit Lola in Verbindung setzte. Es scheint nun gewiß, daß der König ihn zu seinem Flügeladjutanten ernennen wird, da alle vier bisherigen Adjutanten ihre Entlassung begehrt und zwei sie wirklich erhalten haben ...

---

[1]) Sie war Metternich am 26. August bereits gemeldet worden. Das „Regierungsblatt für das Königreich Bayern" brachte sie erst in seiner Nummer 41 vom 9. September 1847.

[2]) König und Lola Montez.

Digitized by Google

Nach kaum zweimonatlichem Dasein ist Fürst Wallerstein bereits im Wanken. Natürlich aus der einfachsten Ursache, weil Lola ihm nicht verzeiht, daß er sich bisher standhaft durch alle erdenklichen Ausflüchte geweigert hat, zu ihr zu gehen. Sie nennt ihn bereits un lâche, un jésuite usw. Er selbst spricht sehr viel und offen von seiner prekären Stellung, und dies wäre in meinen Augen eher ein Grund, zu vermuten, daß die Sache noch nicht so arg ist. Aber seine Gründe hiezu sind leicht zu erraten. Gelingt es ihm, sich zu erhalten, so macht er dann glauben, daß trotz aller Intrigen er allein imstande war, der Lola die Stirne zu bieten; fällt er aber durch sie, so will er wenigstens mit Eklat fallen. Auf dem letzten Kammerball machte ihm der König vor aller Augen eine Szene und soll ihm hierbei unter anderm gesagt haben: „Sie sind der Napoleon der Phrasen!"

Zu demselben Ball waren auch die Satelliten Lolas geladen. Kein Mensch sprach mit ihnen, und bei dem Souper mußten sie sich allein an einen Tisch setzen, da alles ihnen den Rücken kehrte. Um 1/2 9 Uhr verließ der König mit einem Engländer Namens Murray, einem Freunde der Lola, der vor kurzem zum königlichen Kammerherrn ernannt wurde, das Lokal der Kammerbälle und begab sich in seine Appartements, wo bereits Lola und Bercks, der Minister des Innern, Seine Majestät erwarteten. Da wurde dann Tee getrunken. Mittlerweile nahte die Stunde des Soupers. Man wartete einige Zeit vergebens. Endlich schickte die Königin den Zeremonienmeister hinab, um dem König zu sagen, man warte auf ihn, um zum Souper zu schreiten. Der Zeremonienmeister kam zurück mit der Antwort, er habe den König eingeschlafen auf dem Ruhebett gefunden. Nach einer Weile abermals hinabgeschickt, brachte er die Nachricht, der König schlafe noch immer. Endlich ließ Seine Majestät sagen, man möge nur soupieren, er komme nicht mehr ...

Alles, was hier täglich vorgeht, sieht wohl einer schlechten Farce ähnlich. Aber wenn man bedenkt, wie an allen Ecken und Enden Europas im Norden und Süden dunkle Wetter aufsteigen, Throne wanken und vielleicht schon von fern die eisernen Würfel rasseln, so macht die königliche Posse, die man hier in idyllischer Sorglosigkeit spielt, einen beinahe tragischen Eindruck auf den ernsten Beobachter. Zudem wird die Stimmung hier immer schlechter und durchdringt die obersten wie die untersten Schichten der Bevölkerung. Fast möchte man befürchten, es bedürfe nur eines zufälligen Anstoßes, einer geringfügigen Veranlassung, und aus dem unterwühlten Boden werden verderbliche Elemente hervorbrechen.

8.

7. Februar 1848.

Seit Lola dem Fürsten Wallerstein guerre à outrance erklärt hat, ist dessen Stellung prekär geworden, und wenn seit einigen Tagen etwas mehr Sicherheit wieder eingetreten ist, so verdankt er es nur dem Bercks, seiner ehemaligen Kreatur. So haben die Rollen gewechselt! ...

Lola arbeitet jetzt daran, die Königin zu isolieren. Darum will sie die

Digitized by Google

Gräfin Elß, Prinz und Prinzessin Eduard von Altenburg entfernt sehen. Die beiden Prinzen würden Divisionskommanden in der Provinz bekommen.[1]) Lola sagte: „Entre le trône et moi il n'y a que deux yeux."

Seit einigen Tagen herrscht Aufregung unter den Studenten, die sich bisher durchaus tadellos und, trotz sehr entschiedener Gesinnung, gelassen benommen haben, eine Aufregung, die leicht zu Exzessen führen kann. Und da jetzt die Stimmung in allen Klassen derart ist, daß der geringste Anstoß eine Katastrophe veranlassen kann, so ist man in täglicher Besorgnis vor irgendeinem gewaltsamen Ausbruch, wobei das Militär kaum die gewohnten Dienste leisten würde.

9.

14. Februar 1848.

Die Befürchtungen, die ich in meinem letzten Brief aussprach, haben nun ihre Bestätigung gefunden. München hat seine drei glorieuses journées gehabt, und Lola ist einstweilen aus der Stadt und aus Bayern, aber keineswegs aus dem Herzen des Königs vertrieben. Er gab nach, im letzten Augenblick, aus Furcht vor den Demonstrationen der Bürgerschaft und der Reichsräte, aus Besorgnis für Lolas Leben und aus Liebe zu ihr, weil sie um diesen Preis allein zu retten war. Ich habe diese gefahrlose Revolution von Anfang bis zu Ende in den Straßen mit angesehen und die Verblendung eines Monarchen beklagt, der ein solches Volk bis zur äußersten Erbitterung reizt. Und doch war in der ganzen Bewegung der drei Tage keine Spur revolutionärer Gesinnung, kein aufrührerischer Ruf ertönte, alles wollte nur das verhaßte Weib loswerden. Seit aber das Volk gewahr wurde, daß er trotz dem ihm abgedrungenen Zugeständnis doch seine Ueberzeugung nicht geändert hat, daß er sie sogar noch nachher gesehen hat, mißtraut man ihm, und die Stimmung hat erst seither einen bedenklichen Charakter angenommen. „Wir sind noch nicht fertig mit ihm, das ist erst der Anfang," so hörte man vielfach die Bürger äußern.

Der König hat die fixe Idee, daß die ganze Bewegung abermals nur ein Werk der Ultramontanen war, und die gleich darauf erfolgte Suspendierung des Gardekapitäns Baron Zweibrücken, der einer von Lolas entschiedensten Gegnern war und über ihren Sturz laut seine Freude aussprach, läßt befürchten, daß der König, im Gefühl der erlittenen Niederlage, statt sie zu verbergen, sich von Rachsucht zu Maßregeln hinreißen läßt, welche den übelsten Eindruck machen würden. Anderseits ist außer den Alemannen noch kein einziger von Lolas Satelliten entfernt worden. Die allgemeine Erbitterung ist vorzüglich gegen den Minister Bercks gerichtet, dessen Entlassung wahrscheinlich die nächste Forderung der Bürgerschaft sein wird. Wallerstein hat bei dem ganzen Hergang viel Glück gehabt, und die Rolle, die er gespielt, ist einigermaßen rätselhaft. Ueber das Benehmen der Prinzessin Luitpold[2]) ist nur eine Stimme der Bewunderung und

[1]) Die Prinzen Georg und Eduard von Altenburg waren Brüder der Königin Therese.

[2]) Prinzessin Augusta, eine Oesterreicherin, war die Gemahlin des Prinzen Luitpold, Schwiegertochter Ludwigs I., die Mutter des jetzt regierenden Königs.

Digitized by Google

des Dankes unter der Bürgerschaft, die ihr eine feierliche Dankadresse überreichen will. Ohne ihre kniefällige Verwendung, welche die Bürger zu Tränen rührte, hätte der König die Deputation nie empfangen, und dann wäre eine blutige Katastrophe unvermeidlich gewesen.

Ich habe über die Ereignisse der drei Tage, soviel ich Zeit übrig hatte, ein Tagebuch geführt, welches ich hier zur beliebigen Einsicht beischließe.

Tagebuch

München, den 9. Februar.

Das Studentenkorps „Alemannia", welches die nächste Veranlassung zur gegenwärtigen Aufregung gab, verdankt seine Entstehung folgenden Umständen. An der hiesigen Universität bestehen vier bis fünf von der Regierung anerkannte Studentenverbindungen, welche sich im allgemeinen durch ruhiges, ordentliches Betragen auszeichnen und seit den Märzereignissen des vorigen Jahres sich ganz neutral verhalten haben. Gegen Ende des vorigen Semesters suchten mehrere Glieder der „Palatina", aus Pfälzern bestehend, die Bekanntschaft der Lola Montez zu machen, von der sie auch sehr gut aufgenommen wurden. Die Senioren der „Palatina" hielten hierauf einen Konvent und stießen obige Mitglieder aus der Gesellschaft aus. Die Senioren der übrigen Verbindungen, hierdurch noch nicht zufriedengestellt, forderten die Palatinen, unter Androhung des Verrufs, auf, sich aufzulösen, was denn auch geschah. Gleich im Anfang des gegenwärtigen Semesters stifteten die obigen ausgestoßenen Studenten einen neuen Verein, dem sich mehrere neue Ankömmlinge anschlossen, und der auf Lolas Verwendung vom König autorisiert wurde, der ihm den Namen „Alemannia" beilegte und auf alle Weise seine königliche Gunst bezeugte. Von den übrigen Korps wurde aber diese neue Verbindung nicht nur nicht anerkannt, sondern in den akademischen Verruf und deren Mitglieder für unehrbar und nicht satisfaktionsfähig erklärt, welches natürlich von Lola sowohl als vom König sehr übel aufgenommen wurde, ohne daß er etwas daran ändern konnte. Diese Alemannen bilden nun seit mehreren Monaten auf die auffallendste Weise die Gesellschaft der Lola, bringen einen großen Teil ihrer Zeit bei ihr zu, begleiten sie ins Theater und auf die Promenade, sind natürlich in ihrem Salon in häufiger nächster Berührung mit dem König und feiern, wenn dieser Lola um 10 Uhr abends verläßt, oft Orgien, die bis spät in die Nacht dauern. Einem solchen Gelage soll (!) der König selbst beigewohnt haben, wo er, Lola auf dem Knie, den Schläger in der Rechten, das karmesinrote Vereinsmützchen auf dem Kopf, den sog. Landesvater mit anstimmte und erst gegen 1 Uhr morgens, ziemlich weinselig, wie in seiner einstigen Studienzeit, in die Residenz zurückkehrte.

Diese Schar kräftiger junger Leute, ihrer zwölf bis vierzehn, bilden nun eine Art männlichen Harems und zugleich Trabantenwache der Lola. Deren Senior, ein gewisser Sänger, brachte die letzten Wochen jede Nacht bei ihr zu. Dennoch beteilte sie der König mit allen an der Universität erledigten Stipendien, gab noch überdies den meisten eine besondere Zulage . . ., was natürlich bei den

Digitized by Google

Professoren, die über die gute Aufführung der Akademiker wachen sollten, als auch bei den übrigen Studenten, deren gesundes sittliches Gefühl dadurch verletzt wurde, sehr böses Blut machte. Die ersten Monate des Studienjahres gingen übrigens ziemlich ruhig vorüber. Die Alemannen ließen sich nie auf der Universität sehen, und die übrigen Studenten beobachteten eine musterhafte, ebenso feste als von jeder Herausforderung entfernte Haltung. Statt dieses freiwillige Ausbleiben der Alemannen als einen glücklichen Umstand zu ignorieren, beging der gegenwärtige Rektor, Hofrat Thiersch, den Fehler, die akademische Vorschrift des Kollegienbesuchs den Alemannen vor ungefähr vierzehn Tagen in Erinnerung zu bringen, und als sie dieser Mahnung Folge leisteten, ging der Tanz los. Sobald sich ein Alemanne oder „Lolaner", wie man sie auch nennt, im Kolleg zeigte, wurde er entweder hinausgeworfen oder ausgepfiffen, oder alles verließ den Hörsaal und ließ den Professor mit zwei bis drei Alemannen allein zurück. Da dies immer ärger wurde, so trug sich Fürst Wallerstein als Kultusminister dem König zur Beschwichtigung solchen Skandals an und wurde hierin von Seiner Majestät beifällig bestärkt.

Als gestern, am 8. vormittags, eine ähnliche Szene vorfiel, begab sich Fürst Wallerstein auf die Universität und harangierte die in der Aula versammelten Studenten, indem er ihnen vorstellte, daß Antipathien und Sympathien mit den Studien nichts zu schaffen hätten, und daß die akademische Freiheit mit der Ordnung allein bestehen könnte usw. Er schloß mit einem Lebehoch auf den König, worin die anwesenden Studenten einstimmten, während die auf dem Platz vor der Universität Versammelten darauf mit einem Lebehoch auf die akademische Freiheit antworteten. Als diese dann nach Hause gehen wollten, ließen sich unglücklicherweise zwei vorübergehende Alemannen blicken. Die ganze Masse von 200 bis 300 Studenten zog ihnen nun durch die ganze Ludwigstraße nach, bis sie, am Hofgarten angelangt, noch ein donnerndes „Pereat Alemannia!" ausbrachten und dann ruhig auseinandergingen.

Schon gestern abend erfuhr man, daß heute eine noch großartigere Demonstration beabsichtigt sei. Die Sache fing, wie am gestrigen Tag, in der Ludwigstraße mit der Verfolgung von ein paar Alemannen, mit Zischen und Pfeifen an. Einer derselben, als sie bis zum Basar gekommen waren, zog, durch offene Verhöhnung eines neben ihm gehenden Studenten gereizt, einen Dolch hervor und stieß nach diesem, dessen dicker Mantel glücklich den Stoß abwehrte. Hierauf fiel ein Gendarm dem Alemannen in den Arm und forderte einen andern, neben ihm stehenden Studenten, namens Parceval, Sohn des Obersten des hiesigen Kürassierregimentes, auf, ihm das Gewehr zu halten, damit er des Dolchträgers Meister werden könne. Als Herr v. Parceval nun das Gewehr wirklich nehmen wollte, versetzte ihm der Alemanne auch einen Stich, der ebenfalls glücklicherweise nur die Brust seines Oberrocks aufschlitzte. Ersterer entwand sich darauf den Händen des Gendarmen und floh in das Rottmannsche Kaffeehaus, in der nördlichen Ecke des Basars, wo die Alemannen gewöhnlich ihre Kneipe zu halten pflegten. Die herandrängenden Studenten erklärten dem Gendarmen, sie würden

Digitized by Google

keine Gewalt gebrauchen, wenn man den Alemannen verhaften wolle. Der Gendarmerieleutnant, der gerade hinzukam, verweigerte dieses aber unter dem Vorwand, daß das Tragen eines Dolches nur ein Disziplinarvergehen sei. Die inzwischen herbeigezogene Gendarmerie zu Fuß und zu Pferd besetzte alle Zugänge zum Kaffeehaus, das von einer zahlreichen Menge von Studenten und anderm Volk umlagert war. Mittlerweile war es 12 Uhr geworden. Um 11 Uhr hatte aber gerade ein Déjeuner dansant bei Hofe begonnen, wozu, da es nur ein Kammerball war, das Diplomatische Korps keine Einladung erhalten hatte. Als der obige Vorfall dem König gemeldet wurde, verließ er den Ball und verfügte sich allein zu Fuß auf die Universität, ließ dort den Rektor Thiersch vor sich kommen, dem er ziemlich unangenehme Dinge sagte, wurde von den Studenten nicht mit der gewohnten Ehrfurcht begrüßt, harangierte sie in kurzen Sätzen: „Mit König Ludwig spaßt man nicht; es ist, als ob man in der Türkei wäre" usw. Darauf ging er fort, der Briennerstraße zu. Da begegnete ihm Lola. Er gab ihr den Arm und führte sie in ihre Wohnung zurück. Ich stand gerade vor meinem Haus, als er zurückkam, und werde nie den Eindruck vergessen, den mir sein Anblick machte: das Gesicht war von Todesblässe bedeckt, der Blick war wild und unstet, alle Züge waren verzerrt. Dazu hatte er die Balltoilette an: weiße Halsbinde usw., nur einen leichten grünen Jagdrock statt des schwarzen Fracks. So kehrte er in die Residenz und auf den Ball zurück.

Inzwischen war es 1 Uhr geworden. Neugierde und das warme, wunderschöne Wetter hatten eine ungeheure Menschenmasse herbeigelockt, die teils vor dem Kaffeehaus, wo die Alemannen noch immer blockiert waren, teils auf dem Platz vor der Residenz und Feldherrnhalle sich sammelte. Plötzlich erscholl ein gellendes Geschrei von der Theatinerkirche her. Rechts von dieser befindet sich nämlich das Ministerium des Innern, und dort war Lola vorgefahren, um zu dem Minister Bercks sich zu begeben. Als sie nach einer Weile wieder herauskam, verschmähte sie, in ihren Wagen zu steigen, sondern ging zu Fuß, nur von einem Bedienten gefolgt, gegen die Ludwigstraße zu. Nun ging das Brüllen und Pfeifen los. Man drängte sich auf sie hin; ein Student faßte sie, gerade neben der Tür der Theatinerkirche, umklammerte ihren Hals, als wollte er sie erdrosseln; sie gibt ihm einen so tüchtigen Faustschlag ins Gesicht, daß er losließ. Sie flieht in die Kirche, worin sich schon viel Leute befanden, kniet vor dem Marienaltar nieder und spricht laut: „Mon Dieu, protégez mon meilleur ami!" Dann steht sie auf und zieht ein Pistol aus der Tasche, das ihr aber von einem herbeigeeilten Freund entwunden wird. Inzwischen waren vier reitende Gendarmen herbeigeeilt, die sich vor der Kirchentüre aufstellten. Sie tritt heraus und schreitet, von ihnen eskortiert, lachend und mit der Faust drohend, gegen die Ecke der Residenzstraße. Die ganze Zeit brüllte und pfiff das Volk ganz unmenschlich, aber niemand wagte es, Hand an sie zu legen. Nur sechs bis acht Gendarmen genügten, um diese brüllende Menge im Zaum zu halten, während sie, von einigen wenigen ihrer Freunde umgeben, zwar leichenblaß, aber zornig und unerschrocken zu dem Volke sprach. Das dauerte 8 bis 10 Minuten, worauf sie endlich, immer

Digitized by Google

umbrüllt, aber unbeirrt, in die königliche Residenz hineingeht zu ihrem obersten Schutzherrn, während vor dem Tor, neben der Hauptwache, das tausendstimmige Gejohle fortdauert. Nach anderthalbstündigem Verlauf erschien endlich Militär. Die Residenzstraße wurde abgesperrt, vor der Theatinerkirche eine Kompagnie aufgestellt, auf dem Odeonsplatz eine Schwadron Kürassiere, die Barerstraße, wo Lolas Haus steht, ward durch zwei Kompagnien Infanterie abgesperrt. Infanterie- und Kavalleriepatrouillen durchstreiften die Ludwigstraße und die Nebenstraßen.

Ich konnte nicht genug die Haltung des hiesigen Volkes bewundern, sei es Gutmütigkeit, sei es Apathie. Das Ganze war nur eine Emeute der Lungen, denn sie heulten und pfiffen barbarisch, aber rührten sich nicht und wichen den paar Gendarmen auf das allerhöflichste aus, bis sich endlich bei der Dämmerung alles nach und nach ruhig verlief. Anderseits muß man über den Mut und die Verwegenheit eines Weibes erstaunen, das allein, zu Fuß, sich mitten unter eine gegen sie erbitterte Volksmenge wagt und noch so viel Geistesgegenwart und kaltes Blut hat, in der Kirche die Komödie jenes Gebetes für den König zu spielen.

Es ist ein wahres Glück, daß das Volk zu keiner Gewalttat schritt. Denn nach allem, was ich über die Stimmung der Truppen und der Offiziere erfuhr, hätten sie sich nur höchst langsam und ungern herbeigelassen, um einer solchen Person willen auf das Volk zu schießen. Ein Zug ist hier bezeichnend. Die Infanterie, welche die beiden Eingänge zur Barerstraße, wo Lolas Haus steht, besetzt hielt, war von 1 Uhr nachmittags an bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht unbeweglich aufgestellt, da sie wegen der Schwäche der Besatzung, die sämtlich auf den Beinen war, nicht abgelöst werden konnte. Von 9 Uhr abends an fiel der Regen in Strömen. Um 11 Uhr schickte Lola hinab und ließ den Truppen sagen, sie könnten Bier, Wein, Braten haben, soviel sie wollten. Die Soldaten, durchfroren und durchnäßt und seit zwölf Stunden nüchtern, gaben zur Antwort: „Von so einem Mensch wollen wir nichts."

10. Februar.

Heute um 9 Uhr morgens versammelten sich die Studenten, 500 bis 600 an der Zahl, auf dem Universitätsplatz, wo durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht war, daß die Universität infolge königlichen Befehls bis zum Oktober laufenden Jahres geschlossen sei, und zogen von da, ein lautes, vollstimmiges „Gaudeamus igitur" singend, das sich in der weiten Straße vortrefflich ausnahm, in geordneter Kolonne zu dem Haus des Rektors Thiersch. Dieser trat auf den Balkon und hielt eine kurze, eindringende Rede, worin er die Studenten zur Ruhe und Unterwerfung unter den königlichen Befehl ermahnte und ihnen versprach, daß er und seine Kollegen nichts unversucht lassen würden, um eine Milderung der über die Universität verhängten Maßregel zu erwirken. Hierauf zogen sie, abermals singend, aber in großer Ordnung vor das Kultusministerium und brachten dort dem Fürsten Wallerstein ein Lebehoch — als plötzlich eine Abteilung Gendarmen zu Fuß und zu Pferd aus einer

Digitized by Google

Seitenstraße hervorbrach, ohne alle vorhergehende Aufforderung auf die Studenten einstürmte, die in die Tore des Ministeriums Flüchtenden mit gefälltem Bajonett verfolgte, wobei drei Personen verwundet wurden, davon einer im Laufe des Tages bereits verstorben sein soll.[1]) Hierauf wurde der Platz gesäubert, und alle zerstreuten sich.

Die Schließung der Universität bis zum künftigen Oktober hatte indessen bei der Bürgerschaft große Aufregung hervorgerufen, da sie dadurch mit einem materiellen Verlust von 600000 bis 700000 Gulden bedroht wäre wegen des schleunigen Abgangs und der längeren Abwesenheit von 1200 bis 1300 Studenten. Um 1 Uhr versammelten sich gegen tausend Bürger auf dem Rathaus und beschlossen nach lebhafter Beratung, eine Deputation an den König zu senden, um eine Audienz zu begehren. Um 2 Uhr begab sich der Magistrat in die Residenz, wo er aber den König nicht fand, der zur Lola gegangen war. Von dort verfügten sie sich auf den Universitätsplatz, wo sich gerade die Studenten versammelt hatten, und ermahnten sie zur Ruhe, indem die Bürgerschaft ihre Sache in die Hand genommen habe. Ein Student hielt hierauf eine Rede an seine Kommilitonen, worin er ersuchte, sich ruhig zu verhalten und auf die Bürgerschaft zu verlassen. Die Studenten gingen darauf ruhig auseinander. Die meisten begaben sich vor das Rathaus, um dort das Weitere zu erwarten.

Nach 3 Uhr zogen alle versammelten Bürger, gegen tausend an der Zahl, je vier und vier, auf den großen Residenzplatz und ließen den König für ihre Deputation um Gehör bitten. Seine Majestät, der gerade zum Essen gehen wollte, ließ ihnen sagen, er werde sich nach Tisch entscheiden, bedeutete übrigens dem abgeordneten Magistrat, daß er von einmal Beschlossenem nicht abgehe, daß er sich eher die Krone nehmen lasse als seinen Willen beugen usw. Als die Deputation fort war, beschwor Prinzessin Luitpold den König auf den Knien, er möchte seiner Bürger Wünschen gnädigst Rücksicht gewähren. Inzwischen harrten die vor der Residenz versammelten Bürger unbeweglich und schweigend durch drei Stunden auf eine Botschaft des Königs. Endlich gegen 7 Uhr ließ Seine Majestät sagen: sie möchten auf das Rathaus gehen, wo ihnen sein Wille eröffnet werden soll. Dort kam auch bald darauf der Minister Bercks an und verkündete drei Konzessionen: 1. Daß die Universität im Mai wieder geöffnet wird; 2. daß das gegenwärtige Semester den Studenten als ein volles gerechnet werden soll, und 3. daß der Hauptmann Bauer, welcher diesen Morgen die Gendarmen bei ihrem Angriff auf die Studenten geführt hatte, abgesetzt werden würde.

Die Meinung der Bürger war aber seit heute morgen weiter gegangen: von der Wirkung auf die Ursache. Es schien sich ihnen nicht mehr um Studenten und Universität, sondern um die Veranlassung von allem Uebel, um Lola und ihre Entfernung zu handeln. Die obigen Zugeständnisse wurden daher von den Bürgern nichts weniger als günstig aufgenommen. Und als Herr v. Bercks

[1]) Das Gerücht bewahrheitete sich nicht.

Digitized by Google

ihnen eindringlich die königliche Wohltat hervorheben wollte, wurde er von dem allgemeinen Ruf: „Nieder mit dem H.... minister!“ übertäubt und mußte sich aus dem Staube machen. Die Bürger verabredeten darauf, sich mit dem Gebotenen nicht zufriedenzustellen, sondern den folgenden Morgen in Landwehruniform sich abermals zu versammeln. — Bald nach Einbruch der Dämmerung wurden an zwei Stellen Exzesse begangen. In der Barerstraße suchte eine Schar von etwa fünfzig Menschen, mit Stöcken bewaffnet, gegen Lolas Haus vorzudringen, wurde aber von den dort aufgestellten Gendarmen zurückgeschlagen, wobei mehrere Gendarmen und von den Angreifern ein Gartenjunge durch einen Säbelhieb lebensgefährlich verwundet wurden. Das Linienmilitär sah ruhig zu und rührte sich nicht. Die andre Szene fiel in der Nähe der Polizei vor. Ein Bierwagen wurde umgeworfen, um als Barrikade zur Sperrung der Perulagasse zu dienen und die Reiterei abzuwehren. Hierauf wurden sämtliche Fenster des Polizeigebäudes eingeworfen und einige Gendarmen geprügelt. Dabei hatte es für diesmal sein Bewenden, und diesen Abend kam keine Gewalttätigkeit mehr vor. — Mittlerweile hatte schon vormittags Fürst Wallerstein eine Eingabe an den König gerichtet, worin er Seiner Majestät erklärte, er habe gestern inmitten der Emeute es für seine Pflicht gehalten, den König nicht zu verlassen, und seinen Befehl der Universität kundgemacht. Da er aber diesen Schritt als konstitutioneller Minister nicht vertreten könne, so bitte er Seine Majestät um Entlassung von seinem Posten. Ein gleiches taten (die Minister) Beisler und Heres, die Verweser des Justiz- und Finanzministeriums. Bis abends 8 Uhr hatten sie noch keine Antwort vom König.

Die Stimmung hat sich im Laufe des heutigen Tages wesentlich verschlechtert. Die Bürgerschaft hat sich der Sache der Studenten, die sie selbst so nahe berührt, mit einer bedenklichen Entschiedenheit angenommen, und das Ziel der Bewegung ist nun eingestandenermaßen die Entfernung der Lola, die sich übrigens heute nirgends sehen ließ, aber in ihrem Haus den Alemannen und sonstigen Freunden ein großes Diner gab. Der König seinerseits war wie gewöhnlich, als ob nichts vorginge, abends im Theater, wo vor leeren Bänken gespielt wurde. Die hier anwesenden Reichsräte beschlossen heute abend, sich insgesamt, den Fürst von Leiningen an der Spitze, morgen zum König zu begeben und Seine Majestät eine Adresse zu überreichen, worin sie die bedenkliche Lage der Dinge, die Notwendigkeit einer Abhilfe vorstellen und geradezu die Ausweisung Lolas verlangen.

11. Februar.

Heute um $8^1/_2$ Uhr morgens fuhr die Herzogin von Leuchtenberg[1]) zum König, um ihn zum Nachgeben zu bewegen, konnte aber nichts erlangen. Zu gleicher Zeit versammelten sich die Bürger in großer Zahl, wie gestern, auf dem Rathaus und beschlossen, abermals bei Seiner Majestät um eine Audienz für

[1]) Aelteste Schwester König Ludwigs I., Witwe Eugen v. Beauharnais', des Stiefsohnes Napoleons I.

Digitized by Google

ihre Deputation zu bitten, und sollte diese ohne Erfolg bleiben und der König die Ausweisung der Lola verweigern, um 2 Uhr in Landwehruniform und bewaffnet gegen das Haus der Lola auszurücken, um dort ihre Absicht mit Gewalt durchzusetzen. Die Nachricht von dieser gefährlichen Stimmung wurde durch den Polizeidirektor dem König hinterbracht, der sogleich seine Minister versammelte und verfügte, 1. daß die Vorlesungen an der Universität sofort wieder beginnen sollen, 2. daß Lola binnen einer Stunde München und sodann Bayern zu verlassen habe, 3. daß der Hauptmann Bauer von der Gendarmerie untersucht und abgestraft werden solle. Fürst Wallerstein begab sich sogleich mit dieser königlichen Entschließung auf das Rathaus, um sie dort zu verkünden. Hier folgte eine Szene unbeschreiblichen Jubels. Man umarmte sich, vergoß Tränen, rief dem König und dem Fürsten Wallerstein Lebehoch, trug diesen auf den Armen hinab, und die ganze Bürgerschaft, von dem Minister geführt, begab sich auf den Max-Josephs-Platz oder Residenzplatz und stellte sich dort vor dem königlichen Schloß auf. Der König war bereits ausgegangen, aber die Königin erschien mit dem Prinzen Eduard von Altenburg am Fenster und wurde mit einer dreimaligen Salve von Lebehoch begrüßt, das nimmer enden wollte.

Die Kunde von der Lola betreffenden Verfügung hatte sich indessen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet und überall den größten Enthusiasmus bei der in den Straßen wogenden Bevölkerung hervorgebracht. Alles zog nun in die Barerstraße, um Zeuge von der Abfahrt der Person zu sein, die seit einem Jahr eine wahre Geißel des Landes gewesen war, den König seinem Volk entfremdet hatte. Lange harrte man vergebens mit steigender Ungeduld. Endlich, um $^1/_2$11 Uhr, ging das Tor auf, und heraus rollte der der Bevölkerung wohlbekannte braune Brougham. Die Pferde in gestrecktem Galopp, fuhr er pfeilschnell gegen die Pinakothek zu fort. Darin saß Lola mit ihrem Schützling Leutnant Weber. Gellendes Geheul und Verwünschungen ertönten ihr zum Abschiedsgruß. Die anwesenden Studenten stimmten ein jubelndes „Gaudeamus igitur“ an, wobei die Menge mitsang. Gleich darauf machte man Anstalten, das Haus zu demolieren, obwohl dessen Türen und Läden geschlossen waren. Man schleppte Steine herbei und warf nach den Fenstern. Die Kürassiere standen in geringer Entfernung unbeweglich. Da die Türen und Läden widerstanden, so umging man das Haus und suchte hinten durch den Garten einzudringen. Die Nebenzäune und Planken wurden umgerissen, die Gartenmauer mittels einer herbeigeschafften Leiter überstiegen. So drangen 200 bis 300 Personen in den inneren Hofraum und begannen dort das Zerstörungswerk. Ich stand auf einige Entfernung von der Gartenmauer neben einem Detachement Infanterie, das von einem Korporal befehligt wurde. Dieser sagte laut, so daß ich und die Umstehenden es hören konnten: „Ich bin hier aufgestellt, und solange ich keinen Befehl bekomme, rühre ich mich nicht.“ Dies bezeichnet die Stimmung des Militärs im allgemeinen. Es ließ geschehen, was geschehen wollte. Auf einmal sah man den König von der Pinakothek her kommen. Die ungeheure Menschenmasse in der Barerstraße hatte ihn verhindert, von vorn ins

Digitized by Google

Haus zu bringen. Er ging daher hinten herum, wo ich ihn über den Zaun des Gartens steigen sah. Mittlerweile hatte von der Straße aus das Bombardement mit Steinen fortgedauert, und als der König vor das Haus selbst gelangte, traf ihn ein faustgroßer Stein am Arm. Einige Offiziere, die dort standen, erkannten den König, beschützten ihn mit ihren Säbeln. Einem davon gab er den Auftrag, das Volk aufzufordern, ruhig auseinander zu gehen, indem die Studenten dableiben sollten und die Ursache des Mißvergnügens bereits entfernt worden sei. Bald darauf trat er selbst vor das Volk, das ihn mit Lebehoch empfing, befahl den Leuten, das Haus zu schonen, das *sein* Haus sei, und ließ durch herbeigerufenes Militär die Straße säubern. Von dort begab er sich — immer zu Fuß — in die Residenz zurück und zeigte sich an einem Fenster des Max-Josephs-Platzes, wo er von den dort noch aufgestellten Bürgern und dem Volk, das den großen Platz dicht ausfüllte, mit lebhaftem Zuruf begrüßt wurde, bis er endlich im Zurückgehen ihnen winkte, nach Hause zu gehen. Dies geschah denn auch in großer Ordnung, wie sie immer waren, und eine Stunde später hatte sich alles Volk verlaufen und kehrte zu seinen täglichen Verrichtungen zurück. In dem äußeren Anblick der Stadt war keine Spur mehr zu sehen von der Aufregung und den inhaltschweren Ereignissen, die kurz vorher stattgefunden hatten.

Lola selbst war, als sie ihr Haus verließ, auf dem Umweg durch den Englischen Garten wieder zur Stadt zurückgefahren und hatte die Frechheit, hinter dem Theater neben dem mit Menschen übersäten Max-Josephs-Platz in die Residenz bringen zu wollen. Dort waren aber seit gestern abend alle Tore geschlossen. Sie mußte daher umkehren und fuhr mit Blitzesschnelle über die Isarbrücke hinaus auf die Innsbrucker Straße. Graf Louis Arco fuhr ihr in seinem Wagen eine Poststation nach, und die letzten Nachrichten von ihr reichten bis Wolfratshausen auf der Tiroler Straße. Das Volk wollte nicht recht an ihre Entfernung glauben, und noch abends veranlaßte ein an der Residenz vorgefahrener Fiaker, worin man sie in Verkleidung zu erblicken glaubte, Zusammenrottungen und Aufläufe. Im ganzen ist aber alles zur gewöhnlichen Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, und in den Bierhäusern ertönt der Jubel des Volkes über den ohne Blutvergießen gegen den König errungenen Sieg.

*

Soweit die Berichte. Wie der letzte es andeutet war die Bewegung noch nicht zu Ende. Sie war es erst, als Ludwig I. am 20. März 1848 die Krone niederlegte.

Digitized by Google

Die Frage nach der Erfindung und Vervollkommnung des Kompasses

Von

Prof. Dr. S. Günther,

Prorektor der Technischen Hochschule in München

In der Völkerkunde wird seit mehr denn einem Menschenalter eifrig eine Streitfrage erörtert, die sich als überaus fruchtbar und anregend für die Forschung erwiesen hat, und deren Kernpunkt sich etwa in der folgenden Weise kennzeichnen läßt: Stößt man bei zwei Völkern von großer räumlicher Entfernung auf gewisse Uebereinstimmungen materieller oder geistiger Art, muß dann stets an eine Uebertragung oder darf an eine spontane, unbeeinflußte Entstehung an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gedacht werden? Für diese letztere Auffassung, die unter dem Namen „Völker- oder Elementargedanke" in der Wissenschaft bekannt ist, war seinerzeit der Altmeister der deutschen Ethnologie, Adolf Bastian, auf Grund einer umfassenden Kenntnis der Menschheit aller Zonen eingetreten, während anderseits das „Uebertragungsprinzip" in Friedrich Ratzel einen mit den geographischen Bedingungen der Völkerverschiebungen ganz besonders vertrauten Vertreter gefunden hatte. Heute geht die allgemeine Ansicht mehr und mehr dahin, daß mit absoluter Sicherheit keine der beiden Möglichkeiten als die allein zulässige hingestellt werden darf, daß vielmehr im Einzelfalle geprüft werden muß, wie sich für die eine oder andre Wahrscheinlichkeit — an Gewißheit wird nur selten zu denken sein — bestimmende Gründe auffinden lassen. Und auf diese Weise ist schon wiederholt ein tieferer Einblick in das physische und psychische Leben der Völker erzielt worden.

Es scheint noch nicht daran gedacht worden zu sein, daß der hiermit umschriebenen Klasse von Problemen auch dasjenige zugezählt werden muß, welches sich an die erste Entstehung des Kompasses knüpft. Denn es ist nicht zu leugnen, daß dieses Instrument bei drei verschiedenen Völkerkreisen uns begegnet, ohne daß wir imstande wären, darzutun, daß es auf angebbarem Wege von dem einen zu einem andern Lande gebracht worden wäre. Zeitlich erscheint es zuerst in China, um sodann viel später einerseits im christlichen Westen und anderseits im Bereiche der arabischen Kulturwelt wieder aufzutauchen. An und für sich könnte man somit auch an einen dreifachen Ursprung unter abweichenden Bedingungen glauben, allein freilich ist ein solcher diesmal recht unwahrscheinlich. Handelt es sich doch nicht um Naturvölker in isolierter Lage, sondern vielmehr um Kulturnationen, zwischen denen nachweislich gar manche Verbindungsfäden hin und her liefen. Man wird also eine direkte Verpflanzung aus dem heimischen auf einen fremden Boden als das Näherliegende zu betrachten berechtigt sein, wobei es immerhin auffällig erscheinen kann, daß es an direkten Beweisen für eine solche Einbürgerung einstweilen noch gänzlich mangelt, und daß zunächst nur die Hypo-

Digitized by Google

these die bestehende Lücke auszufüllen bestrebt sein muß. Den augenblicklichen Stand der Frage, auf deren Lösung schon ein stattliches Maß gelehrter Arbeit verwendet worden ist, in möglichst objektivem Sinne zu schildern, ist der Zweck der nachstehenden Zeilen.

Die griechisch-römische Antike kannte, wie die ausgedehnten Untersuchungen von Henri Martin und Palm an der Hand einer Fülle klassischer Belegstellen nachgewiesen haben, sehr wohl die Anziehung und bis zu einem gewissen Grade die Polarität des Magneten, nicht aber die magnetische Richtkraft. Man wußte, daß es ein Mineral mit solchen Eigenschaften gäbe, und von der Tatsache, daß man dasselbe in der Nähe der kleinasiatischen Stadt Magnesia in größeren Mengen vorkommend annahm, leiten sich ja auch die Bezeichnungen Magnet und Magnetismus her. Auch war das Gegenteil der Anziehung, die Abstoßung, nicht völlig unbekannt, denn in dem Lehrgedichte: „Von der Natur der Dinge", diesem in naturwissenschaftlicher Hinsicht überhaupt einen Ehrenplatz im römischen Schrifttum einnehmenden Werke des Lucretius, wird bereits erwähnt, daß ein solch natürlicher Magnet, und von einem künstlichen konnte ja noch keine Rede sein, auf Eisen anziehend oder abstoßend wirke; und Lucrez wußte auch schon, daß die magnetische Attraktion durch ein unmagnetisches Zwischenmittel nicht aufgehoben werde. Im übrigen jedoch diente diese Naturerscheinung wesentlich nur dazu, eine Unmenge von Fabeln aller Art in die Welt zu setzen, wie man dies aus den Sammelwerken eines Plinius, Isidorus Hispalensis usw. zur Genüge ersehen kann. Die Tatsache, daß ein frei bewegliches, längliches Stück Magneteisenerz die Neigung hat, sich in einer bestimmten Richtung einzustellen, war vollständig unbekannt, und demgemäß mußte auch die Schiffahrt auf ein Hilfsmittel verzichten, welches sie dazu befähigen konnte, das ängstliche Kleben an der Küste aufzugeben und sich zur Hochseeschiffahrt auszugestalten.

Wie bemerkt, waren es die Chinesen, die den dem Altertum versagt gebliebenen Schritt machen durften, und es ist dies um so auffälliger, weil „das Reich der Mitte" eigentlich niemals lebhaftere seemännische Interessen bekundet hat. War auch schon vorher diese geschichtliche Wahrheit nicht eben unbekannt, so trat sie doch erst dann in ein helleres Licht, als 1834 der berühmte Sprachforscher H. J. Klaproth an Alexander von Humboldt sein Sendschreiben: „Sur l'invention de la boussole" richtete, wovon wir erfreulicherweise 1885 eine durch A. Wittstein besorgte Neuauflage erhalten haben. In ihm wird festgestellt, daß das Lexikon des Schu-wang, welches mit großer Sicherheit auf das Jahr 121 v. Chr. verlegt werden kann, vom natürlichen Magneten handelt und dieses Eisenerz als den „Stein" charakterisiert, „mit dem man der Nadel die Richtung geben kann". Man verstand sich also bereits auf die Kunst, künstliche Magnete anzufertigen, indem man einen Eisenstab oder eine Nadel mit dem „Steine" bestrich. Beschrieben wird dieser Vorgang allerdings erst weit später, nämlich in einem dem zwölften nachchristlichen Jahrhundert entstammenden Werke. Um dieselbe Zeit wird in einer Schrift, die sich als „Medizinische Naturgeschichte" einführt, der ältesten Form Erwähnung getan, in welcher uns

Digitized by Google

der wirkliche Kompaß entgegentritt; mit Wachs befestigt man die Mitte eines zuvor bestrichenen Eisenstäbchens an einem baumwollenen Faden, und wenn dann jenes frei schwebt, so stellt es sich ganz von selbst in der Südrichtung ein. Daß China in allen Dingen das Umgekehrte von dem tut oder schreibt, was uns geläufig ist, kann nicht wundernehmen, und die Richtung nach Süden gilt für den Nordpol der Nadel ebenso, wie die Richtung nach Norden für den Südpol. Dies sind diejenigen Angaben, die auf völlige Zuverlässigkeit Anspruch erheben können und die Priorität der Chinesen ganz außer Zweifel setzen. Klaproth, der auf möglichste Vollständigkeit sah, nimmt noch eine Reihe andrer Erzählungen in seine Abhandlung auf, die zum Teile, wie das nun einmal bei jenem Volke Sitte ist, in ein ungemein hohes Alter hinaufreichen sollen. Mit dem Hamburger Nautiker A. Schück, der sich sehr eingehend mit dieser halbmythischen Historie beschäftigt hat, wird man indessen zu dem Schlusse kommen müssen, daß diesen Berichten nur eine recht bedingte Vertrauenswürdigkeit zukommt. Der sogenannte „magnetische Wagen", dessen wiederholt von den Annalisten gedacht wird, und der um 700 n. Chr. auch in Japan Eingang gefunden haben soll, dürfte mehr nur ein Spielzeug, als ein ernsten Zwecken gewidmetes Instrument gewesen sein, mit dessen Hilfe chinesische Sendboten sich angeblich in den pfadlosen Steppen der Mongolei orientiert haben. Vermutlich waren dies kleine Nachbildungen der bekannten ostasiatischen „Ritscha" auf zwei Rädern, deren Vorderteil ein Loch enthielt, und in dieses wurde eine winzige menschliche Figur gesteckt, deren Hand einen Magnetstab trug. Stellte man den „Wagen" auf eine horizontale Platte, so konnte das Figürchen der magnetischen Richtkraft nachgeben und sich so einstellen, daß der Arm nach Süden zeigte. Schück hat mit Unterstützung des Ethnographen Thilenius einen derartigen Apparat nachgebildet und gezeigt, daß derselbe im Ruhezustande seinem Zweck entspricht, wogegen er ganz unbrauchbar wird, sobald der „Wagen" rollt. Man wird deshalb nicht umhin können, den Nachrichten der alten Chronikenschreiber einiges Mißtrauen entgegenzubringen.

Auch wenn man dies tut, muß man aber daran festhalten, daß die ersten beglaubigten Berichte über die Bestimmung der Mittagslinie mittels der magnetischen Richtkraft aus dem fernen Osten stammen. Den Bussolen, deren man sich dort noch heute zu astrologischen Zwecken bedient, und von denen wir durch Schück eine Abbildung erhalten haben, kommt unter allen Umständen ein respektables Alter zu. Außer gewissen chinesischen Schriftzeichen lassen sie den chinesischen Tierkreis erkennen, der zwar auch, wie der okzidentalische, zwölf Zeichen aufweist, in deren Bezeichnung dagegen von jenem abweicht; es ist ein richtiger Zodiakus, der nicht tierische und menschliche Symbole durcheinanderbringt, sondern sich ausschließlich an diese hält (Stier, Tiger, Hase, Drache [spezifisch chinesisches Fabeltier], Schlange, Pferd, Lamm, Affe, Hahn, Hund, Schwein, Maus). Auch die Schiffe verwenden Kompasse mit solch zwölfteiliger Anordnung, an deren Stelle Schück gelegentlich auch eine vierundzwanzigteilige treten sah. Eduard Biot, der, ähnlich wie Klaproth, ausgezeichnete Sprach-

Digitized by Google

und Sachkenntnisse in sich vereinigte, war der Meinung, daß erst im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung der Schiffskompaß auf den Dschunken sich heimisch gemacht habe.

Höchst auffällig muß man es finden, daß Marco Polo, der doch fast ein Vierteljahrhundert auf chinesischem Boden weilte, daselbst eine sehr angesehene Stellung einnahm und die große Mehrzahl aller Provinzen zu bereisen Gelegenheit hatte, vom Kompaß nichts gewußt zu haben scheint, während er doch sonst mit großer Vorliebe alle Einrichtungen namhaft macht, betreffs deren sein Adoptivvaterland dem Westen voraus war. Da der so gründlich erfahrene Reisende auf der Heimfahrt den Seeweg benützte, so hätte er, falls eben ein solches Instrument sich auf seinem Schiffe befand, schwerlich dasselbe unbesprochen gelassen. Daß Chinesen und Araber — dieses Wort in üblicher Weise für alle Mohammedaner Asiens und Afrikas gebraucht — in Seeverkehr standen, ist zweifellos, und es wäre mithin für die letzteren mannigfach Veranlassung gegeben gewesen, sich die Kenntnis des Kompasses anzueignen; gleichwohl mangelt es an jeder literarischen Notiz, die in diesem Sinne gedeutet zu werden vermöchte. Gänzlich unvermittelt erscheint die Bussole im islamitischen Kulturkreise, und wir sind nicht in der Lage, zu erkennen, ob und in welcher Art chinesische Einwirkung stattgehabt haben mag.

Erst Eilhard Wiedemann, einem der wenigen deutschen Gelehrten, die mit ihrem Fachwissen, hier in der Physik, eine vollständige Beherrschung der semitischen Sprachen verbinden, hat auf ein arabisches Gedicht aus dem Jahre 834 n. Chr. hingewiesen, welches es so gut wie gewiß mache, daß ihr Verfasser von der Nordweisung der Magnetnadel Kunde gehabt haben muß. Auch einige andre arabische, bezüglich persische Quellen müssen nach Wiedemann berücksichtigt werden, weil sie darauf hinweisen, daß man mit Hilfe einer Magnetnadel, der man die Gestalt eines länglichen Fischchens gab, die „Quibla", d. h. jene Richtung herauszubringen versuchte, welche nach der heiligen Stadt Mekka hinführt und, als für den Gebetskultus der Moslemin wichtig, in keiner Moschee fehlen darf. In präziserer Form ist vom Magneten die Sprache bei dem Turanier Bajlak, von dem ein 1242 geschriebenes mineralogisches Lehrbuch herrührt („Schatz der Kaufleute für die Kenntnis der Steine"). Hier wird mit unzweideutigen Worten eine Vorrichtung beschrieben, die man später Schwimmkompaß genannt hat. „Die Schiffer des Syrischen Meeres nehmen ein mit Wasser gefülltes Gefäß, das sie zum Schutze gegen den Wind im Innern des Schiffes aufstellen; dann stecken sie eine Nadel quer durch einen Holzpflock oder Halm, so daß beide ein Kreuz bilden; hierauf legen sie die Nadel auf die Oberfläche des Wassers in jenem Gefäße, wo dieselbe obenauf schwimmt. Sodann nehmen sie ein Stück Magneteisenstein, nähern es der Wasserfläche und machen mit der Hand eine Drehung nach rechts, infolge wovon auch die Nadel eine Kreisbewegung ausführen wird. Nunmehr ziehen sie rasch und unversehens ihre Hand zurück — und wahrlich, die Nadel ist jetzt beiderseits, nach Norden und Süden, eingestellt." Von Schück, einem Augenzeugen, erfahren wir, daß noch in unsern

Digitized by Google

Tagen der Führer eines zwischen Tripolis und Alexandria verkehrenden Schiffes nach solch urwüchsiger Manier seine Nordrichtung ermittelt habe. Etwa hundert Jahre nach Bajlak schrieb ein andrer Araber, der Historiker Ibn Chaldûn, seine berühmt gewordene „Geschichte der Berber", und in diesem Werke führt er den Gebrauch der Mittelmeerfahrer an, an einem nach den Hauptwindrichtungen geteilten Blatte, „al konbas" genannt, ihre Orientierung vorzunehmen. Es wird dies wohl die erste geschichtlich erkennbare Erwähnung des Wortes Kompaß sein, aber an das Instrument selbst ist wohl weniger als an jene Art von Seekarten zu denken, die während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in den Händen aller geschulten Seeleute sich befanden und uns in der Gegenwart als „Kompaßkarten" bekannt sind. H. Wagner hat die Entstehung dieser Darstellungen der Meere und Küsten näher geprüft und sich zu dem Schlusse führen lassen, daß dieselben oft mit anerkennenswertem Geschick aus einzelnen kleineren Karten in sogenannter Zylinderprojektion zusammengefügt und hinterher mit einem Netze von Kompaßstrichen überzogen wurden. K. Kretschmer, der sich mit diesen Gebilden viel befaßt hat, zählt neunzehn Kartographen, zumeist italienischer und katalanischer, jedoch auch portugiesischer und griechischer Herkunft auf, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, und eines ihrer Erzeugnisse lag offenbar dem Ibn Chaldûn vor, als er die oben zitierte Bemerkung machte. In der Tat besitzt die Mailänder Ambrosiana eine Kompaßkarte mit arabischen Legenden, die offenbar als Kopie eines italienischen Musters zu betrachten ist.

Aus all dem geht hervor, daß die arabische Nautik bei den Europäern Entlehnungen gemacht hat, womit indessen noch keineswegs gesagt ist, daß auch der Kompaß selbst, für den im späteren Mittelalter die Bezeichnung Büchse — buxola, bussola, boussole — üblich ward, in Europa früher als in den islamitischen Ländern bekannt gewesen sei. Fast allenthalben wird das allerdings auf Grund literarischer Zeugnisse als ganz gewiß hingenommen, und diese würden ja auch eine sehr eindringliche Sprache reden, wenn nicht eben das genannte, von Wiedemann aufgefundene Bruchstück eines arabischen Gedichtes einen gewissen Gegenbeweis in sich schlösse. Wie es aber sich damit auch verhalte, ganz sind auch die Möglichkeiten nicht von der Hand zu weisen, daß zwei Völker, an die wir bisher noch nicht zu erinnern hatten, irgendwie ihren Einfluß ausgeübt haben könnten. Wir meinen da die Inder und die Normannen.

Was die ersteren anlangt, so hat es den Anschein, daß die das Erythräische Meer durchkreuzenden Seefahrer schon frühzeitig die Handhabung des Kompasses sich zu eigen gemacht hatten. Wahrscheinlicher ist es aber, daß diese Instrumente, wie der Portugiese De Castanheda berichtet, aus Italien, namentlich aus Genua, ihren Weg nach dem Indischen Ozean gefunden haben, als daß sie auf Indien als Stammland verweisen. Denn diesem Volke läßt sich ja überhaupt in praktischen Sachen kein besonderes Verdienst nachrühmen, und zudem haben wir einen verlässigen Zeugen, den Italiener Niccolò Conti. Früher wollte man ja diesem weitgereisten Manne keinen rechten Glauben schenken,

Digitized by Google

allein durch die Arbeiten von Gardina und Sensburg ist demselben eine Ehrenrettung zuteil geworden, die seine Wahrhaftigkeit in ein unvergleichlich besseres Licht stellt. Daß er tatsächlich Hindostan gesehen, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, und wenn er, der sich als geborener Venezianer auf das Schiffswesen doch wohl verstanden hat, ausdrücklich erklärt, die indischen Seeleute verstünden nicht mit der „Calamita", dem Kompaß, umzugehen, so sind wir, im Gegensatze zu Schück, sehr geneigt, diese mangelhafte Eigenschaft der Inder als wahr gelten zu lassen. Das von Conti gebrauchte Wort war im Laufe des fünfzehnten Säkulums neben der älteren Bezeichnung, der Bussole, nahezu herrschend geworden; es entspricht der zumeist von den Praktikern angewandten Form des Strohhalmkompasses, der vielerorts die noch ältere Modalität des Holzkompasses verdrängt hatte.

Kaum hat es in einer Zeit, die etwa vom achten Jahrhundert anhebt, ein unruhigeres Volk gegeben, als es die Normannen waren, denen in diesen frühen Zeiten auch die Dänen zugerechnet wurden. Sie erobern den größten Teil von England, das zuletzt einem ihrer Herzöge ganz zur Beute fällt; sie kolonisieren die nördlichen schottischen Inseln, die Färöer, Island, Grönland und — was allerdings von Nansen bestritten, von der großen Mehrzahl der Fachmänner hingegen aufrecht erhalten wird —, ein namhaftes Stück von Nordamerika; sie gründen selbständige Reiche in Westfrankreich und Unteritalien; sie setzen sich fest am Süd- und Ostufer des Baltischen Meeres und unterwerfen fast ganz Rußland der „warägischen Herrschaft"; sie bedrohen Konstantinopel und stellen gleichzeitig den byzantinischen Kaisern ihre bevorzugten Leibgarden. Ein Volk solchen Charakters mußte in hohem Maße seetüchtig sein, und wir dürfen uns überzeugt halten, daß diese nordischen „Wikinger" sich von allen ihren Zeitgenossen in allem auszeichneten, was mit Navigationskunde zusammenhing. So mochten sie sich auch am besten dazu eignen, neue Errungenschaften auf diesem Gebiete anderen Ländern und Stämmen zu übermitteln. Vielleicht läge der Gedanke nicht ferne, daß aus dem Apulien Bohemunds und Tankreds die Verwendung der Magnetnadel ihren Weg zu den Sarazenen gefunden hätte. Aber auch die umgekehrte Alternative erscheint denkbar, daß normannische See- und Handelsleute irgendwo im Osten das Geheimnis der freien Meerschiffahrt erkundet und nach den Westländern übertragen hätten. Diesen Gedanken hat R. Hennig anläßlich der Naturforscherversammlung in Münster i. W. (1912) ausgesprochen, indem er darauf aufmerksam machte, daß schon im zehnten Jahrhundert die Waräger an das Schwarze und Kaspische Meer vorgedrungen sind. Es fragt sich nur: Haben wir irgendeinen Anhaltspunkt dafür, daß die Normannen schon frühzeitig etwas vom Kompaß gewußt und durch seine Hilfe jene gewaltigen nautischen Unternehmungen glücklich zu Ende geführt haben, in denen sie alle andern seefahrenden Völker so weit überragten?

Und eine gewisse Berechtigung für diese Vermutung scheint nun wirklich zu bestehen. Thorwald Thoroddsen, der treffliche Kenner isländischer Geschichte und Landeskunde, teilt uns mit, daß das „Landnamabok", jenes wichtige Quellen-

Digitized by Google

werk, welches die Geschichte der ersten Besiedelung der Eisinsel zum Gegenstande hat, ausdrücklich von Naddodr und Flóki, den ersten Konquistadoren, berichtet: „Damals hatten die Seefahrer im Norden noch keinen Magneten." Sie hätten sich durch eine primitive Gestirnbeobachtung, durch Wind und Meeresströmungen, endlich durch „den Flug von Raben" [1]) ihren Weg weisen lassen. Schon bald danach aber tritt uns als ein wertvolles Werkzeug der Pfadfindung auf dem Meere der Leitstein („Leidarsteinn") entgegen, von dem zwar nur der Name bekannt ist, der jedoch wohl nur als Magnetnadel aufgefaßt werden kann. Thoroddsen läßt es unentschieden, ob dieser Leitstein identisch war mit den Sonnensteinen, von denen nach 1300 mehrere isländische Kirchen ein Exemplar besaßen, diejenige zu Hrafnagil sogar „in einem Futteral". Das Verfahren, dessen sich der „Lebensbeschreibung Olafs des Heiligen" zufolge isländische Bauern bedienten, um durch Betrachtung eines Sonnensteins den ungefähren Ort des Aufgangs der Sonne ausfindig zu machen, läßt mit voller Sicherheit auf die Kompaßnadel schließen. Vergegenwärtigt man sich die geographische Lage, so kann man recht wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit für die Uebertragung des wichtigsten nautischen Orientierungsmittels aus dem Osten in die baltischen Provinzen und von da nach Norwegen eintreten. Dabei wird stets vorausgesetzt, daß die Araber, welche im Bereiche der slawischen Länder mit den Normannen in Berührung kommen konnten, mindestens schon um 1000 n. Chr. die Polrichtung der Horizontalnadel gekannt haben. Und von den Nordmännern kann diese Kenntnis sehr wohl auf dem Wege über England und Frankreich nach dem Süden verpflanzt worden sein.

Hier erscheint dieselbe gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, und damit treten wir in die zweite, auf gefestigterem Boden stehende Periode unsrer geschichtlichen Darstellung ein. Ungefähr um das Jahr 1185, vielleicht auch erst 1190, entstand in altfranzösischem Idiome ein satyrisches Gedicht, welchem sein Verfasser den Namen „La Bible" gab. Wer indessen dieser Autor war, ist nicht mit vollkommener Sicherheit festzustellen, denn in dem einen der beiden Manuskripte, welche man von der Schrift besitzt, wird Guyot de Provins, in dem andern wird Hugue de Bercy genannt. Gemeiniglich läßt man den erstgenannten Namen gelten. Die Schilderung, welche der Franzose von der „Kunst der Seeleute, die sie nicht täuschen kann", entwirft, trifft ganz genau auf den uns schon bekannten Schwimmkompaß zu; nur ist aus ihr auch zu entnehmen, daß man nicht immer in jedem Einzelfalle erst der Nadel ihren Magnetismus erteilte, so wie dies Bajlak tat, sondern daß man ein für allemal durch Berühren der ersteren mit einem Naturmagneten diesen Endzweck zu erreichen suchte.

Nahezu gleichzeitig mit der „Bibel" wurden auch in England zwei Literatur-

[1]) Die sehr kurzen Andeutungen der normannischen Schriftsteller über die Beobachtungen des Vogelfluges auf dem einem bestimmten Ziele entgegensteuernden Schiffe hat unlängst Schück einer eingehenden Untersuchung unterworfen, die zu einem leidlich positiven Ergebnis verhalf. An diesem Orte würde eine weitere Erläuterung kaum angezeigt sein.

Digitized by Google

produkte vollendet, welche uns gleichmäßig angehen. Alexander Neckam, geboren 1157, war ein Milchbruder des Königs Richard Löwenherz; in Paris hatte er seine Studien gemacht und dort auch hernach seine Lehrtätigkeit ausgeübt, die ihn zum berühmten Manne machte. Was er uns über die hier in Rede stehende Angelegenheit mitzuteilen hat, findet sich in den beiden Enzyklopädien „Von der Natur der Dinge" und „Von den Gebrauchsgegenständen", die 1857 und 1873 von Thomas Wright im Druck herausgegeben worden sind. Weit zugänglicher wurden sie uns durch G. Hellmanns „Rara magnetica" gemacht, eine Veröffentlichung, der überhaupt das große Verdienst zukommt, das Studium der älteren Geschichte der Lehre vom Erdmagnetismus sehr erleichtert zu haben. Nach Neckam zieht der Schiffer seinen Kompaß bei Nacht oder auch bei bedecktem Himmel zu Rate, um sich über die Nordrichtung zu vergewissern. Was er jedoch über das Instrument selber beibringt, entbehrt der dem Guyot de Provins nachzurühmenden Klarheit, indem sich nicht zuverlässig wahrnehmen läßt, ob ein Schwimmkompaß oder bereits die etwas höher stehende Form des Trockenkompasses gemeint ist. Von neueren Gelehrten hat sich Bertelli für die erstere, D'Avezac für die andre Annahme entschieden. Jedenfalls geht auch aus diesen, die Magnetnadel betreffenden Stellen hervor, daß man ein Eisenstäbchen durch längere Berührung — ein Streichprozeß wird es allem Vermuten nach gewesen sein — mit einem Naturmagneten selbst magnetisch machte. Das war selbstverständlich kein permanenter Magnetismus, aber für eine nicht zu lange Zeitdauer mag er doch wohl vorgehalten haben.

Der dritte Westeuropäer, der für uns in Betracht kommt, ist Jacques de Vitry, der wiederholt im Heiligen Lande war und auf Grund seiner dort gesammelten Erfahrungen eine „Geschichte des Ostens" abfaßte. Das scheint zwischen 1215 und 1220 geschehen zu sein. Er behandelt die Nordweisung der Nadel als eine bereits ziemlich bekannte Sache; das Erz, durch dessen Berührung die Uebertragung der magnetischen Eigenschaft erfolge, stamme aus Indien. Eine besondere Bezeichnung für den Magneten hat es bis dahin nicht gegeben, während Jacques de Vitry dafür das Wort „Adamas" (Diamant) gebraucht, wie denn auch im Altertum gelegentlich der Magnetstein und jener Edelstein verwechselt worden zu sein scheinen. Den Versuch, aus Adamas das französische „Aimant" abzuleiten, wird von Poggendorff mit Recht abgelehnt, denn es ist ja nur natürlich, daß man einen Stein, der mit dem Eisen eine so innige Verbindung einging, als „pierre aimante" vor andern Mineralien auszeichnete. Auch im Chinesischen soll der Magnet „thsu-chy" („liebender Stein") heißen. Uebrigens ist der erste geschichtlich nachweisbare Schriftsteller, der von der französischen Beziehungsweise Gebrauch macht, erst ein um die Mitte des Jahrhunderts lebender Dichter, Gauthier de l'Espinois. Er scheidet die Nadel („aiguille") von dem „aimant", der jene zu sich hinziehe.

Die neue Nomenklatur fand rasch Anklang. Der Jude Berachja, dem der gelehrte Moritz Steinschneider zuerst auf die Spur kam, und der mutmaßlich den ersten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts schriftstellerisch angehörte,

Digitized by Google

unterscheidet in seinem „Steinbuch" vier Arten von „aimant". Der das Eisen anziehende Magnetstein gehöre der nämlichen Art wie der Diamant an. Was er über die größere Kraft des letzteren sagt, welche ihn dazu befähige, die durch einen gewöhnlichen Naturmagneten in eine gegebene Richtung gebrachte Nadel abzulenken und ihr eine andre Richtung aufzuzwingen, ist so unklar gehalten, daß sich dem Ausspruche kein rechter Sinn unterlegen läßt. Offenbar war die irrige Meinung, daß der Diamant mit einer ganz besonders starken Richtkraft begabt sei, weit verbreitet, denn Thomas von Cantimpré, an dessen enzyklopädisches Werk sich hauptsächlich der Deutsche Konrad von Megenberg in seinem sehr kompilatorisch abgefaßten „Buch der Natur" anlehnte, ist von der gleichen Unwahrheit fest überzeugt.

Etwas höher als diese vom Hörensagen ausgehenden und von tieferer Kenntnis nicht getrübten Mitteilungen sind gewisse Andeutungen zu bewerten, die uns bei geachteten Gelehrten des dreizehnten Jahrhunderts begegnen. Ein solcher war der große Franziskaner Roger Bacon, der sich zwar nur kurz über die zu seiner Zeit schon ziemlich bekannt gewordene Neuerung im Schiffswesen ausspricht, aber doch die damals überhaupt erreichbare Sachkenntnis bekundet. Von ihm hinwiederum stammt, was Brunetto Latini, der mit naturwissenschaftlichen Dingen sehr wohl vertraute Lehrer Dante Allighieris, seinem „Schatzbuche" (livre du trésor) einverleibt hat. Ein Schreiben Bacons, welches diesen Sachverhalt feststellt, ist noch vorhanden. Auch mehrere hervorragende Scholastiker des Kontinentes tun des Kompasses Erwähnung; so Albertus Magnus, der bedeutendste Physiker des Mittelalters, und Vinzenz von Beauvais, der um 1250 die Wirkung des „Adamas" mit wesentlich den nämlichen Worten darlegt, wie wir sie uns von Bajlak her erinnern. Nicht viel anders lautet auch eine Stelle bei dem Belgier Jean de St. Amand (1261).[1] Im ganzen dürfte aus den hier zusammengestellten Daten erhellen, daß im dreizehnten Jahrhundert sich die Kenntnis des Kompasses schon ziemlich durchgesetzt hatte, und es besteht für uns kein Grund, an der Behauptung des Jesuiten Riccioli (1661) zu zweifeln, daß die französischen Meerschiffer in der Regierungszeit Ludwigs IX. (des Heiligen) den Kompaß unter den eisernen Bestand ihrer Berufsutensilien aufgenommen hatten.

Aber allerdings nur in einer überaus primitiven, genauen nautischen Peilungen durchaus unangemessenen Gestalt. Nur eben ganz obenhin konnte durch den Schwimmkompaß, zumal wenn die See bewegt war, die Orientierung erzielt werden. Als weiterer Uebelstand trat hinzu die auch im günstigsten Falle wenig Sicherheit gewährende Methode der Magnetisierung. Ueber diesen letzteren Punkt hat sich Ernst Gerland einläßlich verbreitet. In den drei Hauptberichten

---

[1]) A. Schück in Hamburg (s. o.) hat unlängst bemerkt, daß auch schon im „Vaterunser" des Heinrich v. Krolewitz (ed. F. Lisch, Quedlinburg-Leipzig 1839), der vielleicht um 1250 in Schwerin gelebt haben dürfte, der „edele magneo", d. h. der Kompaß, genannt wird.

Digitized by Google

ist in der Tat, wie er betont, von einem Bestreichen der eisernen Nadel nicht die Rede, und ebensowenig wird man anzunehmen berechtigt sein, daß Stahlnadeln verwendet worden seien. Letzteres ist schon deswegen ausgeschlossen, weil, wie sich in Bälde zeigen wird, dann und wann das Ummagnetisieren der Nadeln notwendig wurde. Es wird wohl dabei sein Bewenden haben, daß man dünne Stäbchen von weichem Eisen auf den Schwimmkörper legte, aber ein wenn auch nur kurzes, so doch für den augenblicklichen Gebrauch hinreichendes Hinbewegen des Naturmagneten über die Nadel dünkt uns doch als wahrscheinlich zugelassen werden zu müssen. Den historisch erstmals nachweisbaren Bestreichungsakt hat Gerland in der „Chorographie" des bekannten Astronomen und Copernicusschülers Joachim Rheticus (um 1540) aufgedeckt, und in rascher Folge reiht sich daran das Sendschreiben, welches (1544) der Nürnberger Geistliche Georg Hartmann an den preußischen Herzog und früheren Hochmeister Albrecht gerichtet hat, und welches zuerst von der magnetischen Inklination zu berichten weiß. Da beide Männer sich nicht als Erfinder der Streichmethode bezeichnen, dieselbe vielmehr als etwas allgemein Bekanntes behandeln, so wird man Gerland darin beipflichten müssen, daß in Deutschland dieses Magnetisierungsverfahren, angewandt auf Stahlnadeln, längst geübt worden war und wahrscheinlich mit der Konstruktion jener Sonnenkompasse in Verbindung stand, zu denen uns der Schluß dieser Studie zurückführen wird.

Ein dieses Ehrennamens würdiges Instrument ist der Kompaß in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch auf keinen Fall gewesen, sondern bestenfalls eine recht unvollkommene Vorrichtung, die nur notdürftig das zu leisten imstande war, was man von ihr verlangte. Der beträchtliche Fortschritt, der die wahre Buffole erstehen ließ, wurde, soweit wir jetzt sehen können, erst gegen das Ende der sechziger Jahre gemacht, und zwar durch eine Persönlichkeit, über die erst vor nicht sehr langer Zeit Klarheit verbreitet worden ist. Noch vor dreißig Jahren spielte in der Physikgeschichte ein Gespenst des Namens Adsigerius eine sehr unvorteilhafte Rolle, das sich durchaus nicht vertreiben lassen zu wollen schien, wenngleich bereits 1866 der Holländer Wenckebach die Ursache des Irrtums zutreffend enthüllt hatte. Nachmals sind Forscher von Ruf der Frage näher getreten; so D'Avezac, Bertelli, Kretschmer, Hellmann, Gerland und, in allerjüngster Zeit, P. Erhard Schlund in der inhaltreichen historischen Zeitschrift seiner Kongregation („Archivum Franciscanum Historicum"). In diesem letzteren Essay sind auch für denjenigen, der noch tiefer schürfen will, zahlreiche weitere Belegschriften genannt.]

Dieser Mann ist der pikardische Ritter Pierre de Maricourt, oder, wie er nach lateinischer Zeitsitte auch zubenannt wird, „Petrus Peregrinus de Maharn-Curia". Etwa fünf Namensbrüder Petrus können nach Schlunds Ansicht in einen engeren Zusammenhang mit ersterem gebracht werden, ohne daß dadurch in die Personalverhältnisse ein klarerer Einblick erreicht würde. Was wir von ihm wissen, ist wesentlich in der Schrift enthalten, die uns demnächst beschäftigen soll; ob der von Roger Bacon ehrenvoll als „Lehrer" erwähnte Petrus der

Digitized by Google

allgemeinen Annahme gemäß wirklich der Magnetiker ist, kann noch nicht als unbezweifelte Gewißheit angesehen werden, mag auch ein größeres Maß von Wahrscheinlichkeit für die Einerleiheit in die Wagschale fallen. Zumal indirekt würde für sie der Umstand sprechen, daß Bacon dem Betreffenden sehr gute Kenntnisse in Mathematik und Naturlehre zuschreibt.

Weder Geburts- noch Todesjahr des Sieur de Maricourt sind bekannt, und was den Geburtsort betrifft, so kann der Flecken Méharicourt im Departement der Somme auch nur bedingt als solcher gesichert gelten. In den Gesichtskreis der Geschichte tritt der nordfranzösische Ritter erst im Jahre 1269, in welchem er als Gefolgsmann des Karl von Anjou unter den Belagerern der von den Anhängern Manfreds besetzten unteritalienischen Stadt Luceria auftritt. Da er als solcher auch im Dienste des Papstes stand, kann ihm leicht der Titel „Peregrinus", soviel wie Kreuzfahrer, beigelegt worden sein. Als geschickter Techniker hat er möglicherweise Ingenieurdienste bei der ziemlich schwierigen Belagerung geleistet. Aus dem Feldlager schrieb er an seinen in der Heimat gebliebenen Freund Suger oder Syger de Foucaucourt einen von magnetischen Dingen handelnden Brief, und eben diese „Epistola Petri ad Sygerum" hat den Anlaß gegeben, daß Thévenot irrtümlich „Epistola Petri Adsigerii" las, womit die Konfusion eingeleitet war. Dieses Sendschreiben ist sonder Zweifel die bedeutendste physikalische Leistung, welche das Mittelalter vor 1400 hervorgebracht hat, „die erste Arbeit nach der rein exakten, induktiv-empirischen Methode der Naturwissenschaft" (Schlund); die Anzahl der davon auf uns gekommenen Handschriften ist nach der sorgfältigen Uebersicht, die der neueste Bearbeiter der Peregrinusfrage gegeben hat, eine ungemein große, während sechs gedruckte Ausgaben vorliegen, von denen drei — von Libri, Bertelli und Hellmann — der neuesten Zeit angehören.

Um den Inhalt der denkwürdigen Schrift kurz wiederzugeben, die „alles, was man damals über den Magneten wußte, in einer für den Nichtfachmann berechneten Darstellungsweise in großer Vollständigkeit bringt" (Gerland), so setzt sich derselbe aus zwei Abteilungen mit je zehn und dreizehn Abschnitten zusammen. Der erste Teil ist rein theoretischer Natur und gipfelt in dem hier zuerst mit Bewußtsein ausgesprochenen Satze, daß gleichnamige Pole sich gegenseitig abstoßen, ungleichnamige sich gegenseitig anziehen. Im zweiten Teile kommt zuerst der Schwimmkompaß an die Reihe, und im nächsten Kapitel beschreibt der Ritter die „Büchse" (pixis), in welcher die Magnetnadel auf einer Drehungsachse spielt; auch ist bereits für einen geteilten Kreis und eine Peilvorrichtung Sorge getragen. Die Art und Weise freilich, wie noch ein Draht hinzugefügt wird, der auf der magnetischen Achse senkrecht steht, hat etwas Unklares an sich; es müßte denn sein, daß Potamins erst vor neun Jahren verlautbarte Interpretation zutrifft, der zufolge dieser Draht bloß den Zweck hatte, das an sich sehr kurze Magnetstäbchen zu genauerer Ablesung des Teilstriches, an dem sich sein Ende befindet, zu befähigen; hat ja ganz ähnlich in unsern Tagen Leyst die Verlängerung des Magneten einer Inklinationsbussole durch unmagnetische Fort-

Digitized by Google

sätze befürwortet. Ob diese Verlängerung in die Achse selbst zu liegen kommt oder senkrecht zu ihr steht, ist ziemlich gleichgültig.

Es leuchtet ein, daß Pierre de Maricourts Trockenkompaß, wenn er stabil aufgestellt war und von Erschütterungen verschont blieb, allen an ein solches Instrument zu richtenden Anforderungen gerecht ward und sogar Winkelmessungen im Azimut ermöglichte. Freilich auf dem Schiffe verlor er diese Brauchbarkeit, und doch waren es ja nautische Interessen gewesen, die gebieterisch die Verwertung der magnetischen Richtkraft verlangt hatten. Diese tiefgreifende Verbesserung muß im vierzehnten Jahrhundert durchgeführt worden sein. Um 1380 hielt in Pisa der Stadtschreiber Francesco di Bartolo da Buti einen Vortrag über die „Divina Commedia" des großen toskanischen Landsmannes und bemerkte bei dieser Gelegenheit, die Seeleute hätten eine Dose, in deren Boden ein Zapfen angebracht sei, und auf diesem sei der Mittelpunkt einer kleinen Kreisscheibe angebracht, so daß diese sich um den Zapfen drehen könne; habe man dann das mitgeführte Stäbchen magnetisiert (mit magnetischer Kraft „trunken gemacht", d. h. gesättigt), so lege man es gleichfalls auf, und nun sei die Nordrichtung abzulesen. Wenn auch mancherlei störendes Beiwerk, dessen wir hier nicht weiter gedenken, die Angabe da Butis schwer verständlich macht, so scheint es eben doch, daß sich in den etwas mehr als hundert Jahren, die zwischen ihm und Peregrinus liegen, der Umschwung angebahnt hatte. Wer aber war es, der als Urheber derselben anzusprechen wäre?

Damit sind wir zu dem viel besprochenen Probleme oder Rätsel gekommen, welches mit dem Namen Flavio Gioja von Amalfi untrennbar verbunden ist. Die nahe bei Neapel gelegene Seestadt, deren lebhafter Handel und Seeverkehr sich sogar noch in der Epoche raschen Aufstrebens der nebenbuhlerischen Republiken Genua und Venedig sehen lassen konnten, war und ist noch davon überzeugt, daß in ihren Mauern die Erfindung der Schiffsbussole sich vollzogen habe. Eine dort zu findende Inschrift, welche nach Schücks Ermittlungen einem gewissen Beccatelli ihre Entstehung verdankt, hat den Wortlaut: „Prima dedit nautis usum magnetis Amalphis" (zuerst hat Amalfi die Schiffer mit dem Gebrauche des Magneten bekannt gemacht). Nun ist richtig, daß Hinweise auf dieses angebliche Verdienst der Stadt erst ziemlich spät hervortreten, denn zuallererst scheint der Frühhumanist Flavio Biondo in seiner der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstammenden Landeskunde von Italien eine einschlägige Notiz gebracht zu haben. Erst seit 1540 mehren sich dann die Stimmen, die einem „Flavio de Malpha" die Erfindung des Seekompasses zuschreiben. Daß dieser Name apokryph ist, wird gegenwärtig wohl allgemein zugestanden werden, und S. Ruge deutet an, wie wohl allenfalls durch einen Lesefehler — die betreffende Handschrift war undeutlich gehalten — der urkundlich durchaus nicht nachweisliche Eigenname in die Welt gesetzt werden konnte. Wenn jedoch über der Person ein Schleier liegt, der anscheinend allen Hebungsversuchen widerstrebt, so braucht doch darum die Sache noch lange nicht als Irrtum über Bord geworfen zu werden.

Digitized by Google

An dieser Stelle nun trat im Jahre 1883 der bekannte Geschichtsschreiber der Navigationskunde, Arthur Breusing in Bremen, in die Diskussion ein. Jeder Schiffskapitän mußte wünschen, daß die bisher der Bussole gegebene Gestalt durch eine andre, auch bei unruhiger See noch brauchbare ersetzt werde, und diesem Wunsche kam ein Amalfitaner, mochte er wie immer heißen, dadurch entgegen, daß er eine mit Strichrose versehene Kreisscheibe auf der schwingenden Nadel befestigte. Bei dieser Anordnung ließ sich der Kurswinkel des Schiffes sofort ablesen. Wie gesagt, ist dann die Persönlichkeit des sog. Gioja recht gleichgültig geworden, und wenn der mustergültig gründliche Bertelli die Existenz eines solchen Mannes überhaupt in Abrede stellte, so konnte doch auch er nicht leugnen, daß die Stadt Amalfi mit einem gewissen Rechte als die Mutter des ersten diesen Namen verdienenden Schiffskompasses angesprochen werde. Es ist in Italien viel über diese Frage gestritten worden, und vor elf Jahren, als der internationale Historikerkongreß in Rom tagte, machte in dessen geographischer Sektion ein Heißsporn der Giojagegner den ganz ernstgemeinten Versuch, die ganze Sache durch eine Resolution einfach aus der Welt zu schaffen. Dem ward von deutscher Seite entgegengehalten, auf so diktatorische Weise könne man zweifelhafte wissenschaftliche Angelegenheiten unmöglich zur Entscheidung bringen.

Und das war gut, denn seitdem ist wieder eine gewisse Wendung eingetreten. Ein italienischer Geograph, Filippo Porena in Neapel, hat sich mit staunenswerter Betriebsamkeit der Aufgabe gewidmet, alle bedenklichen Punkte nachzuprüfen, und bei dieser Arbeit hat sich immer klarer herausgestellt, daß in der Giojasage ein berechtigter Kern enthalten ist. Auch ein früher unbekanntes Gedicht, welches G. Canevazzi auffand und 1901 in Livorno der Oeffentlichkeit übergab, wird sich eher für die Auffassung Porenas als für die ihr entgegenstehende verwerten lassen. Es ist nicht bewiesen, aber keineswegs unwahrscheinlich, daß die letzte Hand an die Vervollkommnung des Kompasses, durch welche derselbe erst die bis zum heutigen Tage dem Grundzuge nach fortbestehende Einrichtung erhielt, durch einen Amalfitaner Bürger gelegt worden ist. Und zwar mag das etwa um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschehen sein.

Von da ab war eine Neuerung von namhafter Tragweite kaum mehr zu erwarten, obwohl es sich ganz von selbst versteht, daß bis in unsre Tage herein die Bestrebungen der Physiker, Nautiker und Techniker, das Hauptinstrument der Schiffsführung noch zu verbessern, nicht gerastet haben. Durch Hellmann und A. Wolkenhauer sind wir über eine Reihe lange verkannter Tatsachen unterrichtet worden, aus denen sich ergibt, wie sehr zumal die Deutschen gegen Ausgang des Mittelalters auf diesem Arbeitsfelde tätig gewesen sind. Man wußte ja längst, daß in manchen Städten, vorab in dem damals kulturell an der Spitze marschierenden Nürnberg, die Verfertigung von Bussolen in großem Stile betrieben wurde; gildeartig zusammengeschlossen waren diese Kompaßmacher allerdings nicht, wie es denn in jener Reichsstadt nach Mummenhoffs Feststellungen Zünfte im herkömmlichen Wortsinne niemals gegeben hat, sondern jeder einzelne

Digitized by Google

übte sein Handwerk frei, in künstlerischer Geltung aus. Einstmals hielt man dafür, daß diese Künstler, da ja das Wort compassus auch soviel wie Zirkel bedeutet, eben gewöhnliche Zirkelschmiede gewesen seien, allein nach und nach konnte man sich überzeugen, daß die Werkstätten Nürnbergs — und andrer Städte — den größten Teil aller Interessenten von nah und fern mit den immer entschiedener ihre Existenzberechtigung erweisenden Kompassen versorgt haben. Wenigstens trifft das gewiß für alle festländischen Kompasse zu, während die Fahrzeuge der See ihre Instrumente auch großenteils aus Genua und Antwerpen bezogen haben.

Am beliebtesten waren im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die sog. Sonnenkompasse, eine Verbindung von Kompaß und Sonnenuhr, von denen auch in des Rheticus vorhin angeführter Schrift gehandelt wird. Erst später ging man daran, den Kompaß von dieser doch eigentlich nicht unerläßlichen Beigabe zu trennen. Aber gerade diese mit Magnetnadel und Kreisteilung ausgestatteten Sonnenuhren haben ihrer Zeit zu einer hochwichtigen Entdeckung verholfen, die nur von den Zeitgenossen in ihrer Bescheidenheit nicht entsprechend eingeschätzt wurden. A. Wolkenhauers Messungen, die an einer Anzahl deutscher Museumsexemplare vorgenommen wurden, haben uns mit Gewißheit erkennen lassen, daß jene wackeren Handwerksleute bereits die magnetische Mißweisung oder Deklination berücksichtigt haben und wußten, daß die magnetische Nordrichtung mit der astronomischen nur in Ausnahmefällen übereinstimmt. Die Geschichte dieser Entdeckung hat viele Federn in Bewegung gesetzt, darunter auch diejenige des hochverdienten Leiters des geomagnetischen Dienstes der Vereinigten Staaten, L. A. Bauer. Eine Täuschung, der selbst der musterhafte Arbeiter Bertelli verfallen war, bestand darin, daß man auch bei Petrus Peregrinus schon die Kenntnis dieser Ablenkung voraussetzte; wohl aber scheinen sich die im Rechte zu befinden, welche die fehlerhafte Orientierung einzelner Kathedralen, deren Chor doch genau nach Osten gerichtet sein sollte, auf die Verwechslung des magnetischen und geographischen Meridians zurückführen möchten (Wehner). Literarisch machte diese Tatsache aber durch Dezennien gar nicht von sich reden, und erst durch Columbus, der auf seiner ersten Reise am 13. September 1492 sowohl die Deklination selber als auch deren Veränderlichkeit von Ort zu Ort konstatierte, fängt dieser Fundamentalsatz der Geomagnetik bestimmtere Formen zu gewinnen an. Hellmann zeigt, daß sich zuerst geachtete deutsche Gelehrte des Reformationszeitalters des wichtigen Fundes bemächtigten und in ihren Wohnorten Beobachtungen anstellten, um die Größe der Deklination zu ermitteln. So handelten Glareanus (Loriti aus Mollis bei Glarus), Collimitius (Tannstätter aus Rain am Lech), Peter Apian (Bennewitz aus Leisnig in Sachsen) und Jakob Ziegler (aus Landau an der Isar). Aber noch 1545 und 1546 wollten sich zwei spanische Nautiker, Pedro de Medina und Martin Cortez, nicht überzeugen lassen, daß da eine unwandelbare Naturerscheinung vorliege, sondern redeten sich ein, bei ganz richtiger Behandlung der Nadeln und großer Vorsicht müsse sich der fatale Winkel auf Null herabdrücken lassen. Und doch

Digitized by Google

hatte schon viel früher der durch seltene Objektivität beim Beobachten ausgezeichnete Portugiese João de Castro an der vorderindischen Küste die Wahrnehmung gemacht, daß nicht allein die magnetische Erde, sondern sogar mit Eigenmagnetismus begabte Gesteinsmassen die Nadel aus der korrekten Nordsüdrichtung herauszudrehen befähigt seien.

Um Abweichungen solcher Art außer Zweifel zu stellen, bedurfte es natürlich einer guten, von Konstruktionsfehlern möglichst freien Bussole; und wir sehen somit, daß gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hin die Verfertigung dieser Instrumente einen ziemlich hohen Grad der Vollendung erreicht haben mußte. Und mit dieser Erkenntnis glauben wir auch die Lösung der Aufgabe zu Ende geführt zu haben, die wir uns eingangs gestellt haben. Es hat sich gezeigt, daß die Geschichte des Kompasses noch gar viele dunkle Punkte aufweist, deren Aufhellung schwerlich in vollem Umfange erwartet werden darf. Die Möglichkeit, daß die Einsicht in die Einwirkung gewisser Erze auf das Eisen, die Herstellung von Kunstmagneten und die Entdeckung der Nordweisung zu verschiedenen Malen und an distanten Orten stattgefunden habe, bleibt auch nach den gründlichsten Erörterungen theoretisch bestehen. Die Uebertragung von einem Volke zum andern bleibt einstweilen dunkel; wie sich Chinesen, Araber, Normannen, Romanen verhalten haben, sind wir nur sehr bedingt zu erkennen in der Lage. Erst vom sechzehnten Jahrhundert ab und noch mehr seit dem Erscheinen von William Gilberts Fundamentalwerk (London 1600) beginnt die Unsicherheit gänzlich zu verschwinden. Manch strittige Frage bringt ja auch noch die Folgezeit, und an interessanten Problemstellungen fehlt es auch später in keiner Weise,[1]) aber es handelt sich doch wesentlich nur um Momente von mehr untergeordneter Bedeutung. Für diese Darstellung der Ur- und Entwicklungsgeschichte kommen die Begebenheiten seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr in Betracht.

---

[1]) Als beachtenswerte Beiträge zur Erforschung auch der feineren Einzelheiten der späteren Perioden seien die nachstehenden angeführt: Schück, Zur Einführung des Kompasses in die westeuropäische Nautik, Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 4. Band; derselbe, Alte Schiffskompasse und Kompaßteile im Besitze Hamburger Staatsanstalten, Hamburg 1910 (Selbstverlag des Verfassers).

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Den 12./24. Oktober fährt Fürst Carol morgens nach Raditschewo, steigt dort zu Pferde, reitet die Positionen, auf denen die Truppen in Kriegsbereitschaft stehen, ab und begibt sich über Tuschenitza nach der Chaussee von Lowtscha, wo General Todleben ihn erwartet. Das Artilleriefeuer auf der ganzen Linie hat bereits begonnen. Außer General v. Todleben erwarten den Fürsten die Generale Sotow und Skobelew, und mit ihnen reitet er, nachdem er den Vorbeimarsch der in ihre Positionen jenseits der Straße von Lowtscha abrückenden XVI. Division abgenommen hat, nach Brestowetz, von wo aus er die Bewegungen der Türken genau beobachten kann.

Osman-Pascha scheint zum erstenmal sich wirklich haben täuschen lassen: aus seinen Maßregeln geht hervor, daß er glaubt, der Gegner werde seine Hauptmacht auf dem rechten Widufer entwickeln. Da General Skobelew nur einen Scheinangriff zu machen hat, ist ihm der Befehl erteilt worden, keine Patrone zu verschießen und sich keinen Verlusten auszusetzen, sondern sich auf Artilleriefeuer zu beschränken.

Auf die Richtung von Gornji-Dubnik ertönt eine starke Kanonade: dort ist das Ziel des heutigen Angriffs der II. Gardedivision, und dorthin eilen alle Gedanken des Fürsten. Als er nachmittags seinen Standort verläßt, wird derselbe gleich darauf von den Türken besetzt; es war also ein gefährdeter Platz gewesen.

Um 5 Uhr trifft Fürst Carol in Tauschenitza wieder mit General v. Todleben zusammen. Die Nachrichten von jenseits des Wids sind spärlich; die Angriffe Gurkos auf Dolnji-Dubnik sollen mit großen Verlusten abgewiesen worden sein. Auf der ganzen Linie von Plewna verhalten sich die Türken abwartend und ruhig.

Großfürst Nikolaus befindet sich in Medimen am Wid, wo General Bremsen mit dem Regimente Wolhynien steht. Bis abends spät harrt Fürst Carol vergebens auf die Nachricht von der Einnahme von Gornji-Dubnik; daß die Verluste bedeutend sind, bestätigt sich, und es heißt, daß die Türken sich in ihren Stellungen behauptet haben.

In Poradim findet der Fürst die Kunde vor, daß der Kaiser am 14./26. Oktober dort eintreffen werde, um seiner Garde näher zu sein.

Oberst Budisteanu ist heute in den Trancheen von einer Gewehrkugel schwer verwundet worden.

Digitized by Google

Abends, in der Dunkelheit, ist es den Russen doch gelungen, die große Redoute von Gornji-Dubnik zu erobern. Damit ist die Einschließung von Plewna vollendet.

Am 13./25. Oktober in der Frühe erhält Fürst Carol die Trauerkunde, daß Herzog Sergius von Leuchtenberg aus Lom durch eine feindliche Kugel den Tod gefunden hat; diese Nachricht betrübt ihn aufrichtig für die kaiserliche Familie; auch er selbst hat einen lieben Verwandten verloren.

Der Fürst fährt am Vormittage zu den Ambulanzen und besucht hier den Obersten Budisteanu, dessen Kugel bisher noch nicht gefunden werden konnte. Dann reitet er mit General Cernat an den Befestigungen des rechten Flügels entlang und dehnt diesen Inspizierungsritt bis auf einige Kilometer vom Wid aus. Die II. und III. Division hat den ganzen gestrigen Tag in Gefechtsbereitschaft gestanden und aus allen Batterien die türkischen Positionen beschossen, es ist aber nirgends zum Kampfe gekommen. Oberst Romovanu hat mit seiner Kavalleriebrigade und drei Kompagnien Dorobanzen eine Demonstration von Biwolar (Susurlu) gegen Opanetz gemacht und die Verbindung mit der Brigade Cantili in Netropol hergestellt; auch dort ist nichts vorgefallen.

Von seiner Inspektion nach Poradim zurückgekehrt, bezieht der Fürst sogleich sein neues Quartier, mit dem er sich zufrieden gibt, obgleich es nicht einmal den einfachsten Ansprüchen genügen könnte. Er findet hier die Rapporte über die Einzelheiten des heißen Sturmes auf die Redoute von Gornji-Dubnik vor. Die Garde hat enorme Verluste, namentlich an Offizieren, gehabt; dafür aber auch 3000 Mann und einen Pascha gefangen genommen und drei Kanonen erobert. Sie hat damit bewiesen, daß sie nicht nur eine Paradetruppe, sondern auch eine Elitetruppe ist, die in der Schlacht tapfer und ausdauernd zu kämpfen und zu sterben weiß.

Der Verlauf der Affäre war folgender: Nachdem General Gurko mit der II. Gardedivision in drei Kolonnen den Wid schon am frühen Morgen überschritten hatte, ging er gegen Gornji-Dubnik vor, entwickelte seine Artillerie und beschoß die starke Position der Türken von 9 bis 10 Uhr; von der mittleren Kolonne, General Seddeler, erstürmte dann das Leibgrenadierregiment eine kleine Redoute, aus der die türkische Besatzung vertrieben wurde, während gleichzeitig das Regiment Moskau gegen eine größere Redoute vorging, von deren Brustwehren es aber mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Nunmehr griffen auch die rechte Kolonne unter General Ellis sowie die linke unter General v. Rosenbach in den Kampf ein: die Gardeschützen setzten sich in den von den Türken aufgeworfenen Schützengräben fest, die Regimenter Finnland und Pawlosk suchten die Hauptredoute zu nehmen, mußten jedoch mit bedeutenden Verlusten zurückgehen.

Inzwischen erhielt Gurko die Meldung, daß das Gardejägerregiment bei Telisch zum Rückzug gezwungen worden war, und gab daher, um zu verhüten, daß von Telisch aus türkische Verstärkungen nach Gornji-Dubnik kämen, nachmittags den Befehl zu einem allgemeinen Angriff auf die starke türkische Position. Die rechte Kolonne brach aber zu früh los; dadurch ward die Gleichzeitigkeit

Digitized by Google

und das Zusammenwirken beim Angriff vereitelt und der letztere abgeschlagen. Die Verluste waren sehr groß: die Generale Seddeler und Rosenbach verwundet, 18 Offiziere tot, 95 verwundet, etwa 800 Mann tot und über 3000 verwundet. Zum Glück sollte dies Mißgeschick aber wieder wettgemacht werden: zwei Bataillone des Regiments Ismailowsk schlichen sich bei einbrechender Nacht an die Hauptredoute heran und erstürmten sie von allen Seiten; die überrumpelte Besatzung mußte sich nach kurzem Kampfe ergeben. Ahmed Hifzi-Pascha mit 50 Offizieren und 2300 Mann geriet in Gefangenschaft, 4 Geschütze wurden erobert. In Telisch, wo nur hatte demonstriert werden sollen, hatte das Gardejägerregiment sich zu einem ernstlichen Angriff verleiten lassen und ward mit dem enormen Verlust von 26 Offizieren und über 900 Mann an Toten und Verwundeten zurückgeworfen. Die 1. und 2. Gardekavalleriebrigade bewahrte eine lediglich beobachtende Haltung gegenüber den Verschanzungen der Türken. Bei Dolnji-Dubnik blieb es gleichfalls bei einer einfachen Demonstration und Beobachtung.

Der Kreis um Plewna ist jetzt enger gezogen und Osman-Paschas rückwärtige Verbindungen sind abgeschnitten. Der Scheinangriff auf Plewna wird fortgesetzt.

Am 14./26. Oktober wird aus dem rumänischen Hauptquartier Wrbitza berichtet, daß die Feldbefestigungen gut vorschreiten. Jenseits des Wids haben die Rumänen keine Verluste gehabt, aber von der II. Division sind am 12./24. und 13./25. Oktober außer dem Oberst Badisteanu noch 2 Offiziere verwundet, 2 Mann tot, 32 verwundet, und von der III. Division 1 Offizier tot, 1 verwundet.

Nachmittags um 2 Uhr trifft der Kaiser mit seiner ganzen Suite in Poradim ein. Der Fürst empfängt ihn und erklärt ihm sogleich an der Hand der Karte, auf welche Weise Plewna zerniert worden ist; es scheint jedoch, daß Osman-Pascha noch für mindestens vier Wochen mit Lebensmitteln versehen ist.

Am 15./27. Oktober fährt Fürst Carol vormittags nach Bogot ins Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus. Nachdem er in dessen Kibitka lange mit ihm und den Generalen Todleben und Imeritinski konferiert hat, besuchte er die verwundeten Generale v. Seddeler und v. Rosenbach. Nach dem Frühstück, zu dem auch der Kaiser eintrifft, findet ein Kriegsrat statt, in dem beschlossen wird, die III. Grenadierdivision, die erst vor drei Wochen Warschau verlassen hatte, sofort heranzuziehen und bei Riben über den Wid setzen zu lassen, um sie dort der Zernierungsarmee einzuverleiben. Man ist endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß von Plewnas Einnahme der Erfolg des Feldzugs überhaupt abhängt, und alle Mittel aufgeboten werden müssen, um hier den entscheidenden Schlag zu führen.

Ehe der Fürst Bogot verläßt, besucht er noch die Verwundeten der Garde und ist zugegen, als der gefangene Pascha dem Kaiser vorgeführt wird.

Die rumänischen Truppen besetzen Gornji-Netropol und sind nun bis auf

Digitized by Google

2 1/2 Kilometer von Dolnji-Dubnik vorgerückt. Es ist beschlossen worden, Telisch nicht zu stürmen, sondern zu beschießen.

Am 16./28. Oktober begibt sich der Fürst vormittags nach Tutschenitza zu einer militärischen Besprechung mit den Generalen Todleben und Imeritinski. Ersterer beklagt sich darüber, daß der Großfürst direkt in die militärischen Operationen eingreift und Befehle erteilt, ohne sich mit ihm in Beziehung gesetzt zu haben, und Fürst Carol bemüht sich, die berechtigte Empfindlichkeit des Generals zu mildern. Todleben sagt, er habe Gurko erklärt, daß die Einnahme von Gornji-Dubnik, die nur mit so unverhältnismäßig bedeutenden Verlusten erreicht worden, ihn noch mehr in seiner Ansicht bestärkt habe, daß Plewna nur durch Blockierung zu nehmen sei: je enger der Kreis um Plewna geschlossen werde, desto eher werde Osman zur Uebergabe oder aber zur Aufbietung aller Kräfte gezwungen werden, um die Blockadelinie zu durchbrechen. Für diesen letzteren Fall müßten schon jetzt alle Vorkehrungen getroffen werden. Er habe die Beruhigung, daß der Kaiser seine Auffassung vollständig billige, könne aber dasselbe leider von einem Teile des Großen Hauptquartiers nicht sagen.

Um 1/2 11 Uhr trifft der Kaiser mit seiner ganzen Suite in Tutschenitza ein, um nach der großen Belagerungsbatterie zu reiten, wo er zwei Stunden mit dem Fürsten verweilt, während auf der ganzen Linie ein von den Türken nur schwach erwidertes Bombardement stattfindet.

Gleichzeitig wird auch Telisch scharf beschossen, da man hofft, auf diese Weise den Platz zur Uebergabe zu zwingen. Später wird auf der ganzen Linie, speziell aber gegen Krschin eine Demonstration angeordnet: der Kaiser und der Fürst können von ihrem Standorte aus das Vorgehen der Kosaken und ihren Empfang durch die Schützenschwärme der Türken genau verfolgen. Der Kaiser begibt sich hernach noch nach Bogot, um den Großfürsten, der unwohl ist, zu besuchen.

Um 4 Uhr reitet Fürst Carol mit General Sotow nach Tutschenitza zurück, besteigt hier seinen Wagen und fährt wieder nach Poradim. Unterwegs begegnen ihm Züge von türkischen Verwundeten, die nach Nikopoli gehen.

Oberst Slaniceanu, der mit einem rumänischen Detachement zwischen Wid und Iskar steht, erhält den Auftrag, mit fünf Kompagnien, drei Schwadronen und einer Batterie über Wadin an der Donau eine Rekognoszierung in der Richtung auf Rahowa zu unternehmen.

Den 17./29. Oktober vormittags überbringt ein kaiserlicher Adjutant dem Fürsten die Nachricht, daß Telisch sich nach zweistündigem Bombardement ergeben hat. Ein Pascha und viele Offiziere sind in Gefangenschaft geraten.

Fürst Carol besucht den Transport der türkischen Gefangenen von Gornji-Dubnik und spricht mit vielen der Offiziere, die in traurigem Zustande sind.

Später teilt der Kaiser dem Fürsten aus den eingelaufenen Depeschen die Details der Einnahme von Pelisch mit. Der Ort war durch vier Regimenter der II. und III. Gardedivision (16 Bataillone) und durch die Gardekavalleriebrigade von allen Seiten eingeschlossen und ward von 11 bis 2 Uhr mittags

Digitized by Google

aus 66 Geschützen beschossen. Hierauf sandte General Gurko durch einen bei Gornji-Dubnik gefangenen türkischen Unteroffizier dem Kommandanten von Telisch die Aufforderung zur Uebergabe, widrigenfalls er die ganze Ortschaft zusammenschießen lassen würde. Sieben Bataillone (3000 Mann), 100 Offiziere und ein Pascha wurden kriegsgefangen: die Geschütze und bedeutende Munitionsvorräte fielen gleichfalls in die Hände der Russen. Die Verluste der letzteren waren nicht nennenswert, dagegen lagen viele türkische Leichen in den Verschanzungen.

General v. Todleben hat den Generalstabschef des Großfürsten, General Nepokoitschitzki, brieflich darauf aufmerksam gemacht, daß, wie aus der ihm durch General Loschkarew übermittelten Abschrift eines Briefes des Großfürsten an General Skobelew, sowie aus einem Befehl, den General Gurko heute erhalten hat, erhellt, Großfürst Nikolaus diesen Generalen direkte Befehle erteilt, mit Umgehung des Kommandos der Westarmee. Er müsse in dieser Gepflogenheit nicht nur eine Kränkung, sondern auch eine Gefahr sehen, und bittet, den General Nepokoitschitzki veranlassen zu wollen, daß hinfort alle Befehle nur durch *ihn* übermittelt würden; andernfalls müsse er jede Verantwortung für die erfolgreiche Durchführung der ihm übertragenen Aufgabe ablehnen.

Den 18./30. Oktober fährt der Fürst nach Bogot zum Großfürsten, um womöglich die Mißhelligkeiten zwischen diesem und dem General v. Todleben auszugleichen. Der Großfürst besteht aber auf seiner Berechtigung zu direkter Befehlserteilung außerhalb des Belagerungsrayons, wenn er auch bestrebt sein will, die Empfindlichkeit des Generals zu schonen.

Fürst Carol macht bei dieser Gelegenheit mit dem Großfürsten ab, daß im Falle der Kapitulation Plewnas diese von ihm, dem Fürsten, als Kommandeur der Belagerungsarmee zu unterschreiben sei.

Nachmittags inspiziert der Fürst auf der Straße von Lowtscha die XVI. Division Skobelew und reitet darauf zur 1. Brigade der XXX. Division. Durch die Felsenschlucht der Tutschelnitza gelangt er nach dem Orte desselben Namens, und teilt hier dem General Todleben mit, daß fortan jeder Art von Mißhelligkeit mit dem Oberkommando vorgebeugt sein wird durch die Unterscheidung zwischen den eigentlichen Zernierungstruppen und den Detachements, die jenseits des Wids sowie bei Selwi-Lowtscha operieren.

Der Großfürst hat dies dem General v. Todleben in seiner Antwort auf dessen Schreiben selbst mitgeteilt, nämlich, daß die auf dem westlichen Kriegsschauplatz operierenden Truppen in drei Detachements eingeteilt werden sollen: *das erste*, welches Plewna unmittelbar blockiert und unter dem Oberbefehl des Fürsten Carol von Rumänien und der unmittelbaren Leitung des Generals v. Todleben als Adlatus des Fürsten Carol steht, — *das zweite*, welches auf dem linken Widufer operiert, — endlich *das dritte* in Selwi-Lowtscha.

Die vom General v. Todleben bezeichnete Stellung von Utschindol wird heute befestigt.

Digitized by Google

Erst um 1/2 10 Uhr abends, in der Dunkelheit, kehrt der Fürst in sein Quartier zurück.

Die 1. Brigade der III. Grenadierdivision ist heute in Wrbitza angelangt. Das südlich von Telisch gelegene Radomirtze ist noch von den Türken besetzt; die 3. Gardekavalleriebrigade macht eine scharfe Rekognoszierung bis Petrewen und jagt die kleinen türkischen Detachements ins Gebirge.

Am 19./31. Oktober reicht General v. Todleben dem Fürsten einen Bericht über den augenblicklichen Stand der Dinge ein, worin er ausführt, daß auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes — am Schipka, am Lom und Jantra und vor Plewna — die Türken mit überlegenen Kräften, die Russen verteidigungsweise operiert haben. Im Osten hat der Feind dieses Uebergewicht der Kräfte bis jetzt behalten, während vor Plewna seit der Ankunft der Gardekorps das umgekehrte Verhältnis eingetreten ist. Deshalb wird hier auch das Schicksal des ganzen Feldzuges sich entscheiden müssen, denn wenn die Westarmee die 50000 Mann Osman-Paschas zur Kapitulation zwingt, ist der Feldzug für die Türken verloren; wenn dagegen die Türken alle verfügbaren Kräfte und, wie sie es jedenfalls versuchen müssen, Osman-Pascha entsetzen, dann ist für die Russen in diesem Jahre kein großer Erfolg mehr möglich. Die Türken wären sicherlich imstande, von ihren sehr starken Stellungen in Rasgrad, Schumla und Schipka aus mit nur einem Teil ihrer Truppen die Russen aufzuhalten; einen nicht unbedeutenden Teil könnten sie dann, mit Benutzung der Eisenbahn von Jamboli nach Tatar-Pasardschik, in sechsundzwanzig Tagen nach Plewna werfen, oder, falls sie mit dieser Bewegung schon vor zehn Tagen, seit dem Zurückgehen der türkischen Ostarmee, angefangen hätten, sogar bereits in sechzehn Tagen von heute an gerechnet. Plewna ist aber höchstwahrscheinlich noch für wenigstens vier Wochen verproviantiert; die Maisfelder, welche innerhalb des türkischen Befestigungsgürtels ein großes Areal einnehmen, sind noch nicht abgeerntet, und 36 Mühlen sind unablässig im Gang, um das Getreide in Mehl zu verwandeln.

Eine neue Belagerungsbatterie, deren Feuer auf die Stadt Plewna selbst gerichtet werden soll, ist heute beendet worden. Radomirtze ist durch ein Bataillon des Garderegiments Moskau besetzt, und Slaniceanu telegraphiert dem Fürsten, daß er bei Wadin die Türken — wahrscheinlich ein kleines Detachement, das sich dort festgesetzt — zurückgeschlagen hat.

Die Gardeartillerie erhält den Befehl, über den Isker zu gehen und die Gegend bis an den Skitfluß aufzuklären. Die Gardedragoner sollen über Kneja marschieren und Fühlung mit dem rumänischen Detachement Slaniceanu nehmen.

Den Abend verbringt Fürst Carol beim Kaiser, der ernst gestimmt ist und von starkem Husten geplagt wird. Der Fürst erklärt ihm noch einmal auf der Karte die russisch-rumänischen Positionen von Netropol und Trstenik, wo die russische Gardedivision ihre Aufstellung nehmen soll.

Digitized by Google

Den 20. Oktober/1. November findet in der kleinen Kirche von Poradim eine Seelenmesse für die Kaiserin-Mutter, deren Todestag heute ist, und für den Herzog Sergius von Leuchtenberg statt. Kaiser und Fürst wohnen derselben bei.

Vorher hat Fürst Carol den Fürsten Suworow empfangen, der ihm mitteilt, daß die tiefe Verstimmung und Erschütterung des Kaisers von den Verlusten der Garde herrühre, besonders von dem Tode so vieler Offiziere, die er alle persönlich gekannt hat.

Nach Beendigung der Totenmesse begibt sich der Fürst zum Kaiser, der ihm alle eingetroffenen Depeschen vorlegt.

Nachmittags reitet der Kaiser der 2. Brigade der III. Grenadierdivision entgegen. Zugleich treffen auch sein Sohn, Großfürst Sergius, und sein Neffe, der junge Großfürst Konstantin, ein.

Großfürst Nikolaus teilt dem Fürsten telegraphisch mit, daß die Türken Dolnji-Dubnik aufgegeben haben. Der Fürst schickt die erfreuliche Kunde durch einen Ordonnanzoffizier dem Kaiser nach.

Jetzt hat sich der Ring um Plewna vollständig geschlossen, und Osman-Pascha kann sich nur durch einen Durchbruch retten.

Den 21. Oktober/2. November trifft eine Meldung des Generals Cernat aus Wrbitza an den Fürsten Carol ein: „Ein am 20. Oktober/1. November dort angelangter Ueberläufer behauptet, daß die Türken einen Minengang bis unter die von den Rumänen besetzte Griwitzaredoute angelegt hätten. Ueber die Stimmung der Belagerten hat der Ueberläufer ausgesagt, daß eine allgemeine Entmutigung eingetreten sei, seitdem man wisse, daß der Weg nach Sofia abgeschnitten sei; man habe deshalb diese Tatsache auch möglichst lange geheim gehalten."

Am 18./30. Oktober hat das rumänische Geniekorps mit dem Bau des Minenganges begonnen, von dem aus man die zweite Griwitzaredoute in die Luft zu sprengen hofft.

Heute ist auch bei Trnen eine Redoute von Truppen der III. Gardedivision erbaut worden.

Der Fürst unternimmt eine Inspektion jenseits des Wids, um sich persönlich von der Aufstellung und dem Zustande der dort befindlichen Truppen zu überzeugen und Maßregeln für den Fall eines Angriffs auf diese Linie zu verfügen. Er wünscht auch bei dieser Gelegenheit der Garde seine Anerkennung und Bewunderung für ihre am 12./24. bewiesene Tapferkeit auszusprechen.

Am 23. Oktober/4. November kehrt Fürst Carol von seiner Inspektion zurück; die letzte Nacht hat er auf einer Tragbahre in einem Zelte bei den Feldlazaretten geschlafen. Nach eingehender Prüfung aller Feldbefestigungen jenseits des Wids hat er befohlen, sie sämtlich zu verstärken und in der zweiten Linie mehrere Redouten neu anzulegen. Auch das Kavalleriekorps des Generals Arnoldi und speziell die rumänische Kavallerie, die der Fürst seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatte, sind inspiziert worden; er fand sie in besserem Stande, als er nach ihren vielen Strapazen erwartet hatte.

Digitized by Google

Der Kaiser ist auf zwei Tage über Mediwen und Gornji-Dubnik gefahren, um die Gardedivisionen zu inspizieren und ihnen zu danken.

Auf der ganzen Linie finden sich fortwährend Deserteure aus Plewna ein, von denen man erfährt, daß Osman-Pascha noch für drei Wochen Lebensmittel hat.

Bei Sofia bilden die Türken ein Korps, das die Aufgabe hat, Plewna zu entsetzen; die Belagerer sind jedoch ohne Sorge, da sie jetzt stark genug sind.

General v. Todleben hat eine Denkschrift verfaßt und dem Kaiser überreicht, worin er die rechtzeitige Bildung eines selbständigen Detachements empfiehlt, welches die Aufgabe haben würde, einer heranrückenden türkischen Entsatzarmee im offenen Felde entgegenzutreten. Natürlich dürfte dieses Detachement nicht der nur 140 000 Mann starken Blockierungsarmee entnommen werden, da diese alle ihre Kräfte unbedingt nötig habe zur Zernierung Plewnas.

General Gurko dagegen hält die Westarmee für zu zahlreich und dringt darauf, mit einem ihr entnommenen Detachement (ungefähr 40 Bataillone stark) über den Balkan vorzugehen und so die Entscheidung zu beschleunigen.

Den 24. Oktober/5. November hat General Skobelew die Höhen von Brestowetz, welche Krschin zunächstliegen, besetzt und mit Batterien versehen, die jetzt auf 2000 Meter die großen Krschinredouten beschießen; die Reserven sind im Dorfe Krschin untergebracht, das von den Türken scharf beschossen wird. Die Verluste sind unbedeutend.

Der Kaiser ist aus Dolnji-Dubnik nach Poradim zurückgekehrt. Fürst Carol begibt sich sofort zu ihm, um ihm über seine Inspektionen jenseits des Wids zu berichten, und erfährt hier aus einer Depesche des Großfürsten Michael, daß die Russen unweit Erzerum einen großen Sieg über Muktar-Pascha errungen haben: die Truppen des letzteren sollen gänzlich aufgerieben worden sein.

Den 25. Oktober/6. November hat General Gurko seinen Plan eines neuen Balkanüberganges dem Großfürsten vorgetragen und entwickelt. Derselbe ist damit einverstanden, will aber den Fall Plewnas abgewartet wissen.

Fürst Carol besucht einen durchpassierenden Gefangenentransport von 2000 Mann und fährt dann nach Bogot zum Großfürsten. Mit diesem bespricht er in längerer Konferenz eine Expedition gegen Rahowa und die Maßregeln, wie mit Hilfe der Kavallerie ganz Westbulgarien von den Türken zu säubern sei.

General Todleben gibt in seinem heutigen Bericht an den Fürsten die Aussage eines Bulgaren, der in Plewna gewesen ist, wieder: „In dem belagerten Rayon gäbe es noch viel Vieh, und er selbst wäre vor 20 Tagen mit einem großen Karrentransport von Biskuits und Zelten in die Stadt gelangt, die Herden würden aber durch Heumangel dezimiert, und die Mannschaft werde durch Krankheit gelichtet und litte unter dem Mangel an Schuhzeug und Kleidern.

Von verschiedenen Seiten ist die Nachricht eingetroffen, daß Mehemed Ali-Pascha bei Sofia ein Entsatzheer für Plewna zusammenzieht. Da General v. Todleben der Ansicht ist, daß man diesem Korps ein starkes Detachement entgegensenden muß, um ihm den Uebergang über den Etropolbalkan zu ver-

Digitized by Google

sperren, so wird General Gurko, dem hierfür die I. und II. Gardedivision sowie ein Kavalleriekorps unterstellt werden sollen, mit dieser Aufgabe betraut; der Zeitpunkt seines Abmarsches hängt aber von dem Eintreffen der II. Grenadierdivision ab, welche die I. Gardedivision ersetzen soll. In Zusammenhang hiermit wird General Karzow mit seiner III. Infanteriedivision (augenblicklich zwischen Selwi und Lowtscha), der am 31. Oktober den Türken Tetewen am Wid entrissen hatte, die Pässe des Etropolbalkans beobachten und mit einer Brigade gegen Jablanitza und Lukowitz operieren, um die Verbindung Orhanieh—Plewna zu unterbrechen.

Es heißt, daß in Plewna noch 3000 Stück Vieh sind. Bewahrheitet sich das, so könnte die Stadt sich noch zwei Monate halten.

Nachmittags, nachdem der Fürst die Feldlazarette besucht hat, fährt er nach Tutschenitza zu General v. Todleben, den eine Verletzung durch einen Schlag seines Pferdes hier ans Lager gebannt hat, und verbringt eine Stunde bei ihm. Der General ist sehr unzufrieden, daß der Großfürst fortfährt, sich direkt ins Kommando einzumischen, und mit der Garde vorrücken will, bevor die Verstärkungen eingetroffen sind.

Abends findet der Fürst in Poradim die Nachrichten vor, daß das Dorf Krschin in Brand geschossen und daß Oberst Bobrikow nach Serbien geschickt worden ist, um den Fürsten Milan zum Eintritt in die Aktion zu veranlassen; die Russen wünschen, daß, falls sie den Etropolbalkan überschreiten, die serbischen Truppen auf Sofia marschieren möchten.

Den 29. Oktober/7. November haben die rumänischen Vorposten eine türkische Patrouille aus einem Felde verjagt, wo sie damit beschäftigt war, die uneingeernteten Maiskolben zu brechen, und haben einen Mann gefangen eingebracht, welcher aussagt, daß in Plewna die Rationen schon sehr vermindert werden und kein Hafer mehr vorhanden sei.

Seit einigen Tagen herrscht wieder schönes Wetter. Um 1 Uhr findet ein Dankgottesdienst zur Feier des vom Großfürsten Michael über Mukhtar-Pascha errungenen großen Sieges statt. — Nach den jüngsten Nachrichten über diesen Sieg hatten die Türken auf dem Höhenzuge von Dewe-Boyun (östlich von Erzerum) eine Defensivstellung inne, in der sie von den beiden Kolonnen der Generale Heinemann und Fergu Kasiow so energisch in der Front und in der Flanke angegriffen wurden, daß Mukhtar-Pascha, um seine bedrohte Rückzugslinie zu retten, eiligst seine Positionen räumen und sogar einen Teil seiner Artillerie im Stich lassen mußte. Von der russischen Kavallerie verfolgt, flohen die Türken in vollständiger Auflösung auf Erzerum und ließen außer 44 Kanonen, 4000 Gefangene und mehrere Fahnen in den Händen der Russen, denen dieser glänzende Sieg etwa 1000 Mann gekostet hat. Dieser Erfolg wird auf den weiteren Verlauf des Feldzugs in Asien die günstigste Wirkung ausüben; es bleiben noch Kars und Erzerum zu bezwingen.

Den 27. Oktober/8. November ist auf der ganzen Linie um Plewna Ruhe.

Der Kaiser empfängt in der Frühe den rumänischen Stab des Fürsten Carol,

Digitized by Google

den er durch Orden ausgezeichnet hat, und sagt demselben: „Les décorations vous rappelleront la fraternité d'armes entre les deux armées que votre Prince commande."

Darauf besucht der Kaiser in Begleitung des Fürsten die rumänischen Feldlazarette und besichtigt die rumänischen Truppen. Zu Fuß schreitet er die Front von fünf Bataillonen der III. Division ab, was ihn bei der Länge der Linie, der Unebenheit des Bodens und seiner asthmatischen Beschwerden sehr ermüdet.

Den 28. Oktober/9. November berichtet Fürst Imeritinski über das Verhör, dem man bei dem Detachement des Generals Skobelew zwei gefangene Türken unterzogen hat. Die sehr gut equipierten Leute sagten aus, daß die Besatzung von Plewna aus 120 bis 140 Tabors zu je 600 Mann bestehe, daß aber jeder Tabor etwa 100 Kranke habe. Die vorhandene Kavallerie schätzte der eine auf 2000, der andre auf 8000 Pferde. Munition und Provisionen seien in den Kellern der Bürgerhäuser und in den Moscheen untergebracht. Osman-Pascha befinde sich wohl und wohne in einem Zelte. Die größten Verluste an Toten und Verwundeten würden durch die Batterien des rechten russischen Flügels und durch die rumänischen Geschütze angerichtet. Auch der gemeine Mann wisse, daß die Stadt zerniert sei, hoffe jedoch auf Entsatz.

General Cernat bittet um Bescheid, was er mit der großen Anzahl bulgarischer Einwohner von Plewna machen solle, die an den rumänischen Vorposten eintreffen. Fürst Carol entscheidet, daß sie zurückzuschicken sind, so grausam diese Maßregel auch ist; denn alle diese unglücklichen Menschen kann man nicht ernähren.

Es herrscht wieder dichter Nebel.

General v. Todleben telegraphiert dem Fürsten, daß Skobelew eine Offensivbewegung gegen den Grünen Berg machen müßte, da der Besitz desselben für die Zernierung wichtig sei. — General Manu trifft aus Wadin ein, wohin ihn der Fürst nach dem Gefechte des Obersten Slaniceanu gesandt hatte, um genaue Nachrichten über diese Affäre einzuholen: Wadin war von den Türken nur schwach besetzt gewesen, und nachdem durch das Feuer der Rumänen das Munitionsdepot der Redoute in die Luft gesprengt worden war, hatten sich die Türken fliehend nach Rahowa zurückgezogen. Es werden jetzt die Instruktionen für den Vormarsch auf Rahowa ausgearbeitet.

Den 29. Oktober/10. November schickt der Kaiser dem Fürsten durch seinen Adjutanten die Nachricht, daß Skobelew in der Nacht den Grünen Berg genommen hat mit einem Verluste von 200 Mann. Von dieser Position aus beherrscht man die Stadt Plewna.

Zum Frühstück sieht Fürst Carol, außer dem General v. Werder und dem Prinzen A. v. Battenberg, auch einen Vetter des Fürsten von Montenegro, den Woiwoden Radowitsch, bei sich.

Abends bringt der serbische Oberst G. Catargin, Onkel des Fürsten Milan, dem Fürsten die Nachricht, daß Serbien bereit ist, der Türkei den Krieg zu erklären.

Digitized by Google

Die Türken sollten zum Entsatze Plewnas bedeutende Truppenmassen in Sofia sammeln. In Philippopel soll große Bestürzung wegen der Hinrichtung resp. Verbannung angesehener Bulgaren herrschen.

Der Fürst erhält den Rapport über die Besetzung des ersten Kammes des Grünen Berges. Der dichte Nebel hatte die Aufstellung der Truppen begünstigt; der Vormarsch begann um 5 Uhr abends, und dank dem Nebel wurden die ersten Anhöhen ohne Verlust überschritten. Gegen 6 Uhr eröffneten drei Batterien vom Dorfe Brestowetz aus das Feuer gegen den zweiten Kamm, und die vorgehenden Schützenlinien vertrieben die türkischen Vorposten hier. Zwei folgende russische Kompagnien mit Schanzzeug legten Schützengräben an, die in der Nacht stark benutzt wurden. Die Türken suchten das durch Salvenfeuer zu hindern. Am folgenden Tage um 5 Uhr griff der Feind die Russen in ihren neuen Stellungen mit Uebermacht an; es kam zu heftigem Kampfe, doch gelang es Skobelew, der seine Reserven ins Feuer führte, den ersten Kamm zu behaupten.

General Cernat berichtet, daß wiederum 123 Bulgaren aus Plewna sich nach Wrbitza geflüchtet haben. Sie sagen aus, daß die Türken auf Entsatz durch Suleiman-Pascha hoffen; der größte Teil ihrer Munitionsvorräte steht schon, auf Hunderten von Karren verpackt, außerhalb der Stadt, für den Durchbruchsversuch bereit.

Am 27. Oktober/8. November und 28. Oktober/9. November haben die Russen sich durch einen Handstreich der Außenwerke von Erzerum bemächtigt.

Am 30. Oktober/11. November war in der Nacht eine so starke Kanonade, daß der Kaiser sich beunruhigt von seinem Lager erhoben hatte. Die Türken haben versucht, Skobelews Stellung auf dem Grünen Berge zurückzuerobern; nachts 2 Uhr brachen sie auf der ganzen Linie zum Sturm vor, wurden aber von den Russen mit einem so mörderischen Feuer empfangen, daß sie unter großen Verlusten zurück mußten. Um 4 Uhr war alles wieder ruhig.

Fürst Carol begibt sich vormittags zum Großfürsten nach Bogot und erfährt hier, daß Wratza schon am 28. Oktober/9. November von der Kavallerie besetzt worden ist. General Leonow hatte mit den Grenadieren à cheval und den Kaiserulanen die Türken nach kurzem Widerstande ins Gebirge zurückgeworfen, wohin die Kavallerie ihnen nicht nachfolgen konnte, und die Stadt besetzt. — Er fand große Vorräte vor, die für Orhanieh bestimmt waren.

Der Großfürst teilt dem Fürsten seine Absicht mit, Osman-Pascha brieflich zur Uebergabe aufzufordern: da nach dem Falle von Dubnik und Telisch die Zernierung Plewnas vollständig geworden sei, würde weiterer Widerstand nur ein unnützes Blutvergießen bedeuten.

Nach dem Frühstück fährt der Fürst mit dem Großfürsten nach den Stellungen der russischen II. Division und wohnt der Beschießung der Stadt Plewna bei. Auf dem Grünen Berge ist den Tag über alles ruhig geblieben; die Russen haben zur Verstärkung ihrer Stellung zwei Batterien erbaut. — Abends, vor seiner Rückreise nach Poradim, besucht der Fürst noch das Lager der XVI. Division, wo er alles in musterhafter Ordnung findet; General Skobelew, der in

Digitized by Google

der Schlacht keine Schonung kennt, sorgt im Biwak väterlich, wie kein zweiter, für seine Soldaten.

Bulgarische Flüchtlinge von Plewna behaupten, daß in der Stadt nur noch für zwanzig Tage Lebensmittel wären. Im russischen Hauptquartier ist man dagegen der Meinung, daß die Belagerung noch zwei Monate dauern würde.

Am 31. Oktober/12. November fährt der Fürst nach Wrbitza, steigt dort zu Pferd und reitet nach den befestigten Linien hinaus, die Netropol gegenüber, oberhalb von Susurlu (Bivolar), angelegt sind. Ein schöner Ritt bei dem sonnigen leichten Frostwetter, mit weitem Blick auf Netropol und die Positionen jenseits des Wids. Kommandeur der Stellung von Netropol ist Oberst Rosnovanu, der den Fürsten empfängt. Die Infanteriebrigade hat ihre Vorposten 1200 Meter weit vorgeschoben und so die jenseitigen Höhen besetzt. Aus den dort errichteten Batterien werden auf den Befehl des Fürsten nicht nur die feindlichen Redouten, sondern auch die weidenden Herden, deren man ansichtig wird, unter Feuer genommen; die türkischen Batterien antworten nicht.

Von einer Abteilung der IV. rumänischen Division und der russischen III. Grenadierdivision werden die Stellungen vor Opanetz besetzt und befestigt.

Auf der ganzen rumänischen Linie bis an den Wid sind die Erdbefestigungen sehr weit vorgeschritten und so gut angelegt, daß die Stellung in jeder Beziehung gesichert erscheint. Die Reserven sind unter Zelten und in Erdhütten untergebracht, das Lager in jeder Weise musterhaft gehalten.

Als der Fürst abends wieder in Poradim eintrifft, erhält er vom Großfürsten die telegraphische Nachricht, daß Osman-Pascha morgen 2 Uhr auf die ihm durch einen Parlamentär überbrachte Aufforderung zur Ergebung seine Antwort schicken wird.

Den 1./13. November ist dichter Nebel.

Der Kaiser fährt nach Bogot, um die II. Grenadierdivision zu besichtigen, ehe dieselbe ihren Vormarsch über den Wid antritt.

Fürst Carol fährt nachmittags nach Tutschenitza und hat mit General v. Todleben eine Besprechung über Verschiebungen einzelner Truppenteile in der Blockadelinie: die I. und II. Gardedivision und die Gardeschützen können in zwei bis drei Tagen ihren Vormarsch gegen Orhanieh antreten, da dann die II. Grenadierdivision deren Stellungen übernehmen wird, und die III. Gardedivision bleibt bei Mediwen-Trnen. Der Kreis soll noch enger gezogen und stärker fortifiziert werden. Jenseits des Wids, wo Osman-Pascha vermutlich den Durchbruch versuchen wird, müssen die Truppen noch verstärkt werden.

Abends kommt General Strukow, vom Großfürsten gesandt, zum Fürsten mit der Bitte, er möge Befehl zum Vormarsch gegen Rahowa geben.

Der Großfürst schreibt dem Fürsten: Da ihm von kompetenter Seite versichert worden sei, daß es kein andres Mittel gäbe, den Heeren in Bulgarien Brennholz zu verschaffen, als es aus dem Olt in die Donau schwemmen zu lassen, so bitte er den Fürsten, anordnen zu wollen, daß die Brücke bei Nikopoli zwei- oder dreimal wöchentlich während einiger Stunden geöffnet werde, um das

Digitized by Google

Holz durchzulassen; der Verkehr der Truppen und Wagen dürfe aber nicht darunter leiden.

Den 2./14. November in der Nacht erhält der Fürst durch den Großfürsten die Antwort Osman-Paschas: Er habe noch nicht alle Mittel erschöpft und könne deshalb noch nicht kapitulieren; seine Pflicht als Soldat schreibe ihm vor, bis zum Aeußersten auszuharren.

Bratianu trifft beim Fürsten in Poradim ein, er plädiert dafür, daß Rumänien auch nach dem Falle von Plewna den Krieg fortsetze, indem es durch seine Truppen Rahowa und Lom-Palanka nehmen lasse. Fürst Carol erklärt ihm, daß er eine Expedition gegen Rahowa bereits in seine Kombination einbezogen habe, im übrigen aber es für ratsam erachte, einen Winterfeldzug zu vermeiden.

Abends speist Oberst Wellesley beim Fürsten; er spricht seine Ueberzeugung aus, daß der Krieg im nächsten Jahre fortgesetzt und England dann aktiv eingreifen würde, da es nie zugeben könnte, daß die Russen in Konstantinopel einrückten. Auch Graf Sollogub, der Historiograph des Kaisers, ein sehr vielseitiger Schriftsteller, ist beim Fürsten zu Tisch; er ist ein angenehmer Gesellschafter und guter Erzähler.

Die II. Grenadierdivision hat heute die Stellungen besetzt, welche bisher von der Gardedivision eingenommen waren.

Den 3./15. November vormittags ist Bratianu beim Fürsten. Oberst Slaniceanu, der in Ostrowo steht, erhält den Befehl, auf Rahowa zu marschieren, und zwar stehen ihm für diese Unternehmung folgende Truppen zur Verfügung: das 10. Dorobanzenregiment, je ein Bataillon des 1., 4. und 15. Dorobanzenregiments sowie eine Kompagnie des 6. Dorobanzenregiments und eine Geniekompagnie (zusammen 3700 Mann Infanterie); dazu das 2., 7. und 9. Kalaraschenregiment und 22 Geschütze. — Oberst Lupu ist beauftragt, das Kommando über die in Becket zusammengezogenen Truppen zu übernehmen und den Angriff Slaniceanus von dort aus mit seiner Artillerie zu unterstützen. Der Major der Flottille, Dimitresku-Maican, bekommt Order, den türkischen Monitor, der sich bei Lom-Palanka befindet, zu beobachten.

Nachmittags fährt der Fürst nach Griwitza zu den Feldlazaretten des IX. Korps. Erst spät trifft er wieder in Poradim ein, da wegen des dichten Nebels der Weg in der baumlosen Gegend hinter Sgalnewitza verfehlt worden ist. Infolgedessen gibt der Fürst Befehl, zur Markierung des Weges von 50 zu 50 Metern kleine Erdhügel aufzuwerfen.

Auf der ganzen Linie ist nichts Neues vorgefallen, abgesehen von einem unbedeutenden Nachtgefecht, welches General Skobelew unternommen hat, um die türkischen Angriffsapprochen zu zerstören, die bereits bis hart an seine Befestigungen vorgetrieben waren. Dies ist ihm mit geringen eignen Verlusten gelungen.

General Gurko verabschiedet sich von den bisher seinem Kommando unterstellten rumänischen Truppen mit einem Tagesbefehl, in dem er ihnen das Lob

Digitized by Google

spendet, daß sie immer auf der Höhe ihrer Aufgabe gewesen wären und die Anerkennung verdient hätten, welche „der Kaiser und unser Verbündeter, Seine Hoheit der Fürst Carol, ihnen ausgesprochen hätten, wünschend, daß dieses Bündnis auch in der Zukunft die dauernde Grundlage einer Waffenbrüderschaft zwischen beiden Nachbarvölkern sein möge". — General Gurko marschiert mit seinem Detachement auf der Straße nach Orhanieh ab. Fürst Carol hat einen Stabsoffizier, Major Barkanesku, dem Kommando attachiert. (Fortsetzung folgt)

Chauvinismus — Politik — Heer[1])

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Als Chauvinismus pflegt man einen „übertriebenen und säbelrasselnden Patriotismus" zu bezeichnen. Er blüht augenblicklich in Frankreich, wo er seit dem Marokkoerfolge mächtig gewachsen ist. Das bekannte Hetzblatt, die „France Militaire", schürt ihn besonders. In Rußland sind Panslawisten und besonders das bekannte Hetzblatt „Nowoje Wremja" ähnlich tätig.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sprach einmal im Reichstage bedauernd davon, daß „alarmierende Gerüchte vielleicht in mißverstandenem Patriotismus auch bei uns in erregten Preßartikeln ausgestreut würden, um notwendige Rüstungsmaßregeln angeblich zu fördern". Der Kanzler berief sich allgemein darauf, „daß lärmende und fanatisierte Minoritäten" ihre Länder in den Krieg hineingetrieben hätten. Dem Reichskanzler schwebte mit Recht wohl das Verhalten gewisser Schreier im Juli 1870 in Frankreich vor. Dr. Müller-Meiningen bezog des Kanzlers Ausspruch im besonderen auf unsre deutschen Verhältnisse in neuerer Zeit, wobei er die Herbeiziehung der Bemittelten zu den Kosten von Wehrvorlagen als beste Waffe gegen den Chauvinismus bezeichnete. Eines solchen bezichtigten Sozialdemokraten und andre besonders die „Junker" und die Schwerindustrie, die Armeelieferanten und den Wehr- und Flottenverein, das „Deutsche Armeeblatt", die „Tägliche Rundschau" und die „Post", eine Anzahl Zentrumsblätter und endlich die verabschiedeten Offiziere, welche in der Presse für den Ausbau des Heeres zu wirken suchen. Freiherr v. Gamp bezeichnete die damaligen Auslassungen des Abgeordneten Haase über Chauvinismus in Deutschland als „große Verkennung der Stimmung im Volke", das durchaus Verständnis für die Militärvorlage habe. Auch von „Präventivkrieg", von angeblichen Versuchen der Konservativen, innere Schwierigkeiten durch äußere

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, das obige Thema auch von andrer Seite behandeln zu lassen.

Digitized by Google

Konflikte zu beseitigen, war die Rede. In bezug auf einen Präventivkrieg gegen Frankreich kann man wohl sagen, daß der Zeitpunkt für einen solchen verpaßt ist. Ueber seine Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit heute zu reden, wäre also eine „Leichenpredigt". Was das Verhalten der „Post" und der „Täglichen Rundschau" anlangt, so kann auch ich es nicht für richtig halten, daß beide Blätter, besonders in der Zeit vor einem Jahre, durch vorzeitiges „Gegackel" über eine zu erwartende Heeresvorlage die Aufmerksamkeit des Auslandes erregten und im Verein mit „Danziger" und „Leipziger Neuesten Nachrichten" Mißtrauen gegen die Heeresverwaltung durch Angriffe auf dieselbe wegen Unzulänglichkeit hervorriefen. Ich habe mich damals in der „Kreuzzeitung" gegen dieses Verfahren gewendet.

Der konservative Abgeordnete Oertel hat einmal zugegeben, daß hier und da in Deutschland das getrieben werde, was man Chauvinismus (Kriegshetze) nenne, gleichzeitig aber hinzugefügt, daß das so vereinzelte Erscheinungen wären, daß es eine große Uebertreibung sei, wenn man (Dr. David) mit Keulenschlägen gegen diesen strohernen Popanz fechte. Herr Dr. Oertel fügte noch hinzu, daß, wenn man unter Chauvinismus „selbstbewußte Staatsgesinnung" verstünde, er den Deutschen „einen reichlichen Tropfen" mehr davon in ihrem Blute wünsche.

Von den linksstehenden Parteien wird — wie ich schon sagte — der inaktive Offizier als Chauvinist betrachtet. Herr v. Payer von der Freisinnigen Volkspartei meinte im Reichstag einmal, jedermann wisse, daß der inaktive Offizier von jeher eine heftige Neigung verspüre, „ein papiernes Blutvergießen herbeizuführen". Auch aktive Offiziere betrachteten es als ihre Aufgabe, „bei Kontrollversammlungen und ähnlichen Veranstaltungen die versammelten Mannschaften mit chauvinistischen Redensarten bis an den Hals aufzufüllen". Ein hochgestellter Offizier (Generaloberst v. Eichhorn?) aber habe „öffentlich mit alarmierenden Redensarten um sich geworfen". Zu diesen Bemerkungen ist zu sagen, daß gerade, weil der aktive Soldat keine Politik treiben darf, der inaktive nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, die Heeresinteressen, und zwar gerade in der Presse, wenn er Gelegenheit hat, zu vertreten. Soll denn immer nur derjenige, der der Armee möglichst fern im Leben gestanden hat und steht, sich zu dem äußern dürfen, was ihr nottut oder nach seiner Meinung eben nicht nottut? Soll ausgerechnet in Heeressachen der inaktive Offizier schweigen, wenn dieser oder jener stets „untauglich" gewesene Reporter oder Korrespondent sich mit vollkommener Unkenntnis äußern darf? Das wäre doch mindestens ungerecht!

Wenn sodann über Wendungen geklagt wurde, die bei Kontrollversammlungen oder bei patriotischen Festlichkeiten von aktiven Offizieren gebraucht wurden, dann ist folgendes zu bemerken. Gegenüber den beständig verhetzenden Artikeln und Redensarten, denen unsre entlassene Mannschaft ausgesetzt ist, muß jede Gelegenheit benutzt werden, auch vaterländische, militärische, monarchische Gedanken anzuregen. Sollen ferner vielleicht bei patriotischen Festen oder bei Kontrollversammlungen Friedensreden à la Suttner gehalten werden, oder ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß darauf hingewiesen wird, daß auch der zur Reserve

Digitized by Google

beurlaubte Soldat und der Landwehrmann dazu da sind, in den Krieg zu ziehen? Das ist doch kein Chauvinismus!

Die obige Bemerkung, daß der aktive Soldat keine Politik öffentlich treiben darf, bedarf weiterer Ausführung. Oeffentlich treibt man Politik in Schrift, Wort und in Wahlen (auch in geheimen). Dem aktiven Soldaten ist dienstlich untersagt, in öffentlichen Versammlungen Reden zu halten, deren Inhalt ein politischer ist, und ebenso auch, sich in öffentlichen Blättern politisch zu äußern.[1]) Unbenommen aber ist dem Soldaten, im militärischen Kreise, der stets ein geschlossener, nicht öffentlicher ist, zu reden. Da kann er auch über Politik sprechen, und er wird das selbstverständlich nur in königstreuer Art tun. Seine Politik ist ihm durch sein Verhältnis zum Kriegsherrn vorgezeichnet.

Daß der Offizier in einer militärischen Versammlung keine Rede hält, die sich etwa für den Haager Friedenspalast eignen würde, versteht sich von selbst. Das fehlte gerade noch, daß wir unsre Soldaten zu Friedensaposteln ausbildeten! Gerade in allen Ansprachen an seine Untergebenen hat der Offizier zu betonen, daß Ziel und Zweck aller militärischen Ausbildung und Friedensarbeit der Krieg ist. Der Soldat, der ihn nicht wünscht, ist ein schlechter Soldat. Das ist dasselbe, wie jeder kundige Geländereiter sich nicht nur ein Hippodromreiten, sondern schweres Hindernisrennen wünscht. Wenn also der Offizier seine Untergebenen auf den Krieg hinweist als Ziel, dann treibt er nicht Chauvinismus oder Politik in verbotenem Sinne. Das ist auch in allen tüchtigen Armeen Grundsatz. Man lese doch die Ansprachen, welche z. B. in Frankreich gelegentlich der „présentation du drapeau" an die neuangestellten Rekruten von den Regimentskommandeuren gehalten werden. „Rekruten! Ich stelle euch die Fahne eures Regiments vor. In ihren Falten sind die Namen von Siegen eingeschrieben. Behaltet die Namen im Herzen als Erbteil des Ruhmes in der Vergangenheit, als sichere Siegesgewähr für die Zukunft!" Oder: „Liebt die Fahne von Herzen, wie eure Mutter. Vielleicht kommt der Tag, an welchem ihr sie über euren Köpfen werdet wehen sehen, in den großen Zukunftsschlachten, wenn ihr dann zur Verteidigung von Frankreichs Ehre kämpfen werdet, unsers schönen Vaterlandes, und zum Schutze des Bodens der Republik." Ein andrer Kommandeur weist auf die an der Fahne verzeichneten Siege hin und sagt dann: „Vielleicht — und das ist mein teuerster Wunsch — wird es euch beschieden sein, noch weitere zu verzeichnen, wenn die Republik an euren Mut und eure Ergebenheit appelliert. Dann werdet ihr — ich bin dessen sicher und schwöre in eurem Namen es der Fahne — eurer Väter und euer selbst euch würdig zeigen, würdig auch eurer Söhne, die so ein Erbteil aus eurer Hand empfangen werden, auf das sie mit Recht stolz sein können." Der Kommandeur des 148. russischen Infanterieregiments aber schrieb demjenigen des 148. französischen zu Neu-

[1]) Schon die Teilnahme an politischen Vereinen und Versammlungen ist den zum aktiven Heere gehörenden Militärpersonen nach dem Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 verboten.

Digitized by Google

jahr 1914: „In heutiger Zeit, da der Kriegsgeist beständig Europas Kontinent in Flammen zu setzen droht, richten sich die Blicke der russischen Armee auf die tapferen französischen Truppen, die ihnen durch die Bande der Freundschaft und des Vertrauens verbunden sind." Das sind militärische, kriegerische Wendungen, und kein vernünftiger Mensch wird sie als chauvinistisch oder politisch bemängeln können. Sollen die Offiziere der Deutschen, die in „den Backen des französisch-russischen Schraubstockes festsitzen", wie die „France Militaire" vom 8. August 1912 so geschmackvoll sagte, vielleicht nicht von der Möglichkeit eines Krieges ihren Untergebenen gegenüber reden dürfen?

Es ist in der Monarchie selbstverständlich, daß sozialdemokratischen Versuchen, in die Armee einzudringen, Widerstand entgegengesetzt wird. Solchem Bestreben gegenüber klingt der Antrag Ablaß und Genossen etwas pharisäisch: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dahin zu wirken, daß kein Angehöriger des Heeres wegen seiner religiösen oder seiner politischen Ueberzeugung irgendwelche Zurücksetzung erfährt." Der Antrag wurde angenommen. Daß die Antragsteller die Wendung von der religiösen Ueberzeugung nur aus Rotblockrücksichten für das freisinnige Judentum gebrauchen, im übrigen aber auf die „politische Ueberzeugung" im eignen Interesse Gewicht legen, ist zweifellos. Ein Konservativer bemerkte damals sehr richtig, der Antrag wolle die Betätigung der politischen Gesinnung der militärischen Disziplin entziehen, und fügte hinzu: „Na, das könnte ja recht hübsch werden. Wenn auf dem Marsche, auf dem Kasernenhofe oder auch bei der Schießübung plötzlich irgendein Genosse, der augenblicklich eingezogen ist, das Bedürfnis fühlt, eine Ansprache über die Legion zu halten, vielleicht in dem Sinne, wie sie Herr Ledebour oder Herr Noske hier zu halten pflegen, dann soll wohl gar der Hauptmann „Stillgestanden!" kommandieren und das Gewehr anfassen lassen, damit der Genosse in der Betätigung seiner Gesinnung nicht beeinträchtigt wird. Die sozialdemokratische Partei hat durch ihre Redner erklären lassen, was sie für die Armee vorhat. Sie wünscht eine demokratische Armee, die nicht dem Kommando einiger weniger Persönlichkeiten untersteht. Wenn diese einigen wenigen Persönlichkeiten vielleicht der sozialdemokratische Parteivorstand wäre, dann würden die Herren vielleicht nichts dagegen einzuwenden haben."

Was endlich das Politiktreiben durch die Wahl anlangt, so ruht für den aktiven Soldaten bekanntlich das Wahlrecht.

§ 49 Abs. 1 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 lautet: „Für die zum aktiven Heere gehörigen Militärpersonen, mit Ausnahme der Militärbeamten, ruht die Berechtigung zum Wählen, sowohl in betreff der Reichsvertretung als in betreff der einzelnen Landesvertretungen usw." Reserve und Landwehr sind von dieser Beschränkung nur betroffen, wenn sie zur Fahne gerufen werden. Der Feldmarschall Graf Moltke sagte in bezug hierauf einmal im Reichstag: „Wollten Sie die Ordnung der Armee dadurch lockern, daß Sie einen Teil derselben (die einberufenen Reservisten oder Wehrleute nämlich) in das politische Treiben hineindrängen? Seien wir froh, daß wir in Deutschland eine Armee

Digitized by Google

haben, die nur gehorcht. Blicken wir auf andre Länder, wo die Armee nicht die Schutzwehr gegen die Revolution ist, sondern wo diese aus der Armee hervorgeht. Ich empfehle Ihnen dringend, niemals die Hand dazu zu bieten, daß es bei uns anders werde."

Wohin das Hineinziehen der Armee in die Politik führt, zeigt die Geschichte. Aus neuester Zeit warnen in Europa die Vorgänge in Portugal und in der Türkei vor solchen Versuchen.

Deshalb ist es weise, bei uns alles beim alten zu lassen. Das Verhältnis des Soldaten zu seinem Kriegsherrn in der Monarchie ist ein durchaus persönliches. Durch den Fahneneid ist der Soldat auf Gedeih' und Verderb nur seinem Kriegsherrn verpflichtet. Deshalb wird beim Thronwechsel der Fahneneid neu geleistet. Völlig unabhängig ist dieses Verhältnis von den Strömungen der öffentlichen Meinung, von Parteirichtungen und Parlamentsmehrheiten. Gerade in dieser Unabhängigkeit liegt großer Segen. In welche seelische, in welche Gewissenskonflikte käme ein katholischer Soldat z. B. in sog. Kulturkampfszeiten, wenn nicht der Fahneneid ihm die Richtschnur wäre. In welche Schwierigkeiten führte gerade im konstitutionellen Staat eine Abhängigkeit von der Politik jeweiliger Parlamentsmajoritäten, die beständig wechseln. Gerade deshalb erstreben „links gerichtete" Parteien das Parlamentsheer.

Für den Soldaten gibt's nur eine Lösung: regis voluntas. Seinem Kriegsherrn ist er unbedingt ergeben, ihn fragt er: „Wo befiehlst du, Herr, daß ich für dich sterben soll?"

Justizirrtümer

Von

Prof. Dr. Karl v. Lilienthal

Pas d'erreur judiciaire! corrigea Pillon. Il n'y en a jamais, affirma Souzier — wie gut wäre es, wenn wir dem eifrigen Geschworenen glauben dürften, dem E. Rod in einem auch juristisch sehr interessanten Romane „Le glaive et le bandeau" diese Worte in den Mund legt. Leider lehrt uns die Erfahrung das Gegenteil. In einem umfangreichen Buche[1]) hat der bekannte Berliner Verteidiger Erich Sello 153 Fälle zusammengestellt, in denen im Laufe von hundert Jahren richterliche Fehlsprüche zu Todesstrafe und lebenslänglicher Zuchthausstrafe geführt haben. Die zahlreicheren Fälle, in denen zeitige Freiheitsstrafen verhängt worden sind, in einen zweiten Band zu bringen, und eine Untersuchung über die Ursachen dieser Irrtümer hinzuzufügen, hat der Tod den Verfasser gehindert. Jeder fleißige Zeitungsleser kann übrigens Jahr für Jahr Fälle der Art in recht erheblicher Anzahl feststellen.

[1]) „Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen". Bd. I, Berlin 1911, 523 Seiten.

Digitized by Google

Man wird geneigt sein, die Ursachen solcher fehlbaren Justiz in den Mängeln unsres Strafprozeßrechtes zu suchen und schon deshalb eine baldige Reform zu verlangen. Und gewiß ist die Strafprozeßordnung nicht vollkommen, dennoch liegt der eigentliche Fehler nicht in dem Gesetze, sondern in dessen Handhabung.

Es soll hier nur von den Justizirrtümern die Rede sein, die auf mangelhafter Tatsachenfeststellung, also darauf beruhen, daß der Richter entweder die Tatsachen nicht vollständig kennen lernt oder nicht richtig würdigt. Die Sammlung des Beweismaterials ist Aufgabe der Staatsanwaltschaft und des Untersuchungsrichters, sie kann aber durch das erkennende Gericht ergänzt werden. Nun steht, und darauf hat Alsberg in einem sehr beachtenswerten Buche[1]) neuerdings wiederum hingewiesen, ein häufiger Fehler darin, daß die Bestrebungen der Beschuldigten zu Ergänzung des Beweismaterials nicht genügend berücksichtigt werden. Daß unsre Strafprozeßordnung dazu nicht genügend zwingt, ist zweifellos ein Uebelstand, der aber die denkbar ausgiebigste Heranziehung nicht hindert. In dem Vorverfahren sind sowohl Staatsanwalt wie Untersuchungsrichter von dem Gesetze ausdrücklich angewiesen, die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und die Beweise zu erheben, deren Aufnahme zur Vorbereitung der Verteidigung erforderlich erscheint. Ein Recht der aktiven Mitwirkung steht dem Beschuldigten nicht zu. Ob seine Anträge berücksichtigt werden, hängt lediglich von dem Ermessen der leitenden Beamten ab. Bei der Vorbereitung der Hauptverhandlung kann der Beschuldigte Beweismaterial auch selbständig herbeischaffen. In der Hauptverhandlung endlich kann er Beweisanträge stellen, die entweder berücksichtigt oder durch begründeten Beschluß abgelehnt werden müssen. Aber auch diese Rechte vermag der Angeklagte nicht immer richtig auszunützen. Für die selbständige Ladung von Zeugen zur Hauptverhandlung fehlen ihm häufig die Mittel, und in der Hauptverhandlung stolpert er häufig über den juristischen Unterschied zwischen einem „Antrag" und einem „Beweiserbieten", das keiner formellen Erledigung bedarf und meist unbeachtet bleibt. Eine neue Strafprozeßordnung müßte deshalb vorschreiben, daß auch im Vorverfahren Beweisbegehren nur durch begründeten Beschluß abgewiesen werden können, und daß in jedem Falle der Beschuldigte darauf aufmerksam zu machen ist, wie er sein formlos ausgedrücktes Verlangen rechtsverbindlich vorbringen muß.

Wichtiger ist die Prüfung des vorhandenen Beweismaterials auf seine Zuverlässigkeit. Eine solche Prüfung ist selbst gegenüber dem Geständnis der Angeklagten durchaus erforderlich. Es ist auf den ersten Blick geradezu staunenswert, wie häufig Angeklagte auf Grund der eignen Angaben zu Unrecht verurteilt sind. Ein ganz besonders auffallendes Beispiel ist der österreichische Fall Bratuscha, in dem ein Vater sich selbst beschuldigte, seine, wie sich später herausstellte, noch lebende Tochter umgebracht, die Leiche teilweise verbrannt, teilweise verzehrt zu haben. Allein in der Selloschen Sammlung finden sich aus Deutsch-

[1]) „Justizirrtum und Wiederaufnahme", Berlin 1913.

Digitized by Google

land sechs ähnliche Beispiele. Ein solches Geständnis ist entweder auf geistige Minderwertigkeit oder auf eine mehr oder minder starke Einwirkung von Polizei- und andern Beamten zurückzuführen. Ein einmal abgelegtes Geständnis aber ist in seiner Wirkung auf die Richter fast niemals wieder gutzumachen. Das einzige Mittel, diese Fehlerquelle zu verschließen, ist der Verzicht auf das Drängen nach dem Geständnis, eine Unsitte, die auch heute noch das Verhör des Angeklagten, das dem Gesetze nach Gelegenheit zur Verteidigung bieten soll, praktisch oft ins Gegenteil verkehrt. Jedenfalls aber sollte nur ein vor dem erkennenden Gericht abgelegtes Geständnis als Beweismittel benutzt und die heute noch zulässige Beweiserhebung über ein früher abgelegtes Geständnis untersagt werden.

Immerhin sind falsche Selbstbezichtigungen gewiß nicht die Regel und seltener Veranlassung zu Justizirrtümern als die Zeugenaussagen. Es kann dabei von den bewußt wahrheitswidrigen abgesehen werden, denn nicht sie, sondern die gutgläubig abgegebenen sind die praktisch gefährlichsten, weil häufigsten. Sich vor ihnen zu schützen, ist nur möglich bei ausreichender Kenntnis der Psychologie der Aussage.[1]) Die gerichtliche Praxis geht durchweg davon aus, daß jemand, der einen Vorgang beobachtet hat, mit gutem Willen darüber richtig und vollständig aussagen werde. Das aber ist keineswegs zweifellos, ja man kann mit weit mehr Recht sagen, daß wirklich fehlerfreie Aussagen verhältnismäßig selten sind. Bei einem Berichte über Wahrnehmungen sind nicht die Sinneseindrücke selbst die Hauptsache, sondern deren Einprägung in das Gedächtnis. Dies hängt zunächst ab von der Fähigkeit zu beobachten überhaupt. Aerzte und Künstler wissen es genau, daß gutes Beobachten eine schwere Kunst ist. Zudem ist die Aufnahmefähigkeit für Gehörs- und Gesichtseindrücke oder Bewegungserscheinungen so wenig gleichmäßig entwickelt, daß man geradezu von einem auditiven, visuellen oder motorischen Gedächtnisse spricht. Stets aber wird die Schärfe der Beobachtung und damit der Einprägung durch die Aufmerksamkeit beeinflußt, und wo diese fehlt, da hängt es vom Zufall ab, was im Gedächtnis hängen bleibt. Uebrigens läuft selbst der aufmerksame Beobachter Gefahr, sich zu täuschen. Denn jede Einprägung enthält eine Deutung von Sinneswahrnehmungen, die sich unter Zuhilfenahme allgemeiner Erfahrungssätze vollzieht. Dadurch kann sehr wohl ein Bild entstehen, dessen Einzelheiten unbewußt über das wirklich Wahrgenommene hinaus vervollständigt sind. Die Wiedergabe der Einprägung nun stellt eine künstlerische Leistung dar, bei der häufig das Bedürfnis, anschaulich zu schildern, die Darstellung sicherer und genauer macht, als sie sein dürfte. Die Wiedergabe aber hat, so oft sie wiederholt wird, den Wert einer neuen Einprägung, die schließlich die ursprüngliche verändern und sogar ganz verdrängen kann. Die Erfahrung lehrt, daß nicht selten die Darstellung immer mehr Einzelheiten umfaßt, deren der Zeuge sich erst nachträglich hat entsinnen können. Das ist um so häufiger, je wichtiger die Aussage erscheint. Die

[1]) Eine gute Uebersicht bietet: Adolf Stöhr, Psychologie der Aussage. Berlin 1911.

Digitized by Google

anfangs gleichgültige Beobachtung wird Gegenstand einer nachträglichen Aufmerksamkeit, und auf dem Wege der Autosuggestion, der vielleicht auch durch Fremdsuggestionen nachgeholfen wird, befestigt sich in dem Aussagenden die Meinung, das wirklich wahrgenommen zu haben, was er wahrgenommen haben müßte, wenn seine Aussage wertvoll sein soll. Gesehen hat er vielleicht einen Mann, der eine Last trug. Wenn das der gesuchte Mörder gewesen sein könnte, der die Leiche seines Opfers in einem Sacke fortträgt, dann paßt sich häufig, je mehr von der vielleicht erheblichen Wahrnehmung die Rede ist, die Erinnerung an Ort, Zeit, Aeußeres der gesehenen Person, die Form der Last usw. dem Bestreben an, bei der Ermittlung des Mörders mitzuwirken. Daher die zahlreichen Zeugen bei sensationellen Prozessen, die sich nach vielen Monaten sehr wichtiger Dinge mit einer Genauigkeit erinnern, von der sie anfangs gar nichts haben verlauten lassen.

Auch das persönliche Interesse an dem Inhalte der Aussage spielt bei der Einprägung keine geringe Rolle. Daß Freunde des Verletzten und des angeblichen Täters den gleichen Vorgang ganz verschieden schildern, ist allbekannt. Der Verletzte selbst hat meist ein ganz besonderes Interesse daran, den Beschuldigten zu belasten, und darum sind seine Aussagen häufig trotz ihrer Bestimmtheit und anscheinenden Genauigkeit nur mit Vorsicht aufzufassen. Einige Gesetzgebungen, z. B. die italienische, verbieten deshalb geradezu eine Vereidigung.

Weiter hat man damit zu rechnen, daß Angaben über Entfernungen, Masse, über Zeitdauer und Zeitpunkt eines Vorganges nur dann Anspruch haben, als zuverlässig zu gelten, wenn ihr Inhalt sofort tatsächlich festgelegt ist. Außerdem kommen die sonderbarsten Erinnerungstäuschungen vor, nicht selten im Zusammenhang damit, daß die Einprägung mit Nebenvorstellungen assoziiert wird, die dann unvollständig oder ungenau bei der Wiedergabe reproduziert werden und dadurch Verwechslungen herbeiführen. Der Zeuge hat den Beschuldigten zweimal an demselben Ort, das eine Mal mit A, das andre Mal mit B zusammen, gesehen, er verwechselt dann nicht selten die Beobachtungen, die er jedesmal gemacht hat und kann dann gutgläubig ein falscher Zeuge dem A oder B gegenüber werden.

Wie kann sich nun der Richter gegen mangelhafte Zeugenaussagen schützen?

Zunächst am besten dadurch, daß er sie nicht selbst hervorruft, daß er ängstlich jede Suggestion vermeidet. Eine solche liegt aber schon in jeder Frage, die eine bestimmte Antwort als die richtige andeutet. Am besten werden Fragen überhaupt vermieden und der Zeuge zu selbständigem Bericht veranlaßt. Das schreibt auch das Gesetz vor, und Experimente haben bewiesen, daß die Berichtsaussagen immer erheblich zuverlässiger sind als Antworten auf Fragen. Sehr bedenklich ist namentlich die Unsitte, die Zeugen nach den polizeilichen Protokollen abzufragen und dem Zeugen Vorwürfe zu machen, wenn seine Aussagen von deren Inhalt abweicht. Denn in diesen Protokollen sind gar nicht die wirklichen Aussagen wiedergegeben, sondern nur das Bild, das sich der vernehmende Beamte von dem Vorgange gemacht hat, den er meist nach kurzen Notizen über die erhaltenen Mitteilungen in einem späteren Berichte schildert. Ferner darf der Richter von dem Zeugen nicht zuviel verlangen; was er nicht mehr weiß,

Digitized by Google

kann man zwar nicht aus ihm heraus-, wohl aber in ihn hineinfragen. Sehr wichtig ist es auch häufig, genau festzustellen, was der Zeuge wirklich wahrgenommen und was er nur aus seinen Wahrnehmungen geschlossen hat. Ganz besondere Vorsicht ist geboten, wenn widersprechende Aussagen vorliegen. Sehr viele irrtümliche Entscheidungen beruhen darauf, das man einzelne Zeugen, z. B. Beamte, deshalb für besonders glaubwürdig hält, weil sie ehrenwerte Persönlichkeiten sind, ohne zu bedenken, daß Ehrenhaftigkeit durchaus nicht vor Irrtümern schützt. Ueberhaupt muß sich der Richter stets die möglichen Fehlerquellen vergegenwärtigen, besonders da, wo man erfahrungsgemäß häufig auf sie stößt. Das ist der Fall einmal bei Kinderaussagen, bei denen die große Suggestibilität des Kindes, seine starke und ungezügelte Phantasie, seine Neigung, sich wichtig zu machen, stets in Betracht gezogen werden muß. Daß bei Sittlichkeitsverbrechen Kinder, die einen ganz guten Eindruck machen, die entsetzlichsten Beschuldigungen geradezu aus der Luft greifen, ist ja ziemlich allgemein bekannt. Ebenso ist es bekannt genug, daß beim Wiedererkennen bestimmte Persönlichkeiten Illusionen und Erinnerungsfälschungen eine große Gefahr bedeuten. Es ist deshalb ebenso vorsichtig wie sachgemäß, wenn z. B. die italienische Strafprozeßordnung vorschreibt, daß Rekognitionen nur so geschehen sollen, daß der Zeuge aus einer ihm gegenübergestellten Anzahl ähnlicher Personen die wiederzuerkennende herauszusuchen hat.

Eine weitere wichtige Erkenntnisquelle bilden die Spuren der Tat, die Indizien. Sie sind im allgemeinen zuverlässiger wie die Aussagen, bedürfen freilich einer ebenso sorgfältigen Prüfung. Der Schluß, daß der Beschuldigte am Orte der Tat gewesen ist, wenn die dort gefundenen Fingerspuren seinen Fingern entsprechen, ist freilich sicher, aber so einfach liegt die Sache nicht immer. Der Richter, der aus Spuren der Tat den Täter erschließen will, muß sich stets vergegenwärtigen, daß sein Schluß nur berechtigt ist, wenn jede andre Möglichkeit vernünftigerweise ausgeschlossen erscheint, und darf es deshalb niemals unterlassen, andre Erklärungsversuche sorgfältig zu prüfen.

Das gleiche gilt auch für den Sachverständigen. Die Fälle sind sehr häufig, daß ein ungenügendes Gutachten großes Unheil anrichtet. So wäre z. B. der bekannte Mordprozeß gegen den jüdischen Schächter Buschhoff in Xanten wahrscheinlich unterblieben, wenn nicht ein Arzt, beide Male irrtümlich, angegeben hätte, daß nach der Menge des Blutes an dem Ort, an dem die Leiche gefunden wurde, die Tat dort nicht begangen sein konnte, und dann, daß ein bei Buschhoff gefundenes Messer so sehr zur Beibringung der tödlichen Wunde geeignet sei, daß man es geradezu mit Sicherheit als das Mordinstrument bezeichnen könne. In diesem Falle wurden diese Irrtümer rechtzeitig richtiggestellt, in andern aber haben irrtümliche chemische Untersuchungen, mangelhafte Schriftexpertisen usw. zu ungerechtfertigten Verurteilungen Veranlassung gegeben.

Alle diese Mängel des Beweismaterials können durch gesetzliche Vorschriften kaum behoben werden, sondern nur durch die gewissenhafte Sorgfalt des erkennenden Gerichtes.

Digitized by Google

Sehr wohl aber kann durch das Gesetz dafür gesorgt werden, daß entstandene Irrtümer berichtigt und, soweit das möglich ist, wieder gutgemacht werden. Das einzige Mittel dazu ist die wiederholte Prüfung des Beweismaterials in einer neuen Verhandlung. Gerade aus diesem Grunde wird von vielen Seiten die Wiedereinführung der Berufung verlangt. Trotz großer, dem gegenüberstehender Bedenken wird wohl die neue Strafprozeßordnung die Berufung bringen. Im geltenden Rechte soll dem bestehenden Bedürfnisse durch die Wiederaufnahme des Verfahrens abgeholfen werden, die übrigens neben der Berufung unentbehrlich bleibt, da Irrtümer ja auch erst nach dem Eintritt der Rechtskraft eines Urteils erkannt werden können. Der gesetzgeberische Gedanke ist dabei gewesen, daß unrichtige Urteile jederzeit sollen aufgehoben werden können, daß aber eine neue Verhandlung nur dann zulässig sein darf, wenn ein Fehler der ersten wenigstens wahrscheinlich gemacht ist. Zuungunsten eines Freigesprochenen ist das möglich, wenn er ein glaubwürdiges Geständnis ablegt, wenn falsche Urkunden, meineidige Zeugenaussagen oder Gutachten vorgebracht worden sind, zugunsten des Verurteilten aus denselben Gründen, aber auch dann, wenn ein zivilgerichtliches Urteil, auf welches das Strafurteil gegründet ist, durch ein andres, rechtskräftig gewordenes Urteil aufgehoben ist und wenn neue Tatsachen oder Beweismittel beigebracht sind, welche allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen die Freisprechung oder in Anwendung eines milderen Strafgesetzes eine geringere Bestrafung zu begründen geeignet sind. Die „neuen Tatsachen und Beweismittel" sind der wichtigste Wiederaufnahmegrund, denn wenn sie auf die Behauptung einer Urkundenfälschung, eines Meineides oder einer Rechtsbeugung gegründet werden soll, muß erst wegen dieser Handlungen eine rechtskräftige Verurteilung ergangen sein.

Bei der Frage, ob diese Bestimmungen genügen, hängt für die Beantwortung alles davon ab, wie die Richter, die über die Zulässigkeit der Wiederaufnahme entscheiden, das Gesetz auslegen. Daß dabei nicht zu weitherzig vorgegangen wird, beweist, daß z. B. im Jahre 1911 auf 1520 Urteile erster Instanz nur ein Wiederaufnahmeverfahren kommt. Einen praktischen Einblick aber in die Schwierigkeiten, denen ein Wiederaufnahmegesuch begegnet, gewährt das erwähnte Buch von Alsberg. Hier wird eine Reform einzusetzen haben. Freilich wird jede denkbare wirkungslos bleiben, wenn nicht die Gerichte, die zur Entscheidung berufen sind, die Befürchtung, daß eine ungerechtfertigte Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren erfolgen kann, hinter den Wunsch zurücktreten lassen, daß kein möglicher Justizirrtum aufrechterhalten bleibt.

Digitized by Google

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

III

Die Nachricht von dem Sturz des Kaiserreiches und der Einsetzung der Republik verbreitete sich nicht sofort, und vierundzwanzig Stunden lang waren die Offiziere des Bataillons in Grigy und die des Großen Generalstabes so ziemlich die einzigen, die davon Kenntnis hatten.

Dieses Ereignis rief bei ihnen keine besondere Aufregung hervor. Die Niederlage der Armee bei Sedan, die seit achtundvierzig Stunden bekannt war, machte weit mehr Eindruck.

Man hatte den Kaiser gesehen, wie er sich todkrank von Ort zu Ort schleppte, und man war jeden Tag darauf gefaßt, von seinem Ableben und vom Ende des Kaiserreiches zu hören.

Als das Ereignis bekannt wurde, wunderte man sich nicht darüber und begann über seine wahrscheinliche Folgen nachzudenken. Man stellte sich von neuem die seit achtundvierzig Stunden schon so oft aufgeworfene nnd erörterte Frage: Was wird Marschall Bazaine tun und was wird aus der Armee werden? Wenn wir die feindlichen Linien damals nicht hatten durchbrechen können, als der Marschall de Mac Mahon im Anmarsch war, um uns die Hand zu reichen, so konnten wir es jetzt noch viel weniger.

Und das Land? Welche Folgen würde eine angesichts des siegreichen Feindes entstandene Revolution für das Land haben?

Was ließ eine so verzweifelte Regierung, wie die, von der man jetzt hörte, erwarten?

Unter den Mitgliedern dieser Regierung befanden sich unruhige Geister, Feinde aller Hierarchie und jedes Autoritätsprinzips wie Henri Rochefort und Antipatrioten wie Garnier Pagès, der es auf der Tribüne offen ausgesprochen hatte, daß ihm eine Niederlage lieber sein würde als ein Sieg.

Die Leute ließen sich tausend Ideen durch den Kopf gehen, aber nachdem sie lange überlegt hatten, ohne eine befriedigende Lösung zu finden, überließen sie sich wieder dem Gefühl der Niedergeschlagenheit.

Marschall Bazaine hatte ohne Zweifel den baldigen Zusammenbruch des Kaiserreiches erwartet. Als er verbittert von Mexiko zurückkam, war er zu den Führern aller Parteien in Beziehungen getreten: zu Berryer, Thiers, Jules Favre, und hatte versucht, eine Verbindung mit dem Prinzen von Orleans anzuknüpfen. Von Anbeginn des Feldzuges an hatte er sich in scharfen Worten über Napoleon III. ausgesprochen und es geduldet, daß die Offiziere seines besonderen Stabes in seiner Gegenwart dem Kaiser beleidigende Epitheta beilegten.

Digitized by Google

Für den Abend des 13. August war der Leutnant Garnier (vom 2. Chasseurregiment), der an diesem Tage den Zug der Eskorte für den Marschall geführt hatte, ins Schloß Borny zum Diner eingeladen. Er war aufs tiefste empört über den gehässigen Ton, in dem die Tischgäste sich über den Kaiser unterhielten. Der Marschall, der es bemerkte, rief seine Offiziere mit folgenden Worten zur Ordnung: „Nun, meine Herren, wir müssen nicht mehr daran denken anzuklagen, sondern uns tapfer zu schlagen."

In der Nacht, die auf die Schlacht von St. Privat folgte, hatte Marschall Bazaine, als er nach Ban St. Martin kam, vor einer Batterie Halt gemacht. Es befanden sich dort die Hauptleute Morlière und Leclerc mit den Leutnants de Maistre und Favarcq. Die beiden Hauptleute hatten den Marschall in Mexiko kennen gelernt und die beiden Leutnants waren mit zweien seiner Neffen in der Ecole Polytechnique gewesen. „Als der Marschall stehengeblieben war, um zu betrachten, was die Dunkelheit im Tal erkennen ließ," so schreibt Hauptmann Morlière in seinen Aufzeichnungen, „ließ sich Albert Bazaine, ein guter Junge, den ich sehr gerne hatte, und der sich bereits recht wichtig gab, folgendermaßen vernehmen: ‚Wir sind futsch, wir werden gezwungen sein, zu kapitulieren. Man muß sich darein ergeben und in Frankeich eine ordentliche Republik einrichten. In zwanzig Jahren haben wir wieder Soldaten, und dann werden wir unsre Revanche nehmen.'"

Die vier Offiziere riefen alle auf einmal: „So seien Sie doch still! Man könnte meinen, daß das die Gedanken Ihres Onkels sind, zu deren Echo Sie sich machen."

Der Bruder des Marschalls Bazaine, der Vater der Leutnants Albert und Adolphe Bazaine, ein hervorragender Ingenieur, war ein intimer Freund von Jules Favre, neben dem er in der Rue d'Amsterdam wohnte und den er sehr oft sah. Jules Favre hatte eine Anzahl von Abgeordneten bestimmt, mit ihm Schritte zu tun, um die Ernennung des Marschalls Bazaine zum Oberkommandierenden der Armee durchzusetzen, und jetzt war er das einflußreichste Mitglied der Regierung. Der Polizeiminister, Graf de Kératry, war ebenfalls ein alter Bekannter Bazaines. Er war sein Ordonnanzoffizier in Mexiko gewesen, und als er eines Tages im Spiel eine große Summe verloren hatte, die er unmöglich bezahlen konnte, hatte der Marschall ihm den großen Dienst erwiesen, sie für ihn zu erlegen. Marschall Bazaine war also berechtigt, anzunehmen, daß die neue Regierung, die sich „Regierung der nationalen Verteidigung" betitelte, günstig für ihn gestimmt war. Demnach ließ er in der Oeffentlichkeit nichts von seinen Gedanken verlauten, brachte aber die Unzufriedenheit zum Ausdruck, die ihm die unerwartete Ankunft des Hauptmanns Lejoindre in den französischen Linien verursachte.

Am Abend erhielt der Major Samuel vom Obersten Napoléon Boyer den Befehl, einen Brief zu entwerfen, um sich beim General v. Stiehle über die Auslieferung eines Offiziers zu beschweren, dessen Austausch nicht geregelt war, und ihn zu bitten, keinen mehr ohne vorausgegangene Verständigung zwischen den beiden Generalstäben auszuliefern.

Digitized by Google

Nachdem Major Samuel den Obersten Boyer angehört hatte, fragte er nach den Absichten des Marschalls, insbesondere, ob er sich nicht in möglichst kurzer Zeit mit den Waffen einen Weg werde zu bahnen suchen. Der Oberst antwortete, seiner Ansicht nach sei jede militärische Aktion nutzlos geworden und könnte sogar verhängnisvoll werden.

Darauf sprach Major Samuel von Unterhandlungen. „Vor allem," sagte er, „ist es unumgänglich notwendig, zu wissen, was in Frankreich vor sich geht ...

„Wenn die Regierung der nationalen Verteidigung noch besteht und sich behauptet, braucht man nur im Einverständnis mit ihr vorzugehen ... Man kann an den Prinzen Friedrich Karl einen ernsthaften Parlamentär schicken, um ihn zu fragen, ob dadurch, daß der Kaiser sich ergeben hat, nicht die Beziehungen der beiden Völker und damit auch die der Armeen sich geändert haben ... ebenso müßte man die Genehmigung für einen andern Offizier zu erlangen suchen, sich nach Paris zu begeben, um sich über die Absichten der neuen Regierung in bezug auf den Frieden oder die Fortsetzung des Krieges zu informieren.[1])

„Wenn der König von Preußen," fuhr der Major Samuel fort, „den Frieden wünscht, wie man annehmen darf, so könnte es sein, daß er eine insurrektionelle Regierung nicht anerkennen wollte. Dann wird er nur den Marschall Bazaine und seine Armee als Vertreter einer legalen Autorität vorfinden. Mit ihm werden also dann die Verhandlungen eingeleitet werden müssen, und dem Marschall wird sich da eine schöne Rolle bieten, wenn er das Land zu retten und es von den Fremden zu befreien versucht."

Die Idee gefiel dem Marschall Bazaine und wurde am folgenden Tage zur Ausführung gebracht.

Bis hierher hatte der Oberst Napoléon Boyer, der erste Adjutant und Kabinettschef des Marschalls Bazaine, immer nur im Hintergrunde der Vorgänge gestanden. Er stieg nie zu Pferde und begab sich nie aufs Schlachtfeld, seine Tätigkeit beschränkte sich ausschließlich auf die Bureauarbeit. Da Marschall Bazaine von nun an auf aktive Operationen verzichtete, um den Weg der Verhandlungen zu beschreiten, trat der Oberst Napoléon Boyer jetzt in den Vordergrund der Ereignisse.

Seit dem 2. September, dem Tage nach der letzten Schlacht, hatten seine Befugnisse an Bedeutung zugenommen. Das Zivilpersonal des Kriegsministe-

---

[1]) Dieses Gespräch ist nach den Mitteilungen des Obersten d'Andlau wiedergegeben, der es vom Major Samuel hatte. Oberst d'Andlau datiert es vom 12. September; wir haben es auf den 10. gesetzt, weil die Aufzeichnungen des Generals Letellier-Blanchard, die durch die Tagebuchnotizen seines Adjutanten eine Bestätigung erfahren, keinen Zweifel lassen: Major Samuel hat dieses Gespräch am 11. September im Laufe des Nachmittags dem General und seinem Adjutanten mitgeteilt.

Dank den vorerwähnten Tagebuchnotizen und durch ihre Kollationierung mit den verschiedenen Aussagen des Majors Samuel, den Billetts des Generals Boyer, die wir wieder aufgefunden haben, den Korrespondenzen des Hauptquartiers mit dem General v. Stiehle und andern Schriftstücken, die für die Untersuchung im Prozeß Bazaine zusammengestellt wurden, haben wir die nachfolgenden Tatsachen rekonstruieren können.

Digitized by Google

riums und das der Nationaldruckerei waren vom Generalstab, von dem sie abhingen, abgetrennt worden, um dem Befehl des ersten Adjutanten unterstellt zu werden. Die Ernennungen und Personalfragen sollten künftig von ihm bearbeitet werden, und die sog. Personalabteilung des Generalstabs hatte keine Existenzberechtigung mehr.

Ebenso blieb das Notizbuch des Generals Jarras von Anfang September an leer. Der Marschall hörte auf, ihm Befehle zu diktieren, er teilte sie seinem ersten Adjutanten mit, den er beauftragte, sie zur Ausführung bringen zu lassen, und die meiste Zeit wußte der Generalstab nichts von diesen Befehlen.

Oberst Lewal, mit dem der Marschall zu wiederholten Malen zusammengearbeitet hatte, war von jetzt an — sei es, daß er sich selbst entschlossen hatte, sich fernzuhalten, sei es, daß der Marschall sich nicht mehr an ihn gewandt hatte — nicht mehr der Vertraute in der Villa Herbin, wie er es Ende August noch gewesen war.

Der ohnehin schon so unbeständige und haltlose Wille des Marschalls Bazaine wurde immer ungreifbarer, bis er sich schließlich ganz auflöste und verschwand. Der Marschall sah die Kapitulation kommen. Sie war für ihn das unvermeidliche Ende. Er hätte sie gerne vermieden, aber wie hätte er das machen sollen? Es hätte dazu einer Energie bedurft, deren er sich nicht fähig fühlte. Er schloß die Augen und ließ sich von seinem Adjutanten leiten, auf den er sich seit acht Jahren in allem, was nicht ausschließlich militärisch war, vollkommen verließ.

Oberst Napoléon Boyer wurde der Inspirator seines Chefs. Mehr als die „Graue Eminenz" wurde er der Impresario, der alle Fäden der Marionettenfigur in der Hand hielt und diese nach seinem Belieben spielen ließ.

Sehen wir uns also diese Persönlichkeit näher an.

Der Oberst Napoléon Boyer war der Sohn des Generals Baron Pierre Boyer, der bei der alten Armee unter dem Namen „Boyer, der Kopfabschneider" oder „Pierre der Grausame" bekannt war wegen der Unmenschlichkeiten, die er im Jahre 1831 gegen die Araber begangen hatte, als er Kommandant in Oran war.

Ueber seine Mutter, geborene Marthe Lévi, wissen wir nichts.

Er war ziemlich groß, aber mager und von kränklichem Aussehen; die Haare, die früher aschblond gewesen waren, begannen grau zu werden; seine Nase war dick, seine Lippen schmal, sein Unterkiefer war auffallend groß, und sein breites Kinn sprang vor wie ein Keil. Seinen Hut oder sein Käppi pflegte er zu tief auf den Kopf zu setzen, und sie sahen aus, als würden sie durch seine zwei großen, vom Schädel abstehenden Ohren aufgehalten.

Vor allem seine Augen fielen jedem auf, der ihn ansah. Sie waren ganz klein, tiefliegend und von einem so blassen Blau, daß man hätte meinen können, sie hätten ihre Farbe verloren; ihr Blick war so flüchtig, daß man ihn nicht erhaschen konnte.

Er blieb immer ruhig. Sein Gesicht verzog sich niemals und ließ nicht ahnen, was er dachte oder empfand.

Digitized by Google

Im Verkehr war er umgänglich und immer sehr höflich; nie wurde er ärgerlich. Ob jemand eine unfreundliche Bemerkung oder ihm einen Vorwurf machte, ob man sehr lebhaft oder gereizt mit ihm sprach — er blieb sich immer gleich und hörte mit zerstreuter Miene zu, als ob man sich an eine Person wende, von der er niemals habe reden hören. An solchen Naturen gleitet alles ab.

Er war ein Mann von seltener Intelligenz und klarem Geist, mit einem vorzüglichen Gedächtnis und einer außergewöhnlichen Assimilationsfähigkeit ausgestattet und besaß eine bedeutende Arbeitskraft. Sein Stil war klar. Er verstand die Tatsachen zu gruppieren und sie gefällig darzustellen; er war ein gewandter und geschätzter Redakteur.

Er war stets bereit, alle Arten von Missionen, selbst die heikelsten, zu übernehmen, und besaß die Fähigkeiten, sie zur Zufriedenheit der Beteiligten auszuführen. Beim Staatsstreich spielte er als Adjutant des Generals de Saint-Arnaud eine wichtige, entscheidende Rolle, die andre nicht hätten übernehmen mögen und in der sie nicht die gleiche Gewandtheit bewiesen hätten.

Seit 1862 war er dem Marschall Bazaine zugeteilt, dessen Wesen er rasch durchschaut und begriffen hatte. Er verstand es, auf seine Pläne einzugehen und entlastete ihn besonders von allen langweiligen Geschäften. Nach und nach gewann er sein Vertrauen und brachte es dahin, daß er ihm unentbehrlich wurde. Zuerst besorgte er alle Bureauarbeit: Notizen, Briefe, Vorschläge, Berichte. Der Marschall brauchte nur noch zu unterschreiben. Dann trat Oberst Boyer, je älter der Marschall wurde und als nach seiner zweiten Heirat seine intellektuelle Kraft abnahm und seine Willenskraft immer schwankender wurde, immer mehr an seine Stelle. Er insinuierte ihm, was er tun sollte, er inspirierte ihn, und seine Ideen wurden ohne Einwendungen befolgt. Er überlegte und faßte die Entschlüsse, er war das Gehirn des Marschalls Bazaine geworden.

Er verstand mit vollendeter Geschicklichkeit die Empfindlichkeit des Marschalls zu schonen. Niemals versuchte er mit Gewalt etwas bei ihm durchzusetzen, im Gegenteil, er wußte die Vorstellung in ihm zu erwecken, daß die Ideen, die er ihm einflüsterte, seine eignen seien. So hatte die Eigenliebe des Marschalls nicht zu leiden.

Er besaß weder dünkelhaften Stolz noch Anmaßung. Er zog keinen Vorteil aus seiner Allmacht, noch weniger rühmte er sich ihrer. Er blieb im Schatten; man sah ihn nicht, er machte nicht von sich reden. Nur diejenigen, die mit dem Marschall in Mexiko gelebt hatten, hatten eine Ahnung von seinem beständigen und allmächtigen Einfluß.

Diese Beschlagnahme des Marschalls hatte dessen junge Gattin eifersüchtig gemacht, und sie haßte den Obersten Boyer. „Er ist der böse Geist meines Mannes," wiederholte sie immerwährend, und sie beschuldigte ihn, daß er ihn zu unheilvollen Schritten verleite, ohne daß der Marschall es ahne.

Ebenso wie er selbst in den Hintergrund treten mußte, um den Marschall nicht in den Schatten zu stellen, wußte er auch vorsichtig zu handeln und nichts hinter sich zurückzulassen, was seinen vorwiegenden Anteil an den Ereignissen

Digitized by Google

hätte enthüllen können. Billetts oder Briefe, die vielleicht hätten kompromittierend werden können, wurden weder kopiert noch registriert; sie wurden sogar vernichtet. Es ist also heute sehr schwer, das Tun einer so genau unterrichteten und so vorsichtigen Persönlichkeit zu verfolgen und darüber ins klare zu kommen.

Oberst Boyer war weder ehrgeizig noch eitel.

Doch über alles liebte er die Intrige, und er machte es wie die Politiker, die meinen, daß man die Aufrichtigkeit durch die Geschicklichkeit ersetzen und an die Stelle der Pflicht treten lassen könne.

Er hätte dem Marschall raten können, sich an seine militärischen Pflichten zu halten, aber wie ein alter Spieler, der von den Karten und Würfeln nicht lassen kann, selbst wenn er alles verloren hat, konnte er sich nicht enthalten, seine geheimen und versteckten Machenschaften fortzusetzen, die, statt die Kapitulation zu verhindern und den Marschall zu retten, seinen Untergang verursachten und seine Verurteilung herbeiführten.

Er war recht wenig Militär: er suchte absichtlich nicht als solcher zu erscheinen, trug sogar während des Feldzuges nur selten die Uniform; und wenn er sie doch einmal anzog, so verbarg er sie unter einem Zivilmantel. Er ritt nicht, entfernte sich nicht aus dem Hauptquartier, begab sich nicht auf die Schlachtfelder und schloß sich in sein Bureau ein. Es war also ganz natürlich, daß er den Marschall dazu trieb, die Operationen einzustellen und Verhandlungen einzuleiten. Er hoffte deren Fäden in den Händen zu halten und sie zu lenken, da er die Eigenschaften eines Diplomaten zu besitzen glaubte.

Darin täuschte er sich. Die Generäle sind dazu da, zu kämpfen und nicht, sich in die Politik zu mischen. Die Politik tötet sie, wenn sie daran rühren, und das war der Fall in Metz.

Neben dem Obersten Napoléon Boyer erschienen die andern Offiziere des besonderen Stabes des Marschalls bedeutungslos.

Da war der mit der Führung des Hauswesens betraute Major Wilette, ein schöner, großer Offizier mit einem majestätischen weißen Bart. Er war der Vater des Malers Wilette. Er legte eine Ergebenheit gegen seinen Chef an den Tag, die ihm die allgemeine Achtung erworben hat.

Der Hauptmann Pierre de Mornay-Soult, von den Guiden, mütterlicherseits ein Enkel des Marschalls Soult, war klein, beleibt, freundlich und immer dienstfertig. Er hatte einen paradoxen Geist. Er war dem Marschall stets aufrichtig zugetan und verteidigte ihn in der würdigsten Weise. Er chiffrierte und dechiffrierte die Depeschen, aber seit dem 1. September hatte er, da die Verbindungen abgeschnitten waren, nichts zu tun.

Rittmeister Gudin von den Gardekürassieren, ein endlos langer, magerer Mann, war der Enkel des Marschalls Mortier und des Generals Gudin aus der Zeit des ersten Kaiserreiches. Er hatte keine besonderen Funktionen.

Die beiden Neffen des Marschalls waren zwei wackere junge Leute, die alle Offiziere von Mexiko, wie der Hauptmann Morlière, schätzten und wie verzogene Kinder behandelten. Besonders die Artillerieoffiziere haben den Leutnant

Digitized by Google

Adolphe Bazaine in der besten Erinnerung behalten, der bei Rezonville verwundet worden war und gegenwärtig als Oberst des Ruhestandes in Toulouse lebt.

Doktor Maffre, der Arzt des Hauptquartiers, war in Metz, wie er es schon in Mexiko gewesen war, der Gast des Marschalls Bazaine; er speiste an seinem Tisch und schlief in der Villa Herbin. Er hatte bei der Geburt der Kinder des Marschalls ärztlichen Beistand geleistet. Manchmal erzählte er seinen Kollegen von der Armee, was bei dem Marschall vorging.

Der Maler Beaucé endlich hatte, wie Doktor Maffre, in Mexiko in der Umgebung des Marschalls gelebt und lebte jetzt wieder bei ihm in Metz.

Alle diese Persönlichkeiten wohnten unter demselben Dach, frühstückten und aßen an dem Tisch des Marschalls und spielten nach dem Essen, Zigarren oder Pfeife rauchend, Billardpartien.

Natürlich gingen ihre Meinungen auseinander und sie beurteilten die Ereignisse von verschiedenen Standpunkten aus. Der Marschall ließ sie reden und bewahrte für den Augenblick Zurückhaltung.

Auch Oberst Boyer schwieg vor seinen Kameraden, aber am Abend gewann er den Marschall für seine Ideen. Vor allem mußte man sich über die Dauerhaftigkeit der Regierung der nationalen Verteidigung zu unterrichten trachten. Wenn sie Garantien bot, wollte man Anschluß an sie suchen. Wenn nicht, wollte man sehen, ob man dem Kaiser treu bleiben oder ob man sich andern Parteien nähern sollte, die möglicherweise Aussichten auf Erlangung der Macht hatten.

Es wurde beschlossen, daß der Major Samuel sich wieder als Parlamentär zu den Deutschen begeben sollte, um einen Brief zu überbringen, in dem gegen die unzeitgemäße Rücksendung des Hauptmanns Lejoindre protestiert und um die Auswechslung von sechs Offizieren gegen den Major von der Dollen vom 16. Ulanenregiment sowie die Premierleutnants und Sekondeleutnants v. Wedel, v. Hodenberg, Cox, Vogel, Sommersbach und Goltz ersucht wurde. Er sollte den Weg zu den deutschen Linien in der Richtung auf Ste.-Barbe nehmen, wo der Oberstleutnant von der Burg einquartiert war, und ihn zu sprechen versuchen.

Oberst Lewal war, wie erwähnt, seit dem 26. August nicht mehr in die Villa Herbin gekommen; er grollte dem Marschall und warf ihm vor, den Versuch zur Durchbrechung der Einschließungslinien nicht nachdrücklich genug gemacht zu haben. Am Abend des 10. September gab er seinen Vorwürfen schärferen Ausdruck und klagte den Marschall Bazaine förmlich an, daß er seine Unterführer getäuscht und ihnen die Wahrheit verborgen habe, zu dem Zweck, von ihnen eine Meinungsäußerung zu erlangen, die seinem Plane, unbeweglich in Metz zu bleiben, günstig war.

Gegen 6 Uhr abends sah man ihn Ban St. Martin verlassen. Er begab sich nach La Ronde und sprach beim Marschall Canrobert vor. Ging er nur zu ihm, um einen früheren Chef zu besuchen, mit dem er immer freundschaftliche Beziehungen aufrechterhalten hatte? Wollte er ihm die im Lauf des Tages

Digitized by Google

im Hauptquartier eingelaufenen Neuigkeiten mitteilen? Oder hatte er wirklich die Absicht, weiter zu gehen?

Alle Vermutungen sind erlaubt. Sicher bleibt, daß an diesem Abend der Oberst Lewal formell die schwerste aller Beschuldigungen gegen den Marschall Bazaine schleuderte, die gegen ihn erhoben worden sind.

Marschall Canrobert erzählt in seiner bilderreichen Sprache über die Unterredung, die er am 10. September abends mit dem Obersten Lewal hatte, folgendes:

„In seiner Eigenschaft als früherer Adjutant kam Oberst Lewal bisweilen zum Plaudern zu mir ... Während einer Unterhaltung,[1]) die wir zwei oder drei Wochen nach den Ereignissen hatten, sprachen wir vom 26. August und von der Lage, in der wir uns damals befanden und die nicht heiter war. ‚Oh, mein Gott,' sagte ich, ‚was für ein Unglück, daß dieser Regen vom 26. August den Marschall Bazaine aufgehalten hat und daß wir nicht haben abziehen können! Wir hätten vielleicht das Unglück vermieden, das später eingetreten ist.' — ‚Herr Marschall,' erwiderte Oberst Lewal, ‚das Unglück war vielleicht noch größer, als Sie denken.' — ‚Erklären Sie sich deutlicher,' sagte ich zu dem Obersten. Dann erzählte er mir — er hat es wahrscheinlich auch andern erzählt —, im Hauptquartier habe man Kenntnis davon gehabt, daß Marschall de Mac Mahon aufgebrochen war, um der Rheinarmee entgegenzueilen, und zwar habe man dies am Tage der Zusammenkunft der Armeekorpskommandanten und der Waffenchefs in Grimont gewußt. Das erschien mir so ungeheuerlich, daß ich ausrief: ‚Gehen Sie, mein lieber Oberst, erzählen Sie das einem andern. Das ist nicht möglich. Das wäre doch zu stark gewesen, und solange mir nicht das Gegenteil bewiesen wird, werde ich Ihnen nicht glauben.'

„Ich ließ ihn denn auch nicht fortfahren. Ich glaube nicht," schließt Marschall Canrobert, „daß der Marschall diese Depesche erhalten hat."

Trotz der Versicherungen des Obersten Lewal scheint es, daß man sich in der Sache an den Kommandanten des VI. Korps halten und jene Beschuldigung zurückweisen muß.

Das Wetter war wieder besser geworden, und der 11. September war ein schöner Tag.

Um 6 Uhr machte sich Major Samuel auf den Weg. Er wurde auf der Straße von Saarbrücken durch die deutschen Linien gelassen und von zwei Offizieren, denen er schon unterwegs begegnet war, zum Oberstleutnant von der Burg in Ste.-Barbe geführt.

Er übergab seinen Brief und wurde, wie bei seinem ersten Besuch, zum Dejeuner eingeladen. Diesmal hielt er es für klüger, anzunehmen. Eine neue Ablehnung wäre affektiert erschienen.

Beim Essen plauderten die beiden Offiziere. Oberstleutnant von der Burg gab dem Major Samuel zuerst Kenntnis von dem Entschluß des Prinzen Friedrich

[1]) Das Datum des 10. September wird uns in zwei Tagebüchern angegeben.

Digitized by Google

Karl bezüglich der Verbindungen zwischen den beiden Armeen, die künftig nur auf der Landstraße von Moulins nach Ars stattfinden sollten. Es sei Befehl erteilt worden, die Parlamentäre nicht mehr zu empfangen, wenn sie sich an andern Punkten zeigen würden, und sie sogar mit Schüssen zurückzutreiben. Sie würden sich also ohne Zweifel von nun an lange nicht mehr sehen.

Nachdem die Unterhaltung auf die Ereignisse des Tages übergegangen war, zeigte der deutsche Offizier dem französischen die letzte Nummer der am selben Morgen im Lager eingetroffenen „Kreuzzeitung". Major Samuel las sie mit der größten Aufmerksamkeit, und nach einem letzten Gespräch über die Auswechslung der Gefangenen verabschiedete er sich, kehrte nach Ban St. Martin zurück und erstattete dem Marschall Bazaine eingehend Bericht über das, was er in der deutschen Zeitung gelesen hatte. Der wesentliche Inhalt seines Berichtes war folgender:

Auf die Ereignisse von Sedan hin sei der Sturz des Kaiserreiches am 5. September vom gesetzgebenden Körper mit allen gegen 12 Stimmen und vom Senat einstimmig proklamiert worden.

Der von der provisorischen Regierung zum Präsidenten gewählte General Trochu sollte sofort an König Wilhelm einen Brief geschrieben haben, in dem er ihn gebeten habe, mit seiner Armee das französische Gebiet zu räumen, damit über den Frieden unterhandelt werde, wobei er sich auf die Erklärung des Königs stützte, daß er nicht mit Frankreich, sondern mit seiner Regierung Krieg führe.

Jules Favre sei Minister des Aeußern, Le Flô Kriegsminister, Gambetta Minister des Innern, Kératry Polizeiminister.

Napoleon III. sei als Gefangener nach Schloß Wilhelmshöhe gebracht worden.

Die von den Gefangenen gebrachten Nachrichten hatten ihre Bestätigung gefunden: die Republik war auf das Kaiserreich gefolgt, und die neue Regierung suchte zu unterhandeln. Wenn der Oberst Boyer den Marschall noch nicht vollständig bestimmt hatte, diesen Weg einzuschlagen, mußte ihm die an die preußische Regierung ergangene „Aufforderung" des Generals Trochu die letzten Zweifel nehmen.

Nachdem Marschall Bazaine nachmittags mit dem Kommandanten der Vorposten bei Moulins, Arnous-Rivière, eine Unterredung gehabt hatte, schrieb er einen Brief an den Prinzen Friedrich Karl (oder ließ ihn durch den Obersten Boyer schreiben), den der Hauptmann Méquillet vom Generalstab — der Schwiegersohn des Malers Meissonnier — mitnahm und einem preußischen Offizier in Gegenwart von Henry Arnous-Rivière übergab, der ihn mit einem Hornisten und einem die weiße Fahne tragenden Unteroffizier begleitet hatte.

Wir wissen nicht, was Marschall Bazaine geschrieben hat. Wenn Arnous-Rivière und der Major Samuel nicht gesprochen und vor allem Arnous-Rivière nicht die oben berichteten Einzelheiten in sein Notizbuch eingetragen hätte, würden wir nichts wissen von der Existenz dieses Briefes, da sich sein Text nicht in den Akten des Generalstabes befindet und sein Konzept vernichtet worden ist.

Digitized by Google

Als Marschall Bazaine gefragt wurde, was aus den Briefen geworden sei, die er mit dem Prinzen Friedrich Karl gewechselt habe, erklärte er, daß alles von dem General Boyer bei der Kapitulation verbrannt oder zerrissen worden sei.

General Boyer seinerseits stellte in Abrede, daß er der Urheber dieser Vernichtung sei. Er leugnete auch, die Dokumente nach England mitgenommen zu haben, aber er gab zu, daß zwei an den Prinzen Friedrich Karl gerichtete Briefe nicht kopiert worden seien.

Wir wollen uns in keine Auseinandersetzung mit dem Marschall und seinem Adjutanten einlassen; sie würde müßig sein. Sicher ist folgendes: Die Akten des Generalstabs enthalten die Kopien einer Anzahl von offiziellen Briefen des französischen Generalstabes an den deutschen Generalstab. Ebenso befinden sich die Antworten auf diese offiziellen Briefe in den Archiven der Rheinarmee. Diese Korrespondenz bezieht sich auf den Austausch der Gefangenen und auf Bitten um Auskunft über Offiziere.

Aber außer dieser eingestandenen Korrespondenz unterhielt Marschall Bazaine noch eine weitere, geheime, und wir werden später sehen, warum es ihm darum zu tun war, sie versteckt zu halten.

Wir haben die Absendung von dreizehn dieser geheimen Briefe an den Prinzen Friedrich Karl konstatieren können, von denen Marschall Bazaine und General Boyer nie mehr als zwei eingestanden haben. Es ist wahrscheinlich, daß es noch mehr waren. Was die dreizehn in Frage stehenden Briefe betrifft, so werden wir seinerzeit von ihrer Aushändigung bei den deutschen Vorposten sprechen.

Wenn man bedenkt, daß man sich nicht davor zu fürchten brauchte, die Abschriften dieser Schriftstücke in die Hände des Feindes fallen zu sehen, da dieser ihre Originale oder die Entwürfe hatte, ist man gezwungen, den Schluß zu ziehen, daß man sie vernichtet hat, weil sie für ihren Verfasser kompromittierend waren.

Obwohl wir den Brief vom 11. September, den Hauptmann Méquillet überbrachte, nicht gesehen haben, so erlauben uns doch die vertraulichen Mitteilungen des Majors Samuel an den General Letellier-Blanchard und an seinen Adjutanten, den Hauptmann Léonce Arnous-Rivière, Schlüsse auf seinen Inhalt zu ziehen.

Um 3 Uhr wurde der General Manèque beerdigt, und eine große Anzahl von Generälen und Offizieren, besonders vom Generalstab, waren in die Kirche des Dorfes St. Julien gekommen, wo die Trauerfeier stattfand.

Nach Erteilung der Absolution begab sich die Trauerversammlung auf den Friedhof. In den Reihen des Zuges, der einen Vizinalweg einschlug, rühmte sich Major Samuel, der zu seiner Rechten den General Letellier-Blanchard, zur Linken den Hauptmann Léonce Arnous-Rivière hatte, diesen gegenüber, „daß er den Rat gegeben habe, jemand mit einem preußischen Paß zu entsenden, um sich mit der neuen Regierung in Verbindung zu setzen und zu erwägen, ob es angezeigt wäre, ihre Befehle entgegenzunehmen."

„Da Marschall Bazaine vom Kaiser an die Spitze der Armee gestellt worden ist," sagte Major Samuel, „muß er wenigstens wissen, wer an seine Stelle tritt."

Digitized by Google

„Mir scheint," schrieb am Abend Hauptmann Léonce Arnous-Rivière in sein Notizbuch, „daß das Verhandlungen anknüpfen wollen heißt, während die Armee noch imstande ist, zu kämpfen. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Preußen damit einverstanden sind, jemand nach Paris zu schicken . . ."

„Ein derartiger Vorschlag wäre gleichbedeutend mit einer Kapitulation," notiert am selben Tage General Letellier-Blanchard.

Nach dem Verlassen des Friedhofes kehrte die Trauerversammlung gruppenweise zurück. Am Eingang zur Insel Chambières waren einige Generäle stehengeblieben, der Marschall näherte sich ihnen und teilte ihnen den Inhalt der Kreuzzeitungsnummer mit. Etwas weiterhin erzählte Hauptmann L. Arnous-Rivière den Hauptleuten Sonnois und Grosjean, was Major Samuel ihm eben gesagt hatte.

Als drei Tage danach General Letellier-Blanchard den Marschall Canrobert aufsuchte, erzählte er ihm dasselbe, und der Marschall antwortete ihm, „um in eine ernsthafte Unterhandlung mit der preußischen Regierung einzutreten, dürfe man als Bevollmächtigten nicht einen Offizier wählen, dem seine Herkunft und seine Vergangenheit Hindernisse schaffen könnten, sondern man müsse einen höheren Offizier dazu nehmen, der sich eines tadellosen Rufes und eines unbestrittenen Prestiges erfreue".

Nach und nach verbreitete sich bei einigen Stäben die Nachricht, daß die Rede davon sei, jemand nach Paris zu schicken, und am 15. September wurde im Hauptquartier der Garde die Opportunität dieser Mission erörtert.

(Schluß folgt)

Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen

Biographische Skizze aus den Jahren 1806 bis 1836

Von

Julie v. Goßler

(Schluß)

1815 bis 1830

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die neue Stellung eines Statthalters von Posen lediglich als eine repräsentative, nicht als eine staatsmännische gedacht war. Sie war in der Hauptsache eine Aufmerksamkeit für die Polen, die dadurch, daß ein Haus mit besonders glänzender Geselligkeit, an dessen Spitze ein Fürstenpaar stand, in welchem sich ein polnisches Magnatengeschlecht mit dem Hohenzollernhause vereinigt hatte, nach Posen verpflanzt wurde, in möglichst zwangloser Weise mit der neuen preußischen Herrschaft versöhnt werden sollten. Wie sehr man dabei auf Fürstin Luisens gesellige Talente gerechnet hatte, geht

Digitized by Google

aus einer Tagebuchnotiz des Generals v. Natzmer hervor, der anläßlich eines Besuches im Statthalterpalais mit dem jungen Prinzen Wilhelm von Preußen im Januar 1818 schreibt: „Die Prinzessin findet hier großen Beifall und nützt uns mehr als alles übrige." (Natzmer: Kaiser Wilhelm I., die Prinzessin Elisa Radziwill und die Kaiserin Augusta, S. 15). Ihr selbst wurde die Trennung von der geliebten Heimat, in der ihr ältester Sohn als Kapitän beim 2. Garderegiment zurückgeblieben war, von dem altvertrauten Kreise dort schwerer als sie geglaubt. Trotzdem war sie mit der ganzen Elastizität ihrer Natur bemüht, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Am 27. September d. J. hielt sie ihren feierlichen Einzug in Posen, und der enthusiastische Empfang, den man ihr bereitete, bewies ebenso wie das glänzende Fest, das der polnische Adel am Abend des Einzugstages dem Fürstenpaar gab, wie weitgehende Sympathien man ihnen persönlich entgegenbrachte. Daß trotzdem die Zwischenstellung zwischen Preußen und Polen Fürst Anton in der Folge so schwere Enttäuschungen bereitete, hat wohl seinen Grund darin, daß er dieselbe loyale Gesinnung, die er Preußen gegenüber hegte, unbeschadet all seiner Vaterlandsliebe, auch bei seinen Landsleuten voraussetzte. Von Anfang an ging aber deren Bestreben dahin, die polnischen Lande von Preußen wieder loszureißen und mit dem Königreich Russisch-Polen zu einem selbständigen Reich zu vereinen.

Nicht nur die Trennung von der alten Heimat, auch die abschreckende Häßlichkeit der neuen Umgebung war es, die Fürstin Luise das Einleben dort erschwerte. Die Stadt Posen bestand in der Hauptsache damals aus einem Gewirr von uralten Kirchen, verfallenen Palästen, schmutzigen Hütten, und nur das Statthalterpalais selbst, ein früheres Jesuitenkollegium, entschädigte mit seinen hohen Räumlichkeiten und Bogengängen, von einem weiten Park umgeben, einigermaßen für den bösen Tausch. Mit der ganzen Warmherzigkeit ihres Wesens war die Fürstin trotzdem bestrebt, ihren neuen Pflichten gerecht zu werden. Außer den regelmäßigen Empfängen am Sonntag und Mittwoch, an denen abwechselnd getanzt, gespielt, lebende Bilder gestellt wurden, suchte sie durch Besuche und Empfänge in den Morgenstunden nähere Beziehungen zu den einzelnen Familien, vor allem zu denen der preußischen Beamten und Offiziere anzuknüpfen. Dagegen trat der Verkehr mit dem polnischen Adel, der durch die Napoleon gebrachten Opfer damals finanziell schwer erschüttert war, in den ersten Jahren noch zurück und beschränkte sich vorwiegend auf die Reihe offizieller Winterfestlichkeiten. Dafür entschädigte ein reger Briefwechsel mit allen ihren in Berlin zurückgelassenen Lieben die Fürstin für die Trennung. Unerschöpflich ist die Zahl der Briefe, mit denen sie nicht nur Verwandte und Freunde, auch näherstehende Bekannte ihres Hauses bedachte. In großer, klarer Schrift geschrieben, mit unzähligen Abkürzungen, Unterstreichungen und mit einem Einschlag von Berliner Dialekt, der dem heiteren Temperament der Schreiberin entsprach, sind diese Briefe der getreue Spiegel ihres Wesens, voll Originalität und Tiefe und einer ursprünglichen Herzenswärme, die noch heute den verblaßten Zügen etwas Lebendiges geben. In den Morgenstunden, nach der

Digitized by Google

Andacht mit den evangelischen Gliedern ihres Hauses, wurde diese ungeheure Korrespondenz erledigt, die zeitweise sogar nachteilig auf die Gesundheit der Fürstin einwirkte. Dabei fand sie noch Zeit, dem Unterricht der Kinder beizuwohnen, kunstvolle Handarbeiten zu entwerfen und sich mit Literatur und Wissenschaft zu beschäftigen. Der Nachmittag war den Besuchen und Ausfahrten in die allerdings wenig verlockende Umgebung Posens gewidmet, der Abend, wenn keine Gäste geladen waren, gemeinsamer Lektüre und Musik. Immer reger nahmen auch die Kinder an dem geistigen Leben des Hauses teil, und es war das zweite große Glücksmoment in dem Leben der Fürstin, das wundervolle Heranblühen der eignen wie der geliebten Pflegekinder. Waren auch nicht alle gleichgeartet, nicht alle gleich leicht erziehbar, so herrschte doch im ganzen ein Geist der Liebe und der Eintracht, vor allem des Sichverstehens und Einandertragens in diesem Familienkreis, der jeden, der ihm nähertrat, mit Bewunderung und Rührung erfüllte. „Dabei sind sie gar nicht blind einer für den andern. Sie lieben sich und verzeihen sich ihre Fehler. So soll es sein, so muß es sein," schreibt Frau v. Kleist, eine nahe Freundin des Radziwillschen Hauses (Hennig, S. 155). Diese Grundstimmung ist hauptsächlich dem religiösen Einfluß der Fürstin zuzuschreiben, die, was sie selbst als tiefste Lebenswahrheit empfand, den Glauben an einen persönlichen Gott, der in Liebe unsre Schritte leitet, den katholischen Söhnen ebenso warm einprägte wie den Töchtern, unbeschadet des konfessionellen Unterschiedes. — Nur vorübergehend weilte die Fürstin während der ersten zwei Jahre ihres Posener Aufenthaltes in Berlin; erst der Sommer 1817 brachte einen längeren Aufenthalt dort, anläßlich der bevorstehenden Abreise der Prinzeß Charlotte, der ältesten Tochter des Königs, die im Juni d. J. ihre Brautfahrt nach Rußland antrat, begleitet von ihrem Bruder Wilhelm. Eine rege Korrespondenz mit diesem ließ die Fürstin an allen Eindrücken dieser Reise des zwanzigjährigen Prinzen teilnehmen, die durch den mündlichen Bericht bei seinem schon erwähnten Besuch in Posen im Januar 1818 ergänzt wurde. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß der Prinz die vierzehnjährige Elisa als fast erwachsen wiedersah und, entzückt von ihrem Liebreiz, den ersten tiefen Eindruck von ihr empfing. Ob Fürstin Luisens Mutterherz schon damals all die Leiden und Kämpfe dieser Annäherung vorausgeahnt hat — wer weiß es —, sicher ist eins, gewünscht hat sie diese Verbindung immer nur vom rein menschlichen Standpunkt für Elisa, als die mit einem durch und durch edeln Manne; der äußere Glanz dabei hat ihr immer nur Sorge bereitet.

Nach wundervollen Herbsttagen desselben Jahres, zum Teil mit dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm in Schlesien verlebt, langte die Radziwillsche Familie am 22. Dezember 1818 in Berlin an, diesmal wieder zu monatelangem Aufenthalt. — Mit Jubel wurde das gastfreie Haus von allen Kreisen, besonders von der fürstlichen Jugend begrüßt. Hatte sich auch die Geselligkeit am Hof seit dem Jahre 1815 sehr verändert, indem an die Stelle der steifen Polonäsencouren kleinere, zwanglosere Feste getreten waren, so vereinigte doch kein Haus in der Weise alle heiteren und belebenden Elemente, wie es das Radziwillsche tat. Bei

Digitized by Google

der unerschöpflichen Genußfreudigkeit des Fürsten brachte jeder Tag neue Anregung zu erneutem Zusammensein, und der künstlerische Hintergrund dieser Geselligkeit, die Aufführung guter, ernster Musikstücke, wie in diesem Winter die Vorbereitung der ersten Faustaufführung, nahm ihr den Stempel großer Oberflächlichkeit, den man ihr sonst wohl nicht hätte absprechen können.

Von den ersten Anfängen an hatte Fürstin Luise das Lebenswerk ihres Gatten, die Komposition zu Goethes Faust, mit regster Anteilnahme begleitet. Wie sehr auch der Fürst wünschte, dies den eigentlichen Inhalt seines Lebens bildende Werk zu ihr in Beziehung zu setzen, geht aus dem Umstand hervor, daß er zu den ersten Aufführungen in größerem Rahmen jedesmal den Geburtstag der Fürstin wählte. Am 24. Mai 1819 fand nach jahrelangen Vorbereitungen, als Abschluß aller festlichen Veranstaltungen dieses Winters, die erste Vorführung zweier Szenen aus Faust statt, die Szene im Studierzimmer und der Osterspaziergang, in einem eigens dazu erbauten Theater in Monbijou, dem Wohnsitz des Herzogs Karl von Mecklenburg, der selbst in „unübertrefflicher Weise" den Mephisto spielte. Zu ihrer Freude fand Fürstin Luise ihr früheres Urteil, daß diese Komposition ihres Gatten wahrhaft genial sei, durch eine begeisterte Aufnahme bestätigt. In Wahrheit bestand neben dem künstlerischen Wert das Hauptverdienst dieser Aufführung wohl darin, die Kenntnis des Faust endlich in weitere Kreise getragen zu haben. — Von nun ab siedelte die Radziwillsche Familie bis zum Jahre 1823 in den Wintermonaten wieder regelmäßig nach Berlin über. Nicht nur die Anwesenheit der hier in Garnison stehenden Söhne, auch der Zusammenschluß von Verwandten und Freunden, die heitere Geselligkeit ohne die Pflichten der Repräsentation, vor allem aber der jugendliche Kreis, den ihre Kinder mit denen des Königs bildeten, fesselte die Fürstin mit unauflöslichen Banden an die alte Heimat. — Der Winter 1819/20 verlief verhältnismäßig still durch die Trauer um Prinzeß Ferdinand, die am 9. Februar 1820 verschieden war, wie durch die Einsegnung von Prinzeß Elisa und Blanche v. Wildenbruch, die am 28. März in der Schloßkapelle in Anwesenheit des Königs und des ganzen Hofes stattfand.

Den Abschluß dieses an gemeinsamen Vergnügungen reichen Frühjahrs bildete ein Ausflug der Radziwillschen Familie mit den königlichen Prinzen und Prinzeß Alexandrine nach dem Lustschloß Freienwalde, bei dem sich das junge Paar, der jetzt dreiundzwanzigjährige Prinz Wilhelm und Elisa Radziwill wohl zum erstenmal der in ihnen aufkeimenden tiefen Neigung bewußt wurden. Es darf nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, das Elisadrama noch einmal aufzurollen. Nur insoweit sollen dessen verschiedene Stadien berücksichtigt werden, als sie mit dem innern und äußern Erleben der Fürstin in engem Zusammenhang stehen, doch soll gleich an dieser Stelle versucht werden, ihren Standpunkt in der so unendlich schwierigen, dauernden Schwankungen unterworfenen Angelegenheit festzulegen. Ein unüberwindliches Hindernis gegen die Verbindung ihrer Tochter mit dem Königssohn hat die Fürstin nie anerkannt. Wohl verschloß sie sich nicht den daraus notwendigerweise erwachsenden Schwierigkeiten,

Digitized by Google

doch entsprangen dieselben ihrer Ansicht nach lediglich aus der Verschiedenheit ihrer Nationalität, nicht aus der des Standes. Als geborene Prinzessin von Preußen wie als Gemahlin eines Fürsten aus ehemals souveränem Geschlecht hat sie die Untersuchungen, die über die Ebenbürtigkeit ihrer Tochter angestellt wurden, lange Zeit als eine Ungerechtigkeit empfunden. Erst als spätere Jahre sie zu einer wundervollen Abgeklärtheit geführt hatten, hat sie auch den Segen dieser Erfahrung, die jede Regung von Stolz und Hochmut in ihr erstickte, anerkannt.

Dem heitern Idyll von Freienwalde folgte im Sommer 1820 ein Zusammensein der Radziwillschen Familie mit Prinz Wilhelm in Schlesien, das den ersten Schatten auf das bis dahin besonders innige Verhältnis zwischen ihm und der Fürstin werfen sollte. Damals zum Verzicht auf Elisa entschlossen, war der Prinz „steif und kalt", so daß, wenn sich auch bald darauf das alte herzliche Verhältnis wieder herstellte, die Fürstin doch an eine Sinnesänderung bei ihm glauben mußte. Nur ungern kehrte sie daher, trotz aller Sehnsucht nach Berlin, in dem folgenden Winter dorthin zurück mit der siebzehnjährigen, noch ganz unbefangenen Elisa, in der sich nun aber auch, durch das fast tägliche Zusammensein mit dem Prinzen begünstigt, die Neigung zu ihm in voller Stärke entfaltete. Von diesem Augenblick ab, in dem die Ueberzeugung von der tiefen, gegenseitigen Neigung des jungen Paares für die Fürstin zur Gewißheit geworden war, ist sie mit voller Entschiedenheit für dieselbe eingetreten. Es ist dies charakteristisch für ihre Anschauungsweise, daß lediglich die seelischen Werte als das Entscheidende im Leben anzusehen seien. Trotz dieser Parteinahme blieb sie vom Sommer 1822 an acht volle Jahre Berlin fern. Es war dies ein Opfer, das sie nicht nur Elisas und des Prinzen Ruhe, sondern auch ihrer eignen Würde schuldig zu sein glaubte.

Eine freundliche Fügung war es, daß in dem Augenblick, in dem sich die alte Heimat für sie schloß, sich ihr eine neue auftat, in der sie fortan vor den Stürmen des Lebens eine Zuflucht finden sollte. In Schlesien, im schönen Schmiedeberger Tal, das sich wie ein weiter Park, von Oder und Bober umflossen, am Fuße des Gebirgskammes ausbreitet, fand sie in Ruhberg, einem der Fürstin v. Biron gehörigen Schlößchen, alles, was ihren Neigungen entsprach, einen angenehmen Aufenthalt in teils lieblicher, teils großartiger Umgebung, und vor allem einen Kreis von Menschen, der alles in sich vereinigte, was sie im Verkehr am höchsten schätzte. Im Oktober 1825 ging Ruhberg in ihren Besitz über, während schon früher Fürst Anton für sich und die Seinen eine Heimat nicht weit von Posen geschaffen hatte, das nach ihm benannte Jagdschloß Antonin, das er auf seiner in der Bartschniederung gelegenen Besitzung Przygodzice hatte erbauen lassen. Von nun ab bis zum Jahre 1830 muß Antonin als die eigentliche Heimat der Radziwills betrachtet werden, Ruhberg als der jährliche Sommeraufenthalt, Posen als das ständige Winterquartier. Mit dem verlängerten Aufenthalt hier trat auch das polnische Element, das der Fürstin bis dahin ziemlich fremd geblieben war, mehr in seine Rechte. Begünstigt wurde dies durch die

Digitized by Google

Verlobung ihres ältesten Sohnes mit seiner Cousine Helene Radziwill im Frühjahr 1824, die ebenso wie der Fürst durchaus polnischer Nationalität war. Durch sie wurden auch die Familienbeziehungen zu den Radziwills aufs neue angeknüpft, vor allem zu den Brüdern des Fürsten, von denen der eine in russischen, der andre lange in französischen Diensten gestanden hatte. Auch monatelange Besuche von Berliner Freunden entschädigten die Fürstin für die Trennung von ihrer eigentlichen Heimat, aber die frühere Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele konnte ihr selbst das Glück ihres Familienlebens nicht wiedergeben. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle frohen und ernsten Ereignisse dieser Zeit bis zum Jahre 1826 die Entwicklung von Elisas Liebesleid. — Ein reger Briefwechsel mit Prinz Wilhelm unterrichtete die Fürstin über alle wechselnden Momente dieser Angelegenheit, die schon damals mehr als einmal völlig beendet schien, zur fortgesetzten Qual aller Beteiligten aber immer wieder in ein neues Stadium von Hoffnung oder völliger Aussichtslosigkeit trat. Auch Kaiser Alexander gehörte, wohl im Andenken an seine Freundschaft mit Königin Luise, zu denen, die die Neigung des Prinzen begünstigten, weshalb Fürst Anton im Sommer 1823 den einzigen, uns von ihm bekannt gewordenen selbständigen Schritt in dieser Angelegenheit unternahm, in der ihm seine Stellung eine besondere Zurückhaltung auferlegte, eine Reise nach Petersburg. Da überdies in dieser Zeit die Verlobung des Kronprinzen die Thronfolgerfrage für Prinz Wilhelm in den Hintergrund drängte, so schien die Sachlage gerade in diesem Jahre keine ungünstige; um so schmerzlicher war die Fürstin daher überrascht, als Anfang Februar 1824 die Aufforderung an sie erging, dem König gegenüber den völligen Verzicht Elisas auszusprechen. Es war dies die Folge einer zwischen dem König und Prinz Wilhelm stattgehabten, sehr heftigen Unterredung, nach welcher dem letzteren keine andre Lösung mehr möglich schien. Blutenden Herzens erfüllte die Fürstin das Verlangen, aber der Trost, dadurch wenigstens für alle Teile einen endgültigen Abschluß herbeigeführt zu haben, sollte ihr nicht werden. Wieder wurde der König, durch seine Vorliebe für Elisa beeinflußt, schwankend in seinem Entschluß. Wie es scheint, wollte er seine definitive Entscheidung von einer Begegnung mit der Radziwillschen Familie, vor allem mit Elisa, abhängig machen, und so fand im September 1824, nachdem die Fürstin durch die Aufregungen der letzten Jahre längere Zeit gekränkelt hatte, im Schmiedeberger Kreis die erste der vier großen Vereinigungen der königlichen Familie statt, von denen der König später schrieb: „Sie werden mir unvergeßlich bleiben." Es war kein leichtes Opfer, das die Fürstin brachte, indem sie Elisa bei dieser Gelegenheit gleichsam einer öffentlichen Prüfung aussetzte; es belohnte sich aber, indem nach dem günstigen Eindruck, den der König empfangen, die Angelegenheit nun noch einmal in Fluß kam. Das schon lange bestehende Adoptionsprojekt, das Elisa zur Ebenbürtigkeit verhelfen sollte, wurde, nachdem eine diesbetreffende Bitte an den Kaiser Alexander von diesem aus Familienrücksichten abschlägig beschieden worden war, Anfang Februar 1825 auch dem Fürstenpaar unterbreitet, zugleich mit der Aufforderung an die Fürstin, ihre Zustimmung zu einer

Digitized by Google

Adoptierung Elisas durch ihren Bruder, Prinz August von Preußen, zu geben. Schwerer ist der Fürstin wohl kaum etwas geworden, als diese von ihr geforderte Zustimmung zu einer in ihren Augen sichtlichen Ungerechtigkeit, die auch ihre eigne Ehe zu einer unebenbürtigen herabdrückte. Trotzdem brachte sie das Opfer, um nichts unversucht zu lassen, einem auf so inniger Liebe aufgebauten Herzensbunde zur Verwirklichung zu helfen. Ein kurzer Glücksstrahl war der daraufhin vom König gestattete Besuch des Prinzen Wilhelm in Posen im Februar 1825, bei dem er und Elisa sich „vollständig als Brautleute betrachteten" (Oncken: „Unser Heldenkaiser"), zu einem restlosen Glücksgefühl jedoch im Hinblick auf Elisas Schicksal ist die Fürstin nicht mehr durchgedrungen. Ihr gesundes Empfinden sagte ihr wohl, daß eine auf einer derartigen schwankenden Rechtsgrundlage aufgebaute Verbindung dauernd den schwersten Stürmen ausgesetzt sein müsse. Als daher im Frühjahr 1826 sich eine abermalige Schwenkung in der Stimmung für oder gegen diese Ehe vollzog, und zwar diesmal eine ungünstige, vom russischen Hofe ausgehend, wo man jetzt, da eine Enkelin der Kaiserin-Mutter, Prinzeß Marie von Sachsen-Weimar, im Begriff stand, sich mit einem jüngeren Bruder des Prinzen Wilhelm, Prinz Karl, zu vermählen, nicht mehr dessen Verbindung mit einer Prinzeß Radziwill wünschte, deren Nachkommen jedenfalls nicht als thronberechtigt anerkennen wollte, war sie wohl in Elisas Seele aufs tiefste erschüttert, aber nicht überrascht. Ende Juni 1826 unterrichtete ein Brief des Königs das Fürstenpaar von der Unmöglichkeit einer Verbindung seines Sohnes mit Elisa. Nicht ohne nachhaltige Bitterkeit hat die Fürstin den schweren Schlag ertragen. Nicht nur, daß Elisas Lebensglück unverwirklicht blieb, hat sie so tief geschmerzt, aber daß sie es dem Parteistreit der Meinungen, den Hofintrigen zum Opfer bringen mußte, das hat sie jahrelang nicht verwunden.

Zur selben Zeit, als Elisas Lebensglück scheiterte, schloß Blanche v. Wildenbruch im November 1826 einen sie und die Fürstin gleichermaßen beglückenden Bund mit Fritz v. Röder, dem Sohn des kommandierenden Generals in Posen. Gerade die Zukunft dieses so eigenartig beanlagten Pflegekindes hatte die Fürstin oft mit Sorge erfüllt, nun empfand sie desto dankbarer deren freundliches Geschick. Ihr und Elisa bot die Stille von Ruhberg Trost und Stärkung in diesen schweren Jahren. Seit dem Herbst 1825 war Goßner, der ehemalige katholische Priester, der geistliche Mittelpunkt der kleinen Gemeinde geworden, die sich im Schmiedeberger Kreis zusammengefunden hatte. Zwar ist die Fürstin ein eigentliches Mitglied dieser „Stillen im Lande", der Pietisten, nicht gewesen. Ihr frohes Lebens- und Kraftgefühl, das bis zuletzt allem Schönen und Beglückenden dieser Erde anhing, hinderte sie wohl daran, aber doch stand sie dem Kreis, in dem so sichtbar der Friede von oben waltete, sehr nahe. Regelmäßig besuchte sie mit den Töchtern die Versammlungen Goßners, die er im Herbst dort hielt, und fand in den nächsten Jahren, als ihr ein Opfer nach dem andern abgefordert wurde, immer wieder Kraft und Frieden in dieser Umgebung. — Im Winter 1826/27 meldete sich zum erstenmal der Feind in der Radziwillschen Familie,

Digitized by Google

der von nun ab nicht wieder weichen sollte, die Schwindsucht. Helene, die Schwiegertochter, war die erste, die daran erkrankte, während aber bei ihr die Krankheit schleichend auftrat, raffte sie den Liebling der Fürstin, den schönen, blühenden, eben verlobten Ferdinand, der ihr in seiner liebevollen Art nie eine trübe Stunde bereitet hatte, im Alter von neunundzwanzig Jahren binnen wenigen Wochen dahin. Nach neunzehntägigem Kampfe, währenddessen er immer wieder seiner Mutter geschenkt zu werden schien, nur um ihr immer wieder entrissen zu werden, entschlief er am 8. September 1827 mit einer Glaubensfreudigkeit, die für die Fürstin der beste Trost in ihrem Leiden war. Eins ihrer Kinder aus dem vollen Lebensglück heraus so selig sterben zu sehen, war eine Quelle zu tiefer, inniger Erhebung für sie, als daß sie selbstsüchtig dem eignen Schmerz Raum gegeben hätte. In wahrhaft kindlicher Glaubensinnigkeit verlegte sie von nun ab das Dasein ihrer Verstorbenen gleichsam nur in eine andre Sphäre, in der sie ihr zwar entrückt, aber doch nahe blieben. „Ich kann mit meinen Toten so wohltuend sprechen im Geist, es kommt dann eine Ruhe, ein Frieden in meine Seele, den gewiß der Herr uns sendet und sie, die Teuren, uns erbitten," schreibt sie wenige Jahre später, nach dem Tode ihres jüngsten Sohnes. Tiefer war vielleicht für sie der Schmerz, daß ihrem Gatten der gleiche Trost der Religion versagt war. Sein fast trotziges Lebensgefühl bäumte sich gegen die ihm beschiedenen schweren Schicksalsschläge auf, die sein bis dahin so glückliches Familienleben zerstörten.

Im Dezember 1827 verschied die Schwiegertochter Helene, im Mai darauf deren zweijähriges Töchterchen. Zu gleicher Zeit spitzten sich die politischen Verhältnisse in der Provinz Posen derartig zu, trat die Feindschaft der Polen, besonders das Ueberläuferwesen, in einer Weise zutage, daß eine vermittelnde Stellung für den Fürsten nicht mehr möglich war. Im Frühjahr 1830 legte er daher seine Stellung als Statthalter nieder und kehrte im Oktober desselben Jahres, nachdem auch bei dem jüngsten Sohne, dem siebzehnjährigen Wladislaus, sich Anzeichen der Schwindsucht gezeigt, mit seiner Familie zum dauernden Aufenthalt nach Berlin zurück.

1830 bis 1836

In der Mittagsstunde eines schönen Herbsttages, am 9. Oktober, langte Fürstin Luise in Berlin wieder an. „Mama hat mich unbeschreiblich gerührt," schreibt Elisa (Baer, S. 107). „Ein Gefühl heiligster Verehrung ergriff mich, wie sie ihre Häuslichkeit und alle ihre alten Diener und alle alten Diener Großmamas sie schluchzend empfingen." Verehrungswürdig erschien sie allen, die herbeieilten, sie zu begrüßen. An Stelle der früheren Lebensfrische und Genußfreudigkeit war ein so milder Ernst, eine so abgeklärte Ruhe getreten, daß niemand sich deren Einfluß zu entziehen vermochte. Trotz des Frohgefühls, wieder in der alten Heimat zu sein, konnte die Fürstin sich nicht verhehlen, daß nach den schweren Erfahrungen der letzten Jahre weder sie noch Elisa mehr in das Hofleben paßten. Zwar hatte eine versöhnende Zusammenkunft mit Prinz Wilhelm

Digitized by Google

kurz vor seiner Vermählung im Sommer 1829 in Antonin das alte herzliche Verhältnis zwischen ihnen wieder hergestellt, aber doch war der Kreis, den die Heimgekehrten vorfanden, ein wesentlich andrer geworden wie früher. Dazu kamen die politischen Wirren; die am 29. November 1830 ausgebrochene Revolution in dem unglücklichen Polen, für das durch die jahrelange Berührung die Sympathien der Radziwills, auch die der Fürstin, doch wesentlich stärkere geworden waren. Dankbar empfand sie es in dieser Zeit, in der ein Bruder und Schwager ihres Gatten zu den Führern, freilich den besonnenen, der Revolution gehörten, vor dem Konflikt bewahrt worden zu sein, den die Ehe Elisas mit einem preußischen Prinzen notwendigerweise hätte herbeiführen müssen.

Während der Fürst und die Töchter bald wieder in den vollen Strudel der Geselligkeit hineingezogen wurden, beschränkte die Fürstin sich soviel wie möglich auf die Geselligkeit im eignen Heim, einesteils um ihrer eignen schwankenden Gesundheit willen, anderseits um sich ganz der Pflege ihres jüngsten Sohnes widmen zu können. Nach einem leidlich verbrachten Winter trat im Frühjahr 1831 eine Verschlimmerung in dessen Zustand ein, so daß niemand außer dem Kranken selbst an dem Ernst des Leidens zweifeln konnte. Neunzehn Jahre alt, lebhaft, begabt, so hing er mit allen Fasern seiner Seele am Leben, dadurch die Qual der Mutter ins Unerträgliche steigernd. Wochenlang dauerte der furchtbare Kampf, bis er endlich am 8. Juli von seiner Pein erlöst wurde. Nur wenige Wochen später, nach kaum neunmonatlicher Anwesenheit in Berlin, verließ die Radziwillsche Familie ihr Heim wieder, um auf ein ganzes Jahr nach Teplitz überzusiedeln. Der Grund zu dieser Reise war das immer weitere Vordringen der Cholera, die jetzt auch in Posen und Schlesien um sich griff, so daß der gewohnte Aufenthalt in Antonin und Ruhberg unmöglich wurde. Hier in Teplitz, in dem heiteren Getriebe eines eleganten Kurortes, von neuen Eindrücken, bald geknüpften Freundschaften umgeben, schien der geprüften Familie noch einmal eine Spanne Glück beschieden zu sein. In dem sog. Herrenhaus, dem Wohnsitz der Besitzer des Bades, der fürstlich Clary-Aldringenschen Familie, nahmen auch Radziwills Wohnung, veranlaßt durch frühere freundschaftliche Beziehungen der Fürstin zu ihnen. Bald knüpfte die Verlobung des verwitweten Wilhelm Radziwill mit der ältesten Gräfin Clary ein verwandtschaftliches Band zwischen den beiden Familien, das durch die Verlobung von Boguslaw, dem dritten Sohne der Fürstin, mit der dritten Tochter Clary an der Hochzeit des Bruders noch befestigt wurde. So dankbar die Fürstin das Glück ihrer Söhne empfand, so schwer trug sie an dem Geschick der Töchter. Schon im Frühjahr 1831 hatte Wanda, ihre jüngste Tochter, sich mit ihrem Vetter Adam Czartorysti verlobt, zwar nicht gegen den Willen der Mutter, aber doch nur unter widerstrebender Zustimmung, da die zarte Gesundheit des Prinzen wie dessen äußerlich kaltes und steifes Wesen, das so gar nicht zu Radziwillscher Art paßte, sie um die Zukunft Wandas besorgt machte. Schwerer als alles aber wog eine wiederum enttäuschte Glückshoffnung Elisas. Durch die Bekanntschaft mit Fürst Friedrich Schwarzenberg in Teplitz im Herbst 1831 wandte

Digitized by Google

sich deren scheinbar schon so ganz der Erde entfremdetes Herz diesem noch einmal zu in dem Aufflammen einer Liebe, die, obwohl leidenschaftlich, sich an Tiefe und Stärke doch nicht mit der für Prinz Wilhelm empfundenen messen konnte. Während anscheinend pekuniäre Schwierigkeiten der Verwirklichung dieser Neigung entgegenstanden, war es in Wahrheit das richtige Gefühl Fürst Schwarzenbergs trotz seiner Liebe für Elisa, daß seine zwar nicht unedle, aber doch unendlich zwiespältige Natur nicht zu der ihren passe. Auch die Fürstin scheint von Anfang an diese Ansicht geteilt zu haben, denn trotz aller Bewunderung für die glänzenden Eigenschaften Schwarzenbergs konnte sie sich nicht einer „unsäglichen Wehmut um Elisa" erwehren, wie sie an deren beste Freundin, Gräfin Lulu Stosch geborene v. Kleist, schreibt (Hennig, S. 264). Bis in den Sommer 1832 hinein zog sich, wenigstens für die Radziwillsche Familie, die Entwicklung dieser so trüben Angelegenheit, die der Fürstin einen Teil ihrer Lebenskraft kostete. Die Unmöglichkeit, Elisas Glück erringen zu können, trotz der innigsten, zu jedem Opfer bereiten Mutterliebe, warf sie in Ruhberg, wohin man im Juli 1832 vor der in Teplitz ausgebrochenen Cholera geflüchtet war, lange Zeit auf das Krankenlager. Erst im Januar 1833 kehrte sie mit dem Fürsten und Elisa, dem einzigen noch im Elternhause weilenden Kinde, nach Berlin zurück. Und hier begann jene unselige Zeit für sie, in der sie, selbst leidend, zitternd um die zarte Gesundheit Elisas, diese von Fest zu Fest eilen sehen mußte auf Wunsch des Fürsten, dem entgegenzutreten die Fürstin sich nicht entschließen konnte, war es ihr doch durch eine lange, glückliche Ehe zur lieben Gewohnheit geworden, sich all seinen Wünschen zu fügen. Der furchtbare Zusammenbruch Elisas im März 1833 öffnete dem Vater endlich die Augen über deren wahren Zustand, zerbrach aber zugleich mit dieser Erkenntnis, wie die Fürstin vielleicht gefürchtet hatte, seine Lebenskraft. Eine leichte Grippe, an der er erkrankt war, nahm plötzlich eine tödliche Wendung, so daß sie in der Nacht zum ersten Osterfeiertag, am 7. April, seinem Leben völlig unerwartet ein Ende bereitete. Uebermenschlich war, was der Fürstin zu tragen auferlegt wurde, der Tod des Gatten, die Verheimlichung desselben vor der todkranken Tochter noch über einen Monat hinaus, aber übermenschlich war auch die Kraft, die ihr Glaube ihr in dieser Prüfungszeit verlieh. Während ihr eignes Leben mit dem Verlust des Gatten vernichtet war, widmete sie sich mit aller ihr wunderbar zurückkehrenden Spannkraft ihrem kranken Kinde. Ihr die Tage zu erleichtern, zu erhellen, war einzig jetzt der Zweck ihres Daseins. Nach einem leidlichen Herbst und Winter, dem im Frühjahr 1834 sogar eine wunderbare Besserung in Elisas Befinden gefolgt war, erlosch im Sommer langsam die Lebensflamme dieser rührenden Dulderin. In Freienwalde, wohin die Fürstin mit der Kranken übergesiedelt war, um der Hitze Berlins zu entgehen, von der Erinnerung ihrer glücklichsten Jugendtage umgeben, entschlief Elisa sanft am 27. September glaubensfreudig und selig wie Ferdinand. „Es war mein unendlich geliebtes Kind, meine treueste, beste Freundin," schreibt die Fürstin nach ihrem Tode (Hennig, S. 294) ... „Die Krone meines Lebens ist dahin."

Digitized by Google

Noch zwei Jahre in Einsamkeit, von der Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihren Lieben erfüllt, waren der Fürstin beschieden. Aeußerlich hatten diese Jahre des Leidens ihre Gestalt gebeugt, innerlich war die alte Liebesfähigkeit unverändert geblieben. Mit derselben Treue, mit der sie mit ihren Verstorbenen fortlebte, umfaßte sie auch die Lebenden. Freud und Leid mit den Ihren zu teilen, ihnen die Wege zu ebnen, das war jetzt der Inhalt ihrer Tage. Den Winter verlebte sie in Berlin, nach alter Gewohnheit in einem verhältnismäßig großen Kreis, aber die Schar ihrer nächsten Freunde lichtete sich mehr und mehr. Wilhelm v. Humboldt, Heim, ihr langjähriger Hausarzt, Frau v. Kleist u. a. gingen ihr voran. Den Sommer im stillen Ruhberg benutzte sie zur Vollendung ihrer Memoiren, die ursprünglich nur für ihre Familie bestimmt waren. Als sie im Oktober 1836 zum letztenmal dieses so geliebte Heim verließ, war sie zwar leidend, aber nach einer schweren Erkrankung im vergangenen Sommer doch verhältnismäßig erholt, so daß niemand ihr so nahes Ende ahnte. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf daher ihre Angehörigen und Freunde die Nachricht von ihrem Scheiden am 7. Dezember 1836, über dessen nähere Umstände alle Nachrichten fehlen. Noch im Tode begründete sie ein Lebensglück, das ihres Pflegesohnes Louis v. Wildenbruch, dessen Vermählung mit ihrer Hofdame Ernestine v. Langen sie durch ein Vermächtnis ermöglichte. — In ihrem geliebten Schmiedeberger Kreis fand sie ihre erste Ruhestätte in der Annenkapelle in Schmiedeberg, in der auch Ferdinand ruhte, bis im Jahre 1837 alle Radziwillschen Särge in der ein Jahr später vollendeten Grabkapelle in Antonin versammelt wurden.

*

Selten glücklich und selten schmerzensreich zugleich war das Leben Luise Radziwills, das wohl alles an Leid und Freud in sich vereinigt hat, was ein Menschenherz bewegen kann. Wie aber letzten Endes der sittliche Wert eines Menschen nicht durch das Erlebte an sich bestimmt wird, sondern dadurch, wie er es zu ertragen und zu benutzen weiß, so besteht auch die heute noch fortwirkende Kraft und Schönheit von Fürstin Luisens Leben darin, daß sie ihre auf den Glauben an das Gute im Menschen aufgebaute Lebensanschauung, die später in die höhere Sphäre eines felsenfesten Gottesglaubens hinaufgehoben wurde, in die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens übertrug. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dieses Leben nur die Vorstufe zu einem reineren, höheren sei, betrachtete sie Menschen und Ereignisse von diesem Standpunkt aus, ohne doch an den kleinen Dingen dieser Welt vorüberzugehen. „Es war ein selten Herz, voll Liebe und treuer Selbstvergessenheit. Es ist ein schönes Erbteil, was sie ihren Kindern hinterläßt, und ich hoffe, es soll Früchte tragen, Früchte für die Ewigkeit!“ Diese Worte, die Gräfin Reden, die Nachbarin von Ruhberg, am Beisetzungstage an Prinzeß Marianne von Preußen schrieb, mögen auch diesen kurzen Lebensabriß der Fürstin beschließen, der in beschränktem Rahmen nur den Haupteigenschaften ihres Wesens gerecht werden durfte.

Digitized by Google

Schutztruppen

Die Etatsentwürfe für unsre Schutzgebiete Ost- und Südwestafrika auf 1914 sehen zum ersten Male nennenswerte und allgemeine Beiträge dieser Kolonien zu den Kosten ihrer Schutztruppen vor. Bei der dritten und letzten unsrer von einer Schutztruppe beschirmten Kolonien, bei Kamerun, verzichtet man notgedrungen noch auf einen solchen Zuschuß: die Finanzlage Kameruns macht ihn zurzeit unmöglich.

Als Dernburg seinerzeit den Etats der Schutzgebiete ihre neue Gestalt gab, steckte er ihnen zunächst das Ziel, daß sie ihre Zivilausgaben selbst decken, daß die Militärausgaben aber zu Lasten des Reiches gehen sollten. In den letzten Jahren ist im Reichstage von Abgeordneten und von der Schatzverwaltung immer stärker betont worden, daß letzten Endes auch die Militärkosten auf die Kolonien abgebürdet werden müßten. In der vorjährigen Etatsberatung nahm der Reichstag die durch seine Abstriche von den Zivilausgaben Südwests frei werdenden Mittel schon für die Schutztruppe in Anspruch. Die Regierung konnte an diesem Beschluß das Etatsgesetz nicht scheitern lassen und gab ihm nach. Jetzt aber ist es der Vorschlag der Regierung, daß Ost und Südwest für ihr Militär zahlen sollen. Damit gewinnt die Sache Bedeutung über den Tag und über die diesmal getroffenen Kolonien hinaus. Wie ihnen heute geschieht, wird ihnen auch morgen und wird morgen auch Kamerun geschehen.

Soweit Kamerun und Ost in Frage kommen, wird gegen den Grundsatz, daß sie nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit ihre Schutztruppen selbst bezahlen sollen, nichts einzuwenden sein. Die Truppen sind dort lediglich Organe der inneren Verwaltung, wie die Polizeitruppe in Togo, die sich von ihnen nur dem Namen nach unterscheidet und längst von der Kolonie selbst bezahlt wird. Immerhin sollte man die Mittel des Landes für die Schutztruppen in Kamerun und Ost verständigerweise nur so weit in Anspruch nehmen, wie sie nach Erfüllung aller andern Kultur- und Wirtschaftsaufgaben, insbesondere der Eingeborenenfürsorge und der Ausgestaltung der Verkehrsanlagen, verfügbar sind. Und man sollte dabei an diese vorgehenden Aufgaben einen recht großen Maßstab legen und nicht der Versuchung nachgeben, sie auch nur im geringsten zu vernachlässigen, um dem Reiche etwas mehr von den Militärlasten abzunehmen. Wie weit hierin der Vorschlag der Regierung für Ostafrika auf 1914 das Rechte trifft, wollen wir an dieser Stelle nicht untersuchen. Uebrigens ist der Militäretat für Ost und Kamerun viel kleiner als der für Südwest: dort handelt es sich um farbige Fußsoldaten, hier um weiße Reiter.

Südwest muß in dieser wie in den meisten andern kolonialen Fragen für sich eine Sonderbehandlung beanspruchen. Es ist unsre politisch wichtigste Kolonie. Wirtschaftlich steht sie wahrscheinlich den Tropenländern Kamerun und Ost nach. Auch die Kulturmission an den Millionen Eingeborenen dieser beiden Länder ist natürlich viel größer als die an den paar tausend Farbigen zwischen Kunene

Digitized by Google

und Orange. Aber Südwest ist weißen Mannes Land, ist Siedlungskolonie, ist politisch wie geographisch Eckpfeiler unsrer Kolonialbestrebungen. Hier soll ein Neudeutschland erstehen, dessen Bürger, in der Weite und Freiheit der Steppe zu Hause, Frische und Größe der Seele mit Gesundheit und Stärke des Leibes vereinen und, in stetem und engem Verkehr mit dem Mutterlande und seinem Geistesleben, nehmend und gebend unserm Volke stählender Jungborn werden können. Hier soll Rohrbachs „deutscher Gedanke in der Welt" eine hervorragende Stätte haben. Es sind zarte, geistige, ideelle Werte, die den Beziehungen zwischen Deutschland und diesem seinem Tochterlande die Farbe geben. Krämerrechnungen passen hier nicht hinein.

Eine vornehmliche Sorge hüben und drüben wird es sein, diese Beziehungen zwischen Mutter und Tochter rege und innig zu halten. Heute ist die Schutztruppe — sie hat in Südwest, wie erwähnt, im Gegensatz zu den tropischen Kolonien weiße Mannschaft — ein starkes Band zwischen alter und neuer Heimat. Was für die unter fremder Fahne lebenden Auslandsdeutschen der Besuch eines unsrer Kriegsschiffe ist, das bedeutet in Südwest die Anwesenheit der reichseignen Schutztruppe: Kriegsschiff dort und Schutztruppe hier sind ein Stück Heimat, sind Träger und Sinnbild des Reichsgedankens und werben für das Deutschtum. Uebertragen wir die Truppe vom Reich auf die Kolonie, so geben wir einen großen sittlichen Wert preis: eine von der Kolonie bezahlte Truppe kann jene Werbekraft nicht haben, nicht Bindeglied zwischen Alt- und Neudeutschland sein.

Die ideelle Wirkung der südwestafrikanischen Truppe beschränkt sich auch nicht etwa auf die Kolonie selbst, sondern greift über deren Grenzen hinaus: sie ist wie ein Flottenstützpunkt ein realer Wert für unsre internationale Politik, ein Wert, auf den diese nicht wird verzichten wollen. Möglich, daß die Truppe diesen Wert wenigstens teilweise behalten könnte, wenn die Kolonie sie bezahlte; dann wäre es doppelt unrecht, ihre Kosten der Kolonie aufzupacken.

Wir meinen nach alledem: die Kosten der südwestafrikanischen Schutztruppe müssen grundsätzlich im wesentlichen beim Reich bleiben; die Truppe selbst muß Reichs-, nicht Schutzgebietstruppe sein.

Dieser Grundsatz läßt die Möglichkeit frei, daß die Kolonie einen Beitrag zu den Militärkosten zahlt. Das wird sie gern tun, wenn sie das Geld dazu hat, denn die Truppe leistet ihr viele unmittelbare Dienste. Vielleicht wäre der Beitrag am besten in der Form zu geben, daß die Kolonie von Fall zu Fall die Kosten der Unternehmungen und Hilfsleistungen trägt, zu denen sie jeweils die Truppe heranzieht. So ist die Sache unsers Wissens in vielen englischen Kolonien geregelt. Die Kolonie würde sich vermutlich aber auch mit einem festen Beitrag befreunden, wenn er nicht zu hoch ausfällt und nicht der jährlichen Willkür der Reichsgesetzkörper überlassen, sondern auf eine genügende Reihe von Jahren mit der Maßgabe festgelegt wird, daß er nach Ablauf dieser Zeit nur auf dem Wege der Vereinbarung zwischen Reich und Kolonie geändert werden kann. Ob dann die Truppenausgaben wie bisher im Schutzgebietsetat stehen

Digitized by Google

oder im Reichsetat ausgebracht werden, ist eine Frage untergeordneter Bedeutung; folgerichtig wäre allerdings wohl die zweite Lösung. Das Reich sollte dann aber auch nicht in der bisherigen Weise Jahr für Jahr die Verkleinerung der Truppe versuchen mit der Begründung, daß die zunehmende Befriedung des Landes die geringere Kopfstärke gestatte. Die Truppe muß auch zur Erfüllung ihrer oben in den Vordergrund geschobenen ideellen Aufgaben eine gewisse Mindeststärke haben: ein Linienschiff wirkt auch in Friedensarbeit kräftiger als ein Kanonenboot. Man mag sich, wenn es nicht anders geht, darüber einigen, noch eine oder zwei Kompagnien zurückzuziehen. Aber dann gebe man der Kolonie und der Truppe Ruhe und lasse ihren Bestand unverändert. Um Zahlen zu nennen: man wähle die Stärke von 1800 Mann — sie werden ungefähr 7 500 000 Mark laufender Ausgaben verlangen neben etwa $4^1/_2$ Millionen Mark für Pensionen der Aufstandsinvaliden — und setze dann den Beitrag des Landes auf 1 000 000 Mark an. Zu solchem Opfer ist die Kolonie voraussichtlich dank ihren großen Diamanteneinnahmen imstande. Es wäre freilich wohl noch besser, sie könnte auch diese Million, wie sie es hoffentlich mit den übrigen Diamantenmillionen macht, zur Abtragung ihrer für werbende Anlagen aufgenommenen Schuldenlast von ungefähr 100 Millionen Mark und zur Ausführung weiterer werbender Anlagen und zur Errichtung großer Kulturwerke, kurz zur Befruchtung des Landes verwenden. Aber für den Lohn endgültiger finanzieller Auseinandersetzung mit dem Reiche wird die Kolonie schon etwas wagen dürfen.

Eine Million ist auch ungefähr die Summe, die der Etatsentwurf von der Kolonie für die Truppe fordert. Er fordert sie aber augenscheinlich nur als Abschlagszahlung, und das ist das Gefährliche. Auf diese Weise wird der Beitrag eine Schraube ohne Ende. Erzielt das Schutzgebiet einmal Einnahmen, die nach der Meinung der Reichsgesetzgeber für Landeszwecke nicht sofort wieder ausgegeben zu werden brauchen, flugs wird das Reich sie mit Beschlag belegen. Und daß es dabei den Eigenbedarf der Kolonie sehr hoch einschätzen wird, ist nach dem seinen Wortführern leider innewohnenden Geist nicht eben anzunehmen. Darunter muß die Entwicklung des Landes leiden. Selbst aber bei solcher Beschneidung seiner Eigenbedürfnisse wird es nach menschlicher Voraussetzung die ganzen Militärkosten in den nächsten zwanzig Jahren noch nicht zu tragen vermögen. Unsre mit erfreulichem Selbst- und Freiheitsgefühl ausgestatteten Kolonisten sehen sich auf absehbare Zeit am Gängelbande des Reiches. Das kann zu nichts Gutem führen. Sie vertauschen ihre heutige Reichsfreudigkeit mit Reichsverdrossenheit.

Gewiß, auch sie haben den Bogen überspannt. Sie haben jährlich mit großem Nachdruck jede Verminderung der Schutztruppe bekämpft, aber gleichzeitig die Verminderung der von ihnen selbst zu bezahlenden, in gewisser Beziehung die Truppe ergänzenden Landespolizei betrieben. Das führte dann in der letzten Reichstagung zu dem Beschlusse, die Kosten von Truppe und Polizei zusammenzurechnen und der Kolonie von der Gesamtsumme einen bestimmten Verhältnisanteil zu belasten. Aber erstens unterliegt der Verhältnisanteil der jährlichen Neufestsetzung, und zweitens sind Truppe und Polizei keine einfach

Digitized by Google

addierbaren gleichartigen Größen: den ideellen Aufgaben der Truppe wird der Beschluß in keiner Weise gerecht. Zudem bedeutete er auch nur den zeitweiligen, nicht den endgültigen und grundsätzlichen Verzicht der Abbürdung der gesamten Militärkosten auf die Kolonie.

In die Angelegenheit spielen noch gewisse andre Erwägungen hinein. Eine der Voraussetzungen für die volle Selbstverwaltung der Kolonie ist ihre volle Selbsterhaltung. Die Kolonisten erstreben begreiflicherweise — schlimm, wenn es anders wäre — die möglichst baldige Selbstverwaltung — jetzt haben sie nur die ersten Ansätze dazu — und wollen den Kreis ihrer finanziellen Pflichten, deren Erfüllung der Nachweis der Selbsterhaltung sein würde, natürlich eng gezogen wissen. Das paßt nicht jedem heimischen Politiker in den Kram. Von den Leuten angefangen, denen es Lebensbedürfnis ist, in alles dreinzureden, bis zu den ernsthafteren Männern, denen das Land zur Selbstverwaltung, auch abgesehen von der Finanzkraft, noch nicht reif erscheint, beraubt man sich nicht gern des Vorwandes der finanziellen Unselbständigkeit der Kolonie, um ihr die Selbstverwaltung noch vorenthalten zu können. Das ist aber weder vernünftig noch tapfer. Die Forderung, daß Südwest die ganzen Militärkosten deckt, ist ungerecht. Ungerechte Forderungen verbittern.

Auch wir bekennen uns zu der Ueberzeugung, daß Südwest zur Selbstverwaltung noch nicht reif ist, auch wenn es seine Pflichten bezüglich der Militärkosten erfüllt und damit, da es sich im übrigen schon jetzt selbst erhält, finanziell ganz auf eigne Füße zu stehen kommt. Diese Erkenntnis der einstweiligen Unreife und Unfertigkeit des Landes fehlt übrigens seinen eignen Vertretern keineswegs. Einer ihrer einflußreichsten und geachtetsten Führer hat dem gelegentlich mit anerkennenswertem Freimut Ausdruck gegeben. Sie haben Selbsterkenntnis genug, um zu wissen, daß sie nicht von heute auf morgen, ohne langjährige Schulung, große Staatsmänner und Gesetzgeber werden. Und wenn sie auch mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß der Landesrat — die teils gewählte, teils ernannte und im wesentlichen noch nicht gesetzgebende, sondern nur gesetzberatende Körperschaft — mit großem Ernst und Fleiß und in würdigen Formen seine Pflicht tut, so verkennen sie selbst nicht, daß sie noch viel zu lernen haben. Wichtiger aber und ausschlaggebend ist in unsern Augen die Tatsache, daß die weiße Bevölkerung, welche die Geschicke des Landes von der anderthalbfachen Größe des Deutschen Reiches bestimmen soll, einstweilen erst aus wenig mehr als 10000 Köpfen besteht und daß sich der natürliche Hauptwirtschaftszweig der Kolonie, Land- und Viehwirtschaft, noch in den ersten Anfängen befindet. Das Land ist erst teilweise besiedelt und gänzlich unfertig. Es muß eine gewisse Sättigung des Landes und eine gewisse Stetigkeit der Bevölkerung erreicht sein, ehe die volle Selbstverwaltung möglich ist. Man stelle z. B. das Ziel, daß mindestens in der Hälfte der Bezirke die Zahl der wirtschaftlich selbständigen weißen Haushaltungen auf das Doppelte des derzeitigen Bestandes gestiegen sein soll, ehe die letzten Rechte der Selbstverwaltung gegeben werden. Eine derartige Forderung ist gerecht und wird von allen vernünftigen Kolonisten

Digitized by Google

als gerecht empfunden werden. Daß daneben die finanzielle Selbständigkeit vorhanden sein muß, ist klar. Aber man schraube diesen Begriff nicht höher, als nötig ist, indem man Pflichten konstruiert, die sich nicht aus der Natur der Dinge ergeben. Und man gebe, wie Staatssekretär Solf und Gouverneur Seitz begonnen haben, auch in der Zwischenzeit nach Möglichkeit und rechtzeitig, d. h. mit der Entwicklung des Landes Schritt haltend, mehr und mehr Selbstverwaltungsrechte, damit die Kolonisten in ihre Aufgabe hineinwachsen.

Es gibt höhere Gesichtspunkte als nur das Geld für unsre Beziehungen zu Südwest. Mit dem Rechenstift ist's hier nicht getan. Nobel und hochherzig sei das Reich: das ist die beste Kapitalanlage.

Die Weltpolitik und die innerpolitischen Machtfaktoren[1])

Die Umgestaltung der diplomatischen Methoden durch die moderne Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens ist eine so umfassende, daß eine auch nur einigermaßen erschöpfende Schilderung in diesem Rahmen nicht unternommen werden kann. Das ganze weite und vielgestaltige Gebiet der Weltwirtschaft ist Gegenstand der Politik geworden. Der moderne Diplomat hat sich nicht nur mit Anleihen, mit den verwickelten Zusammenhängen des internationalen Geldmarkts zu befassen; er hat nicht nur, gleich dem Vertreter einer Firma, seinem Heimatland Bestellungen zu ergattern, die großen verkehrspolitischen Fragen zu verfolgen und zu trachten, daß da und dort das Land, das er vertritt, einen kleinen Vorteil dieser Art an den andern reiht; hat die sich immerzu komplizierenden handelspolitischen Verträge zu schließen, den Kaufleuten die Wege zu ebnen — kurz, auf diesem ganzen ungeheuer verwickelten Gebiet zu Hause zu sein. Nur wenige geben sich darüber Rechenschaft, was diese Umgestaltung des diplomatischen Geschäfts bedeutet. Es ist eine ganz allgemeine Erscheinung, daß heute eine Unmasse von Fragen, die noch vor wenigen Jahrzehnten den Diplomaten nichts angingen, in sein Betätigungsgebiet fallen. Nicht nur, weil das Wirtschaftsleben sich so entwickelt hat, sondern weil die internationale Konkurrenz sich überall verschärft hat und die wirtschaftliche Expansion in steigendem Maße ein Teil der politischen geworden ist. Infolgedessen wird auch die politische Vertretung eines Landes viel mehr als früher von den wirtschaftlichen Interessenten in Anspruch genommen. Wie die Formen des politischen Kampfes sich geändert haben, so haben sich auch die Methoden geändert, und mit ihnen der Typus der Beamten, der diese Methoden anzuwenden

---

[1]) Aus dem demnächst im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erscheinenden Werke von J. J. Ruedorffer: „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart".

Digitized by Google

hat. Trotzdem ist das alte, rein politische Geschäft nicht etwa in dem wirtschaftlichen untergegangen, sondern besteht neben ihm fort; und von dem gleichen Vertreter, der dafür zu sorgen hat, daß sein Land durch die Art der Ausschreibung von Submissionen für öffentliche Arbeiten nicht benachteiligt wird, muß verlangt werden, daß er die komplexen Verhältnisse der politischen Konstellation überschaue und in dem rein politischen Schachspiel die Blößen des Gegners zu erspähen vermöge. Es ist klar, daß diese Umwandlung des diplomatischen Typus im allgemeinen langsam vor sich gehen wird und da und dort die wirtschaftlichen Kreise, sei es über die veralteten Methoden der Diplomatie, sei es über die wirtschaftspolitisch unzulängliche Befähigung Klage führen. Ebenso klar aber ist, daß die Vielgestaltigkeit und Verschiedenheit der Obliegenheiten und der ihnen entsprechenden Befähigungen es den einzelnen Ländern nicht leicht macht, diese Ankläger zufriedenzustellen.

Was indes die diplomatische Methode wie den Typus der modernen Diplomaten ebenso stark beeinflußt hat, als die Umgestaltung des Wirtschaftslebens und seine Verquickung mit der Politik, das ist die Verschiebung der innerpolitischen Machtfaktoren. Das Ziel der äußeren Politik ist überall Einfluß und Macht. Die Methoden, Einfluß und Macht zu erlangen, hängen ab von der Eigenart der Machtträger und der Machtverteilung in den einzelnen Ländern, also von dem Charakter der inneren Politik. Die Umwälzung, die dieses Gebiet in dem letzten Jahrhundert erfahren hat, ist eine ungeheure. Früher war die Machtverteilung eine relativ einfache. Die Macht lag in den Händen der Monarchen und ihrer Umgebung, der Beichtväter, Mätressen von Fürsten und Ministern, und das Instrument, mit dem man Macht und Einfluß gewinnen konnte, war die Hofintrige. Wer dieses Instrument mit Meisterhand zu handhaben vermochte, galt als guter Diplomat und war es. Diese Verhältnisse haben den traditionellen Typus des Diplomaten erzeugt. Die Vorstellung dieses Typus hat sich fortgepflanzt und eine gewisse Macht bewahrt, um so mehr, als die Eigenschaften, die diesen Typus zieren, auch heute noch da und dort manches zuwege bringen mögen.

Gegenüber dieser einfachen Struktur der Machtverteilung in früheren Zeiten liegen die Verhältnisse unsers Zeitalters ungeheuer verwickelt. Auch da, wo der Schein der Macht nur an wenigen Persönlichkeiten und Körperschaften haftet, ist die Verteilung der realen Macht eine breitere, infolgedessen unfaßbarere geworden. Wo man es früher nur mit den Interessen, Vorlieben, Eigenarten, Eitelkeiten eines Fürsten, weniger Minister, vielleicht einiger Frauen zu tun hatte, handelt es sich heute um die Interessen, Eigenarten, Eitelkeiten einer Reihe von parlamentarischen Führern, von Ministern und von solchen, die es werden wollen, von Zeitungsbesitzern, Redakteuren, Finanziers und der Vertreter jenes modernen Typus des stillen Machthabers, der auf den Schein der Macht verzichtet hat und sich begnügt, von seinem telephongezierten Schreibtisch aus die Drähte zu ziehen und als Regisseur die andern im hellen Licht der Rampe und des Tagesruhmes sich bewegen zu lassen. Die Macht also ist ungreifbarer geworden,

Digitized by Google

die Methoden, sie zu erlangen, haben sich verwickelt, sie erfordern einen andern Typus.

Da die Macht sich auf eine viel größere Anzahl von Persönlichkeiten verteilt, ist sie überhaupt von den Persönlichkeiten mehr und mehr auf die Verhältnisse übergegangen. Eine einzelne Persönlichkeit konnte früher durch einen Entschluß weit mehr in Bewegung setzen als heute, wo auch der Mächtigste in den sich durchkreuzenden Machtanteilen und Strebungen der andern, kurz, in den Verhältnissen, allerorten auf eine Mauer stößt, die seiner Bewegungsfreiheit enge Grenzen zieht.

Diese Zerbröckelung der Macht und ihr Uebergang von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse gehört mit zur Charakteristik der modernen Politik. Es ist nicht die Zeit, in der ein Mann weit ausschauende Pläne konzipiert und an ihre Verwirklichung geht; die wenigsten Regierungen handeln frei in ihren Entschlüssen, vermögen zu wählen, ob sie aus dem Interesse der auswärtigen Politik heraus etwa eine Annäherung an ein Land betreiben wollen, dem ihre Heimat bisher in Feindschaft gegenüberstand. Die Verhältnisse, das ist die Machtverteilung der inneren Politik, erlauben es nicht. Viele Regierungen unsrer Zeit haben nur wenig Freiheit, Kriege zu planen oder zu vermeiden. Die italienische Regierung hätte, auch wenn sie gewollt hätte, das tripolitanische Unternehmen nicht ablehnen können; in der inneren Politik Frankreichs spielt die Gegnerschaft gegen Deutschland und die Macht der Empfindungen, von der sie getragen ist, eine so große Rolle, daß jedes Ministerium, das nicht diese Macht der Empfindungen von den Gegnern gegen sich ausnutzen lassen will, darauf bedacht zu sein pflegt, sich gegen den Verdacht besonderer Hinneigung zu Deutschland zu schützen.

Dieser Uebergang der Macht von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse, die Einschränkung der Bewegungsfreiheit der formellen Machtträger ist nun freilich in den einzelnen Ländern eine ganz verschiedene. In manchen ist sie größer und deutlicher, in andern geringer und undeutlicher; vergleicht man indes unsre Zeit mit früheren Zeitaltern, in denen andre Staatsformen bestanden, so wird man zugeben, daß diese Erscheinung trotz aller graduellen Verschiedenheiten in den einzelnen Ländern heute eine allgemeine ist. Darin aber liegt begründet, daß jener Einfluß auf ein fremdes Land und den Gang seiner Politik, wie ihn in früheren Zeitaltern ein geschickter Diplomat auf Hintertreppen über Frauen und Beichtväter wohl gelegentlich hat erringen können, heute weder auf diese noch eine andre Weise, sondern überhaupt nicht mehr errungen werden kann. Er ist keine mögliche Aufgabe mehr. Die möglichen Aufgaben des bei modernen Staaten beglaubigten Diplomaten unsrer Zeit sind neben der Führung der diplomatischen Verhandlungen und der Regelung der laufenden Fragen die Beurteilung und Beobachtung des Landes, seiner Möglichkeiten, seiner wahrscheinlichen Entwicklung, seiner zu erwartenden Aktionen und Reaktionen, die Erringung kleiner Vorteile politischer und wirtschaftlicher Art, aus deren Häufung große Erfolge entstehen können. Mit dem Uebergang der Macht von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse ist die Diplomatie aus einer Frage des Ge-

Digitized by Google

schicks und der Schlauheit auch eine solche der Bildung und der Urteilskraft geworden.

In allen modernen Staaten ist neben die Macht der Regierung und des Staatsoberhauptes die Macht der gesetzgebenden Körperschaften und die öffentliche Meinung getreten. Die Macht der Regierung bewegt sich im allgemeinen in den weiteren oder engeren Grenzen, die die Macht der Parlamente und die öffentliche Meinung ihr lassen. Frägt man nach der realen Macht, so läßt sich die Macht der Parlamente nicht von den Interessen der Parteien, den Einflüssen und Gruppen, die hinter den Parlamentariern stehen, isolieren. Auch das Parlament ist wieder von der Macht der öffentlichen Meinung abhängig. In einzelnen Detailfragen mag diplomatische Geschicklichkeit auf den Machtfaktor des Parlaments da und dort einmal Einfluß gewinnen können; derjenige Machtfaktor in einem Lande aber, um den die Diplomatie des Auslandes planmäßig sich bemühen kann und zu bemühen pflegt, ist die öffentliche Meinung, d. h. diejenige Institution, von der die öffentliche Meinung, die ja auch keine letzte gegebene und faßbare Größe ist, ihrerseits wieder abhängt oder abzuhängen scheint: die Presse.

Es ist jedem, der die Zeitungen verfolgt, bekannt, daß jede diplomatische Kontroverse, jeder politische Gegensatz, ja jede wirtschaftliche Rivalität in unsrer Zeit in der Presse ihren Widerhall findet. Die Rolle der Presse aber ist nicht die der Felswand, die nur immer das Echo des Streitlärmes widergibt, sie steht selber mitten im Streit, der mit ihr und durch sie gekämpft wird, ist eine der wichtigsten Waffen oder Waffengattungen. Der ganze vielfältige Kampf, den die nach Weltgeltung ringenden Nationen heute um ihre Position miteinander kämpfen, wird, mag es sich nun um die wirtschaftliche, politische und kulturelle Stellung der Konkurrenten handeln, zu einem großen Teil mit der Feder des Journalisten geführt. Kein Staat und kein Staatsmann, er mag die Existenz dieses grotesken, unheimlichen, unfaßbaren Ungeheuers Presse noch so verwünschen, ist heute imstande, diesen Kampf nicht zu kämpfen, auf diese Waffengattung zu verzichten. In unsrer Zeit ist nun einmal die Macht oder ein großer Teil der Macht, auf dies Ungetüm, das öffentliche Meinung heißt, oder vielmehr auf die Menschen übergegangen, die mit diesem Ungetüm am besten umzugehen vermögen. Den Verschiebungen der Macht folgt die Methode der Politik. Dies neue Instrument der Presse, das unser Zeitalter der Politik in die Hand gegeben hat, wird zu allen möglichen Zwecken und auf die verschiedenste Weise benutzt. Jeder Staat hat da seine verschiedenen Methoden und auch seine verschiedenen Fähigkeiten. Es ist nicht unsre Aufgabe, uns hier in den mannigfaltigen Einzelheiten zu verlieren. Im Umriß ist zu sagen, daß auf der einen Seite das Instrument der Presse von den Staaten, ebenso wie von den privaten Interessenten allerorten verwandt wird, um irgendeine bestimmte politische Aktion, irgendein wirtschaftliches Interesse in irgendeiner Einzelheit zu unterstützen, zu schmeicheln oder zu drohen, das Interesse der öffentlichen Meinung auf eine falsche Fährte zu lenken oder sachte vorzubereiten. Auf der andern Seite aber wird von allen Staaten

Digitized by Google

heute eine umfangreiche Propaganda allgemeiner Art im Auslande betrieben, eine Art Expansion der Idee oder der Stimmungen, nicht zu bestimmten umgrenzten Zwecken einer einzelnen Aktion, sondern zu dem Behufe, für alle Aktionen, gegenwärtige wie zukünftige, politische, wirtschaftliche, kulturelle, einen günstigen Boden zu bereiten, sich mit einer Atmosphäre der Macht, der wirtschaftlichen, finanziellen Leistungsfähigkeit, des kulturellen Ansehens, kurz, mit Prestige zu umgeben. Nachdem einmal der politische Kampf nicht mehr zwischen den Regierungen gekämpft wird, sondern zwischen den Völkern, und auch der Kampf der konkurrierenden Firmen zum Teil ein Kampf der Nationen geworden ist, bedarf eine um Weltgeltung ringende Nation zu politischen wie zu wirtschaftlichen Zwecken den Glauben der Masse an ihre Vorzüge. Nun genügt es nicht mehr, mächtig zu sein: man muß mächtig scheinen. Es ist nicht mehr ausreichend, gute Waren zu fabrizieren; man hat dafür zu sorgen, daß überall die Menschen an die Güte der Waren glauben. Natürlich hatte auch in früheren Zeiten der Schein seine Bedeutung. Es genügte aber, vor wenigen zu scheinen, und die Inszenierung des Scheines war einfacher. Heute ist sie unendlich kompliziert geworden, daher denn die politische Kunst in unsrer Zeit zu einem guten Teil eine Kunst der Inszenierung ist. Viel mehr als früher kommt es auf die Fassade an. Manche Staaten haben aus der Behandlung ihrer eignen Fassade eine ganz besondere Kunst gemacht, in der sie allen andern voran sind. Da scheint die Fassade mehr zu versprechen, als das Haus hält; und da es in unserm Zeitalter aus den bei Erörterung der Konstellation erwähnten Gründen nicht leicht dazu kommt, daß das Haus selbst auf die Festigkeit seiner Konstruktion geprüft wird, so mag sich mit einer solchen glänzenden und mächtigen Fassade, wenn sie auch nur aus elendem Stuck besteht, eine Zeitlang eine ganz leidliche Politik machen lassen. Wieder andre Staaten gibt es, die es nicht verstehen, einem soliden Gebäude eine solche Fassade zu geben und daher in den Meinungen der Menschen allerorten auf Hemmnisse stoßen. Mit der Macht der öffentlichen Meinung ist in die Politik eine ungeheure Macht des Scheins eingeführt worden. Da die öffentliche Meinung aber nichts Festes, sondern etwas ist, das sich schaffen und erzeugen läßt — denn eigentlich hat die Oeffentlichkeit gar keine eigne Meinung, sondern im besten Falle eine Art Stimmung, das ist eine Disposition zu Meinungen —, so ist aus der Handhabung all der vielfältigen Künste, mit denen sich öffentliche Meinung machen oder beeinflussen läßt, eine regelrechte Kunst geworden, deren Notwendigkeit den allgemeinen Aspekt der diplomatischen Methode verändert hat.

Jener allgemeine Weltkrieg, der trotz aller Rüstungen mit den Waffen nicht ausgetragen wird, wird in den Zeitungen auf eine zwar heftige, aber für die Sache der Menschheit nicht allzu schädliche Weise ohne Unterlaß gekämpft. Diese Art Krieg hört nie auf. Es lassen sich kleine und vorübergehende Vorteile über den Gegner erringen und aufeinanderhäufen, aber der Gegner kann nicht vernichtet werden. Ueberblickt man die Gesamtheit dieser Preßfehden, so ist sie ein Bellum omnium contra omnes, mit Gruppierungen, die mit den Gelegenheiten

Digitized by Google

wechseln. Er ist der uralte Kampf, mit dem die Menschheitsgeschichte begonnen hat, nur in neuer, sublimerer Form und mit neuen, durch die veränderten Verhältnisse veränderten Mitteln. Dieser Kampf ist unschädlicher, aber nicht ohne weiteres moralischer, wie überhaupt die Verfeinerung der Kampfmittel nicht ohne weiteres ihre Moralisierung bedeutet.

Soweit dieser Kampf nicht zu den speziellen Zwecken irgendeiner einzelnen Aktion durch gelegentliche Artikel oder Notizen, sondern um die allgemeine Atmosphäre von Meinungen gekämpft wird, in der alle Politik sich zu bewegen hat, haben die beiden ältesten weltpolitisch orientierten Großmächte der Gegenwart, England und Frankreich, einen natürlichen Vorsprung. Nicht nur, weil ihre Sprachen schon Weltsprachen waren, lange, ehe unser Zeitalter begonnen hat, weil ihre Kultur sich schon seit lange Weltgeltung erkämpft hat, sondern auch aus einer Reihe von speziellen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Die wichtigsten dieser Gründe sind die ererbte Beherrschung des Nachrichtenhandels in dem größten Teil der Welt und eine gleichfalls ererbte Befähigung in der Behandlung fremder Mentalitäten.

Dieser Kampf um die Meinungen wird nicht nur mit den Mitteln der Presse, sondern auf alle mögliche Weise ausgefochten: durch Bücher, Professorenaustausch, Vorträge, Ausstellungen und vornehmlich durch die Schulen. Alle modernen Großstaaten unterhalten Schulen im Auslande und suchen so, um die Meinungen der Männer für sich zu haben, schon die Meinungen der Kinder zu bilden.

Es ist klar, daß der Kampf mit diesen Waffen desto mehr an Bedeutung gewinnt, je weniger von den Waffen des Kriegs Gebrauch gemacht wird und gemacht werden kann. Je mehr die Welt davon abkommt, die Probe aufs Exempel zu machen, die Häuser selbst auf ihre Solidität zu prüfen, desto mehr gewinnt die Kunst zu scheinen, die schöne Fassade, an Bedeutung.

Es läßt sich also sagen, daß die politische Methode unsrer Zeit sich von der Methode früherer Zeiten durch zweierlei unterscheidet. Das erste ist die politische Ausnutzung der vielgestaltigen, durch die moderne Entwicklung des Wirtschaftslebens geschaffenen Abhängigkeiten und Einflußmöglichkeiten, das andre das Ringen um die Meinungen der Menschen.

Beide Momente aber schließen ein gemeinsames Charakteristikum ein, das den politischen Kampf unsrer Zeiten von dem früherer Zeiten unterscheidet. Der Kampf wird heute nicht mehr diplomatisch zwischen den Regierungen oder militärisch zwischen den Soldaten, sondern zwischen den Völkern selbst unter ständiger Beteiligung aller Volksgenossen ausgefochten. Er beherrscht nicht nur das Leben der regierenden Kreise, der politischen Beamten und der Soldaten, sondern das Leben aller, die alle mehr oder weniger, aber immer irgendwie, an ihm beteiligt sind. Kein Winkel bleibt von ihm verschont. Er dringt bis in die Kleinigkeiten unsers Lebens. Seine Methoden sind derart, daß sie nur dann siegreich sein werden, wenn ein jeder an seinem Platze ständig das seine tut, ganz gleich, ob er Produzent oder Konsument, Gelehrter, Kaufmann, Matrose oder Journalist ist. In diesem Kampf ist jeder, der ins Ausland geht, Soldat, je nachdem ein

Digitized by Google

guter oder ein schlechter, ob er will oder nicht will, seine Sünden und Vergehen werden seinem Lande ebenso angekreidet wie seine Tugenden und Vorzüge; wie er sich benimmt, ob er, wenn es heiß wird, zu früh die Hemdsärmel sehen läßt, wie der Deutsche, oder auch dann die kühle Würde zu wahren weiß, wie der Engländer, ob er gut zu reden weiß, höflich zu Frauen ist, die Würde seines Landes mit sich herumträgt oder die Heimat verleugnet. Nichts ist gleichgültig; fällt auch der einzelne Fall nicht ins Gewicht, so ist doch die Gesamtwirkung die Summe aller einzelnen Fälle. Ergibt diese Summe das Vorzeichen Minus, so kann der größte Staatsmann mit dem stärksten Heere keine Weltpolitik treiben. Nicht nur, wer ins Ausland geht, ist Soldat in diesem Kampfe; auch jeder, der im Inlande bleibt, in allem, was er tut.

Daher gehört auch in unsrer Zeit der dauernde Erfolg nicht mehr der einzelnen kühnen Tat, auch nicht mehr dem Genius des einzelnen Staatsmannes, sondern der stillen, Kleines auf Kleines häufenden Arbeit der Millionen. Politik ist, nicht an dem einzelnen Erfolg, sondern an dem schließlich bleibenden Resultat gemessen, eine Arbeit der Gesamtheit; und letzten Endes entscheidet der bessere Durchschnitt. Die Tat des einzelnen verschwindet hinter der großen Zahl. Diese Entwicklung ist das Pendant zur Entwicklung des Staates. Sie entspricht dem Werden und Wachsen des Nationalstaats.

So werden schließlich in diesem vielgestaltigen Kampf, der Weltpolitik heißt und dessen Umrisse wir hier zu zeichnen unternommen haben, diejenigen Nationen am besten vorwärts kommen, welche mit der größten sachlichen Leistung, dem Fleiß, der Tüchtigkeit und Begabung jedes einzelnen die größte Vaterlandsliebe und die höchste Idee von der Würde und dem Berufe ihrer Nation verbinden, diejenigen also, die der Idee der Nation und des Nationalstaats, als eines in sich geschlossenen, aber im höchsten Grade lebendigen, allseitig belebten und sich entfaltenden Organismus am nächsten kommen.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Brühl, den 14. September 1861.

Er ist vorüber der große Akt, der uns eine Tochter zugeführt hat. Gottes Segen ruhe auf dieser Ehe! Ich kann es noch nicht recht fassen, daß Leopold nunmehr Gemahl ist, aber der Lauf der Dinge ist, daß die Alten verschwinden, während die Jungen aufkommen. Leider haben wir ungenügende Nachrichten, und es wäre zu wünschen gewesen, daß täglich ein kurzes Telegramm erschiene, damit wir doch wissen, was geschieht. Den 12. selbst habe ich auf dem Manöver-

Digitized by Google

terrain verlebt. Die Majestäten und alle zahllosen Fürstlichkeiten nahmen großen Anteil, und bei Tisch in Brühl trank mir jedermann zu.

Um 10 Uhr abends erhielt der König die erste Nachricht durch Rosenberg, sodann ich erst jenes Telegramm, das von Pedro herrührte. Gestern erhielt ich erst eines von Leopold und Antoinette, die kindliche Meldung Deiner Depesche und Deines Briefes.

Ich danke für alles. Man lebt hier in einem ziemlichen Trubel. Die Distanzen sind ungeheuer weit, und man begreift nicht, wie beide Majestäten diese enormen Fatigen aushalten. Ich habe noch keinen einzigen Moment gefunden, mit der Königin allein zu sprechen.

Bis jetzt fährt man um 9 Uhr per Eisenbahn von Brühl über Köln nach irgendeiner Station. Dort stehen 200 Wagen, da stürzt sich alles hinein; man kommt nach einigen Stunden auf das Manöverterrain, dort stehen die Reitpferde. Man reitet los. Man amüsiert oder ennuyiert sich je nach der individuellen Auffassung während vier Stunden. Dann rennt alles auf dieselbe Manier wieder fort; man kommt ziemlich abgespannt gegen 5 Uhr nach Brühl. Hier kopfüber neue Galatoilette und immense Tafel zu 3- bis 400 Personen. Das dauert bis 8 Uhr. Nach 9 Uhr nun langweiliger Thee, und um 11 Uhr ist man dann froh, nach dreizehnstündiger Hatz endlich allein zu sein. Heute ist wieder dasselbe: ich stehe um 7 Uhr auf und schreibe Dir gerade, während Ihr wahrscheinlich auf der Weinburg beim Frühstück seid, wozu ich mich unnennbar hinsehne. Am Montag geht die Königin nach Koblenz zurück; wenn ich zur Ministersitzung am 21. dahin muß, kann ich sie sprechen. Gestern abend ist noch der Herzog von Cambridge angekommen. Ich wohne hier in einer sehr schönen Villa, nahe beim Schloß, das zum Ersticken gefüllt ist. Karl Anton.

Der Fürst zählt dann alle anwesenden Fürstlichkeiten auf. Es sind mit dem Königs- und Kronprinzenpaar fünfzehn Personen; erwartet werden noch vier. Es ist ein ruheloses Leben, das er führen muß. Bald in Brühl, bald in Düsseldorf, dann in Koblenz, dann in Münster: „Wenn leere Festlichkeiten amüsant sein können, so befinde ich mich mitten im höchsten Stadium des Amüsements," schreibt er ingrimmig und voll guten Humors an seine Gemahlin. Noch bis Ende Dezember dauert es, bis er sich endlich losreißt von Berlin und dann über Düsseldorf sofort nach Hyères in Südfrankreich reiste. Am 18. Oktober 1861 hatte ihm der König zu Münster das Prädikat Königliche Hoheit verliehen. Von Hyères aus schrieb er dem König vom 28. Dezember 1861 den staatsmännischen, eingehenden Brief, den ich in „Karl Anton Fürst von Hohenzollern" S. 116 ff. mitgeteilt habe.

Karl Anton blieb bis zum Mai in Hyères. Mehr als je zeigte sich hier das Fußleiden, so daß ihn die Aerzte sofort nach Wildbad schickten. Am 30. Mai 1862 kam er dort an und schrieb der Fürstin:

Endlich wäre ich glücklich hier angelangt, nachdem ich eine sehr glückliche Reise, die zugleich als Luftveränderung mir sehr gut getan hat, gehabt; ich schlief

Digitized by Google

wie ein Sack. Abends 10½ Uhr bin ich in Frankfurt angekommen und besuchte am folgenden Tage Holstein und Usedom. Ersterer ist sehr unzufrieden mit seiner Stellung in Frankfurt und will in Posen, wo er eine Besitzung gekauft, sich dem Ruhestand hingeben. Er läßt Dich dringend bitten, wenn Du durch Frankfurt kommst, es ihn wissen zu lassen. Vielleicht besucht er uns in Sigmaringen oder Weinburg.

In Baden kam ich um 3 Uhr an. Graf Boos empfing mich am Bahnhof, und ich fuhr gleich in der Equipage der Königin zu ihr. Sie empfing mich sehr freundlich, ich aß dort um 5 Uhr. Nach Tisch eine Spazierfahrt Tête-à-tête in das Geroldsauer Tal, sodann zu Fuß über den Cäcilienberg in die Lichtentaler Allee. Abends Thee à trois. Die dritte Person war Fürstin Feodora von Hohenlohe, eine gescheite, artige Frau, Halbschwester der Königin Viktoria. Gestern in der Frühe Promenade mit der Königin in der Lichtertaler Allee, sodann Frühstück bei ihr und um 10 Uhr Abfahrt nach Karlsruhe.

Der Großherzog empfing mich auf dem Bahnhof; ich fuhr ins Schloß, dinierte en famille mit Großherzogin Luise, dem Kleinen usw., fuhr um 2 Uhr nach Pforzheim, und um 6 Uhr abends war ich in Wildbad bei ungemein schönem Wetter. Bergmann (sein Hund) empfing mich mit Freudengeschrei, und ich habe mich mit ihm gleich in meiner schönen Wohnung eingerichtet.

Die erste Dame, welche ich antraf, war Gräfin Monts. Ich setzte mich zu ihr und machte Bekanntschaft mit Frau v. Luck aus Stuttgart, Cousine der Gräfin Lecorrée. Ich unterhielt mich recht gut, erfuhr von beiden Frau Basen alle Wildbader Neuigkeiten, und bereits heute früh habe ich beide Damen wieder gesehen, die um die Wette ihrer Zunge die Zügel schießen lassen. Heute habe ich schon getrunken und unter Aufsicht des Arztes Dr. Hausmann gebadet. Es ist eine süperbe Einrichtung. Der Arzt glaubt, daß es mir keine Kongestionen machen werde.

Heute begegnete ich außer vielen Bekannten Fürst Wolfegg-Waldsee, General v. Spitzemberg und Reischach aus Stuttgart, General v. Freiberg aus München, Hofmarschall des Herzogs Max in Bayern, Herrn Trost aus Müllheim u. a. m. Der Arzt sagt, daß der Juni die beste Zeit zum Baden wäre, weil das Wasser am wirksamsten sei. —

Er geht noch einmal auf den Baden-Badener und den Karlsruher Aufenthalt zurück:

... Die Königin war in vortrefflicher Stimmung und ganz die alte. Nur kann sie es uns nicht recht verzeihen, daß wir in Hyères Schattenseiten gefunden hätten. Von Berlin weiß sie wenig — nur so viel, daß die Verhältnisse trostlos sind. — In Karlsruhe tausend Grüße für Dich. Der Großherzog wollte allerdings nach Düsseldorf kommen, um uns zu besuchen, und daher die Zeitungsnachricht, weil er davon gesprochen hatte. Nur weil er durch die Königin erfuhr, daß ich bald nach Wildbad ginge, hat er das Projekt aufgegeben. — Ich finde Wildbad sehr hübsch, die Promenaden sind reizend, bei Regen mag es etwas feucht sein.

Karl Anton.

Digitized by Google

Im Juli war Karl Anton in Sigmaringen, wo er, trotz den bösen Erfahrungen, die er 1848/49 dort gemacht, gerne weilte. Die Fürstin war nach St. Moritz zum Gebrauch der Kur gereist. Ueber den andern Tag schrieb der Fürst an seine Gemahlin. So am

24. Juli 1862.

Ich habe heute vergeblich einen Brief von Dir erwartet, hoffentlich kommt morgen einer, der mir sehr gute Nachrichten bringen wird. Das Wetter ist hier stets veränderlich und zum Regnen geneigt, nichtsdestoweniger machen wir täglich Spaziergänge und Partien. Gestern abend waren wir in Inzigkofen beim Souper. Es war ein finsterer, umwölkter Himmel, für die Ueberraschung aber schon günstig; denn Punkt 9 Uhr erglänzten viele Partien im Garten in bengalischer Beleuchtung, Monumentfelsen, hängende Brücke, Kreuzfelsen und Eremitage, es war ein magischer Effekt. Auch das Schloß Sigmaringen antwortete in ähnlicher Beleuchtung in dunkler Entfernung. Jedermann war sehr befriedigt — nur Bergmann (der Teckel) hatte keine Freude daran.

Soeben lese ich im „Schwäbischen Merkur" zu meinem Entsetzen, daß Joachim Pepoli als Gesandter nach Berlin käme. Es wäre mir das wegen Frida das Unangenehmste, was geschehen könnte. Hoffentlich ist es nicht wahr!

Aus Berlin höre ich kein Wort. Viel bin ich mit Marie (der jüngsten Tochter), die sich außerdem emsig beschäftigt. Leopold und Antoinette sehen wir täglich — hier oder dort (d. h. im fürstlichen Schloß oder im Prinzenbau, der in der Stadt liegt). Meine Gesundheit ist unberufen vortrefflich, auch mein Fuß macht wesentliche Fortschritte . . .

Karl Anton.

Mit Beginn des Monats August begab sich Karl Anton nach Ostende, um einige Seebäder zu nehmen. Schon war aber eine andre Reise projektiert, zu der König Wilhelm bereits seine Einwilligung gegeben hatte und die ganz besonders in militärischer Beziehung von Wichtigkeit genannt werden durfte. Es handelte sich darum, das Lager von Châlons zu besuchen, wozu Napoleon den Fürsten eingeladen. Der König von Preußen hatte Ende April drahtlich geantwortet: „Einladung ist anzunehmen und davon zu sprechen. Schriftlich das Nähere."

Diese Reise nach Châlons zog sich jedoch in die Weite, und vorher ging Karl Anton auf etwa vierzehn Tage nach Ostende. Von hier aus schrieb er am

2. August 1863.

Gestern abend bin ich glücklich hier angekommen und habe heute bereits mein erstes Bad genommen. Das Wasser hat 18 Grad, der Wellenschlag ist bedeutend. Es ist eine immense Menschenmasse hier, und gestern abend schon habe ich mindestens zwanzig Bekannte getroffen. Salm-Dyck, Graf Nesselrode, Rittmeister v. Helden, General Phuel, Prinz Hermann von Weimar mit Weib und Kind, Pauline Hohenlohe und preußische Geheimräte aus Berlin und vom Rhein.

Digitized by Google

Morgen soll König Leopold auf mehrere Wochen herkommen. Trotz meines Inkognitos werde ich zu ihm gehn und ihm sagen, daß ich nur vorübergehend in Ostende sei. Ich freue mich eigentlich darauf, ihn zu sehen.

Neues kann ich Dir eigentlich gar nichts mitteilen, denn ich bin erst eine Nacht hier. — Ich hoffe, daß dieser Brief Dich in Weinburg glücklich treffen wird, vielleicht mit König Ferdinand zusammen, von dem die Kinder à leur grand désespoir gar nichts mehr erfahren haben. Es ist nicht schön, sie im unklaren mit allen Reiseplänen zu belassen.

An den König habe ich wegen Anton geschrieben; ich bitte Dich nun, dem Kaiser Napoleon mit ein paar Worten zu danken und ihm zu sagen, daß ich Anton mitbringen werde. Ich weiß, dieser Brief wird Dir nicht sehr angenehm sein, auf der Reise zu schreiben, allein es muß sein, als Gebot dankbarer Höflichkeit.

Ich kann mir denken, daß die Sachsen wegen des Prinzen Karl Theodor erneute Anläufe machen. Karl Anton.

Anton, der jüngste Sohn des Fürsten, sollte mit nach Châlons gehen. Die „Sachsen" hätten gerne eine Verbindung zwischen Herzog Karl Theodor in Bayern und der Prinzessin Marie von Hohenzollern gesehen.

Ostende, den 4. August 1863.

Was soll ich Dir von Ostende schreiben, wo ich bade, Meerluft einatme, esse und schlafe. Heute ist der dritte Tag meines Aufenthalts; es ist herrliches Wetter, nur zu warm, wenig Wellen, aber desto mehr Menschen. Gestern ist König Leopold mit seiner ganzen Familie angekommen. Dem Grafen von Flandern habe ich bereits begegnet, und heute muß ich Seiner Majestät eine Visite machen. Auch das Brabanter Paar ist hier, und diesen Morgen sah ich beide um 8 Uhr unter meinem Fenster vorübergehen.

Vom Prinzen Hermann von Weimar, der soeben von London kam, höre ich Details über die Angelegenheiten Deiner Schwester. Danach hätte sie 6000 Pfund Witwengehalt, was für deutsche Verhältnisse sehr viel, für englische aber minder bedeutend ist. Mary hätte ein Kapital von 60 000 Pfund bekommen, was enorm ist, und Carlo 100 000 Pfund, was gleichfalls für ihn ein glänzendes Vermögen ist. Er hat diese Details von seinem Bruder Eduard, der sie von dem Testamentsvollstrecker selbst gehört hat. Ich bin begierig, zu erfahren, ob Du etwas davon in Baden gehört hast.

Meine Gedanken verfolgen Dich in das hinterste Prätigau! Wie gerne möchte ich die Bergluft einatmen und die stolzen Häupter der Bergriesen anstürmen, allein man muß mit dem Meere auch zufrieden sein, zumal es meinem Fuß außerordentlich gut tut.

Die Königin von England soll um 9 Uhr hier ankommen und mit dem jungen König von Griechenland, der sich hier embarquiert, ein Rendezvous an demselben Tage haben. Ich werde mich bei dieser Gelegenheit nicht sehen lassen, weil ich auch keine Toilette bei mir habe. Karl Anton.

Digitized by Google

Der Fürst erzählt von der ersten Zusammenkunft mit der späteren Gemahlin und deren Schwester Marie: „Josephine hat ein Madonnengesicht; sie war der Mutter rührend anhänglich und immer selbstvergessen. Marie war ein pikanter Backfisch voll Leben und Schalkhaftigkeit." Letztere heiratete 1843 den Herzog von Hamilton. Marie und Carlo (William) waren ihre Kinder. Die Prinzessin Marie heiratete 1869 den Fürsten von Monaco. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn. Später wurde die Ehe jedoch für nichtig erklärt (päpstlicher Seite), und Marie Hamilton vermählte sich 1880 mit dem Grafen Tassilo von Festetics.

Düsseldorf, den 14. August 1863.

Deine glückliche Ankunft in Davos hat mich sehr gefreut. Du hast durchaus recht gehabt, fortzugehen, denn sonst hättest Du viele kostbare Zeit verloren. Wie gerne möchte ich mit Dir sein, anstatt im staubaufgelösten Düsseldorf zu sitzen.

Am 12. Juli bin ich von Ostende glücklich hier angekommen. In Mecheln begegnete ich Lord Tabley, der nach Baden zu Deiner Schwester reiste. Er wußte nichts Neues, auch nichts über das Testament. Ich gab ihm Grüße auf.

Den Tag meiner Ankunft in Düsseldorf fuhr ich nach zweistündigem Aufenthalt abends nach Wesel. Gestern inspizierte ich die 7. Artilleriebrigade, wobei ich sechs Stunden zu Pferde war, hernach Diner und Rückkehr. Es hat mich gar nicht ermüdet und auch meinem Fuß nichts gemacht, was für mich ein gutes Zeichen ist.

... Morgen kommt Anton, und dann habe ich doch einige Zerstreuung, da ich ihn lange nicht mehr gesehen habe.

Am 18. reisen wir nach Châlons, den ersten Tag nach Metz, den zweiten Tag nach Châlons. So hat mir der Kaiser durch Prinz Reuß schreiben lassen.

Der Empfang in Schiers hat mich für Dich sehr gefreut. Du hast sehr recht getan, etwas zu schenken, jedenfalls muß man sehr freigebig mit Trinkgeldern sein, auch in Davos. Für die Abgebrannten in Seewis habe ich durch Herrn Roth 100 Franken zahlen lassen.

Hier gastiert gegenwärtig die Ristori auf dem Stadttheater. Ich kann es bei der ungeheuern Hitze nicht über mich bringen, hinzugehen, zumal sie auf italienisch spielt und eine ganze Truppe mitgebracht hat. Ich fuhr mit Herren von Aachen bis Düsseldorf auf der Eisenbahn, und erst heute wurde mir klar, was die große, italienische, lebendige Gesellschaft zu bedeuten hatte.

Alle politischen Interessen konzentrieren sich jetzt in Frankfurt. Näheres weiß man nicht, außer daß alle deutschen Fürsten dahin gehen, mit Ausnahme Preußens. Ich bin sehr gespannt auf das Resultat. Es ist jedenfalls eine ungeheure Ohrfeige für die Kreuzzeitungsgruppe. Karl Anton.

Der Fürst spricht von dem Frankfurter Fürstentag, der am 17. August 1863 durch eine Rede des Kaisers von Oesterreich eröffnet wurde. König Wilhelm war persönlich eingeladen worden, aber Bismarck riet entschieden zur Ablehnung unter Stellung der Kabinettsfrage, worauf der König von Preußen für die Einladung dankte.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Erinnerungen an Papst Leo XIII. und Kardinal Rampolla

Von

Curt v. Zelau

Es war ein eignes Verhältnis, das diese beiden bedeutenden Staatsmänner miteinander verband. Der Papst, ein Denker ersten Ranges, als solcher freisinnigeren Anschauungen zugeneigt, früher selbst in der diplomatischen Laufbahn genugsam betätigt, um in andern die Eignung hierfür zu erkennen. Der kürzlich verstorbene Kardinal Rampolla, als Kirchenfürst von intransigenten Grundsätzen, als Politiker und Diplomat nur ein Ziel verfolgend: die weitmöglichste Ausdehnung der Herrschergewalt der römischen Kurie. In diesem letzteren stimmten beide vollkommen überein, und darum ließ der Papst seinem Kardinal-Staatssekretär in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten freie Hand. Zu den verschiedenen Symptomen, die bei Leo XIII. auf eine — wenn man so sagen darf — liberalere Richtung hinweisen, mag auch seine Vorliebe für Monsignore Galimberti zählen, den einstigen Leiter der vatikanischen Presse, den er als seinen besonderen Schützling dann zum Nunzius in Wien ernannte. Ob Galimberti, den ich persönlich gekannt, in einem unsrer Gespräche nur einer persönlichen Meinung Ausdruck gegeben oder ob die von ihm entworfene Perspektive der Reflex eines vertraulichen Meinungsaustausches gewesen, den er einst mit dem Papste gepflogen, gleichviel, ich kann mich erinnern, wie er mir einmal von der Möglichkeit einer vatikanisch-italienischen Verständigung auf Grund der Abtretung eines wenn auch schmalen Gebietsstreifens bis an die Meeresküste bei Civitavecchia gesprochen. Daß ein Monsignore, der solches auch nur zu denken wagte, dem Kardinal-Staatssekretär ein Dorn im Auge war, ist begreiflich, und es darf nicht wundernehmen, daß dieser die Privatkorrespondenz des Wiener Nunzius mit dem Heiligen Vater einer strengen Ueberwachung unterzog. Diesem Umstande hatte ich anläßlich meiner ersten Romreise eine kleine Mission zu verdanken, welche mir zu einer Quelle nicht uninteressanter Erinnerungen werden sollte.

Es war im Herbst 1889, zur Zeit, als der mir befreundete Monsignore Tarnassi als Uditore der Nunziatur Sekretär Galimbertis war. Ich hatte ihm von der Absicht gesprochen, demnächst nach seiner Vaterstadt Rom zu reisen. Da suchte er mich eines Morgens auf und sagte mir, ich könnte seinem Chef, dem Nunzius, einen großen Dienst erweisen, wenn ich einen Brief von ihm an den Papst mitnähme, aber, aber ... Darin, in den Bedingungen, unter denen dies geschehen sollte, lag das Interessante. Der Brief sollte dem Heiligen Vater heimlich durch seinen Beichtvater Monsignore Angeli zugemittelt werden, ohne daß der mächtige Staatssekretär Kardinal Rampolla etwas davon erführe.

Ich fuhr also mit dem wohlverwahrten Schreiben des Nunzius nach Rom, begab mich meinen Weisungen gemäß noch an dem Tage meiner Ankunft beim

Digitized by Google

Ave-Maria-Läuten nach dem Vatikan, zur genau bezeichneten Treppe und Tür, wo mir auf mein Pochen der vorher von Wien aus verständigte Monsignore Angeli, ein unscheinbarer geistlicher Herr, selbst öffnete und den geheimnisvollen Brief abnahm.

Am nächsten Abend sprach ich mit einer Einführungskarte der Wiener Nunziatur bei den offiziellen Audienzen des mit Recht als einen der fähigsten Diplomaten gepriesenen Kardinalstaatssekretärs vor. Ich erinnere mich noch, wie der Vorsaal zu seinem Audienzzimmer von sekulären und Ordensgeistlichen aller Weltteile gefüllt war, wie man die verschiedensten Gesichtstypen, den Nordländer, Südländer, Orientalen, Chinesen, Neger und die verschiedensten Mönchstrachten sah; ein die Weltmacht der römischen Kirche kennzeichnendes, imponierendes Bild. Von dem kurzen, ziemlich förmlichen Gespräch mit dem Kardinal Rampolla ist mir nur eine blasse Erinnerung haften geblieben; der bedeutende Eindruck seiner Persönlichkeit aber, der gescheite Gesichtsausdruck mit den dunkeln, durchdringend blickenden Augen wird mir stets unvergeßlich bleiben. Daß man diesen, immer mehr und mehr gegen den Dreibund arbeitenden Staatsmann fürchtete und später alles daran setzte, ihn beim Konklave nicht auf den päpstlichen Stuhl gelangen zu lassen, erscheint mir begreiflich. Oesterreich-Ungarn hat damals von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht; wie ich vor kurzem zufällig erfuhr, hauptsächlich dem König von Italien zu Gefallen, dem hierdurch eine kleine Kompensation für die Nichterwiederung des Besuches in Rom geboten werden sollte. Nachträglich, so will mir scheinen, mag man von mancher, auch von italienischer Seite bedauert haben, dem weltklugen Rampolla durch das Veto den Weg zur Tiara damals verlegt zu haben. Noch vor drei Jahren galt er aber für die Hinkunft als der aussichtsvollste Papabile. — Außer bei ihm sprach ich auch noch bei dem Zeremonienmeister Monsignore Conte de la Volpe vor. — Durch die spontane, liebenswürdige Vermittlung des letzteren erhielt ich ganz unerwartet die Einladung zu einer Privataudienz bei Seiner Heiligkeit. — An einem sonnenhellen Vormittag fuhr ich zum Vatikan. Links von der Fassade der Peterskirche, um die letztere herum führt der Fahrweg nach dem großen Hofe, in dem sich die Auffahrt zu den Appartements des Papstes befindet. Bei dieser Gelegenheit kann man deutlich wahrnehmen, wie die weltliche Herrschaft des Herrn der Christenheit heute lediglich in die Mauern des vatikanischen Palästekomplexes eingeschränkt ist, denn bis unmittelbar vor die Tore desselben begegnet man Polizeiwachleuten der italienischen Regierung. So erstreckte sich auch die Beflaggung der Stadt anläßlich der Gedenkfeier des Einzuges der italienischen Truppen am 20. September fast bis auf den Petersplatz, also bis unter die Fenster des Papstes. Innerhalb des Vatikans, sowohl bei den verschiedenen Eingängen als in den Korridoren und auf den Treppen, gewahrt man die mit mittelalterlichem Anklang malerisch gekleidete Schweizergarde, die in ihren schwarzgelb und rot gestreiften Wämsern und Pumphosen, mit Gewehr oder Hellebarde bewaffnet, Wache hält; sie ist heute noch 120 Mann stark; neben ihr bestehen noch die nach französischem Schnitt uniformierten päpstlichen Gendarmen. Auf

Digitized by Google

der in reichem Säulenschmuck prangenden prachtvollen Scala regia, der Königstreppe Berninis, stieg ich zu den Gemächern des Papstes hinan. Im Vorsaale standen außer den vorerwähnten päpstlichen Garden einige Monsignori in den violetten Damastgewändern der päpstlichen Kämmerer, ferner Türhüter in einer Art Uniform von gleicher Farbe, Kammerdiener und Lakaien. Ein Kämmerer geleitete mich durch eine Reihe mit herrlichen Fresken ausgestatteter Räume nach dem Thronsaal, der in sehr schönen Verhältnissen gehalten, aber keineswegs sehr groß ist. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand ist der in Purpur ausgeschlagene, mit den päpstlichen Insignien und allerhand Ornamenten in Gold geschmückte Thron angebracht; demselben gegenüber an dem Pfeiler zwischen den Fenstern hängt ein vergoldetes Kruzifix. Die Decke und der obere Teil der Wände sind auch hier mit alten Fresken geschmückt; die Wandtapeten sind von rotem Seidendamast und stehen diesfalls mit den längs der Wände aufgestellten Sofas und Fauteuils im Einklange; zwischen den letzteren stehen Marmortische; auf einem derselben eine kostbare alte Schlaguhr; der Fußboden ist von kunstvoller Mosaik; nur die Stufen des Thrones und ein Stück vor demselben mit einem schweren Teppich bedeckt. Hier pflegt der Papst die allgemeinen öffentlichen Audienzen zu erteilen, die Pilgerzüge zu empfangen; vom Throne herab hält er die Allokutionen.

Die Uhr hatte eben die Mittagsstunde geschlagen, als der Oberstthofmeister eintrat, um mich zum Privatgemache des Papstes zu führen. Das bei solchen Audienzen übliche Zeremoniell ist sehr einfach und besteht darin, daß man dem „Heiligen Vater" — so lautet auch die vorgeschriebene Ansprache — mit drei Kniebeugungen zu nahen hat, sodann vor ihm niederkniet und die zum Kusse dargereichte Hand — nicht den Fuß oder Pantoffel — küßt. Dieselben Reverenzen hat man beim Abgehen zu beobachten. Selbstverständlich erscheint man im Frack und weißer Krawatte, eventuell in Uniform, jedoch ohne Handschuhe und ohne den Hut in der Hand zu halten. Für Damen ist ein schwarzes Kleid und ein nach italienischer Art geschlungener schwarzer Spitzenschleier vorgeschrieben. — Das Gemach, in dem mich der Papst empfing, lenkte weder durch seine räumlichen Verhältnisse, noch durch besonderen Prunk meine Aufmerksamkeit auf sich. Leo XIII. saß auf einem der Fensterwand gegenüber stehenden rotausgeschlagenen Lehnstuhl und forderte mich, nachdem ich die schuldige Ehrerbietung bezeigt, in leutseliger Weise auf, auf dem neben seinem Sitze befindlichen Fauteuil Platz zu nehmen. Man mag so freisinnige Anschauungen wie immer hegen, der Augenblick, in dem man zum erstenmal vor den Herrn der Christenheit tritt, wird jedermann einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck machen. Bei Leo XIII. wirkte hierbei auch noch die persönliche Hoheit und Würde der Erscheinung und eine gewinnende Liebenswürdigkeit mit. Dadurch, daß er stets hagerer Komplexion gewesen, prägte sich in seinen Gesichtszügen, die bei der Begrüßung einen mild lächelnden Ausdruck zeigten, sein hohes Alter keineswegs so sehr aus, daß man ihn für volle achtzig Jahre halten mochte. Die von ihm verbreiteten Porträte waren zumeist sehr ähnlich, und der charakteristische Zug

Digitized by Google

von Klugheit, den dieselben in seinem Gesichte aufwiesen, entsprach vollständig der Wirklichkeit. Man hatte damals den Papst oft als kränklich und leidend geschildert; ich muß gestehen, daß ich diesen Eindruck nicht empfing. Die Gesichtsfarbe war allerdings ziemlich blaß, doch war in dem Antlitz kein leidender Zug, keine Eingefallenheit zu bemerken. Unter dem weißen Käppchen sah das gebleichte Haar hervor, und von dem weißen Gewande hob sich das Antlitz fast in dunkler Schattierung ab. Auf die Brust fiel ein an goldener, um den Hals geschlungener Kette hängendes, kunstvoll gearbeitetes Kreuz; an der Hand gewahrte man den großen historischen Fischerring, und die Füße steckten in dunkeln, goldgestickten Samtpantoffeln.

Das nun sich entwickelnde Gespräch wurde in französischer Sprache geführt, die der Papst vollständig beherrschte, aber doch mit merklichem italienischem Anklang sprach. Wie ich später erfuhr, hatte er sie, da er zu Beginn der fünfziger Jahre zum Nunzius in Brüssel ernannt worden, auf der lang währenden Postfahrt von Rom bis dahin erlernt, und als er selbst einen Monsignore zum Nunzius ernannte, der nur des Italienischen mächtig war und der Kenntnis des Französischen dringend bedurft hätte, bemerkte er auf die ihm gemachten Einwendungen: „Er soll die Sprache unterwegs nach seinem neuen Posten lernen, wie ich es getan!“ — ohne zu bedenken, daß nicht jeder seine hohe Begabung besaß, und daß man nun nicht mehr in der Zeit der Postkutsche, sondern in der der Eisenbahnen lebte.

Nach einigen an mich gerichteten Fragen begann der Papst über seine Lage zu sprechen. Langsam und jedes Wort betonend, sagte er ungefähr folgendes: „Seit ich vor zwölf Jahren zum Papste, zum Oberhaupt der katholischen Christenheit gewählt worden, habe ich die Räume dieses Palastes nicht verlassen können. Ich kann den Vatikan nicht verlassen, denn ich kann mich keinen Beleidigungen, keinen Insulten aussetzen; das wäre gegen meine Würde!“ — Diese letzteren Worte sprach er mit erhobener Stimme, und dabei leuchtete sein dunkles Auge in hoher Entrüstung. — Auf eine bescheidene Bemerkung, ob und wie Seine Heiligkeit eine Aenderung dieser seiner Lage erhoffe, entgegnete der Papst, jeder konkreten Andeutung ausweichend, das liege allein bei Gott, in dessen Gerechtigkeit er seine ganze Hoffnung zu setzen nie aufhöre. Im Laufe des Gespräches wurde auch die damalige Haltung der italienischen Presse berührt. — Es wäre gut, meinte der Papst, daß man es auch in Oesterreich wüßte, wie viele dieser Journale ihn täglich beschimpften. — Dann wurde der politischen Situation im allgemeinen gedacht, wobei sich der Papst mit Befriedigung über das Ergebnis der kurz vorher stattgefundenen Wahlen in Frankreich aussprach und in diesem Ergebnisse eine wichtige Bürgschaft des Friedens erblickte, den er für die nächste Zeit für vollständig gesichert hielt. Auch von der in den Blättern wiederholt als bedenklich bezeichneten eventuellen Reise des russischen Thronfolgers nach Paris war die Rede; eine solche, wenn sie stattfände, meinte der Heilige Vater, hätte schon im vorhinein ihre Bedenklichkeit dadurch verloren, daß der Großfürstthronfolger ja bei den Manövern in Deutsch-

Digitized by Google

land war. Schließlich kamen spezifisch österreichische Verhältnisse zur Sprache, worin sich der Papst, sowohl was politische wie Personalfragen betraf, erstaunlich gut unterrichtet zeigte, und für welche er ein großes Interesse an den Tag legte. Nur eine Tatsache, die ich ihm mitteilen konnte, war ihm unbekannt und schien seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, das waren die sehr zahlreichen Uebertritte, namentlich von Arbeitern im nördlichen Böhmen, zum Protestantismus und Altkatholizismus infolge der lebhaften Agitation, welche der Klerus damals gegen die freisinnigen Schulgesetze entwickelte. Erst nach dem Tode des Papstes Leo XIII. erfuhr ich aus einem über denselben veröffentlichten Nachrufe, daß kurze Zeit nach meiner Audienz die Wiener Nunziatur von ihm die Weisung erhalten hatte, diesen Agitationen, welche unzweifelhaft noch weitere Uebertritte zur Folge gehabt haben würden, entgegenzuwirken.

Mit einigen Bemerkungen persönlicher Art und der Erteilung des päpstlichen Segens schloß die viertelstündige Audienz. Als sich der Papst erhob, um den Glockenzug zu ziehen und dem Kämmerer ein Zeichen zu geben, daß die Audienz beendet sei, konnte ich wahrnehmen, daß seine schlanke Gestalt von der Last der Jahre keineswegs so gebeugt sei, wie von der italienischen Presse damals wiederholt berichtet worden.

Eine dem Vatikan nahestehende Persönlichkeit sagte mir von Leo XIII., er sei der letzte Papst gewesen, der die damals noch vorhandenen Traditionen des Ansehens der weltlichen Macht des Papsttums zu einer großzügigen Politik zu benützen verstand, welche die römische Kurie als einen wichtigen Faktor in den Berechnungen der Großmächte erscheinen ließ, wofür das dem Papste wiederholt übertragene internationale Schiedsrichteramt ein deutliches Zeugnis ablegt.

Literarische Berichte

Franz Rákóczi und sein Kampf für Ungarns Freiheit 1703—1711. Von Freiherrn v. Hengelmüller. 1. Band. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 8.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein bekanntes Wort sagt, daß die Habsburger in jedem Jahrhundert einmal um den Besitz Ungarns kämpfen müßten. Einer der schwersten dieser Kämpfe war sicherlich der durch Franz Rákóczi heraufbeschworene. Rákóczi war durchaus nicht ein abenteuernder Rebell, ein patriotischer Räuberhauptmann höheren Stils, sondern er war ein großer Herr vom höchsten Adel, mächtigem Grundbesitz und großen Reichtümern, der fast wie eine gleichberechtigte Macht mit dem Kaiser in Wien Krieg führte und Verhandlungen pflog. In der deutschen geschichtlichen Literatur fehlte bisher eine eingehende Darstellung der Kämpfe, die Franz Rákóczi gegen Oesterreich führte und die doch zu den wichtigsten Episoden in der Geschichte der Doppelmonarchie gehören. Diese Lücke füllt jetzt Freiherr v. Hengelmüller mit seinem auf zwei Bände angelegten Werk aus. Rákóczi selbst, ein tüchtiger Krieger und maßvoll besonnener Staatsmann, vor allem und immer aber ein aufrichtiger, glühender Patriot, die Persönlichkeiten seiner Anhänger und Gegner, die Kämpfe mit ihrem wechselvollen Kriegsglück, die Minen und Gegenminen europäischer Politik, die im Zusammenhang mit dem ungarischen Aufstand geführt wurden, der ganze kulturelle Zustand des damaligen Ungarn — das alles tritt uns plastisch aus dem Werk entgegen, das, auf gründlichen archivalischen Studien aufgebaut, für Historiker und Geschichtsfreunde eine ebenso belehrende wie fesselnde Gabe bedeutet. —y—

Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis in die Gegen-

Digitized by Google

wart. Von Eduard Engel. Achte Auflage. In neuer Bearbeitung. Mit 31 Bildnissen. Leipzig, F. Brandstetter. 556 S. M. 6.— (7.25).

Daß dies Werk in kurzer Zeit schon die achte Auflage erlebt, ist ein gutes Zeichen sowohl für den Wert des Buches wie für den Geschmack der Leser. Es verdient den Erfolg wegen der übersichtlichen und anregenden Darstellung, wegen des freimütigen, auf sicheren Kentnissen beruhenden Urteils, nicht am wenigsten auch wegen der klaren, gut deutschen Ausdrucksweise. Alle wichtigsten Erscheinungen der letzten Jahre sind in der neuen Auflage nachgetragen. Bei der Beurteilung des Ganzen hat man vor allem im Auge zu behalten, daß das Werk weniger philologischer Belehrung dienen als ein Wegweiser für künstlerischen Genuß sein soll. Die Bewertung der einzelnen Dichtungen ist immer anregend, meistens auch wohl allgemeiner Zustimmung sicher; hier und da erscheint Widerspruch erlaubt. Um beliebige Beispiele herauszugreifen, halte ich die stark absprechenden Urteile über Bossuet, Constant, Anatole France, Maeterlinck für ungerecht. Grundsätzlich könnte man wohl bei aller Anerkennung der gesamten Leistung des Verfassers zweierlei einwenden: daß er zu sehr den Maßstab des deutschen Empfindens und der deutschen Kunstüberlieferung anlegt und daß er überhaupt, namentlich in den Abschnitten über die neuere Zeit, zu ausschließlich wertet, dem Leser zu wenig über den besonderen Inhalt und Charakter der besprochenen Werke mitteilt. Br.

Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. Heft 1 bis 8. Leipzig 1911 und 1912, B. G. Teubner.

Ihren Gedanken, in fortlaufender Reihe Schriften herauszugeben, deren jede, unter der eignen Verantwortlichkeit ihres Verfassers, die staatsbürgerliche Bildung im deutschen Volke fördern, insbesondere auf die Erziehung seiner Jugend zum Verständnis der Grundlagen unsers staatlichen Lebens und zur Erweckung vaterländischen Pflichtbewußtseins wirken soll, hat die Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung mit einer Rührigkeit und Kraft in die Tat umgesetzt, die unsers Beifalls sicher wären, auch wenn die Durchführung des Planes nicht so ausgezeichnet gelungen wäre, wie es wirklich der Fall ist. Alle acht bis jetzt erschienenen Schriften verdienen ernste Beachtung: sie gehören zu dem Wertvollsten, was auf dem noch jungen, aber schon von einer nur noch schwer zu überschauenden Literaturhecke umzogenen Arbeitsfelde der staatsbürgerlichen Erziehung geleistet worden ist, ja diese Sammlung handlicher Hefte wird ohne Zweifel bald der Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Kultur eines der dankbarsten Gebiete der modernen Pädagogik sein. Nach drei sorgfältigen Studien über die staatsbürgerliche Erziehung in der Schweiz (von Paul Rühlmann, M. 1.—), in Dänemark (von Chr. Gröndahl, M. 0.60) und in den Niederlanden (von Paul Oßwald, M. 0.60), deren Lektüre besonderen Nutzen bringt, wenn sie vergleichend betrieben wird, geht es frisch hinein in die Praxis: J. B. Seidenberger erörtert die Stellung der staatsbürgerlichen Erziehung im Geschichtsunterricht der höheren Schulen (M. 1.60), dasselbe Thema klingt an, wird aber auch auf andre Fächer ausgedehnt in Heinrich Wolfs Abhandlung „Staatsbürgerliche Erziehung auf den höheren Schulen“ (M. 1.—), mit besonderer Berücksichtigung der Lehrerseminare behandelt das Problem Artur Fickert (M. 1.60), den Weg zum Staatsbürger durch die Volksschule zeigt Paul Thieme (M. 1.—), und einen ganz vortrefflichen Beitrag zur Wirtschafts- und Bürgerkunde, eine dankenswerte Stoffdarbietung für den Unterricht selbst gewährt B. Rosenthals nicht bloß für Schüler interessante Studie „Unser täglich Brot“.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Spemanns goldenes Buch der Musik. Eine Hauskunde für jedermann. Durchgesehene und ergänzte neue Auflage. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 8.—.

Es ist ein überaus reichhaltiges Buch, das hier zum zweitenmal ergänzt und in den aktuellen Teilen bis zur Gegenwart fortgeführt, der musikalischen Welt dargeboten wird. Der musikgeschichtliche Teil stammt von keinem Geringeren als von Prof. Dr. Hugo Riemann. Die theoretischen Fächer (darunter Klanglehre und Instrumentenkunde) sind von verschiedenen Verfassern übersichtlich zusammengestellt. Von großem Vorteil für den Leser sind die Analysen der hauptsächlichen Kunstwerke; Richard Wagner ist ein eignes Kapitel gewidmet. Das Verzeichnis aller deutschen Musikschulen, die Ausführungen über Musikwissenschaft, über Probleme und Strömungen des modernen Musiklebens, über nordische Musik, über die Wirkungskreise der Musiker, dann umfassende Literaturführer, das Register der Tonkünstler der Gegenwart (mit Abbildungen), ein Künstlerlexikon und Aussprüche über Kunst und Künstler — das alles findet man nirgends so praktisch zusammengefaßt wie in vorliegendem Buch.

Dr. K. Gr.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aathal, Werner von, Suka-Bumi Estate. Novelle aus dem Tabakpflanzerleben Delis. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Liefg. 61, 62, 63, 64. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Blume, W. v., Die Wehrkraft Deutschlands im Vergleich mit der der anderen europäischen Großmächte. Ein Vortrag. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 75 Pf.

Braun, Dr. G., Das Ostseegebiet. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Brausewetter, Artur, Gedanken über den Tod. Stuttgart, W. Spemann. M. 4.—.

Brieger, Rudolf, Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Breslau, Ferdinand Hirt. M. 5.—.

Busch, San.-Rat Dr., Die deutsche Aerzteschaft am Scheidewege. Berlin, J. Goldschmidt.

Busz, Hans, Die deutsche Rheinmündung. Münster i. W., Franz Coppenrath. Brosch. M. 2.50.

Chérif-Pacha, Général, Quelques Rèflexions sur la Guerre turco-balkanique. Paris, Imprimeries A. G. L'Hoir, Editeur.

Claudel, J. C., 1813—1913, Le Français né Matin ... suivi de Stingy Frenchman! Zwolle (Holland), C. Fastré, libraire. Fr. 1.50.

Do[illegible], Gottfried, Lyrische Ernte. Leipzig, F. W. Barthel Verlag. M. 3.—.

Emerson, Ralph Waldo, Ueber den Krieg. Berlin, Verlag der Friedens-Warte. 80 Pf.

Fried, Dr. Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. Heft 10, Jahrgang 15. Wien IX/2, Selbstverlag.

Friederich, Rudolf v., Die Befreiungskriege 1813—1815. Bd. IV: Der Feldzug 1815. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Friedrich, Prof. Gustav, Die Farce des Jahrhunderts oder des Monisten Glück und Ende. Leipzig, Hermann Zieger. M. 2.—.

Gesundbrunnen 1914, Kalender des Dürerbundes. München, Georg D. W. Callwey. Geh. 60 Pf., geb. M. 1.—.

Hildebrandt, Dr. Hans, Adolf Hölzel als Zeichner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.—, kart. M. 1.50.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 28. 2. und 3. Lieferung. Berlin, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jakob, Marie, Lebensweg und selbstverfaßte Aufzeichnungen einer Deutschen à la Lenormand. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Kutschbach, A., Die Serben im Balkankrieg 1912/13 und im Kriege gegen die Bulgaren. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Geh. M. 3.20, geb. M. 4.—.

Lamprecht, Geh. Rat Prof. Karl, Die Nation und die Friedensbewegung. Berlin, Verlag der Friedens-Warte. 30 Pf.

Müller-Bohn, Hermann, Des Deutschen Vaterland. 2 Bände. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung.

Müller-Lyer, F., Phasen der Liebe. München, Albert Langen. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Müsebeck, Dr. Ernst, Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 11.—, geb. M. 12.—.

Neue gemischte Korrespondenz. Nr. 1. 15. September 1913. Limperich b. Bonn, T. Rieth. Vierteljährlich M. 4.—.

Pohl, Dr. Heinrich, Die deutsche Auslandshochschule. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.50.

Quinones, Ubaldo Romero, Redención Humana. Madrid, Juan Pérez Torres.

Rauck, Chr., Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Reeg, Ludwig, Das verborgene Leben. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlg. Geb. M. 2.—.

Schmaus, Prof. Dr. Johann, Geschichte und Herkunft der alten Franken. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. Geb. M. 4.—.

Schmidt-Gründler, Dr. med. Ferdinand, Eine gesunde Jugend: ein wehrkräftiges Volk. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.40.

Schneider, Dr. phil. Oswald, Bismarcks Finanz- und Wirtschaftspolitik. Eine Darstellung seiner volkswirtschaftlichen Anschauungen. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 7.—.

Sevin, Dr. phil. Ludwig, Deutschlands Kulturausgaben. Eine finanzstatistische Untersuchung. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.60.

Tierschutz-Kalender 1914. Berliner Tierschutz-Verein.

Uellenberg, E., Das Kreuz auf Dornawyl. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Broschiert M. 4.—, Leinw. M. 5.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

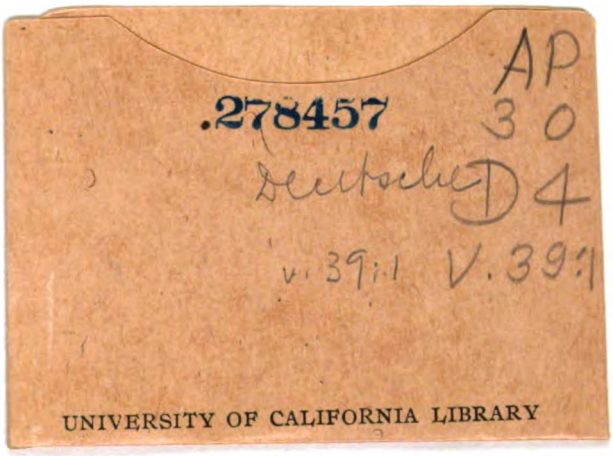
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 07261


.278457
AP
30
Deutsche
D4
v.39:1
V.39:1
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google